

Lothar Baus [Hrsg.]

\*\*\*\*\*

L. Annaeus SENECA -

Briefe an Lucilius

oder

Wie überzeugt man einen Epikureer von den Vorzügen der stoischen Philosophie?



Lothar Baus [Hrsg.]

L. ANNAEUS SENECA -

Briefe an Lucilius

oder

Wie überzeugt man einen  
Epikureer von den Vorzügen der  
stoischen Philosophie?

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288-56-9

Meiner Mutter  
Erika Franziska Baus, geb. Seuring,  
gewidmet

Wenn du mich [Seneca] fragst, so halte ich für einen Menschen nichts für ein Unglück, außer dass es in der Welt etwas gibt, das er für ein Unglück hält. Ich werde mir selber unerträglich sein an dem Tag, an dem ich mich außerstande sehe, etwas zu ertragen.

Seneca, >Briefe an Lucilius<, 96. Brief

Zeichenerklärung:

Text in eckigen Klammern [ ] = Hinzufügungen des Herausgebers  
Drei Punkte in eckigen Klammern [...] = Auslassungen des Herausgebers

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2021

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288-56-9

## Inhalt

Vorbemerkungen des Herausgebers	Seite 7
Die Situation des Briefeschreibers	Seite 8
Anmerkungen zur Edition	Seite 10
Die stoische und peripatetische Physiktheorie	Seite 11
Über die Welt	Seite 52
Die Hauptmaxime der stoischen Philosophie	Seite 61
Die vier Tugenden der Stoiker	Seite 62
Handbüchlein der stoischen Philosophie	Seite 63
Die materialistische Ethik der Stoiker	Seite 74
L. Annaeus Seneca: Briefe an Lucilius	Seite 79



## Vorbemerkungen des Herausgebers

Der Altphilologe Theodor Birt stellte bereits vor über hundert Jahren die These auf: „*Die Kirchenväter hielten [ungefähr] seit dem 5. Jahrhundert Seneca sogar fälschlich für einen Christen; hätten sie es nicht getan, seine Schriften wären uns mutmaßlich gar nicht erhalten worden.*“<sup>1</sup> Der Grund, warum die frühe Kirche Seneca für einen der ihren halten konnte, liegt in der Tatsache, dass die stoische Philosophie eine Geheimphilosophie beinhaltet. Vor den Uneingeweihten sprach man noch von Gott, anscheinend einem monotheistischen Gott, dem Aether; erst nach einer längeren Zeit der Lehre und der Prüfung wurde der junge Stoiker dahingehend eingeweiht, dass mit Gott Zeus oder Jupiter eigentlich der materielle Aether-Logos gemeint ist. Siehe dazu ausführlich weiter unten das Kapitel >Die stoische und peripatetisch-aristotelische Physiktheorie<.

Der absolute Beweis für die sogenannte Stufen- oder Geheimphilosophie der Stoiker ist diese Äußerung des Chrysippos:

*Chrysippos sagt, dass die Lehre von den Göttern ganz mit Recht als teletê [Einweihungen] bezeichnet werden. Sie müssten nämlich teleutaioi [als letzte] und im Anschluss an alles andere gelehrt werden, wenn die Psyche eine Stütze habe, gestärkt sei und gegenüber den Uneingeweihten zu schweigen vermöge. Denn über die Götter ein richtiges Verständnis zu gewinnen und ihrer mächtig zu werden [im Sinne von: zu der Überzeugung zu gelangen, dass es gar keine Götter gibt], das sei eine große [intellektuelle] Anstrengung [bzw. Leistung].<sup>2</sup>*

Erst wenn die Psyche eines Neulings stark genug war, um die Wahrheit - d. h. die Gewissheit der Endlichkeit des Lebens - ertragen zu können, erst dann durfte er in die atheistische Geheimphilosophie eingeweiht werden. Außerdem musste gewährleistet sein, dass er gegenüber den fanatischen Andersdenkenden - den Theisten - zu schweigen verstand, denn man musste sehr vorsichtig sein, um die eigene Existenz und die der Gleichgesinnten nicht zu gefährden.

Einen weiteren klaren und eindeutigen Beweis für die Stufen- und Geheimphilosophie der Stoiker fand ich bei Klemens von Alexandria. In dem Werk >Teppiche wissenschaftlicher Darlegungen entsprechend der wahren Philosophie< (Stromateis)<sup>3</sup>, II. Buch, § 58, 2 lesen wir:

*Ja auch die Stoiker sagen, dass Zenon der Erste [Zenon von Kition] manches geschrieben habe, was sie nicht leicht [im Sinne von: nicht ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen] den Schülern zu lesen gestatten, ohne dass sie zuerst eine Prüfung darüber bestanden haben, ob sie in rechter Weise philosophieren.*

Diese Vorsichtsmaßnahme diente natürlich einzig und allein zum Schutz der Anhänger der stoischen Philosophie vor den Angriffen theistischer Fanatiker. Wenn also in der Abhandlung eines antiken Stoikers von Gott die Rede war, dann wusste ein in die stoische Physiktheorie Eingeweihter natürlich sofort, dass der Autor anstatt Gott eigentlich den Aether-Logos, alias das Naturgesetz, meinte.

<sup>1</sup> Siehe Theodor Birt, >Aus dem Leben der Antike<, 4. verb. Aufl., Leipzig 1925.

<sup>2</sup> Siehe Karlheinz Hülsner, >Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<, Nr. 650: Etymologicum Magnum s. v. teletê, p. 751, 16 - 22; Ed. Gaisford col. 2108.

<sup>3</sup> In der Übersetzung von Franz Overbeck.

Aether-Logos, alias Naturgesetz, ist synonym für Jupiter oder Gott zu setzen.

Die christlichen Kopisten des Mittelalters hatten natürlich die Anweisung, für „Aether“ oder „Logos“ das Wort „Gott“ zu schreiben. Aber für das Wort „Natur“ hatten sie keine Anweisung erhalten. Sie verwundert es nicht, wenn wir an vielen Stellen im Text von der Natur lesen. Jedoch nach der stoischen Physiktheorie sind Aether, Logos und Natur synonyme Begriffe.

Eine genaue Datierung der Briefe Senecas an Lucilius ist nicht möglich. Eines der wenigen Daten in den Briefen ist die Erwähnung des verheerenden Brands von Lyon im Sommer des Jahres 58 u. Zr. (im 91. Brief erwähnt) und als Endpunkt der Tod Senecas im April des Jahr 65 u. Zr., das ist ein Zeitraum von mehr als sieben Jahren. Eine genaue Chronologie der Briefe ist auch nicht erforderlich, da sie überwiegend philosophischen Inhalts sind. Die autobiographischen Erwähnungen sind zufällig, wenn auch sehr interessant. Auch ohne Datierung der Briefe gewinnen wir einen lebhaften Eindruck von Senecas Leben und Denken; und zwar überwiegend nach seinem Rückzug aus der Politik.

Die häufigen Todesgedanken Senecas waren nicht allein eine Folge seiner chronischen Krankheit, höchstwahrscheinlich der angina pectoris, sondern, was seine Biographen bisher alle übersehen haben, eine Folge der immer bedrohlicher werdenden innenpolitischen Spannungen, die sich schließlich in der Pisonischen Verschwörung im April des Jahres 65 u. Zr. entluden. Wir müssen davon ausgehen, dass Seneca die Katastrophe einer dritten Verschwörung gegen das Prinzipat Neros und sein gewaltsames Ende geahnt, bzw. befürchtet habe. Er schrieb im 88. Brief: „*Es ist mehr als genug dafür gesorgt, dass ich vor Arglist sicher bin.*“ Offensichtlich besaß der Stoiker Seneca Feinde in Rom, vor denen er sogar einen Mordanschlag befürchten musste. Einer dieser Todfeinde könnte der berühmte Delator Suillius gewesen sein. Seneca wurde mit absoluter Gewissheit nicht von Kaiser Nero ermordet.

Außerdem geht eindeutig aus den Briefen an Lucilius hervor, dass Seneca das faschistoide Staatswesen der Prinzipatsherrschaft und die daraus entstandene militaristische Subkultur für nicht reformierbar hielt. Die Katastrophe war unabwendbar. Sein dringender Rat an Lucilius daher: Rückzug von einem Staat, dem nicht mehr zu helfen ist. Diesen Rat befolgte nach meiner Überzeugung kein Geringerer als Kaiser Nero. Siehe dazu ausführlich mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. überarbeitete und erweiterte Auflage, Homburg 2016.

### Die Situation des Briefschreibers

- Wie aus seinen späten Schriften und aus seinen Briefen an Lucilius unzweifelhaft hervorgeht, hält Seneca das römische Staatswesen, die faschistoide Prinzipatsherrschaft und die römische Gesellschaft, für nicht reformierbar.

- Seneca hat von Kaiser Nero eine persönliche Leibwache zu seiner Sicherheit erhalten. Siehe 88. Brief: „*Es ist mehr als genug dafür gesorgt, dass ich [Seneca meint sich selber] vor Arglist sicher bin. Man erwidert: Täuscht mich*



*etwa die morgige Stunde nicht? Was mir ohne mein Wissen zustößt, das täuscht mich doch. Was mich anbelangt, so weiß ich nicht, was kommen wird; wohl aber weiß ich, was kommen kann. Das bewahrt mich vor Verzweiflung. Ich erwarte alles. Wird mir etwas erspart, so rechne ich es mir zugute. Die Stunde täuscht mich, wenn sie schonend mit mir verfährt; doch nein, selbst dann täuscht sie mich nicht. Denn so gut wie ich weiß, dass alles geschehen kann, so gut weiß ich auch, dass nicht alles unbedingt geschehen wird. Gewiss, ich hoffe auf das Gute, bin aber auf das Schlimme gefasst.“*

- Seneca ist ein Greis und hat eine schwere chronische Krankheit: höchstwahrscheinlich angina pectoris. Er weiß daher, dass er nicht mehr lange zu leben hat und macht sich daher philosophische Gedanken über das Sterben und was eventuell nach dem Tod kommt.

- Lucilius ist ein Anhänger der epikureischen Philosophie. Seneca schreibt im 23. Brief: „deines Epikur“. Die vielen Zitate aus Werken und Briefen Epikurs dienen dazu, zu beweisen, dass die stoische und epikureische Philosophie viele Gemeinsamkeiten haben. Seneca versucht offensichtlich, Lucilius von den Vorzügen der stoischen Philosophie gegenüber der epikureischen zu überzeugen.

- Lucilius ist, zumindest zu Beginn des Briefwechsels, ein Theist, er glaubt noch an die römischen Götter, wie der römische Epikureer Philodemos von Gadara, der die Stoiker öffentlich des Atheismus' bezichtigte. Siehe weiter unten >Die stoische Physiktheorie<. Um die Freundschaft zu Lucilius nicht zu gefährden, deswegen schreibt Seneca manchmal noch von Göttern oder zitiert Sprüche von Vergil.

- Ob es Seneca gelang, Lucilius von den Vorzügen der stoischen Philosophie zu überzeugen, das wissen wir nicht, da nicht alle Briefe erhalten geblieben sind.

- Wahrscheinlich machte Seneca Abschriften von seinen Briefen an Lucilius. Diese Kopien könnte Kaiser Nero nach der Ermordung Senecas durch die Pisonische Verschwörergruppe zum Andenken an seinen Freund und Lehrer herausgegeben haben. Natürlich las Kaiser Nero auch die Briefe Senecas an Lucilius, wie auch alle anderen Werke Senecas. Dies bewog ihn in nicht unerheblichem Maße, sein Prinzipat aufzugeben und dem faschistoiden römischen Staatswesen den Rücken zu kehren und zu fliehen. Lesen Sie dazu ausführlich mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erw. Auflage, Homburg 2016.

- Wenn Kaiser Nero der Herausgeber der Briefe war, wovon ich überzeugt bin, ist mit Sicherheit anzunehmen, dass der Inhalt einer Zensur unterworfen wurde. Es fehlen z. B. alle Hinweise auf die Tagespolitik, die politische Lage in Rom und über Ereignisse am Neronischen Hof.

- Natürlich wurden die Briefe im Mittelalter während der Abschrift erneut einer theistischen Zensur unterworfen. Aus „Aether“ wurde „Gott“.

## Anmerkungen zur Edition

Diese Ausgabe der >Briefe an Lucilius< ist eine Fiktion. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wurde das Werk von den christlichen Kopisten des Mittelalters theistisch interpoliert, ja regelrecht verfälscht. Die Stoiker hielten den Aether-Logos für ihren Gott. Die stoische Philosophie beinhaltet einen ethischen Materialismus. Nach der Physiktheorie der Stoiker ist der Aether die Vernunftkraft des Universums, welches wir als eine Vorahnung der Gravitation ansehen können, und jeder Mensch besitzt ein winziges Stück des Aethers in sich, dem er seine Vernunft verdankt.

Der Herausgeber versuchte, die Fälschungen des Mittelalters zu eliminieren und den Originalzustand wieder herzustellen. Daher kommt diese Textausgabe der wahren stoischen Philosophie näher als die korrekteste moderne Übersetzung.

Außerdem habe ich im Sinne der Gleichberechtigung von Frauen und Männern aus „Männer“ die Bezeichnung „Menschen“ gesetzt, denn Frauen können ebenso tugendhaft sein wie Männer. Frauen können ebenso alle vier stoischen Tugenden erwerben und besitzen wie Männer. Ebenso habe ich aus „edel veranlagten Jünglingen“ die Bezeichnung „edel veranlagte Menschen“, also weiblich wie männlich, gesetzt.

# Die stoische und peripatetisch-aristotelische Physiktheorie

## Die stoische Physiktheorie

### 1. Gott ist der Aether, alias das Naturgesetz

Die Menschen der Vorzeit erkannten eines Tages, dass alles Leben auf der Erde von der wärmenden Kraft der Sonne abhängt. Seit dieser revolutionären Erkenntnis beobachteten sie den Lauf der Sonne und der anderen Himmelskörper während des ganzen Jahres bei Tag und bei Nacht.

Der Wechsel der Jahreszeiten - von der höchsten Erwärmung im Sommer bis zur tiefsten Abkühlung im Winter - war den Menschen zuerst ein unerklärliches Phänomen. Jedoch merkten sie bald, dank ihres unstillbaren Wissensdrangs, dass es mit dem Stand der Sonne am Firmament zusammenhängen muss. Befand sich die Sonne am höchsten Punkt, war es auf der Erde am heißesten, stand sie am tiefsten, war es am kältesten. Diese Erkenntnis stand am Beginn der sogenannten Megalithkultur. Die Steinanlagen von Stonehenge und anderer Orte dienten der Berechnung der Sommer- und Wintersonnenwende. Aus den physikalischen Erkenntnissen der Menschheit entstand die sogenannte Naturphilosophie.

Die stoische Physiktheorie ist – abgesehen von kleineren Abweichungen in speziellen Fragen – diese: Ehe es eine Erde und einen Kosmos gab, war das Urfeuer, Aether genannt. Dieses Urfeuer ist gleichzeitig die Urmaterie. Also einerseits die Grundlage der sichtbaren Welt, die Materie, die sich daraus entwickelte, und andererseits das Naturgesetz, die schöpferische Kraft, Logos genannt. Der Aether ist also Materie und Naturgesetz gleichermaßen. Die Materie ist passiv und das Naturgesetz - der Logos - aktiv.<sup>4</sup>

Der Aether wird mit den verschiedensten Namen benannt: als erster Stoff [gr. proto hyle], als Ursubstanz [gr. usia], als das Aether-Feuer, als das schöpferische Urfeuer, als das Wesen, als Logos, als Natur oder Naturgesetz, als kunstverständiges Feuer, als Schicksal und nicht zuletzt auch als Gott.

Alles, was in der Welt vorhanden ist, ging – nach der stoischen Physiktheorie - aus dem schöpferischen Urfeuer - dem Aether-Feuer - mit naturgesetzlicher, unabwendbarer Notwendigkeit hervor. Ein Teil des Aethers verwandelte sich zuerst in eine dunstartige Masse, diese in wässrige Flüssigkeit, aus welcher sich durch die nachwirkende Kraft des Feuers das Wasser, die Erde und die Luft ausschieden. Aus der Luft wiederum kann Feuer hervorbrechen, wie wir es bei einem Gewitter sehen. Dieses irdische Feuer ist vom Aether dadurch verschieden, da es mit Luft vermischt, also unrein ist. Es gibt demnach in der stoischen Physiktheorie fünf verschiedene Elemente, wie in der Samkhya-Lehre, nämlich: das Urfeuer, alias die Urmaterie, alias der Aether, woraus wiederum vier weitere Elemente (gr. stoikeya) entstehen können: irdisches Feuer, Luft, Wasser

<sup>4</sup> Wir können uns dies tatsächlich so vorstellen wie die Gravitation. Die Materie ist an sich passiv, jedoch große Materieansammlungen, wie Fixsterne, Planeten und Schwarze Löcher, bewirken etwas durch ihre Massenanziehungskraft: die Gravitation. Die Aether-Theorie der Stoiker (passive Materie und aktive Kraft, die der Materie innewohnt) erscheint mir wie eine Vorahnung der Gravitation.

und Erde. Darauf machte bereits Paul Barth, >Die Stoa<, Stuttgart 1903, aufmerksam. Am Ende dieser Entwicklung stand die Erde mit einer Vielzahl von Unterelementen, Pflanzen und Lebewesen.

Alles ist materiell gedacht bei den Stoikern: die Psyche, unsere Vorstellungen, die Affekte, die Tugenden, rein alles. Die stoische Philosophie ist materialistisch, wie die Samkhya-Lehre. Wie konnte eine Philosophie das Prädikat pantheistisch erhalten, obwohl sie alles andere als theistisch ist? Oder fragen wir anders herum: Wie konnte die Stoa der Verfolgung der Theisten anscheinend mühelos entgehen, obwohl sie eine materialistische Philosophie beinhaltet? In Athen gab es seit dem Jahr 432 v. u. Zr. die gesetzliche Handhabe für Asebieprozesse (Gottlosenprozesse). Religionskritische Philosophen, wie Theodoros von Kyrene, Diagoras von Melos, Anaxagoras, Diogenes von Apollonia, Protagoras, Kritias, Sokrates, Antisthenes, Demokritos und viele andere wurden des Atheismus angeklagt und günstigenfalls des Landes verwiesen.<sup>5</sup> Zenon von Kition könnte durchaus die Asebieprozesse gegen Demades und Aristoteles, gegen Theophrast und vor allem gegen Stilpon von Megara, einen Kyniker und Schüler des Diogenes, unmittelbar miterlebt haben.<sup>6</sup> Ihm und seinen Nachfolgern blieb daher nichts anderes übrig, als ihrer materialistischen Philosophie zumindest den Schleier eines theistischen Systems umzuhängen.

Diogenes Laertius schrieb in seinem Werk >Leben und Lehren berühmter Philosophen<, VII, 68: *[Nach Ansicht der Stoiker] ist alles eines und dasselbe: Gottheit und Logos, Schicksal und Zeus; und dieser [gemeint ist Zeus, der oberste Gott der Griechen] werde noch mit vielen anderen Namen [darunter auch mit dem Namen Aether, Natur oder Naturgesetz] bezeichnet.*

Aber wenn Gott gleich Aether ist und Aether gleich Vernunft und Vernunft gleich Schicksal und Schicksal gleich Naturgesetz, dann ist auch Gott gleich Naturgesetz. Und das ist nichts anderes als – Atheismus.

Aetios I,7,33; SVF 2,1027:

*Zenon gibt von der Natur folgende Definition: Die Natur ist ein künstlerisches Feuer, das planmäßig auf Zeugung vorwärts schreitet ...*

Diogenes Laertius VII, 84:

*Die Stoiker sagen, Gott [alias der Aether] ist ein intelligentes, kunstverständiges Feuer (gr. pyr technikôn), welches methodisch zur Entstehung voran schreitet ...*

Der absolute Beweis für die sogenannte Stufen- oder Geheimphilosophie der Stoiker ist diese Äußerung des Chrysippos:

*Chrysippos sagt, dass die Lehren von den Göttern ganz mit Recht als teletê [Einweihungen] bezeichnet werden. Sie müssten nämlich teleutaioi [als letzte] und im Anschluss an alles andere gelehrt werden, wenn die Psyche eine Stütze*

<sup>5</sup> Siehe Marek Winarczyk, >Wer galt im Altertum als Atheist?<, in Philologus - Zeitschrift für klassische Philologie, Band 128, Akademie-Verlag, Berlin 1984.

<sup>6</sup> Siehe Peter Fischer, >Die Asebieklage des attischen Rechts<, Inaugural-Dissertation, Erlangen 1967.

*habe, gestärkt sei und gegenüber den Uneingeweihten zu schweigen vermöge. Denn über die Götter ein richtiges Verständnis zu gewinnen und ihrer mächtig zu werden, das sei eine große [intellektuelle] Anstrengung.<sup>7</sup>*

Erst wenn die Psyche eines Neulings stark genug war, um die Wahrheit - d. h. die Gewissheit der Endlichkeit des Lebens - ertragen zu können, erst dann durfte er in die atheistische Geheimphilosophie eingeweiht werden. Außerdem musste gewährleistet sein, dass er gegenüber den fanatischen Andersdenkenden - den Theisten - zu schweigen verstand, denn man musste sehr vorsichtig sein, um die eigene Existenz und die der Gleichgesinnten nicht zu gefährden.

Einen weiteren klaren und eindeutigen Beweis für die Stufen- und Geheimphilosophie der Stoiker fand ich bei Klemens von Alexandria. In dem Werk *>Teppiche wissenschaftlicher Darlegungen entsprechend der wahren Philosophie<* (Stromateis)<sup>8</sup>, II. Buch, § 58, 2 lesen wir:

*Ja auch die Stoiker sagen, dass Zenon der Erste [Zenon von Kition] manches geschrieben habe, was sie nicht leicht [im Sinne von: nicht ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen] den Schülern zu lesen gestatten, ohne dass sie zuerst eine Prüfung darüber bestanden haben, ob sie in rechter Weise philosophieren.*

In den Briefen Senecas an Lucilius fand ich noch einen eindeutigen Beweis für die Geheimphilosophie der Stoiker. Seneca schrieb im 95. Brief:

*Wie bei manchen Religionen nur die Eingeweihten die höheren Mysterien kennen, so werden auch in einigen Philosophien die höheren Wahrheiten ausschließlich dem in den Bund des Heils Zugelassenen und Aufgenommenen offenbart, also den Laien [und Neulingen] zuerst nur die allgemeinen Lehrsätze und anderes dergleichen bekannt gemacht.*

Diese Vorsichtsmaßnahme diente natürlich einzig und allein zum Schutz der Anhänger der stoischen Philosophie vor den Angriffen theistischer Fanatiker. Wenn also in der Abhandlung eines antiken Stoikers von Gott die Rede war, dann wusste ein in die stoische Physiktheorie Eingeweihter natürlich sofort, dass der Autor anstatt Gott eigentlich den Aether-Logos, alias das Naturgesetz meinte. Aether-Logos, alias Naturgesetz, ist synonym für Gott zu setzen.

Über Epiktets Lehre schrieb Adolf Bonhöffer, *>Epictet und die Stoa<*, Stuttgart 1890, Seite 65:

*Während nun aber Seneca und M[arc] Aurel die persönliche Fortdauer nach dem Tod immerhin als eine, wenn auch entfernte, Möglichkeit im Auge behalten haben, hat Epictet darauf vollständig verzichtet. So lautet im wesentlichen auch Zellers Urteil (>Geschichte der griechischen Philosophie<, III, 1, 746), indem er freilich zugleich es ausspricht, dass Epictets Ansicht über das Schicksal der Seele nach dem Tod nicht leicht anzugeben sei (vergl. Stein, >Psychologie der Stoa<, I, 201). Jedoch meines Erachtens liegt dieselbe ganz klar zu Tage: eine persönliche Fortdauer nach dem Tod liegt gänzlich ausserhalb seines Gesichtskreises, ja sie wird durch seine Aeusserungen geradezu*

<sup>7</sup> Siehe Karlheinz Hülsler, *>Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<*, Nr. 650: Etymologicum Magnum s. v. teletê, p. 751, 16 - 22; Ed. Gaisford col. 2108.

<sup>8</sup> In der Übersetzung von Franz Overbeck.

ausgeschlossen. Ganz unzweideutig lehrt er, dass der Mensch und damit natürlich auch das individuelle Bewusstsein aufhöre mit dem Tod (>Diatriben<, II, 5, 13: alles Entstandene muss vergehen [...]). Wenn also Epiktet den Tod eine *αποδημία* nennt oder von jener Wohnung spricht, die jedem offen stehe (I, 25, 20), so meint er damit keineswegs eine Entrückung zu seligen Geistern, sondern, wie die Stelle III, 24, 92 etc. deutlich zeigt, nichts anderes als die Verwandlung der Bestandteile in etwas Neues. Zugleich ersieht man aus Stellen wie III, 13, 15 etc., dass Epiktet offenbar die Götter und Dämonen, von welchen das ganze Weltall voll sein soll, nicht als persönliche Wesen gefasst hat: denn eben dort, wo er sagt, dass es keinen Hades gebe, sondern alles voll sei von Göttern und Dämonen, schildert er den Tod als Rückkehr zu den *στοιχεῖα* [*stoikeia* = den Elementen].

Diese Ansichten Epiktets stehen eindeutig auf dem Boden der stoischen Physiktheorie. Die Urmaterie, der Aether, besteht aus einer passiven Materie, der eine aktive Vernunftkraft (gr. *logos*) innewohnt. Die menschliche Vernunft ist ein Teil dieses Aether-Logos. Mit unserem Tod vergeht alles Irdische und kehrt in die *stoikeia*, in die Elemente zurück. D. h. auch unsere Vernunft ist sterblich, bzw. endlich; sie kehrt zur Urvernunft, in die Aetherregion zurück. Epiktet war sich daher der stoischen Geheimphilosophie absolut bewusst und er lehrte eindeutig danach. Nur der Eingeweihte wusste, dass mit Zeus eigentlich der materielle Aether-Logos gemeint war. Flavius Arrianus, der die mündlichen Lehrvorträge (Diatriben) Epiktets niederschrieb und der Nachwelt erhalten hat, war möglicherweise ein Theist. Er interpolierte die Lehre Epiktets ins Theistische; aber nur in geringem Umfang, denn die wahre Lehre der materialistischen Stoiker ist durchaus erhalten geblieben, siehe Bonhöffer. Wir können daher ohne Bedenken, ja wir müssen sogar ehrlicher Weise in den >Diatriben< und im >Handbüchlein der stoischen Philosophie< das Wort Gott durch Naturgesetz ersetzen. Arrianus tat des öfteren das genaue Gegenteil; er setzte für Aether, alias Vernunft, alias Naturgesetz - Gott.<sup>9</sup>

Die Stoiker in der Antike waren unbezweifelbar der Überzeugung, dass der Urheber der Schöpfung der Aether oder das Aether-Feuer oder ein kunstverständiges Feuer (gr. *pyr technikòn*) sei. Sie hielten den Aether für erschaffend, sie nannten ihn kunstverständlich, der methodisch zur Entstehung der belebten und unbelebten Natur voranschreitet und der all die Samenprinzipien (gr. *logoi spermatikoi*) enthält, nach dem alles in der Welt entsteht und wieder vergeht. Es ist evident, dass die Samkhyin<sup>10</sup> und die Stoiker damit die Evolution zu erklären versuchten. Der Aether war m. E. eine Vorahnung der Gravitationskraft, denn die Drehbewegung der Sterne und Planeten war den antiken Naturphilosophen durchaus bekannt, jedoch physikalisch unerklärlich.

Da es sowohl im Altertum als auch in der Neuzeit so viele falsche und halbrichtige Deutungen und Auslegungen über den Aether-Logos-Begriff der Stoiker gab, lasse ich hier noch einmal die wichtigsten Definitionen folgen:

SVF I, 87:

*Zenon [von Kition] sagt: Die Ursubstanz [gr. *usia*] ist der erste*

<sup>9</sup> Siehe dazu L. Baus, >Epiktet, der Philosoph der Freiheit – Was er wirklich sagte<, Homburg 2016.

<sup>10</sup> Siehe dazu L. Baus, >Buddhismus und Stoizismus, zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre<, 4. erw. Aufl., Homburg 2013.

*[ursprüngliche] Stoff [gr. prote hyle] aller existierenden Dinge. Diese Ursubstanz ist als Ganzes gleichsam ewig und wird weder mehr noch weniger. Sie kann sich in [vier] Elemente verwandeln: [irdisches] Feuer, Luft, Wasser und Erde. Diese [vier] Elemente bleiben nicht immer gleich. Sie können sich auflösen und vermischen.*

*Die Ursubstanz oder der erste Stoff ist vom Logos [der Vernunft] durchdrungen.*

SVF II, 413:

*Über die [vier] Elemente, die aus der Ursubstanz [gr. usia oder prote hyle genannt] entstehen, sagt Chrysippos folgendes, indem er sich Zenon [von Kition] anschließt: Es gibt vier Elemente, [irdisches] Feuer, Luft, Wasser und Erde, aus denen alle Lebewesen, Pflanzen, die Welt und alles in der Welt bestehen. Aether-Feuer nennt man auch die Ursubstanz, weil aus ihm als dem ursprünglichen Stoff [gr. prote hyle] alles Übrige [die vier Elemente und alles in der Welt, auch die Lebewesen] durch Verwandlung entsteht.*

Diogenes Laertius, VII. 135 - 137:

*(135) [...] Alles sei eines und dasselbe: Gottheit und Logos, Schicksal und Zeus; und dieser werde noch mit vielen anderen Namen [darunter auch mit dem Namen Aether, [Aether-Feuer], Natur oder Naturgesetz] bezeichnet.*

*(136) Dieser [der Aether-Logos] sei anfangs allein gewesen und habe alles Wesen durch die Luft in Wasser verwandelt. Und wie auch bei der Zeugung der Samen wirksam sei, so sei auch der Logos gleichsam der Samen in der Welt. Er habe den Samen im Wasser zurück gelassen und dadurch die Materie wirksam [fruchtbar] gemacht, so dass alles nach der Reihenfolge entstanden ist. Die Materie habe zuerst die vier Grundstoffe erzeugt: das [irdische] Feuer, Luft, Wasser und Erde. Das erklärt Zenon in der Schrift >Über das All<, Chrysipp im ersten Buch >Über die Physik< und Archedemos in dem Werk >Über die Grundstoffe<.*

*Ein Grundstoff ist, woraus das, was zum Dasein kommt, zuerst erzeugt wird und worin es zuletzt wieder aufgelöst wird.*

*(137) Die vier Grundstoffe [irdisches Feuer, Luft, Wasser, Erde] zusammen stellen die passive Materie dar. In der höchsten Region sei das reine Feuer, der Aether, in welchem sich die Fixsterne und Planeten befinden. Darauf folge die Luft, darauf das Wasser und dann die Erde. Das irdische Feuer sei in der Luft enthalten [was durch die Blitze erkennbar ist].*

Aristokles-Zitat in Eusebius, >Praeparatio evangelica<, XIV, [Über die Physiktheorie der Stoiker]:

*Sie [die Stoiker] sagen - wie Heraklit [von Ephesus] - dass das Urelement der bestehenden Welt das [Aether]-Feuer ist und dass die Prinzipien des [Aether]-Feuers Materie und Gott<sup>11</sup> [alias der Logos] sind, wie auch Platon sagt. Die ersteren [die Stoiker] sagen jedoch, dass beide Prinzipien, das aktive und das passive [Logos und Aether-Feuer], körperlich sind, während der letztere [Platon] sagt, dass die erste aktive Ursache [der Logos] unkörperlich sei.<sup>12</sup>*

*Außerdem sagen sie [die Stoiker], dass zu gewissen vorhersehbaren Zeiten*

<sup>11</sup> Der Christ Eusebius hat natürlich den Text des Aristokles interpoliert: Anstatt „Logos“ oder „Aether-Logos“ hat er „Gott“ geschrieben.

<sup>12</sup> Platon war ein theistischer Philosoph.

*die ganze Welt vom Feuer verzehrt und danach wieder neu gebildet wird. Das Urfeuer [alias der Aether-Logos] ist sozusagen ein Samenkorn, das die Gründe und die Ursachen aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge enthält und deren Kombination und Reihenfolge auch Schicksal, Wissen, Wahrheit und Gesetz von allem Sein genannt werden kann, von dem es kein Entkommen oder Vermeiden gibt. Auf diese Weise sind alle Dinge auf der Welt - wie in jedem wohlgeordneten Zustand - bewundernswert angeordnet.*

Arius Didymus epit. (fr. phys. 33 p. 467 Diels):

*Zenon sagt, die Sonne, der Mond und alle anderen Sterne seien vernünftig und verständig, feurig durch ein künstlerisches Feuer. Es gibt zwei Arten von Feuer, die eine [das irdische Feuer] ist unproduktiv und verschlingt nur ihre Nahrung, die andere [das Aether-Feuer] ist produktiv, es vermehrt und schützt, wie sie in Pflanzen und Tieren ist, was Natur und Psyche ist; das Wesen der Sterne ist das eines solchen Feuers.*

Arius Didymus (fr. phys. 21 p. 458 Diels):

*[Chrysispos:] Über die Elemente des Seins legt er folgendes dar, wobei er dem Urheber dieser Anschauung, Zenon, folgt: Er sagt, es gebe vier Elemente [Feuer, Luft, Wasser, Erde, aus denen sich alles zusammensetzt, sowohl die Lebewesen] als auch die Pflanzen und das ganze All und das in ihm Enthaltene und das, was sich in ihm auflöst. Das Feuer werde vorzugsweise als Grundstoff bezeichnet, weil sich aus ihm als erstem alles übrige zusammensetzt, wenn es sich verändert und alles sich in es als letztes zerstreut und auflöst; das Feuer aber heiße es nicht gut, dass sich etwas in etwas anderes zerstreue oder auflöse; [aus ihm setzen sich alle Dinge zusammen und werden in es als letztes zerstreut, wenn sie ihr Ende finden; deshalb wird es auch >Grundstoff< genannt, der als erster bestand, so dass es die Beschaffenheit von sich selbst weitergibt und die Zerstreung und Auflösung der übrigen Dinge in sich selbst aufnimmt]; gemäß diesem Argument wird das Feuer zwingend Grundstoff genannt; denn es ist rein; nach dem vorher Ausgeführten setzt es auch andere Dinge miteinander zusammen; die erste Umwandlung ist gemäß seinem Wesen die von Feuer in Luft, die zweite von eben diesem in Wasser, die dritte dementsprechend von Wasser; das noch dichter zusammengesetzt ist, in Erde. Wenn es sich wieder aus diesem herauslöst und zerstreut, wird das, was sich zerstreut hat, zuerst zu Wasser, dann von Wasser zu Luft und drittens und letztens zu Feuer. Feuer wird alles Feuerähnliche und Luft alles Luftähnliche genannt und genauso die übrigen Dinge. Der Grundstoff wird laut Chrysispos auf dreifache Weise definiert: Auf eine Weise als Feuer, weil sich aus ihm die übrigen Dinge zusammensetzen, wenn es sich verändert, und das, was sich aufgelöst hat, in sich aufnimmt; auf andere Weise in so fern, dass die vier Elemente genannt werden, nämlich Feuer, Luft, Wasser, Erde [weil demnach die übrigen Dinge aus einem, mehreren oder aus allen bestehen; aus vieren, z.B. die Lebewesen und alle Körper auf der Erde, die zusammengesetzt sind; aus zweien, z.B. der aus Feuer und Luft zusammengesetzte Mond; aus einem, z.B. die Sonne allein aus Feuer, denn genau betrachtet besteht die Sonne aus Feuer]; auf eine dritte Weise wird als Grundstoff bezeichnet, was zuerst so zusammengesetzt ist, dass es aus sich selbst nach einem bestimmten Verfahren die Entstehung gibt bis zum Ende und von jenem Ende aus das, was aufgelöst wird, auf ähnliche Weise in sich aufnimmt.*



SVF II. 329:

*Ein Sein [ein Existieren] kann nur von Körpern [von Materie] ausgesagt werden.*

*Etwas Unkörperliches kann aufgrund seiner Beschaffenheit weder etwas bewirken noch erleiden.*

SVF II. 1040:

*Die Stoiker sagen, dass Gott [alias der Aether-Logos] körperlich [materiell] sei und [auch] durch die gemeinste [gewöhnlichste] Materie hindurch ströme.*

SVF I. 159:

*Zenon legte dar, dass Gott [alias das Naturgesetz] auch der Urheber des Schlechten sei, und dass er auch in Abwässern, Spulwürmern und Verbrechern wohne.*

Cicero, >Über das Wesen der Götter<, II. 57-58:

*Zenon gibt von der Natur folgende Definition: Die Natur ist ein künstlerisches Feuer [gr. pyr technikòn], das planmäßig auf Zeugung vorwärts schreitet. Erschaffen und erzeugen, meint er, sei das eigentlichste Wesen der Kunst; und was bei unseren Kunstwerken die Hand vollbringe, das vollbringe weit kunstreicher die Natur, das heißt, wie gesagt, das künstlerische Feuer, der Lehrmeister aller Künste. Und insofern ist die ganze Natur künstlerisch tätig, als sie gleichsam einen Weg und eine Verfahrensweise hat, die sie befolgt. [58] Die Natur der Welt selbst, die in ihrem Bereich alles umschließt und zusammenhält, nennt derselbe Zenon nicht allein künstlerisch, sondern geradezu eine Künstlerin, Beraterin und Vorsorgerin alles Nützlichen und Zweckmäßigen. Und so wie die übrigen Naturen jede aus ihrem Samen entspringen, wachsen und bestehen, so hat die Weltnatur hingegen nur freiwillige Bewegungen, Bestrebungen und Bedürfnisse, welche die Griechen >hormai< nennen; und verrichtet die diesen entsprechenden Handlungen so wie wir selbst, die wir durch den Geist und die Sinne in Bewegung gesetzt werden. Da nun der Weltgeist so beschaffen ist und deshalb mit Recht Vorsicht oder Vorsehung genannt werden kann - griechisch heißt er >pronoia< - so sorgt er dafür vorzüglich und es ist ihm besonders angelegen, erstens dass die Welt aufs zweckmäßigste zur Fortdauer eingerichtet ist, sodann dass es ihr an nichts fehle, besonders aber, dass in ihr eine ausnehmende Schönheit und jegliche Pracht sei.*

Tertullianus, >De anima<, 5, 1-6:

*Zenon, der die Psyche als verdichteten Atem [gr. pneuma] definiert, legt sich die Sache so zurecht: Dasjenige, nach dessen Austritt ein lebendes Wesen stirbt, ist ein Körper; wenn aber der verdichtete Atem austritt, so stirbt das lebende Wesen, folglich ist der verdichtete Atem ein Körper; der verdichtete Atem ist aber die Psyche, also ist die Psyche ein Körper.*

*Kleanthes behauptet, dass bei den Kindern eine Ähnlichkeit mit den Eltern vorhanden sei, nicht nur in den körperlichen Umrissen, sondern auch in den Eigenschaften der Psyche, im Spiegelbild des Charakters, in den Anlagen und Neigungen [...] Ebenso seien die körperlichen und die nichtkörperlichen Leiden keineswegs identisch. Nun aber leide die Psyche mit dem Körper mit; wenn er durch Schläge, Wunden, Beulen verletzt sei, so empfinde sie den Schmerz mit; und*

ebenso auch der Körper mit der Psyche, mit deren Leiden er bei Sorge, Angst und Liebe seinen Zusammenhang verrät durch den Verlust der entsprechenden Munterkeit, und von deren Scham und Furcht er durch sein Erröten und Erbleichen Zeugnis gibt. Folglich besteht die Psyche aus Materie, weil sie die körperlichen Leiden teilt.

Chrysippos reicht ihm die Hand, indem er konstatiert, dass das Körperliche vom Unkörperlichen durchaus nicht getrennt werden könne, weil es sonst auch nicht davon würde berührt werden. Deshalb sagt auch Lukretius: Berühren und berührt werden kann kein Ding, als nur ein Körper [Materie]; wenn die Psyche aber den Körper verlässt, so verfallt dieser dem Tode. Mithin sei die Psyche ein Körper [sie besteht aus Materie], weil sie, wenn nicht körperlich, den Körper nicht verlassen würde.

SVF I. 518:

Kleanthes sagt: Nichts Unkörperliches leidet mit dem Körper, noch mit dem Unkörperlichen ein Körper, sondern [nur] ein Körper mit dem Körper. Es leidet aber die Psyche mit dem Körper, wenn er krank ist und operiert wird, und ebenso der Körper mit der Psyche, denn wenn sie sich schämt, wird er rot, und wenn sie sich fürchtet, blass. Ein Körper [Materie] ist also die Psyche.

Cicero, >Gespräche in Tusculum<, I. 32.79:

Denn er [Panaetios] behauptet, was niemand leugnet, alles, was entstanden sei, gehe auch unter. Nun aber entstehe die Psyche, was die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern - die auch im Geistigen, nicht nur im Körperlichen ersichtlich sei - hinlänglich beweise. Als zweiten Grund führt er für seine Ansicht auch an, dass nichts Schmerz empfinde, was nicht auch erkranken könne; was aber in eine Krankheit verfallt, das werde auch untergehen. Nun aber empfinde die Psyche Schmerz, also gehe sie auch unter.

Philodemos von Gadara, >Über die Frömmigkeit<:<sup>13</sup>

Wenn auch die Anhänger des Zenon das Göttliche noch übrigließen, wie es die einen gar nicht, die anderen wenigstens in mancher Hinsicht getan haben, so behaupten sie doch alle, es gebe nur einen Gott [alias der Aether, alias das Urwesen]. Mag denn also das Weltall mitsamt seiner Seele bestehen, aber das ist Täuschung, wenn sie tun, als ob sie viele Götter übrigließen. So will ich denn - mögen sie [die Stoiker] sagen, was sie wollen - der Menge beweisen, dass sie sie [die Götter] beseitigen mit ihrer Behauptung, es gebe nur einen Gott und nicht viele oder gar alle, die der allgemeine Glaube überliefert hat, und dieser eine sei das All [alias der Aether], während wir [Philodemos ist Epikureer] nicht nur alle diejenigen anerkennen, von denen ganz Griechenland redet, sondern sogar noch mehr [auch die Götter der Nachbarvölker]; ferner dass sie auch nicht, wie sie schreien, die Götter so lassen, wie man sie allgemein verehrt und wie auch wir [Epikureer] es zugestehen. Denn sie [die Stoiker] halten sie nicht für menschenähnlich, sondern erblicken sie in Luft und Wind und Aether. So möchte

<sup>13</sup> Siehe >Herkulanische Studien<, von Theodor Gomperz, Teil 2: Philodemos (PHerc. 1428), >Über die Frömmigkeit<, Leipzig 1866; übersetzt von Wilhelm Nestle, in >Die Nachsokratiker<, 1. Band, Jena 1923. Der Text aus dem Papyrus Herculanensis Nr. 1428 ist von Albert Henrichs erneut übersetzt worden und in >Cronache ercolanesi – bollettino del Centro Internazionale per lo Studio del Papiri Ercolanesi<, Band 4, Napoli 1974, Seite 5 – 32 unter dem Titel >Die Kritik der stoischen Theologie< ediert. Philodemos ist ein römischer Epikureer und Gegner der Stoiker. Er will sie des Atheismus‘ überführen.

*ich denn zuversichtlich behaupten, dass diese Leute [die Stoiker sind gemeint] frivoler sind als Diagoras. Denn dieser hat nur eine scherzhafte [gotteslästerliche] Schrift verfasst, wenn diese wirklich von ihm stammt und ihm nicht untergeschoben ist, wie Aristoxenos in seinen >Sitten von Mantinea< behauptet.*

*Die Stoiker nennen zwar die Götter in ihren Schriften, beseitigen sie aber in Wirklichkeit vollständig und absichtlich und gehen mit ihrer unvornehmen Haltung noch über Philippos und andere hinaus, welche die Götter schlechtweg beseitigen.*

Philodemos von Gadara, >Über die Götter<, III. Buch:<sup>14</sup>

*Der Satz „Erfüllt wird immer, was ein Gott zu tun gedenkt“, steht, wie man sieht, keineswegs im Widerspruch mit dem Satz, dass es auch einem Gott nicht möglich ist, alles zu tun. Denn könnte er das, so hätte er auch die Macht, alle Menschen weise und glücklich zu machen und keine Übel zuzulassen. Eine solche Annahme verbindet aber mit dem mächtigsten [göttlichen] Wesen eine Art Schwäche und Mangelhaftigkeit. Und doch geben sie [die Stoiker] dies häufig zu, wodurch sie den Begriff des Gottes aufheben. So z.B. Chrysippos, der in seiner Schrift >Über die Mantik< sagt, Gott könne nicht alles wissen, weil dies unmöglich sei.*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<<sup>15</sup>, 9. These:  
[Plutarch ist Gegner der Stoiker]

*Nach Ansicht des Chrysippos sollen die jungen Leute zuerst die Logik, dann die Ethik, zuletzt die Physik hören und in dieser wiederum die Lehre von den Göttern zuletzt kennen lernen. Von den unzähligen Stellen, wo er dies sagt, mag es genügen, die einzige aus dem vierten Buch >Über die Berufsarten< herzusetzen, die wörtlich so lautet: Fürs erste gibt es meines Erachtens nach der richtigen Einteilung der Alten drei Gattungen philosophischer Lehrsätze: die logischen, die ethischen und die physikalischen. Unter diesen müssen die logischen die erste, die ethischen die zweite, die physikalischen die letzte Stelle einnehmen; von den physikalischen muss die Lehre von den Göttern die letzte sein. Deshalb nannten sie auch den Unterricht in diesen [Lehrsätzen] Teletae<sup>16</sup>.*

*Allein gerade diese Lehre, welche den Schluss bilden soll - die von den Göttern - schickt er der Ethik voran und behandelt sie vor jeder ethischen Untersuchung. Denn über die höchsten Endzwecke, über die Gerechtigkeit, über das Ethischgute und -schlechte, über Ehe und Erziehung, über Gesetz und Verfassung sagt er nicht ein Wort, ohne dass er [Chrysippos] - wie die Urheber von Volksbeschlüssen ihren Anträgen [Gesetzesentwürfen] die Worte voransetzen „Zu gutem Glück“ - den Zeus, das Verhängnis, die Vorsehung und den Satz voranstellt, dass die einzige und begrenzte Welt von einer einzigen Kraft [dem Aether] zusammen gehalten werde; alles Dinge, von denen man sich nicht überzeugen kann, ohne in die Lehren der Physik [in die stoische Physiktheorie] tiefer eingedrungen zu sein.*

*Man höre, was er im dritten Buch >Über die Götter< hierüber sagt: Es*

<sup>14</sup> Siehe Philodemos, >Über die Götter<, 1. und 3. Buch, hrsg. von H. A. Diels, Berlin 1916, übersetzt von Wilhelm Nestle, >Die Nachsokratiker<, 1. Band, Jena 1923.

<sup>15</sup> Siehe Plutarch, >Moralische Schriften<, 24. Band, übersetzt von G. Fr. Schnitzer, 1861. Siehe auch L. Baus, >Widerlegung der Polemik Plutarchs gegen die stoische Philosophie<, Homburg 2016.

<sup>16</sup> Teletae hieß die Einweihung in die Mysterien als das Höchste aller Mitteilung.

*lässt sich kein anderes Prinzip, kein anderer Ursprung der Gerechtigkeit denken, als der aus Zeus und der allgemeinen Natur. Denn daher muss alles seinen Ursprung haben, wenn wir vom Ethischguten [den Glücks-Gütern] und vom Ethischschlechten [von den Übel] reden wollen. Ferner in den >Physikalischen Sätzen<: Man kann auf keine andere oder schicklichere Weise zur Lehre vom Ethischguten und -schlechten, zu den Tugenden, zum Begriff des Glücks gelangen, als von der allgemeinen Natur und von der Weltregierung aus.*

*Und weiterhin: Hiermit muss man die Lehre vom Guten [von den Glücks-Gütern] und vom Schlechten [den Übel] verbinden, weil es kein besseres Prinzip, keine schicklichere Beziehung für dieselbe gibt und weil die Naturbetrachtung keinen anderen Zweck haben kann als die Unterscheidung des Ethischguten vom -schlechten. So kommt nach Chrysipp die Naturlehre zugleich vor und nach der Ethik zu stehen; ja es ist eine ganz unbegreifliche Verkehrung der Ordnung, wenn diejenige Lehre zuletzt stehen soll, ohne welche man das Übrige nicht begreifen kann; und es ist ein handgreiflicher Widerspruch, wenn er die Physik zum Prinzip der Lehre vom Ethischguten und -schlechten macht und doch verlangt, dass sie nicht früher, sondern nach jener vorgetragen werde.*

*Will jemand einwenden, Chrysipp habe in der Schrift >Über den Vernunftgebrauch< gesagt: Wer die Logik zuerst studiert, darf die anderen Teile der Philosophie nicht ganz bei Seite lassen, sondern er muss auch sie so viel als möglich mitnehmen, so ist dies zwar richtig, bestätigt aber nur den gemachten Vorwurf. Denn er ist im Widerspruch mit sich selbst, wenn er das eine Mal empfiehlt, die Lehre von der Gottheit zuletzt und am Ende vorzunehmen, weshalb sie auch Teletae heiße, das andere Mal sagt, man müsse auch sie mit dem ersten Teil zugleich mitnehmen.*

*Es ist um die Ordnung geschehen. wenn man alles durcheinander lernen soll. Und was noch mehr sagen will, während er die Lehre von der Gottheit zum Prinzip der Lehre vom Ethischguten und -schlechten macht, verlangt er doch, dass man das Studium der Ethik nicht mit jener beginne, sondern bei demselben die Lehre von der Gottheit nach Möglichkeit mitnehme, dann erst von der Ethik zu der Lehre von der Gottheit übergehe, ohne welche doch die Ethik kein Prinzip und keinen Eingang haben soll.*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 31. These:

*Noch auffallender machen sie ihren Widerspruch durch ihre Beweisführung. Was man sowohl gut als auch schlecht anwenden kann, sagen die Stoiker, das ist weder ein [Glücks]-Gut noch ein Übel. Reichtum, Gesundheit, Körperstärke wenden alle Toren schlecht an. Folglich ist keines dieser Dinge ein Gut. Wenn also Gott dem Menschen keine Tugend verleiht, weil das Ethischgute in seiner freien Wahl liegt, wohl aber Reichtum und Gesundheit ohne Tugend, so verleiht er jene Dinge nicht zu gutem Gebrauch, sondern zu bösem, d. h. zu schädlichem, schändlichem und verderblichem. Nun sind aber Götter, wenn sie Tugend verleihen können und nicht verleihen, nicht gut; können sie aber nicht tugendhaft machen, so können sie auch nichts nützen, da ja außer der Tugend sonst nichts gut und nützlich ist. Es geht nicht an, die Tugendhaften nach einem anderen Maßstab als dem der Tugend und der [ethischen] Kraft zu beurteilen, denn auch die Götter werden von den Tugendhaften nach diesem Maßstab beurteilt; daher die Götter den Menschen nicht mehr nützen können als diese ihnen. Chrysippos gibt freilich weder sich noch einen seiner Schüler oder Meister für tugendhaft aus. Was werden sie [die Stoiker] nun erst von anderen denken. Nichts Anderes*

*als was sie immer im Munde führen: dass alle toll sind, dass alle Toren, Gottlose und Bösewichter sind und den Gipfel des Unglücks erreicht haben. Und doch sollen die Schicksale der so elenden Menschheit von einer göttlichen Vorsehung regiert werden? Ja, wenn die Götter ihre Gesinnung änderten und uns mit Absicht schaden, elend machen, quälen und aufreiben wollten, so könnten sie nicht schlimmer mit uns verfahren als sie nach Chrysipps Meinung jetzt tun, da unser Leben keine Steigerung der Übel und des Elends mehr zulässt. Wenn dieses Leben Sprache bekäme, müsste es wie Herkules ausrufen: Von Übel bin ich übervoll. Was lässt sich nun Widersprechenderes denken als die Behauptung Chrysipps über die Götter und die über die Menschen, wenn er von den ersteren sagt, dass sie aufs Beste für die Menschen sorgen, von den letzteren, dass sie aufs Elendeste leben?*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 34. These:

*Ja, eben diesen zuletzt angeführten Vers kann man nicht ein-, zwei- oder dreimal, nein, tausendmal Chrysipp selbst vorhalten: Die Götter anzuklagen, das ist leicht getan.*

*Im ersten Buch >Über die Natur< vergleicht er die Ewigkeit der Bewegung [des Weltalls] mit einem Getränk, in dem alles durcheinander gerührt wird, und fährt fort: Da die Weltordnung auf diese Art ihren Gang fortgeht, so ist es notwendig, dass wir uns nach derselben in dem Zustand befinden, in welchem wir nun einmal sind, sei es, dass wir gegen die eigene Natur an Krankheit leiden oder verstümmelt sind oder dass wir Grammatiker oder Musiker geworden sind. Und bald darauf weiter: Nach diesem Grundsatz müssen wir auch von unserer Tugend und vom Laster dasselbe sagen und überhaupt, wie gesagt, von der Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit in den Künsten. Und um jede Zweideutigkeit zu beseitigen, sagt er gleich darauf: Nichts Einzelnes, auch nicht das Geringste, kann anders geschehen als nach der allgemeinen Natur [den Naturgesetzen] und deren Weisheit. Dass aber die allgemeine Natur und ihre Weisheit nichts anderes als das Verhängnis, die Vorsehung und Zeus ist, das wissen selbst die Antipoden. Denn das wird überall von den Stoikern gepredigt und Chrysippos erklärt den Ausspruch Homers: So wurde Zeus Wille vollendet für ganz richtig, sofern er darunter das Verhängnis und die Natur [das Naturgesetz] des Weltalls, nach welcher alles regiert wird, verstehe<sup>17</sup>. Wie kann nun beides zugleich sein, dass Zeus an keiner Boshaftigkeit schuld ist, und doch nichts, auch nicht das Geringste, anders als nach der allgemeinen Natur und ihrer Weisheit geschieht. Denn unter allem was geschieht ist auch das Böse von den Göttern abhängig. Gibt sich doch Epikur alle erdenkliche Mühe, um irgend einen Ausweg zu finden, den freien Willen von der ewigen Bewegung frei und unabhängig [zu halten], damit das Laster nicht schuldfrei bleibe. Chrysipp dagegen räumt ihm die unbeschränkteste Rechtfertigung ein, sofern es nicht nur aus Notwendigkeit oder nach dem Verhängnis, sondern nach göttlicher Weisheit und der besten Natur gemäß begangen werde. Betrachten wir noch folgende Stelle: Da die allgemeine Natur alles durchdringt, so muss auch, was immer in der Welt und in irgend einem Teile derselben geschieht, dieser Natur und ihrer Weisheit gemäß in bestimmter Folge und unabänderlich geschehen, weil nichts von außen her in den Gang der Weltordnung eingreifen und keiner ihrer Teile anders als nach den*

<sup>17</sup> Plutarch hat völlig richtig erkannt, dass für die Stoiker das Verhängnis und auch die Natur des Weltalls, d. h. die Naturgesetze, synonym gedacht sind mit Aether-Zeus. Der Stoizismus beinhaltet eine atheistische Philosophie.

Gesetzen der allgemeinen Natur sich bewegen und verhalten kann.

*Welches sind nun die Verhältnisse und Bewegungen der Teile? Verhältnisse sind augenscheinlich die Laster und Krankheiten, wie Geiz, Begierde, Ehrsucht, Feigheit, Ungerechtigkeit; Bewegungen sind Diebstahl, Ehebruch, Verrat, Meuchelmord, Vatemord. Keines von diesen, weder Kleines noch Großes, geschieht nach Chrysipps Meinung der Weisheit des Zeus, dem Gesetz, dem Recht, der Vorsehung zuwider;[...]*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 38. These:

*[...] Nun denken sich zwar nicht alle Völker die Götter als gütige Wesen, man sehe nur, wie die Juden und Syrer sich die Götter vorstellen, man bedenke mit wie vielem Aberglauben die Vorstellungen der Dichter angefüllt sind, aber als vergänglich und als entstanden denkt sich Gott gewiss niemand. Um der Übrigen nicht zu erwähnen: Antipatros aus Tarsos<sup>18</sup> sagt in seiner Schrift >Über die Götter< wörtlich folgendes: Vor der ganzen Untersuchung wollen wir unseren unmittelbaren Begriff von Gott in kurzen Betracht ziehen. Wir denken uns Gott als ein seliges, unvergängliches und gegen die Menschen wohltätiges Wesen, und indem er jedes dieser Merkmale erklärt, setzt er hinzu: dass sie unvergänglich seien, glauben übrigens alle. Nach Antipatros ist also Chrysipp keiner von den allen, denn er glaubt, dass keiner der Götter, außer dem Feuer [dem Aether], unvergänglich sei, sondern alle ohne Unterschied entstanden seien und vergehen werden. Dies erklärt er fast überall. Ich will indessen nur eine Stelle aus dem dritten Buch >Über die Götter< anführen: Anders verhält es sich mit den Göttern. Sie sind teils geschaffen und vergänglich, teils unerschaffen. Dieses von Grund aus zu beweisen, gehört mehr der Physik an. Sonne, Mond und die übrigen in gleichem Verhältnis stehenden Gottheiten sind geschaffen; nur Zeus [alias der Aether] ist ewig. Und weiterhin: Das Gleiche, was von der Entstehung, muss vom Untergang in Beziehung auf Zeus und die anderen Götter gesagt werden: diese sind vergänglich, von jenem [Zeus-Aether] sind die Teile [die vier Elemente] unvergänglich [sie verwandeln sich wieder in den Aether zurück].*

*Hiermit will ich nur ein paar Worte von Antipatros vergleichen. Wer den Göttern die Wohltätigkeit abspricht, der greift die allgemeine Vorstellung von ihnen an; und den gleichen Fehler begehen diejenigen, die sie der Entstehung und dem Untergang unterworfen glauben. Wenn es nun gleich ungereimt ist, die Götter für vergänglich zu halten oder ihnen Vorsehung und Menschenfreundlichkeit abzusprechen, so ist Chrysipp in denselben Fehler verfallen wie Epikur, denn der eine leugnet die Wohltätigkeit, der andere die Unsterblichkeit der Götter.*

Die Werke >Über die Widersprüche der Stoiker< und >Über die allgemeinen Begriffe – Gegen die Stoiker< des Plutarch erscheinen wie eine Sammlung von Anklagepunkten, um einen Asebieprozess gegen die Stoiker anstrengen zu können. Der Vielschreiber Chrysipp scheint sich in seinem Übereifer tatsächlich des öfteren in ungenauen oder gar widersprüchlichen Äußerungen verfangen zu haben. Die oben aufgeführten Zitate aus Werken Chrysipps, die man leicht verdreifachen könnte, sind meines Erachtens wiederum deutliche Beweise dafür, dass der Stoizismus eine Stufen-, bzw. eine Geheimphilosophie beinhaltet. Vor den Uneingeweihten spricht Chrysippos noch von Göttern als real existierenden göttlichen Wesen, andererseits widerlegt er sich

<sup>18</sup> Vgl. K. 2, Seite 3028, Anm. 3.

selber, wenn er behauptet, dass die Götter den Menschen nicht mehr nützen können als diese ihnen und sie außerdem für vergänglich erklärt, außer dem Aether-Logos, alias dem Naturgesetz.

## 2. Die stoische Theorie von der Psyche

Nach der materialistischen Theorie der Stoiker ist die Psyche des Menschen ihrer Beschaffenheit nach ein warmer Hauch (gr. Pneuma), demnach körperlich wie alles in der Welt. Sie ist ein Strahl und Ableger des Urfeuers, alias des Aethers. Das Pneuma ist an das Blut gebunden und nährt sich von den Ausdünstungen desselben, wie die Aether-Sonne und die Sterne nach der stoischen Physiktheorie angeblich von den Ausdünstungen der Erde ihre Energie beziehen. Die Stoiker vermuteten den Sitz der Psyche im Herzen, denn hier ist die Hauptsammelstätte des Blutes. Diogenes der Babylonier hielt die arterielle Höhlung des Herzens für den Sitz der herrschenden Vernunft.<sup>19</sup> Hippokrates (Ausgabe von Littré, IX, 88) vermutete in seiner Schrift >Über das Herz<, der Sitz des Hegemonikons sei in der linken Herzkammer.

Die Stoiker unterscheiden acht Vermögen der Psyche: die herrschende Vernunft (gr. hegemonikon), die fünf Sinne, das Sprachvermögen und die Zeugungskraft. Das Hegemonikon, alias die Denk- oder Vernunftkraft, beinhaltet die gesamte Persönlichkeit.

Die Psyche wird nicht für jedes Kind neu geschaffen, sondern von den Eltern bei der Zeugung übertragen. Der Fötus besitzt anfänglich nur eine unvollkommene Psyche, ähnlich der einer Pflanze; erst nach der Geburt wird diese pflanzenähnliche Psyche durch Aufnahme von Feuer-, bzw. Aetherteilen aus der Luft allmählich zur menschlichen ergänzt.

Einige Stoiker nahmen an, dass die Psyche des Menschen nicht mit dem Körper sterben, sondern einige Zeit getrennt fortleben würde, aber wie die Sterne nicht auf ewige Zeit. Wenn der vom Schicksal bestimmte Augenblick gekommen ist, zehrt das Urwesen - alias die feurig heiße Aether-Sonne - den Stoff, den sie bei der Entstehung der Welt von sich ausgesondert hat, darunter auch die menschliche Psyche, allmählich wieder auf, bis am Ende dieser Entwicklung ein allgemeiner Weltenbrand alle Dinge in den Urzustand zurückführt, in welchem das Abgeleitete aufgehört hat und nur noch das Urfeuer - der Aether - in seiner ursprünglichen Reinheit übrig bleibt.<sup>20</sup> Danach beginnt der ganze Schöpfungsprozess wieder von vorne.<sup>21</sup>

Hier einige Belege über die Theorie der Stoiker bezüglich der menschlichen Psyche:

Quelle: Plutarch, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 41. These,  
Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 33:

Da die Welt im Ganzen feuriger Natur ist, so ist es auch die Psyche und ihr führender Teil. Wenn sie [die Welt] sich nun aber ins Feuchte verwandelt, so verwandelt sie gewissermaßen auch die in ihr enthaltene Psyche [Vernunftkraft] in

<sup>19</sup> Siehe Jahrbuch f. klass. Philologie, 1881, S. 508 ff, Artikel von Dr. Georg P. Weygoldt.

<sup>20</sup> Siehe Zeller, >Philosophie der Griechen<, III, S. 152.

<sup>21</sup> Dass ganz die selben Dinge und Personen wieder hervorgebracht werden, wie wenn ein Spielfilm von neuem abgespielt wird, das halte ich allerdings für ein groteskes Missverständnis.

einen Körper und eine Psyche um, so dass sie nun aus diesen beiden besteht und das Verhältnis ein anderes ist.

Quelle: Tertullian, de an. 5

Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 7:

*Das Wesen, nach dessen Ausscheiden ein lebendes Wesen stirbt, ist ein Körper. Ein lebendes Wesen stirbt aber, wenn der ihm eingepflanzte Hauch [gr. Pneuma] ausscheidet. Also ist der eingepflanzte Hauch ein Körper. Der eingepflanzte Hauch [gr. Pneuma] ist aber die Psyche. Also ist die Psyche ein Körper.*

Quelle: Chalcid., ad Tim. 220

Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 38-39:

*[Ebenso Chrysippos:] Es ist gewiss, dass es ein und dieselbe Substanz ist, durch die wir atmen und leben. Wir atmen aber durch den natürlichen Hauch, also leben wir auch vermöge desselben Hauches. Wir leben aber durch die Psyche; also ergibt sich, dass die Psyche ein natürlicher Hauch ist.*

*Sie [die Psyche] hat, wie sich findet, acht Teile: denn sie besteht aus dem führenden Teil [dem Hegemonikon], den fünf Sinnen, dem Sprachvermögen und der Zeugungs- oder Fortpflanzungskraft.*

Quelle: Galen, hipp. et Plat. plac. 3,1

Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 40-41:

*Die Psyche ist ein mit uns verwachsener Lufthauch, der sich im ganzen Körper ununterbrochen verbreitet, solange die normale Atmung im lebendigen Körper stattfindet. Da nun jeder ihrer Teile [nach stoischen Theorie insgesamt acht Teile] für eines seiner Organe bestimmt ist, so nennen wir den Teil von ihr, der bis in die Luftröhre reicht, Stimme; den, der zu den Augen geht, Sehvermögen; den, der zum Ohr dringt, Gehör; den, der zur Nase und Zunge führt, Geruch und Geschmack; den, der zu den gesamten Muskeln leitet, Tastsinn; und den, der zu den Hoden geht und der wieder eine zweite solche Vernunftkraft in sich birgt, Zeugungsvermögen; den Teil aber, in dem alles dies zusammenkommt und der seinen Sitz im Herzen hat, den führenden Teil [gr. Hegemonikon]. Dass die Sache so steht, ist man zwar im übrigen einig, aber über den führenden Teil der Psyche herrscht Uneinigkeit, da ihn jeder an eine andere Stelle verlegt: die einen in den Brustkorb, die anderen in den Kopf. Und gerade hier ist man wieder uneinig, indem keineswegs Übereinstimmung darüber herrscht, wo im Kopf und wo im Brustkorb er seinen Sitz habe. Platon behauptet, die Psyche habe drei Teile; sagt, die Denkkraft wohne im Kopf, das Gefühl im Brustkorb und die sinnliche Begierde im Nabel. So scheint uns also sein Sitz unbekannt zu bleiben; denn wir haben von ihm weder eine deutliche Empfindung, wie dies bei den anderen Teilen der Fall ist, noch gibt es dafür Merkmale, aus denen man einen Schluss ziehen könnte. Sonst hätte auch der Gegensatz der Meinungen hierüber bei den Ärzten und Philosophen keinen solchen Grad erreicht.*

Quelle: >Zenon von Cittium und seine Lehre< von Georg P. Weygoldt

*Gott [alias der Aether-Logos] ist nach Zenon, wie wir schon oben sahen, identisch mit dem Prinzip der Aktualität in der Welt. Er ist eben deshalb körperlich, aber sein soma ist das reinste, d. h. es ist Aether (Hippolyt. Ref. Haer. I. 21). Der Aether aber ist, wie wir gleichfalls schon bemerkten, nichts anderes als*



der äußerste Teil des Feuers. Folglich ist die Gottheit, wie schon Heraklit angenommen hatte, ihrem Wesen nach eigentlich Feuer und zwar nach Stobaeos I. 538, Cicero, *De nat. deorum* II. 22. 57<sup>22</sup> künstlerisches Feuer (griech.: *pyr technòn*) und als solches wohl zu unterscheiden von unserem gewöhnlichen Feuer (griech.: *pyr atechnòn*). Die beiden Begriffe Feuer und Vernunft zusammenfassend, definiert dann Zenon (Stobaeos, I. 60) Gott [alias der Aether-Logos] auch als die feurige Vernunft der Welt [griech.: *nous pyrinos*]. Diese feurige Vernunft durchdringt die ganze Erscheinungswelt (Cicero, *nat. deorum* I. 14) und stellt sich dar als *physis* und *psyche*, d. h. als organisierende Kraft in den Pflanzen und Tieren (Stobaeos, I. 538); auf Grund dieser letzteren Stelle scheint Zenon in Übereinstimmung mit der ganzen späteren Stoa auch die *exis*, d. h. die verbindende Kraft in der unorganisierten Welt, und den *nous* im Menschen für Ausflüsse der Gottheit gehalten zu haben (vgl. Krische a. a. O., S. 382 ff.). Gott ist also der Grund alles Zusammenhaltes und alles Lebens in der Welt; er ist der *logos toy pantos*, der durch die ganze *hyle* hindurchgeht (Stobaeos, I. 322), weshalb sich auch Tertullian des Bildes bediente (*ad. nat.* II. 4) Zenon lasse Gott durch die Welt hindurchgehen, wie Honig durch die Waben. Weil ferner die Seele, die also nach dieser Weltauffassung ein Teil der Gottheit ist, von Zenon auch ein warmer Hauch genannt wird (Diogenes, 157), so muss er auch Gott selbst als warmen, weil ja nämlich feurigen Hauch bezeichnet haben [griech.: *pneuma pyrinon*]; und es erklärt sich dann hieraus, wie Tertullian (*adv. Marc.* I. 12) sagen konnte, Zenon sehe die Luft als Gottheit an. Gott ist das die Welt erhaltende und leitende Vernunftprinzip (Cicero, *nat. deorum* II. 8., III. 9); er teilt seine Vernunft an den Kosmos mit und zwar eben weil er selbst vernünftig ist, ganz so wie auch durch den männlichen Samen eine Übertragung von Vernunft auf das Erzeugte notwendig stattfindet (*Sext. mth.* IX. 101). Ebendeshalb ist Gott aber auch im höchsten Grad selbstbewusst, weil derjenige, welcher seinem Wesen nach die personifizierte Vernunft ist und welcher selbstbewusste Geschöpfe hervorruft, notwendig selbst im eminenten Sinn selbstbewusst und persönlich sein muss (*ibid.*). Ist aber Gott die die ganze Welt lenkende Vernunft, so ist er auch identisch mit den Naturgesetzen oder mit dem, was Heraklit<sup>23</sup> *logos* genannt hatte (Laktanz, *de vera sap.* 9; Cicero, *nat. deorum* I. 14. 36: *naturalis lex divina est*), und weil ferner das durch die Naturgesetze Bestimmte notwendig eintreffen muss und also

<sup>22</sup> Siehe Cicero, *De nat. deorum* (Vom Wesen der Götter) II. 22. 57: Zenon gibt von der Natur folgende Definition: Die Natur ist ein künstlerisches Feuer, das planmäßig auf Zeugung vorwärts schreitet. Erschaffen nämlich und Erzeugen, meint er, sei das eigentliche Wesen der Kunst; und was bei unseren Kunstwerken die Hand vollbringe, das vollbringe weit kunstreicher die Natur; das heißt, wie gesagt, das künstlerische Feuer, der Lehrmeister aller Künste. Und insofern ist die ganze Natur künstlerisch, als sie gleichsam einen Weg und eine Verfahrensweise hat, die sie befolgt. (58) Die Natur der Welt selbst aber, die in ihrem Bereich alles umschließt und zusammenhält, nennt derselbe Zenon nicht allein künstlerisch, sondern geradezu Künstlerin, Beraterin und Vorsorgerin alles Nützlichen und Zweckmäßigen. Und so wie die übrigen Naturen jede aus ihrem Samen entspringen, wachsen und bestehen, so hat die Weltnatur hingegen lauter freiwillige Bewegungen, Bestrebungen und Begierden, welche die Griechen *hormai* nennen, und verrichtet die diesen entsprechenden Handlungen so wie wir selbst, die wir durch den Geist und die Sinne in Bewegung gesetzt werden. Da nun der Weltgeist so beschaffen ist und deshalb mit Recht Vorsicht oder Vorsehung genannt werden kann - griechisch heißt er *pronoia* - so sorgt er dafür vorzüglich und ist damit besonders beschäftigt, erstens, dass die Welt aufs Zweckmäßigste zur Fortdauer eingerichtet sei, sodann dass es ihr an nichts fehle, besonders aber, dass in ihr eine ausnehmende Schönheit und jegliche Pracht vorhanden sei.

<sup>23</sup> Heraklit war unzweifelhaft der erste Stoiker in Griechenland, d. h. er war ein Anhänger der indischen Samkhya-Philosophie.

*das Schicksal nichts anderes ist als der nach den Gesetzen der ewigen Vernunft verlaufende Gang der Ereignisse, so ist Gott auch identisch mit dem Schicksal; er ist fatum, necessitas, heimarmene (Stobaeos, I. 322; Diog. 149; Laktanz, d. v. sap. 9; Tertull. apolog. 21), wie schon Heraklit das Schicksal als die das All durchwirkende Vernunft definiert hatte (Stobaeos, I. 178): es sei eins, Gott und Vernunft, Schicksal und Zeus und er werde mit noch vielen anderen Namen benannt, z. B. als Athene, weil seine Herrschaft im Aether sich ausbreite, als Hera, weil er die Luft, als Hephäst, weil er das künstlerische Feuer beherrsche u.s.w. (Diog. 135, 147, welche beiden Stellen dem Zusammenhang nach, in dem sie stehen, noch mehr aber ihrer Verwandtschaft nach mit dem bis jetzt Dargelegten zweifelsohne zenonisch sind). Ganz nahe lag es dann auch, Gott mit der Vorsehung zu identifizieren, welche alles weise einrichte und geordnet verlaufen lasse (Stobaeos, I. 178).*

### 3. Ein angebliches stoisches Curiosum<sup>24</sup>

Ein angebliches stoisches Curiosum ist die Behauptung, dass Denken, Vernunft und Weisheit etwas Körperliches, d. h. etwas Materielles seien. Hier die betreffende Stelle in Senecas >Briefe an Lucilius<:

Seneca, >Briefe an Lucilius<, 117. Brief:

*Die Unsrigen [die Stoiker] behaupten: Alles, was ein Gut ist, besteht aus Materie, weil es wirkende Kraft besitzt; denn alles, was wirkt, ist Materie. Was ein Gut ist, das nützt. Es muss aber irgendetwas wirken, um zu nützen; wenn aber etwas wirkt, so ist es Materie. Die Weisheit erklären sie [die Stoiker] für ein Gut, folglich müssen sie ihr auch das Materielle zusprechen.*

Cicero schrieb in den >Academici libri<, XI, genau dasselbe:

*Über das Wesen der Materie erklärte sich Zenon dahingehend: [...] Das [Aether]-Feuer ist dasjenige Element, durch das alles erzeugt wird, selbst das Gefühl und das Denken. Er wich auch darin von allen anderen [Philosophen] ab, da er für geradezu unmöglich hielt, dass ein unkörperliches Wesen, wofür Xenokrates und die früheren Philosophen die Seele erklärt hatten, etwas hervorbringen könne. Alles, was etwas hervorbringt oder [selbst] hervorgebracht werde, müsse notwendig ein Körper [etwas Materielles] sein.*

Zenon lehrte, dass alle Dinge existieren [aus Materie bestehen], die am Sein teilhaben, (Stobaeus, I.138,14-139,4 und II.54,18 = SVF 3,70). Dieser Lehrsatz ist mit der Samkhya-Lehre identisch: *Dem Samkhya ist alles Wirkliche [alles Reale] ein stoffliches [materielles] Sein, im Gegensatz zum absoluten [materiellosen] Geist, so Joseph Dahlmann<sup>25</sup>.*

Nemesius schrieb in seinem Werk >Über die Natur des Menschen<, SVF 1.518):

Chrysippus sagt: *„Weder leidet etwas Unkörperliches mit einem Körper;*

<sup>24</sup> Siehe L. Baus, >Buddhismus und Stoizismus - zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre<, IV. erweiterte Auflage, Homburg 2013.

<sup>25</sup> Siehe Joseph Dahlmann, >Die Samkhya-Philosophie als Naturlehre und Erlösungslehre - nach dem Mahabharata<, 2. Bd, Drittes Kapitel: Samkhya und Stoa, Berlin 1902.

*noch ein Körper mit etweas Unkörperlichem. Die Psyche leidet aber mit einem kranken oder verletzten Körper, ebenso der Körper mit der Psyche, denn wenn die Psyche sich schämt, wird der Körper [das Gesicht] rot, oder wenn die Psyche sich fürchtet, wird der Körper [das Gesicht] blass. Ein Körper ist also die Psyche.“*

Außerdem (SVF 2.790):

*Chrysippus sagt: „Der Tod bedeutet die Trennung der Psyche vom Körper. Nichts Unkörperliches entfernt sich von einem Körper und nichts Unkörperliches kann an einem Körper haften. Die Psyche haftet aber am Körper und entfernt sich von ihm [nach dem Tod]. Demnach ist die Psyche ein Körper.“*

Wir haben bereits früher gehört: für die Stoiker ist das Weltall, der Kosmos, ein einziges belebtes Wesen. Durch das bildende Feuer (pyr technikòn) entsteht alles Leben. Wie kamen die Stoiker und vor ihnen die indischen Samkhyin auf diese These? Des Rätsels Lösung ist eigentlich ganz einfach. Sie erkannten, dass nur durch die wärmende Kraft der Sonne alles Leben existiert.

Das pyr technikòn wurde von ihnen als das schöpferische Prinzip, als die oberste Gottheit identifiziert. Feuer ist ein Phänomen, das durch Hitze spontan entsteht und durch die Verbrennung von etwas Materiellem, u. a. von Holz, genährt wird und das etwas Materielles anscheinend in Nichts verwandeln kann. Zusammen mit Holz verbrennen auch andere Dinge, z. B. organische Körper, die der Verstorbenen, die ebenfalls zu Nichts werden. Ursache für das Brennen ist jedenfalls immer ein Seiendes, etwas Materielles, denn nur das kann etwas bewirken.

Zur Verteidigung, ja zur Rehabilitation der alten Stoiker möchte ich die Erkenntnisse unseres Computer-Zeitalters heranziehen. Ein Computer setzt sich bekanntlich aus einer sogenannten Hardware und einer Software zusammen. Die Hardware besteht unbestreitbar aus Materie, aus Schaltkreisen, usw. Und was ist die Software? - Sie ist ein Rechenprogramm, von einem Programmierer erstellt. Ein Computer denkt nicht, sondern er rechnet, er be-rechnet. Er bekommt von uns eine Rechenaufgabe gestellt und er berechnet das wahrscheinlichste Ergebnis.

Aus was besteht eigentlich unser menschliches Gehirn? - Einerseits aus organischen Zellverbindungen, aus etwas Materiellem, demnach ist es unsere Hardware. Andererseits müssen wir auch so etwas Ähnliches wie eine Software haben, um das Erreichen zu können, was wir erstreben, nämlich ein glückliches Leben. Anstatt Software können wir auch sagen, wir besitzen eine Philosophie, die uns durch Erziehung und vermittels langer Erfahrung auf unsere Hardware fest, d. h. wohl mehrfach eingepägt wurde. Vielleicht ist unser Denken ebenfalls eine Art Rechenprozess, ein ständiges Addieren und Subtrahieren, ein Hin- und Herüberlegen, ein Abwägen von Vor- und Nachteilen? Denken ist ohne stoffliches Sein, egal ob Schaltkreise oder organische Nervenzellen, nicht möglich. Unser Denken ist daher kein absoluter Geist. Es ist abhängig von lebenden Nervenzellen, in denen elektrischer Strom und auch chemische Botenstoffe fließen. Einen Geist, ein geistiges Wesen, Weisheit und Vernunft ohne Materie kann es daher nicht geben.

Somit ist auch unsere Vernunft und unser Denken materiell, nämlich eine Software, ein Philosophieprogramm. Denn das, wovon die Materie gedacht wird, ist selbst Materie, siehe unten. Ohne Materie, ohne den Zellklumpen in unserem Kopf – Gehirn genannt – und ohne eine Software, eine aus Erziehung, Umwelteinflüssen und Lebenserfahrung selbsterschaffene Privat-Philosophie,

können wir nicht denken und handeln.<sup>26</sup>

Ohne die richtige Software können wir nicht das erreichen, wonach wir alle streben, nämlich ein glückliches Leben. Die stoische Philosophie - die uns zu geistiger Autonomie und damit zur Freiheit führt - ist das einzig richtige Lebensprogramm, das uns dazu verhilft, dass wir in größtmöglichem Maße glücklich sein werden.

Paul Barth schrieb in >Die Stoa<, Stuttgart 1903, II. Abschnitt, 2. Kapitel:

*Es scheint einem Modernen paradox, die Theologie unter die Physik zu rechnen. In der That aber sind in der Stoa beide identisch oder höchstens nur verschiedene Betrachtungsweisen desselben Objektes. Denn die Gottheit wird von dem Gründer der Schule identifiziert mit dem schöpferischen Prinzip, dieses aber ist ein Element, das schöpferische Feuer, als ein Teil der Natur, so dass auch die Gottheit materiell wird. Natürlich wäre sie keine Gottheit, wenn sie nicht die höchste Fähigkeit des Menschen, die Vernunft, im höchsten Maße verträte. Somit ist auch die Vernunft selbst materiell; das, wovon die Materie gedacht wird, ist selbst Materie, das Subjekt identisch mit dem Objekt, was ja auch in der neuesten Philosophie als Ergebnis langer Untersuchungen erscheint<sup>27</sup> [...] Dieses schöpferische Feuer [= Aether-Logos = Vernunft] herrscht über alles, was geschieht, sowohl in der belebten wie in der unbelebten Welt; es ist also auch identisch mit dem, was der Volksglaube Schicksal nennt, jener gewaltigen Macht, der nach Homer auch die Götter unterworfen sind. Jener Gründer und Lenker des Weltalls hat den Schicksalsspruch geschrieben, aber er befolgt ihn auch. Immer gehorcht er, ein Mal nur hat er befohlen.<sup>28</sup> [...]*

*Ohne Gleichnis, als sachliche Bezeichnung ist es gedacht, wenn Kleanthes und Seneca von einer stärkeren oder schwächeren Spannung<sup>29</sup> des schöpferischen, feurigen Hauches als dem schöpferischen Vorgang sprechen. Ein Gleichnis Zenons dagegen ist es, dass die Gottheit [d. h. der Aether] die Welt durchdringt, wie der Honig die Waben, was freilich keine Durchdringung sondern nur gleichmäßige Verteilung bedeuten würde.<sup>30</sup> Ein anderes Bild ergibt sich durch den Ursprung der Welt aus dem schöpferischen Feuer. Dieses ist dann gewissermaßen der Same, aus dem alle Dinge hervorgehen. Es wird zur samenartigen Vernunft (gr. logos spermaticos). Und wie gewisse verhältnismäßige Teilchen der Glieder zum Samen sich vereinigend sich mischen und, wenn die Glieder wachsen, wieder trennen, so entsteht alles aus Einem und wiederum durch Vereinigung aus allem Eines.<sup>31</sup>*

*Die Aufeinanderfolge: Same – Körper – neuer Same ist vorbildlich für die*

<sup>26</sup> Einige Wissenschaftler sind der Überzeugung, dass es in naher Zukunft sogar Roboter mit Bewusstsein geben wird. Lesen Sie dazu das hochinteressante Buch von Bernd Vowinkel mit Titel >Maschinen mit Bewusstsein – Wohin führt die künstliche Intelligenz?<, Weinheim 2006.

<sup>27</sup> Fußnote Barth: Bei den immanenten Philosophen (Schuppe, Ehmke, Schubert-Soldern) verschwindet das Objekt im Subjekt, was die eine Seite des Denkens, das Bewusstsein von der Subjektivität der Empfindung des Widerstandes der Objekte darstellt. Im Empiriekritizismus aber (Avenarius und seine Anhänger) verschwindet das Subjekt im Objekt, um schließlich alle seine Bestimmungen durch das Objekt zu erhalten.

<sup>28</sup> Fußnote Barth: Vergl. Seneca, de providentia, K. 5. Vergl. O. Heine, Stoicorum de fato doctrina, Naumburg 1859, S. 27. [Anmerkung des Hrsg.: Jener Gründer und Lenker des Weltalls sprach sozusagen den Urknall, ein grollendes Donnerwort, dann war Gott auf ewig stumm.]

<sup>29</sup> Fußnote Barth: Vergl. Kleanthes, fragm. 24 (Pearson, S. 252) und Seneca, Nat. Quaest. II,8, wo die Spannung (lat. intentio) als spezifische Eigenschaft, dem spiritus (= psyche) zugeschrieben wird.

<sup>30</sup> Fußnote Barth: Vergl. Pearson, S. 88.

<sup>31</sup> Fußnote Barth: So Kleanthes bei Pearson, S. 252.

*Folge: Samenartige Vernunft – Welt – samenartige Vernunft, die nach der Verbrennung im schöpferischen Feuer übrig bleibt. Da sie am Anfang wie am Ende der Welt wirkt, so ist sie das Beharrende, aus dem die Vernunft des einzelnen Wesens, des Menschen, hervorgegangen ist, in das diese wieder zurückkehrt. Du wirst verschwinden in dem, was dich erzeugt hat. Oder vielmehr, du wirst nach dem allgemeinen Stoffwechsel zurückgenommen werden in seine samenartige Vernunft.<sup>32</sup>*

*Wie die menschliche Vernunft aber – abgesehen von der Fähigkeit, die höchsten Prinzipien zu denken – zugleich die durch das Denken gewonnenen, allgemeinsten und speziellsten Begriffe und Gesetze enthält, so sind solche auch in der Weltvernunft enthalten. Die Welt ist ja nach stoischer Ansicht nicht einfach, sondern von höchster Mannigfaltigkeit, so dass es kein Ding gibt, das einem anderen völlig gleiche, jedes Weizenkorn z. B. von jedem anderen verschieden ist.<sup>33</sup> Es gibt also unzählige bestimmte Formen, die entstehen, wachsen und vergehen. Sie sind die samenartige Vernunftinhalte (logoi spermaticoi), von denen in der Stoa abwechselnd mit der einen Weltvernunft die Rede ist. So heisst es von dem schöpferischen Feuer, dass es methodisch zu den Schöpfungen der Welt schreitet, nachdem es alle samenartigen Vernunftinhalte nach denen jegliches in gesetzmäßiger Notwendigkeit wird, in sich aufgenommen hat. Diese Mehrzahl wird der Einzahl so sehr gleichgesetzt, dass Marc Aurel, von dem wir oben sahen, dass er die einzelne Seele in die samenartige Vernunft zurückgehen lässt, an einer anderen Stelle sie nach dem Tode in die samenartige Vernunftinhalte eingehen lässt.<sup>34</sup> Es ist also diese Weltvernunft eine einzige große Kraft, und doch, ohne ein Chaos zu werden, in unendlich viele Einzelkräfte geteilt. Es spiegelt sich darin die erkenntnistheoretische Tatsache, dass das Einheitsstreben der Vernunft uns treibt, die Mannigfaltigkeit auf einige wenige, zuletzt nur auf ein Prinzip zurückzuführen, damit aber nur die Hälfte der Erkenntnis erreicht ist, die andere Hälfte darin besteht, aus der Einheit die Vielheit als logisch notwendig abzuleiten.*

*Es gibt nur eine Vernunft, eine Wahrheit, eine Logik. [...]*

Wenn wir von der Annahme ausgehen, dass die Stoiker Materialisten waren, so wird die Sache plausibel: Wenn Gott, alias der Aether-Logos, identisch ist mit dem Naturgesetz, dann gehört er logischerweise in die Naturlehre, in die Physik.

Neben dem Logos, der Vernunftkraft des Aethers, erscheint noch ein zweiter Begriff für die Weltvernunft in der stoischen Physiktheorie: das Pneuma. Wie das aetherische Feuer, alias der Logos, die ganze Materie durchdringt, so durchdringt das Pneuma, ein warmer belebender Vernunft-Hauch, die Lebewesen. Das Urfeuer, der Aether, ist zugleich Vernunftkraft, der Logos zugleich Pneuma. Offensichtlich wurde mit logos die Vernunftkraft der Materie benannt, mit pneuma (verdichteter Atem) die Vernunftkraft der Lebewesen.

Dazu lesen wir bei Max Heinze, >Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie<, Oldenburg 1872, folgendes (ab Seite 94):

*Auch die Veränderungen in den geformten Dingen müssen durch Veränderungen der Pneumata hervorgebracht werden. So entsteht der Schlaf, wenn die Spannung des Wahrnehmens in dem herrschenden Theile der Seele*

<sup>32</sup> Fußnote Barth: Marc Aurel, IV, 14.

<sup>33</sup> Fußnote Barth: Plutarch, de communibus notitiis, K. 36.

<sup>34</sup> Fußnote Barth: Vergl. M. Heinze, >Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie<, Oldenburg 1872. A. Aall, >Geschichte der Logosidee in der griechischen Philosophie<, I, Leipzig 1896, S. 110, hat mich nicht überzeugen können, dass schon die alte Stoa jene Prinzipien immateriell gedacht habe.

nachlässt; und die Affecte treten ein, wenn die Luftströmungen, welche die Seele des Menschen ausmachen, wechseln. (Vgl. Diogenes, VII, 158.) Dies Pneuma, woraus die Seele besteht, ist übrigens nicht das gewöhnliche, welches in der ganzen Natur bildendes und erhaltendes Prinzip ist, sondern es ist dünner und feiner, wie wir von Chrysippos selbst erfahren. (Vgl. Plutarch, Stoic. rep. 41. 1052.) [...] Kornutus sagt geradezu, dass unsere Seelen Feuer seien. (Vgl. Diogenes, VII, 157.) Damit ist aber keineswegs gemeint, dass dieses ein von dem Pneuma, was sonst das Wesen der Dinge ausmacht, verschiedener Stoff sei. [...]

Alles was lebt, lebt in Folge der von ihm eingeschlossenen Wärme; und so hat dieser Wärmestoff eine Lebenskraft in sich, die sich durch die ganze Welt erstreckt, da ja die Welt ein lebendiges Wesen ist. Auch in den sogenannten unorganischen Stoffen sieht man deutlich die Wärme: Wenn Steine an einander geschlagen werden, sprüht Feuer heraus, das Wasser gefriert erst nach Verlust der Wärme, also muss es von vornherein diesen Stoff in sich haben. Dasselbe wird von der kalten Luft nachzuweisen versucht. (Vgl. Cicero, N.D. II, 9, 24 f.) [...]

Beide Qualitäten scheinen sich in der einen Bezeichnung Aether zusammenzufinden, welche die Stoiker ebenfalls für die Gottheit gebrauchen, wenn dieser auch meist als feurig dargestellt und von Cicero ardor übersetzt wird. Es ist dies vor allem der feurige Luftkreis, der die ganze Welt umgibt und sich hier in seiner vollen Reinheit darstellt, während er sonst nur in Vermischung mit anderen Stoffen vorkommt.

Der Pneuma-Begriff der Stoiker hat wiederum ein Analogon in der Samkhya-Lehre. Auch hier wird in fast gleicher Bedeutung von einem Hauch = Âtman gesprochen. Hellmuth Kiowsky schreibt in seinem Buch >Evolution und Erlösung - Das indische Samkhya<, Frankfurt 2005, ab Seite 24: *Doch die Verbindung zwischen dem Wort Brahman und seinem ursprünglichen Sinn hat sich gelockert. Ein neuer Begriff verbindet sich mit dem Brahman - der Âtman. Seine Grundbedeutung ist Atem und wird auch mit Wind, vâta, erwähnt, denn der Wind ist der Atem der Götter. Er unterscheidet sich vom Lebensgeist, Prâna, welcher Ausdruck sich mehr dem Körperlichen zuneigt als eingatmete Luft, Energie, Kraft; im Samkhya als Seele wiedergegeben [...]* Der Âtman wird auch für das Selbst eingesetzt. *Wie im Körper der Atem lebt, so ist es nicht anders als Prâna-Âtma in der Natur. [...]* Der Âtman wohnt in den Dingen, so wird erläutert, wie das Salz im Meer.

Zenon gebrauchte eine ähnliche Metapher: Der Logos durchdringt die ganze Materie, wie der Honig die Waben. Die Stoiker übersetzten Atman mit Pneuma.

#### 4. Das Curiosum von der Dauer der Psychen

Der Epikureer Diogenes von Oinoanda prangerte die Ansicht der Stoiker von der unterschiedlichen Dauer der Psychen von Weisen und Unweisen an:

M. F. Smith, >Diogenes von Oinoanda - The Epicurean inscription<, Napoli 1993, Fragment Nr. 35<sup>35</sup>:

[Col. I] ... *Da die Stoiker auch in diesem Fall /*

[Col. II] *originellere Behauptungen aufstellen wollen als andere, sagen sie nicht, dass die Seelen schlechthin unvergänglich sind, sondern behaupten, dass die Seelen der Toren sogleich nach der Trennung vom Körper zerstört werden,*

<sup>35</sup> Übersetzung von Fritz Jürß, Reimar Müller und Ernst Günther Schmidt, abgedruckt in >Griechische Atomisten - Texte und Kommentare zum materialistischen Denken der Antike<, Reclam-Verlag Leipzig 1991.

*dass dagegen die der hervorragenden Menschen [der Weisen] noch [bis zum Weltenbrand] fortbestehen, freilich auch sie einmal zugrunde gehen. Seht nun die offenkundige Un-*

*[Col. III] glaubwürdigkeit / dieser Leute. Sie stellen diese Behauptung auf, als wenn die Weisen und die Nichtweisen nicht gleichermaßen sterblich wären, wenn sie sich auch im Denkvermögen voneinander unterscheiden.*

Diogenes von Oinoanda kritisierte mit Recht, dass es eigentlich eine Inkonsequenz der Stoiker sei, wenn sie behaupten, dass die Psychen der Toren sogleich nach dem Tode untergehen, aber die der Weisen noch bis zur Ekpyrosis, dem Weltenbrand, bestehen können. Entweder sind alle Psychen sofort sterblich oder unbegrenzt unsterblich.

Dieses stoische Curiosum hat wiederum seine Ursache in der Tatsache, dass der Ursprung der Stoa in der Samkhya-Lehre zu suchen ist: Die Unweisen fallen der Seelenwanderung anheim, d. h. sie werden so lange wiedergeboren, bis sie die unterscheidende Erkenntnis und damit die Erlösung erreicht haben. Die Stoiker versuchten sich möglicherweise von den Pythagoreern abzugrenzen, die bereits eine Seelenwanderung lehrten. Also blieb Zenon und seinen Nachfolgern nichts anderes übrig, als die Psychen der Toren untergehen zu lassen. Und was die Psychen der Weisen betrifft, dazu lesen wir bei Diogenes Laertius, >Leben und Lehren berühmter Philosophen< folgendes:

Diogenes Laertius, VII. 151:

*Sie [die Stoiker] behaupten auch, es gebe gewisse Dämonen, die für die Menschen Teilnahme empfinden. Sie sind Beobachter der menschlichen Angelegenheiten [Handlungen], auch Heroen genannt; das sind die hinterbliebenen Psychen der Tugendhaften.*

Diese Heroen, die hinterbliebenen Psychen der Tugendhaften, erinnern mich stark an die Bodhisattvas im Buddhismus. Demnach könnte diese Ansicht bereits in der Samkhya-Lehre vorhanden gewesen sein.

## 5. Das angebliche epiktetische Curiosum

Wenn wir die Diatriben Epiktets aufschlagen, lesen wir auf fast jeder Seite von Gott oder von Zeus oder danke den Göttern oder Gott hat. Wenn ein Philosoph so häufig von Gott und Göttern redet, sollte man mit Recht annehmen dürfen, dass er ein Theist wäre, wie z. B. Platon. Aber das ist bei Epiktet keineswegs der Fall. Adolf Bonhöffer hat in seinem Werk >Epictet und die Stoa – Untersuchungen zur stoischen Philosophie<, Stuttgart 1890, eindeutig bewiesen und leicht verständlich dargelegt, dass Epiktet keineswegs an Gott und an ein ewiges Leben glaubte. Warum redet Epiktet dann aber von Gott, obwohl er ein waschechter Stoiker war, der in rein Garnichts von den stoischen Dogmen abwich, wie sie von Zenon von Kition und den späteren Schulhäuptern überliefert sind? Wie können wir uns dieses Curiosum erklären?

Beginnen wir mit den Argumenten Bonhöffers. Er schrieb in dem o. g. Buch auf Seite 65: *Während nun aber Seneca und M[arc] Aurel die persönliche Fortdauer nach dem Tod immerhin als eine wenn auch entfernte Möglichkeit im Auge behalten haben, hat Epictet darauf vollständig verzichtet. So lautet im Wesentlichen auch Zellers Urteil - >Die Philosophie der Griechen<, III, 1, S. 746 - indem er freilich zugleich es ausspricht, dass Epictets Ansicht über das*

*Schicksal der Seele nach dem Tod nicht leicht anzugeben sei (vgl. Stein I, S. 201). Jedoch meines Erachtens liegt dieselbe ganz klar zu Tage: eine persönliche Fortdauer nach dem Tod liegt gänzlich ausserhalb seines Gesichtskreises, ja sie wird durch seine Aeusserungen geradezu ausgeschlossen. Ganz unzweideutig lehrt er, dass der Mensch und damit natürlich auch das individuelle Bewusstsein aufhöre mit dem Tod (Diatriben, II, 5, 13: alles Entstandene muss vergehen). [...] Also der Mensch hört auf, seine Bestandteile aber dauern fort, da im Weltall nichts untergeht: sie lösen sich auf in die stoikea (IV, 7, 15). [...] Wenn also Epictet den Tod eine Veränderung nennt oder von jener Wohnung spricht, die jedem offen steht (Diatriben, I, 25, 20), so meint er damit keineswegs eine Entrückung zu seligen Geistern, sondern, wie die Stelle Diatriben, III, 24, 92 etc. deutlich zeigt, nichts anderes als die Verwandlung der Bestandteile [der vier Elemente: Feuer, Wasser, Erde, Luft] in etwas Neues. Zugleich ersieht man aus Stellen wie III, 24, 92 etc., dass Epictet offenbar die Götter und Dämonen, von welchen das ganze Weltall voll sein soll, nicht als persönliche Wesen gefasst hat: denn eben dort, wo er sagt, dass es keinen Hades gebe, sondern voll sei alles von Göttern und Dämonen, schildert er den Tod als Rückkehr zu den stoikeia. Er will aber doch offenbar sagen, dass der Mensch nach dem Tod dahin komme, wo Götter und Dämonen sind; wenn er nun zugleich sagt, dass derselbe sich in die stoikeia auflöse, so sieht man wohl, dass er die Götter ebensowenig als persönliche Wesen gefasst hat, wie er den Menschen als persönliches Wesen fortexistieren lässt.*

Bonhöffer hat die wahre stoische Philosophie klar erkannt: Die Stoa beinhaltet eine atheistische Philosophie. Die Stoiker redeten zwar von Gott und von Zeus, meinten aber damit den Aether-Logos, alias das Naturgesetz. Das Naturgesetz ist unser Gott. Die Stoa war eine Geheim- oder Stufenphilosophie um der Verfolgung von fanatischen Theisten zu entgehen.

Das epiktetische Curiosum ist meines Erachtens das Resultat von mehreren verhängnisvollen unglücklichen Umständen. Den ersten habe ich oben bereits erwähnt: die Stoa war eine atheistische Geheimphilosophie. Nur ein ausgewählter Kreis von geprüften Stoikern wurde in das Geheimnis der atheistischen stoischen Philosophie eingeweiht. Der zweite unglückliche Umstand besteht darin, dass Epiktet aus Armut keine Schriften hinterließ. Er lehrte die stoische Philosophie aus den Abhandlungen der Schulhäupter. Wie müssen wir uns daher die Entstehung der Diatriben vorstellen? Arrian, unter dessen Namen sie überliefert sind, war von den stoischen Lehren des Epiktet begeistert. Er beauftragte daher einen oder mehrere seiner Sklaven, die Vorträge des Epiktet regelmäßig zu besuchen und sich Notizen zu machen. Arrian hatte beschlossen, da Epiktet nichts Schriftliches hinterlassen wollte, dessen Lehrreden aufzuschreiben und so für die Nachwelt zu bewahren. Eine höchst verdienstvolle Arbeit. Die unterschiedlichen Textaufbauten der Diatriben rühren daher, weil mehrere Sklaven an der Niederschrift des Werkes arbeiteten. Wahrscheinlich benutzten die Schreiber die sogenannten tironischen Noten, eine antike Kurzschrift.<sup>36</sup> So konnten sie die Vorträge Epiktets ziemlich vollständig zu Papier bringen und zu Hause in Ruhe ausarbeiten. Ein dritter unglücklicher Umstand könnte darin bestanden haben, dass sowohl Arrian als auch seine Sklaven über die wahre stoische Philosophie wenig Konkretes wussten, d. h. sie waren nicht darüber informiert, dass sie eine

<sup>36</sup> Siehe Karl Hartmann, >Arrian und Epiktet<, in: >Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur<, hrsg. von Johannes Ilberg, 8. Jahrgang 1905, mit weiterführenden Literaturangaben.



atheistische Geheimphilosophie beinhaltet und Gott mit Naturgesetz analog ist. Aber das war weiter kein Problem, denn die Schreiber bemühten sich, die Reden Epiktets so originalgetreu wie möglich niederzuschreiben. So erging es auch den ersten Christen. Sie hielten die Stoiker für Monotheisten, weil sie so viel von Gott redeten.

Dann kam das Ende der antiken Welt. Im Jahr 535 u. Zr. brach ein Supervulkan aus, manche Forscher vermuten in Indonesien, manche in Südamerika, der beinahe das Ende der menschlichen Zivilisation bewirkt hätte.<sup>37</sup> Die Sonne war fast zwei Jahre lang nur durch einen dichten Schleier aus Vulkanasche zu sehen. Viele Menschen starben vor Hunger, sie glaubten wohl, das Weltende würde bevorstehen. Diese Umweltkatastrophe verursachte den Untergang der liberalen Hochkultur in Europa. In der Folge erstarkte der fundamentale Theismus und die Intoleranz, das dunkle Zeitalter - das sogenannte Mittelalter - brach an. Der fanatische Theismus hatte kein Interesse, die Schriften der antiken Philosophen aufzubewahren, schon gar nicht solche der atheistischen Philosophen und Dichter. Ihre Werke gingen fast gänzlich verloren.

Wie kamen dennoch einige Werke der Stoiker durchs Mittelalter? Ganz einfach: Aus Unwissenheit und aus mangelhafter Griechisch- und Lateinkenntnis der christlichen Kopisten. Viele der christlichen Mönche konnten die Schriftrollen der antiken Philosophen zwar abschreiben oder richtiger noch abmalen, eben kopieren, jedoch sie verstanden nicht alles Geschriebene in ihrer höchsten Konsequenz. Das erklärt einerseits die vielen Schreibfehler und andererseits die Tatsache, dass diese Texte überhaupt noch vorhanden sind.

Durch diese verhängnisvollen Umstände - atheistische Geheimphilosophie, theistische heidnische Sklaven schrieben die Vorträge Epiktets nieder, christliche Mönche kopierten das Werk Epiktets im Mittelalter, dabei wurde es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erneut sehr stark theistisch interpoliert - kam es letztendlich dazu, dass die mündlichen Diatriben Epiktets schließlich zu einem schriftlichen Curiosum mutierten. Das Irritierende daran ist zweifellos, dass sie auf den ersten Blick als Lehrreden eines theistischen Philosophen erscheinen. Ja man kann sie, je nach der persönlichen Weltanschauung des Lesers, sowohl theistisch als auch atheistisch auslegen. Erst nach einem tieferen Studium der stoischen Philosophie muss man gezwungenermaßen zu der Erkenntnis gelangen, dass Epiktet in Wahrheit ein Atheist war, wie seine Schulhäupter. Diesen eindeutigen Beweis lieferte Bonhöffer.

Hier einige Belege für meine Überzeugung:

Epiktet, >Diatriben<, I. Buch, 30, 50: *Nun hat der [Kaiser], der die Macht dazu hat, das Urteil über Dich gefällt: ‚Ich erkläre Dich für einen Mann, der an keinen Gott glaubt und keine Religion hat. Was ist Dir an Leid begegnet? – ‚Ich bin für einen Gottesleugner und Verächter der Religion öffentlich erklärt worden.- Sonst nichts?*

Epiktet, >Diatriben<, I. Buch, 30. Diatribe: *Wenn Du vor einen Mächtigen und Gewaltherrscher trittst, so denke daran, dass ein noch Mächtigerer [der Aether-Logos] von oben alles sieht, was geschieht, und dass es Deine angemessene Handlung ist, diesem [dem Aether-Logos oder dem Vernunftgesetz]*

<sup>37</sup> Lesen Sie dazu das hochinteressante Werk von David Keys >Als die Sonne erlosch – 535 n. Chr.: Eine Naturkatastrophe verändert die Welt<, München 1999. Nicht die Völkerwanderung verursachte den Niedergang der antiken Kultur, sondern eine Naturkatastrophe.

*mehr zu gefallen als dem anderen [dem Kaiser]. Dieser [der Aether-Logos] fragt dich: Was hast Du in der Schule [der stoischen Philosophie] gelernt: Was ist Landesverweisung, Haft, Tod und öffentliche Beleidigung? – Ich: Das sind gleichgültige Dinge [gr. adiaphora]. – Und wie nennst du sie jetzt [nachdem sie Dir begegnet sind?] Haben sich die Dinge etwa geändert? – Nein. – Oder hast du Dich etwa geändert? – Ebenso wenig. – So sage mir: Was sind gleichgültige Dinge? – Alles was nicht von unserem Willen abhängt. – Und was folgt daraus? – Was nicht von meinem freien Willen abhängt, das hat nichts für mich zu bedeuten. – Sage weiter: Was für Dinge haben wir als die wahren Glücks-Güter erkannt? – Einen richtigen Willen und einen richtigen Gebrauch der Vorstellungen. – Und was ist das letzte Ziel? – Dir, dem Aether-Logos, alias dem Naturgesetz, zu folgen. – Und was hältst du gegenwärtig noch von diesen Dingen? – Genau dasselbe wie früher. – So geh denn getrost zu dem Tyrannen hinein und behalte nur diese Dinge fest im Geist. So wirst Du sehen, was ein Mann, der [die Schriften der Stoiker] studiert hat, unter Leuten darstellt, die nichts dergleichen gelernt haben.*

Epiktet, >Diatriben<, II. Buch, 4, 10: ... *sobald der Gesetzgeber [gemeint ist: der Aether-Logos, alias das Naturgesetz]<sup>38</sup>, wie ein Gastgeber, die Austeilung gemacht hat, sollst Du Dich an das halten, was Dir zugeteilt worden ist.*

Epiktet, >Diatriben<, II. Buch, 5, 13: *Ich bin ja kein [unzerstörbares] Aeon, sondern ein Mensch, ein Teil des Ganzen, wie die Stunde ein Teil des Tages. Ich muss einmal, wie die Stunde, dasein und auch, wie die Stunde, verschwinden. Was liegt mir nun daran, wie ich verschwinde, ob im Wasser erstickt oder durch ein Fieber verzehrt; denn durch so etwas [oder etwas Ähnliches] muss ich doch einmal vergehen.*

Epiktet, >Diatriben<, II. Buch, 2, 1: *Wenn du vor Gericht gehst, sieh zu, was du bewahren und was du durchsetzen willst. Denn wenn du bewahren willst, dass dein Wille der Natur gehorsam bleibe, so steht es völlig sicher für dich, so lässt es sich ganz leicht erreichen, so hast du keine große Mühe.*

Epiktet, >Diatriben<, III. Buch, 13, 14: *Sobald mir dieser [der Aether-Logos] das Notdürftige nicht mehr darreicht, gibt er mir das Zeichen zum Abzug [zum Sterben], hat die Pforte geöffnet und sagt: Komm. – Wohin? – An keinen furchtbaren Ort, sondern dahin, woher du gekommen bist, unter Freunde und Verwandte, unter die Urstoffe [gr.: stoikea]. Was an dir Feuer war, geht in das Feuer, was irdisch war, in die Erde, was Luft war, in die Luft, was Wasser war, ins Wasser zurück. Es gibt keinen Hades, keinen Kotykos, keinen Acheron, keinen Pyriphlegethon ...*

Dass allein nur die Natur oder das Naturgesetz unser legitimer Gesetzgeber

<sup>38</sup> Siehe Hendrik Selle, Verfasser des Artikels >Dichtung oder Wahrheit – Der Autor der epiktetischen Predigten<, in: >Philologus – Zeitschrift für Antike und Rezeption<, Band 145, 2001, Seite 279, spricht von *änigmatischer [nicht erklärbarer oder rätselhafter] Umschreibung Gottes mit „der Gesetzgeber“ (gr. nomothetes)*. Dies ist wiederum ein eindeutiger Beleg dafür, dass die Schriften Epiktets noch nach über einhundert Jahren seit Bonhöffers grundlegenden Arbeiten immer noch theistisch ausgelegt werden. Die Stoa war unbezweifelbar eine atheistische Philosophie und Epiktet wich keinen Deut von den Dogmen seiner Philosophenschule ab. Aber diejenigen, die seine Diatriben aufschrieben und kopierten, waren Theisten, sowohl im Altertum als auch im Mittelalter.

[gr. nomothetes] ist, davon spricht zweitausend Jahre später auch Michail Bakunin in seinem Werk >Gott und der Staat<. Ich zitiere nach der Übersetzung von Erwin Rholfs, >Michail Bakunin – Gesammelte Werke<, Berlin 1921, 1. Band, ab Seite 107: *Sie [die Theisten] sind in der Logik nicht stark; und man möchte glauben, dass sie sie verachten. Das unterscheidet sie von den pantheistischen und deistischen Metaphysikern und drückt ihren Ideen den Charakter eines praktischen Idealismus auf, der sein Trachten viel weniger aus der strengen Entwicklung eines Gedankens schöpft als aus den geschichtlichen, kollektiven und individuellen Erfahrungen, beinahe sagte ich Bewegungen des Lebens. Dies gibt ihrer Propaganda einen Schein von Reichtum und Lebenskraft, aber nur einen Schein; denn das Leben selbst wird unfruchtbar, wenn es von einem logischen Widerspruch gelähmt wird.*

*Dieser Widerspruch ist folgender: Sie [die Theisten] wollen Gott und sie wollen die Menschheit. Sie versteifen sich darauf, zwei Begriffe zusammenzubringen, die, einmal getrennt, sich nur wieder treffen können, um sich gegenseitig zu zerstören. Sie sagen in einem Atemzug: Gott und die Freiheit des Menschen, Gott und die Würde, Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das Wohl der Menschen, ohne sich um die unvermeidliche Logik zu kümmern, nach welcher, wenn Gott existiert, dies alles zum Nichtvorhandensein verurteilt ist. Denn wenn Gott existiert, ist er notwendigerweise der ewige, höchste, absolute Herr; und wenn ein solcher Herr da ist, ist der Mensch Sklave; wenn er aber Sklave ist, sind für ihn weder Gerechtigkeit, noch Gleichheit, noch Brüderlichkeit, noch Wohlfahrt möglich. Mögen diese Theisten sich immer gegen den gesunden Menschenverstand und alle geschichtliche Erfahrung ihren Gott von der zartesten Liebe für die menschliche Freiheit beseelt vorstellen: Ein Herr, was er immer tun und wie freiheitlich er sich zeigen mag, bleibt nichts desto weniger ein Herr; und seine Existenz schließt notwendigerweise die Sklaverei von allem, das unter ihm ist, ein. Wenn also Gott existieren würde, gäbe es für ihn nur ein einziges Mittel, der menschlichen Freiheit zu dienen: aufhören zu existieren. [...]*

*Als eifersüchtiger Anhänger der menschlichen Freiheit, die ich als die unbedingte Grundbedingung von allem, das wir in der Menschheit verehren und achten, ansehe, drehe ich Voltaires Satz um und sage: Wenn Gott wirklich existieren würde, müsste man ihn beseitigen. Die strenge Logik, die mir diese Worte diktiert, ist zu klar, als dass ich diesen Gedankengang weiter entwickeln müsste. Und es scheint mir unmöglich, dass dies den erwähnten ausgezeichneten Männern, deren Namen so berühmt und so mit Recht geachtet sind, nicht selbst aufgefallen ist und dass sie den Widerspruch nicht bemerkten, der darin liegt, dass sie gleichzeitig von Gott und von der menschlichen Freiheit sprachen. Zur Nichtbeachtung des Widerspruchs muss sie der Gedanke veranlasst haben, dass diese Inkonsequenz oder diese Hintansetzung der Logik in der Praxis zum Besten der Menschheit notwendig sei.*

*Vielleicht verstehen sie auch die Freiheit, von der sie als von einer von ihnen sehr geachteten, ihnen sehr lieben Sache sprechen, in ganz anderem Sinn, als wir Materialisten und revolutionäre Sozialisten sie auffassen. Sie sprechen tatsächlich nie von ihr, ohne sofort ein anderes Wort hinzuzufügen, das Wort Autorität; ein Wort und eine Sache, die wir aus vollem Herzen verabscheuen.*

*Was ist die höchste Autorität eines Atheisten? Es ist die unvermeidliche Macht der Naturgesetze, die sich in der Verkettung und notwendigen Aufeinanderfolge der Erscheinungen der physischen und sozialen Welt äußern. Gegen diese Gesetze ist tatsächlich die Empörung nicht nur verboten, sondern*

auch unmöglich. Wir mögen sie verkennen oder sie noch nicht kennen, aber wir können ihnen nicht ungehorsam sein, weil sie die Grundlage und Grundbedingung unseres Daseins sind; sie umgeben und durchdringen uns, regeln all unsere Bewegungen, Gedanken, Handlungen, so dass, selbst wenn wir ihnen ungehorsam zu sein glauben, wir nur ihre Allmacht beweisen.

Ja, wir sind unbedingt die Sklaven dieser Gesetze. Aber es liegt nichts Erniedrigendes in dieser Sklaverei oder vielmehr, es ist gar keine Sklaverei. Denn Sklaverei setzt einen äußeren Herrn, einen Gesetzgeber voraus, der sich außerhalb desjenigen befindet, dem er gebietet; diese Gesetze liegen aber nicht außer uns, sie sind uns eigen, bilden unser Wesen, unser ganzes körperliches, geistiges und moralisches Wesen; wir leben, atmen, handeln, denken und wollen nur durch sie. Außerhalb ihrer sind wir nichts, existieren wir nicht. Woher käme uns also die Macht und der Wille, uns gegen sie zu empören?

Den Naturgesetzen gegenüber ist für den Menschen nur eine Freiheit möglich: sie zu erkennen und sie immer mehr seinem Ziel der kollektiven und individuellen Befreiung oder Humanisierung entsprechend anzuwenden. Sind diese Gesetze einmal erkannt, üben sie eine von der Masse der Menschen nie erörterte Autorität aus. Man muss zum Beispiel ein Narr oder ein Theologe oder wenigstens ein Metaphysiker, Jurist oder Bourgeois-Ökonom sein, um sich gegen das Gesetz, dass zwei mal zwei gleich vier ist, zu empören. Man muss Glauben besitzen, um sich einzubilden, dass man im Feuer nicht verbrennt und im Wasser nicht ertrinkt, außer man nimmt zu irgend etwas Zuflucht, das auch wieder auf einem anderen Naturgesetz beruht. Aber diese Empörungen oder vielmehr diese Versuche oder tollen [wahnhaften] Einbildungen einer unmöglichen Empörung bilden nur eine seltene Ausnahme; denn im Allgemeinen kann man sagen, dass die Masse der Menschen im täglichen Leben beinahe unbedingt vom gesunden Menschenverstand, das heißt von der Summe der allgemein anerkannten Naturgesetze, geleitet wird.

Das große Unglück ist, dass eine große Menge von der Wissenschaft schon erkannter Naturgesetze den Volksmassen unbekannt bleibt, dank der Sorgfalt der bevormundenden Regierungen, die bekanntlich nur zum Besten der Völker da sind. Ein anderer Nachteil ist der, dass der größte Teil der auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bezüglichen Naturgesetze, die ebenso notwendig, unveränderlich, unvermeidlich sind, wie die, die physische Welt regierenden Gesetze, noch nicht von der Wissenschaft hinreichend festgestellt und erkannt sind. Sobald sie einmal von der Wissenschaft erkannt und aus der Wissenschaft durch ein großes System der Volkserziehung und des Volksunterrichts in das Bewusstsein aller übergegangen sein werden, wird die Frage der Freiheit vollständig gelöst sein. [...]

Die Freiheit des Menschen besteht einzig darin, dass er den Naturgesetzen gehorcht, weil er sie selbst als solche erkannt hat und nicht, weil sie ihm von außen her von irgend einem fremden Willen, sei er göttlich oder menschlich, kollektiv oder individuell, auferlegt sind.

Michail Bakunin war ein echter Stoiker.

## 6. Die materialistische „Vorsehung“ der Stoiker

Die Vorsehung oder das Verhängnis (gr. heimarmene) ist nur eine synonym gedachte Bezeichnung der Stoiker für Naturverlauf. Der Gang der Natur ist durch die Naturgesetze vorherbestimmt, d. h. berechenbar, daher auch von uns

Menschen teilweise vorhersehbar. Das ist die materialistische Vorsehung der Stoiker.

Der Logos, die Urvernunft, auch als das Urwesen bezeichnet, ist das aktive, erschaffende Prinzip. Er ist der logos spermatikos, der den Verlauf der Natur hier auf Erden wie in den Weiten des Weltalls lenkt. Er ist das über allem stehende Schicksal. Die stoische Vorsehung ist daher nichts anderes als der natürliche Verlauf, das physikalische Naturgesetz, das bereits seit Milliarden von Jahren besteht und alles Geschehen beeinflusst.

Dies wurde von Chrysippos leicht verständlich dargestellt. Unter der Kapitelüberschrift >Wie Chrysippos zwar die Macht und Unvermeidlichkeit des Schicksals anerkennt, jedoch aber auch bekräftigt, dass uns eine freie Wahl in allen unseren Entscheidungen und Urteilen verbleibt<, hat uns Aulus Gellius in seinem Werk >Die attischen Nächte<, VII. Buch, 2. Kap., die einzig richtige und wahre Definition des stoischen Schicksalsbegriffs überliefert:<sup>39</sup>

*Von der Bezeichnung >fatum< [gr. heimarmene], das die Griechen >Bestimmung< oder >Verhängnis< nennen, gibt das Schulhaupt der Stoa, Chrysippos, eine Erklärung in folgendem Sinne ab: Das Schicksal, schreibt er, ist eine ewige und unveränderliche Reihenfolge eintretender Umstände und eine Ringkette, fortwährend begriffen im Umsichselbstrollen und in schmiegsamer Verschlingung durch ein ununterbrochenes, ineinandergreifendes Gliedergefüge, dessen Enden durch enge Verbindung und festen Anschluss in steter Wechselwirkung bleiben. So weit ich [Aulus Gellius] mich erinnere, schreibe ich Chrysippos eigene Worte in Griechisch gleich mit her; damit, wenn einem Leser diese meine Übersetzung etwas unklar sein sollte, er die Worte des Philosophen gleich selbst vor Augen hat.*

*Im vierten Buche seiner Schrift >Über die Vorsehung< gibt er über den Schicksalsbegriff folgende Definition: Schicksal ist die in der unabänderlichen Natur begründete Notwendigkeit. Oder: Schicksal ist eine geordnete, aus den Gesetzen des Weltalls entspringende Reihenfolge aller von Ewigkeit an untereinander zusammenhängender Vorgänge und ihre ständige und unabänderliche Selbstverkettung.*

*Gegen diese Definition haben die Anhänger anderer Philosophenschulen allerhand Einwendungen laut werden lassen. So hört man sagen: Wenn Chrysippos behauptet, alles werde durch ein unabänderliches Schicksal bewegt und gelenkt und es sei unmöglich, die Schläge und Winkelzüge des Schicksals abzuwenden und zu umgehen, so werden auch die Sünden und Laster der Menschen ihren Willensantrieben weder zum Vorwurf gemacht, noch gar angerechnet werden können, sondern immer nur der aus dem Verhängnis entspringenden Unvermeidlichkeit und harten Notwendigkeit, die über alles gebietet und alles vertreten muss, auf deren Machteinfluss hin alles geschehen muss, was geschehen soll. Deshalb sei auch die Einführung von Strafen für Übeltäter den Gesetzen nach durchaus nicht gerechtfertigt und billig, wenn die Menschen nicht aus eigenem freien Willen dem Verbrechen anheimfallen, sondern von der starken Hand des Schicksals unaufhaltsam hingerissen werden.*

*Über diesen Einwurf hat sich Chrysippos mit großer Klarheit und Scharfsinnigkeit geäußert. Seine Argumente laufen kurzgefaßt auf folgende Gedanken hinaus:*

*Mag nun alles einem unvermeidbaren Naturgesetz unterworfen und deshalb mit einer Vorherbestimmung des Schicksals eng verknüpft sein, so sind doch die*

<sup>39</sup> Übersetzt von Fritz Weiss, Leipzig 1875.

*Charaktereigentümlichkeiten unseres Geistes selbst je nach ihrer Individualität und Beschaffenheit dem Schicksal unterworfen. Denn wenn die Charaktereigenschaften ihrem Wesen und ihrem Beschaffensein nach von vornherein zum Heil und Nutzen angelegt sind, werden sie damit jenen ganz gewaltigen Einfluss, der ihnen von außen her wie ein schweres Unwetter seitens des Schicksals droht, ohne großen Widerstand und mit wenig Anstrengung zu überstehen und zu vermeiden wissen. Sind dagegen diese Charaktereigenschaften ungefüge, plump und roh, ferner auf keine Hilfe eines Bildungsmittels gestützt, so werden solche Menschen durch ihre Unwissenheit und durch eigenen Antrieb sich beständig in Laster und Selbsttäuschung stürzen, selbst wenn sie sich nur von einer kleinen und unbedeutenden Not oder einer vom Zufall über sie verhängten Unbequemlichkeit bedrängt fühlen. Dass diese Vorgänge selbst auf solche Weise sich vollziehen müssen, wird verursacht durch jenes beständige Ineinandergreifen und durch jene unabänderliche Verkettung aller Dinge, was man eben unter dem Begriff >Schicksal< versteht. Es ist nämlich im Allgemeinen eine Urnotwendigkeit und Folgerichtigkeit, dass Menschen mit gleichsam angeborenen [anerzogenen] bösen Neigungen dem Laster und dem Irrtum verfallen müssen.*

*Zum Beweise dieser seiner Behauptung bedient er sich eines wahrlich ganz aus dem Leben gegriffenen, passenden und recht geistvollen Gleichnisses und sagt: Wenn man z. B. einen runden Stein über eine schräge und abschüssige Bahn stößt, so wird man zwar die erste Ursache seines Herabrollens gewesen sein; bald rollt der Stein jedoch von selbst weiter; nun nicht allein mehr aufgrund des Anstoßes, sondern wegen seiner Eigenart [wegen seiner Schwere = Gravitationskraft] und eigentümlichen runden Form. Ebenso gilt die Anordnung, das Gesetz und die Notwendigkeit des Schicksals im Allgemeinen und von vorn herein als die Ursache der Bewegung. Doch den weiteren Verlauf unserer eigenen Beschlüsse, Gesinnungen und Handlungen bedingt und entscheidet erst eines jeden Menschen eigener Wille und seine angeborenen Fähigkeiten.*

*Hierzu fügt er noch folgenden, mit dem von mir Gesagten ganz übereinstimmenden Satz hinzu: Wirst leiden sehen die Menschen an selbstverschuldeten Übel.*

*Die meisten Menschen stürzen in ihr Verderben durch sich selbst. Durch ihre Begierden fallen sie, fallen ins Verderben aus eigener Wahl und aus Vorsätzlichkeit. Deshalb, sagt Chrysippos, dürfe man auch die Entschuldigungen feiger Schelme oder frecher Übeltäter nicht gelten lassen, die, selbst wenn sie ihrer Schuld oder ihres Verbrechens schon völlig überführt sind, immer noch Ausflüchte machen und ihre Zuflucht suchen in der angeblichen Unabänderlichkeit des Schicksals, wie zu einer heiligen Zufluchtsstätte eines Tempels. Sie bringen ihre ethischschlechten Handlungen nicht ihrer eigenen Unbesonnenheit in Anrechnung, sondern dem Schicksal.*

Cicero, >Über die Wahrsagung<, I.125-126:

*Dass alles durch das Fatum oder Schicksal geschieht, das zwingt uns die Vernunft einzugestehen. Fatum aber nenne ich, was die Griechen heimarmene nennen: das ist die Ordnung und Abfolge von Ursachen, indem eine Ursache an die andere anknüpft und alles aus sich erzeugt. Das ist die von aller Ewigkeit her fließende unvergängliche Wahrheit. Daher ist nichts geschehen, was nicht geschehen musste; und auf die selbe Weise wird nichts geschehen, wovon nicht in der Natur die Ursachen, die jenes bewirkten, enthalten wären. [126] Hieraus*

sieht man, dass das Schicksal nicht das ist, was nach der Art des Aberglaubens, sondern das, was nach Art der Physiker [der Rationalisten] so benannt wird: die ewige Ursache der Dinge, warum sowohl das Vergangene geschehen ist, als auch das geschieht, was bevorsteht, und was nachfolgend geschehen wird. So ist es möglich, dass durch Beobachtung bemerkt werden kann, was meistens, wenn auch nicht immer, die Folge einer jeden Ursache ist.

Plutarch schrieb in seinem Buch >Physikalische Lehrsätze der Philosophen<:<sup>40</sup>

*XXVIII. Frage: Vom Wesen des Fatums*

*Heraklit erklärt das Wesen des Fatums als die das Wesen des Weltalls durchdringende Vernunft; dieses Wesen aber ist der aetherische Körper, der Same zur Entstehung des Alls.*

*Platon [erklärt des Wesen des Fatums] als den ewigen Begriff und das ewige Gesetz der Natur des Weltalls.*

*Chrysipp als die hauchende Kraft, die das All nach einem festen Verhältnis ordnet. Dann sagt er in den Definitionen: Das Fatum ist der Begriff der Welt oder das Weltgesetz, nach welchem alles durch die Vorherbestimmung geordnet ist oder die Vernunft, vermöge welcher das Gewordene geworden ist, das werdende wird und das künftige geschehen wird.*

*Die übrigen Stoiker erklären es als Verkettung der Ursachen, d. h. als Ordnung und unüberschreitbaren Zusammenhang derselben.*

Und bei Stobaeus, >Eclogae<, I, 5, 15, p. 78 finden wir wiederum eine sehr klare und eindeutige Erklärung des stoischen Schicksal-Begriffes<sup>41</sup>:

*Der Stoiker Zenon bezeichnete in dem Buch >Über die Natur< das Fatum in demselben Sinne und auf dieselbe Weise als die Kraft zur Bewegung der Materie, die keinen Unterschied zur Vorsehung aufweise und Natur [oder Naturgesetz] zu nennen sei.*

## 7. Der wirkliche Glaube der Stoiker

### Marcus Tullius Cicero

Cicero ist ebenso gut ein Stoiker wie ein Peripatetiker zu nennen. Ich halte ihn für einen zweiten Antiochos, dessen philosophische Überzeugung zwischen dem Peripathos und der Stoa hin und her schwankte. Ich glaube, Cicero wagte es nicht, seinen Wechsel zur Stoa öffentlich einzugestehen. In den >Gesprächen in Tusculum< (III, 6) nennt er die stoische Philosophie das *beste philosophische Lehrgebäude*.

Er gibt an mindestens einer Stelle seines philosophischen Oevres seine atheistische Weltanschauung unverhüllt zu erkennen. Im >Lucullus< (126) sagt er:

*Denn von der Weissagekunst, an die ihr glaubt, halte ich [Cicero] gar nichts; und das Fatum, dem ihr alles unterordnet, verachte ich. Nicht einmal von dem Weltenbau glaube ich, dass ihm ein göttlicher Plan zu Grunde liege; und ich denke wohl, ich habe Recht.*

<sup>40</sup> Plutarchs Werke, 45. Band, übersetzt von E. Fr. Schnitzer, Stuttgart 1860.

<sup>41</sup> Siehe Karlheinz Hülsler, >Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<, Oldenburg 1872, S. 700.

Die Geheimphilosophie der Stoiker – Gott gleich Aether gleich Naturgesetz – war Cicero zu Beginn seiner philosophischen Studien über längere Zeit verborgen geblieben. Zeugnisse für meine Vermutung sind seine Werke >Über das Wesen der Götter< (de natura deorum) und >Über die Weissagekunst< (de divinatione), die als stark beeinflusst von Poseidonios angesehen werden.<sup>42</sup> Er interpretierte anfänglich die Stoa theistisch. Möglicherweise resultierte daher der Trugschluss, dass die Stoa bis heute als eine sogenannte pan-theistische Philosophie angesehen wurde. Als ein überzeugter atheistischer Akademiker widerlegte er daher mühelos die pseudo-theistischen Gottesbeweise der Stoiker in dem Werk >de natura deorum<.<sup>43</sup>

An anderen Stellen gibt Cicero seinen Atheismus nur indirekt zu erkennen. Ausgerechnet den Stoiker, der sich am offensten und deutlichsten zum Materialismus bekannte, den Griechen Panaetios, hält er *geradezu für den bedeutendsten Stoiker*.

Im >Lucullus< (107) schreibt er: *Selbst Panaetios, nach meinem Urteil geradezu der bedeutendste Stoiker, erklärt, er hege Zweifel über eine Sache, die alle Stoiker außer ihm für ganz ausgemacht halten, nämlich über die Wahrheit der Weissagungen aus den Eingeweiden, der Auspizien, der Orakel, der Träume, der Prophezeiungen und hält deshalb mit seiner Zustimmung zurück.*

Im I. Buch der >Gespräche in Tusculum<, I. 32.79 berichtet er über dessen Überzeugung in Bezug auf ein ewiges Leben: *Denn er [Panaetios] behauptet, was niemand leugnet: Alles, was entstanden ist, geht auch unter. Nun aber entsteht die Psyche, was die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern - was auch im Geistigen, nicht nur im Körperlichen ersichtlich ist - hinlänglich beweist.*

*Als zweiten Grund führt er für seine Überzeugung auch an, dass nichts Schmerz empfinde, was nicht auch erkranken könne; was aber in eine Krankheit verfallt, das werde auch untergehen. Nun aber empfinde die Psyche Schmerz, also gehe sie auch unter.*

Den atheistischen Akademiker Dikaiarchos nennt Cicero seinen Liebling:

>Gespräche in Tusculum<, I, 77: *... merkwürdigerweise haben auch die gelehrtesten Männer und am leidenschaftlichsten mein Liebling Dikaiarchos gegen die Unsterblichkeit geschrieben. Dieser hat drei Bücher verfasst, die Lesbischen genannt, weil der Dialog in Mytilene spielt und worin er zeigen will, dass die Seele sterblich ist. Die Stoiker wiederum gewähren uns eine Anleihe, wie wenn wir Krähen wären. Sie sagen, die Seelen dauerten lange, aber nicht ewig.*

>Gespräche in Tusculum<, I, 21: *Dikaiarchos jedoch lässt in einem zwischen Gelehrten zu Korinth gehaltenen Gespräch, das er in drei Büchern verfasst hat, im ersten Buch alle ihre jeweilige Ansicht sagen, in den beiden anderen Büchern jedoch führt er einen gewissen Pherekrates auf, einen Greis aus Phthia, von dem er sagt, er stamme von Deukalion ab. Dieser ist der Ansicht, eine Seele existiere überhaupt nicht. Der Name Seele bezeichne eigentlich gar nichts und grundlos spreche man von den Menschen als von beseelten Wesen. Weder im Menschen sei eine Seele, noch bei den Tieren. Die ganze Kraft, durch die wir*

<sup>42</sup> Siehe Willy Theiler, >Pos(e)idonius - Die Fragmente<, 2 Bde, Berlin 1982. Inzwischen sind Beweise gefunden, dass auch Poseidonios als ein Schüler des Panaetios ebenfalls ein Materialist war. Siehe L. Baus, >Die atheistischen Werke der Stoiker<, II. erw.Auflage, Homburg 2015.

<sup>43</sup> Siehe die Dissertation von Ludwig Krumme >Die Kritik der stoischen Theologie in Ciceros Schrift de natura deorum<, Düsseldorf 1941.



*etwas tun oder empfinden, sei in allen lebenden Körpern gleichmäßig verteilt und vom Körper untrennbar. Diese Kraft sei nur zusammen mit dem Körper vorhanden, der so gestaltet sei, dass er durch seine natürliche Organisation Lebens- und Empfindungskraft habe. Das sei alles.*

### L. Annaeus Seneca

Die Skepsis Senecas in Bezug auf ein Leben nach dem Tod drückt sich im 93. Brief an Lucilius deutlich aus:

*Wir wissen, von wo aus die alles beherrschende Natur ihren Aufschwung nimmt [nach der stoischen Physiktheorie von der Aether-Region aus]; wie sie [die Natur] die Welt ordnet; wie sie den Wechsel der Jahreszeiten herbeiführt; wie sie alles, was je gewesen ist, zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt und sich selbst zu ihrer Grenze gemacht hat. Wir wissen, dass die Sterne durch ihre eigene bewegende Kraft dahin ziehen, dass außer der Erde [nach stoischer Physiktheorie] nichts still steht, [sondern] alles Übrige in ununterbrochener Schnelligkeit dahineilt. Wir wissen, wie der Mond an der Sonne vorbeigeht, warum er, als der langsamere, jene schnellere hinter sich zurücklässt, wie er sein Licht empfängt und verliert, welche Ursache die Nacht herbei- und den Tag zurückführt. (9) Dahin muss man [nach dem Tode] gehen, wo man dies näher erblicken kann<sup>44</sup>. Aber auch mit dieser Hoffnung, sagt der Weise, gehe ich nicht mutiger aus dem Leben, wenn ich glaube, dass mir der Weg zu meinen Göttern offen stehe. Ich habe zwar verdient, [zu ihnen] zugelassen zu werden - und war bereits unter ihnen - ich habe meinen Geist zu ihnen hingesandt und sie den ihrigen zu mir. Doch nimm an, ich würde völlig vernichtet werden und es bliebe von einem Menschen nach dem Tode garnichts übrig: [dennoch] habe ich einen gleich hohen Mut, auch wenn ich von hier weggehe, um nirgendwohin einzugehen.*

Nach Tertullianus, >Über die Seele<, 42, soll Seneca sogar gesagt haben: *Nach dem Tode ist alles aus, auch der Tod.*

Augustinus zitiert in seinem Werk >Über den Gottesstaat<, 6. Buch, aus einem nicht erhaltenen Werk Senecas:

*(10) Seneca war freimütig genug, die staatliche Theologie noch entschiedener zu missbilligen als Varro die fabelnde.*

*Die Freimütigkeit, die Varro mangelte, weshalb er es nicht wagte, die städtische Theologie trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit der Theatertheologie offen zu missbilligen, wie er die letztere missbilligte, zeichnete den Annaeus Seneca aus, der nach manchen Anzeichen zu schließen zu den Zeiten unserer Apostel hervortrat, wenn auch nicht in seinem ganzen Gebaren, so doch in mancher Hinsicht. Sie war ihm nämlich eigen in seinen Schriften, in seinem Leben fehlte sie ihm. In seinem Buch >Über den Aberglauben< [leider nicht erhalten] hat er die staatliche und städtische Theologie viel ausgiebiger und*

<sup>44</sup> Hier muss ich wieder daran erinnern, dass die stoische Götterlehre eine Stufenphilosophie war. Nach außen hin und gegenüber den Neulingen wurde der Aether als Gottheit ausgegeben. Die Psychen der Verstorbenen gehen dahin zurück, aus was sie entstanden sind: dem Aether. Die Psyche ist ein warmer, belebender Hauch. Sie besteht aus einem Gemisch aus Luft und Aether. Die Psychen ziehen nach dem Tode hinauf in die Himmelsregion und schweben in der Nähe des Mondes bis zur Ekpyrosis, dem Weltenbrand, wodurch sie untergehen, respektive in reinen Aether zurückverwandelt werden. Seneca scheint diesem pantheistischen Märchen kein Vertrauen entgegengebracht zu haben, siehe oben.

entschiedener getadelt als Varro die fabelnde und die der Theater. Er sagt nämlich an der Stelle, wo er von den Götterbildnissen handelt: Die Heiligen, Unsterblichen, Unverletzlichen verehrt man in ganz minderwertiger, lebloser Materie; man gibt ihnen die Gestalt von Menschen, von wilden Tieren, von Fischen, mitunter gemischtes Geschlecht, zweierlei Körper; Gottheiten nennt man Gebilde, die man, wenn sie plötzlich Leben annähmen und uns entgegenträten, für Ungeheuer ansehen würde.

Und etwas weiter unten, nachdem er unter anerkennenden Worten für die natürliche Theologie die Meinungen einiger Philosophen auseinander gesetzt hat, legt er sich folgenden Einwand vor: Hier könnte man etwa sagen: Ich soll glauben, dass der Kosmos und die Erde Götter seien und dass über dem Mond andere Götter existierten und wieder andere unter dem Mond? Ich soll mir entweder Platon gefallen lassen, nach welchem Gott keinen Körper hat oder den Peripatetiker Straton, nach welchem er keine Seele hat? Und er [Seneca] erwidert darauf: Nun denn in aller Welt, kommen dir die Phantasiegebilde eines Titus Tadius oder eines Romulus oder eines Tullus Hostilius wahrhaftiger vor? Tadius hat die Cloacina zur Gottheit geweiht, Romulus den Picus und Tiberinus, Hostilius den Pavor und Pallor, diese hässlichen Gemütszustände der Menschen, der eine die Aufregung eines erschreckten Gemütes, der andere nicht einmal eine Krankheit, sondern nur die Entfärbung des Äußeren. An diese Gottheiten willst du lieber glauben und sie in den Kosmos versetzen?

Und wie freimütig hat er [Seneca] sich über die entsetzlich schändlichen Gebräuche ausgesprochen! Der kastriert sich, ein anderer schneidet sich in die Arme. Ja, wenn man auf solche Weise die Gunst der Götter herabzieht, womit wird man dann seine Furcht vor dem Zorn der Götter bekunden? Götter, die solches verlangen, darf man überhaupt nicht irgendwie verehren. Aber so groß ist der Wahnsinn des gestörten und außer sich gebrachten Geistes, dass man die Götter gnädig stimmen will auf eine Weise, wie nicht einmal die abscheulichsten Menschen von sprichwörtlicher Grausamkeit wüten. Wohl haben Tyrannen manchen die Glieder zerfleischt, aber niemandem haben sie [die Tyrannen] zugemutet, seine eigenen zu zerfleischen. Wohl sind manche, damit Könige ihrer Lust frönen können, verschnitten worden, aber nie hat einer auf Befehl seines Herrn an sich selbst Hand angelegt, sich zu entmannen. Aber in den Tempeln zerfleischen sie sich selbst, senden ihre eigenhändigen Wunden und ihr eigenes Blut als Gebete empor. Nimmt man sich die Mühe, zu beobachten, was sie tun und erleiden, so wird man es unziemlich finden für anständige Menschen, so unwürdig für freie, so weit ab vom Normalen, dass niemand zweifeln würde, sie seien dem Wahnsinn verfallen, wenn es sich nur um einige wenige handelte; so aber spricht die große Zahl der Verrückten [scheinbar] dafür, dass man gesunde Menschen vor sich hat.

Und erst das, was er [Seneca] als Gepflogenheiten, die auf dem Kapitol im Schwange sind, anführt und unerschrocken in den Grund hinein verdammt, wem wäre es zuzutrauen als Spottvögeln oder Tollhäuslern? Nachdem er sich nämlich darüber lustig gemacht hat, dass man bei den ägyptischen Kultfeiern über das Abhandenkommen des Osiris jammere und über dessen Auffindung in große Freude ausbreche, da doch sein Verschwinden und sein Auftauchen nur fingiert werde, während Trauer und Freude von Leuten, die nichts verloren und nichts gefunden haben, mit wahrer Empfindung ausgedrückt würden, fährt er fort: Doch diese Raserei hat ihre bestimmte Zeit. Es lässt sich noch ertragen, einmal im Jahre toll zu sein. Aber geh ins Kapitol, du wirst dich schämen darüber, welcher

*Aberwitz sich da an die Öffentlichkeit drängt, welch gewichtige Miene hier eine ziellose Verrücktheit aufsetzt. Der eine unterbreitet dem Gotte Namen, ein anderer verkündet dem Jupiter die Stunden; der eine macht einen Bademeister; ein anderer nimmt sich des Salbens an und ahmt mit leeren Gestikulationen einen Salbenden nach. Da gibt es Zofen, die der Juno und der Minerva die Haare aufmachen - sie tun das auf Distanz, weit ab selbst vom Tempel, nicht nur vom Bildnis, und bewegen ihre Finger, als machten sie Haare auf - und wiederum Zofen, die den Spiegel halten; da gibt es Leute, die die Götter zu Bürgschaften aufrufen, und solche, die ihnen ihre Klageschriften vorlegen und sie in ihre Prozesse einweihen. Ein gelehrter Erzmime, es war ein gebrechlicher Greis, gab Tag für Tag im Kapitol eine Mimenrolle, als ob die Götter Freude hätten an einem Anblick, der nicht einmal die Menschen mehr zu erfreuen vermochte. Alle Arten von Künstlern haben sich dort eingenistet, für die unsterblichen Götter sich zu betätigen. Und weiter unten sagt er: Immerhin geloben diese Leute der Gottheit wenigstens nicht einen schändlichen und unehrbaren Dienst, wenn auch einen überflüssigen. Aber da sitzen im Kapitol auch weibliche Wesen, die von Jupiter geliebt zu werden glauben; und sie lassen sich nicht einmal durch die Rücksicht auf die nach den Dichtern - wer ihnen glaubte - furchtbar hitzige Juno einschüchtern.*

*Solchen Freimut hat Varro nicht an den Tag gelegt; er getraute sich nur die Theologie der Dichter anzufechten, nicht aber die staatliche, die Seneca zuschanden gemacht hat. Allein wenn wir die Wahrheit ins Auge fassen, müssen wir sagen: Schlimmer sind die Tempel, in denen derlei geschieht, als die Theater, wo es nur im Bilde vorgeführt wird. Deshalb hat nach Seneca der Weise seine Rolle gegenüber diesen Einrichtungen der Staatstheologie sich nicht innerlich eigen zu machen, sondern nur äußerlich zu spielen. Er sagt nämlich: All das wird der Weise beobachten, weil es geboten ist durch die Gesetze, nicht weil es den Göttern annehmlich wäre. Und kurz darauf: Wir stiften ja sogar Ehen von Göttern, und unfromm genug zwischen Brüdern und Schwestern! Bellona verheiratet wir an Mars, Venus an Vulkan, Salacia an Neptun. Einige jedoch lassen wir unverheiratet, gleich als hätte es ihnen an einer passenden Partie gefehlt, zumal da manche Witwen sind, wie Populonia, Fulgora und die Göttin Rumina, von denen es mich freilich nicht wundert, dass sie keinen Bewerber gefunden haben. Diese ganze unerlauchte Schar von Göttern, die langwährender Aberglaube in langer Zeit aufgehäuft hat, werden wir in der Weise anbeten, dass wir uns erinnern, dass ihre Verehrung nicht so sehr in der Sache als in der Sitte begründet ist.*

Die obigen Ausführungen und Erläuterungen zur stoischen Physiktheorie sind zwingend erforderlich, um die Schriften der Stoiker richtig verstehen zu können. Die stoische Philosophie war in der Antike - zum Schutz vor theistischen Fanatikern - als eine Geheim- und Stufenphilosophie konzipiert. Mit dem Aether-Zeus oder dem Aether-Logos ist das Naturgesetz analogisiert. Die christlichen Mönche im Mittelalter glaubten, die Stoiker wären Theisten gewesen. Sie verfälschten die Schriften der Stoiker, indem sie für Zeus oder Aether-Logos einfach nur Gott setzten.

Die Stoiker waren Materialisten. Sie glaubten weder an ein ewiges Leben, noch an eine ewig gleichbleibende Materie.

## Die aristotelisch-peripatetische Physiktheorie

Nach dem Tode Platons spaltete sich die sogenannte akademische Philosophie in zwei Lager. Platons Schwestersonn Speusippus führte die theistische Philosophie seines Onkels unverändert weiter, während diejenigen Akademiker, die es mit Aristoteles hielten, zur Unterscheidung Peripatetiker genannt wurden, weil sie im Lyceum auf und ab wandelnd ihre philosophischen Untersuchungen anstellten. Die Peripatetiker waren, im Gegensatz zu den Akademikern, wie die Stoiker absolute Materialisten. Ich verweise hierzu auf die Abhandlung von Woldemar Görler mit Titel >Antiochos von Askalon: über die ‚Alten‘ und über die Stoa – Betrachtungen zu Cicero, *Academici posteriores* I, 24-43<.<sup>45</sup>

In den >Untersuchungen zur akademischen Philosophie< des Marcus T. Cicero<sup>46</sup>, referiert Varro die aristotelisch-peripatetische Physiktheorie (I, 24):

*„Über die Natur [...] erklärten sie [die Peripatetiker] sich so, dass sie dieselbe in zwei Teile trennten, wovon der eine der hervorbringende war, der andere aber sich diesem gleichsam darböte, um aus ihm etwas hervorzubringen. In dem hervorbringenden (Teil) lag nach ihrer Ansicht eine Kraft, in dem aber, aus welchem etwas hervorgebracht werden sollte, ein Stoff; übrigens befand sich in beiden beides: denn der Stoff selbst könne keinen Bestand haben, wenn er nicht von einer Kraft zusammengehalten werde, eben so wenig die Kraft ohne einen Stoff; denn es gibt nichts, was nicht notwendig irgendwo sein muss. Was aber aus [der Verbindung von] beidem entsteht, das nannten sie einen Körper und, so zu sagen, eine Qualität.“*

Die Ähnlichkeit, ja die Übereinstimmung der peripatetischen Physiktheorie mit der stoischen ist augenfällig.

Weiterhin berichtet Varro über die peripatetische Physiktheorie: *„Von jenen Qualitäten [oder Elementen] sind einige ursprünglich vorhanden, andere sind aus diesen entstanden. So sind ... Luft, Feuer, Wasser und die Erde ursprünglich vorhanden, aus ihnen entstanden aber die Gestalten der lebenden Geschöpfe und diejenigen Dinge, welche die Erde erzeugt. Daher werden jene Uranfänge und – um das Griechische zu übersetzen – Elemente genannt, von denen zwei, die Luft und das Feuer, die Kraft besitzen zu bewegen und zu erschaffen, die beiden anderen die Eigenschaft zu empfangen und gewissermaßen zu erdulden, nämlich das Wasser und die Erde. Nach Aristoteles‘ Ansicht gab es noch eine fünfte, ganz besondere und von den vier genannten völlig verschiedene Substanz [gemeint ist: der Aether], aus welcher die Sterne und die Geister [die Psychen] bestehen. Es besteht auch die Meinung, dass diesen allen ein völlig gestaltloser und aller jener Qualität [...] ermangelnder Stoff [der Aether] zu Grunde liege, aus dem alles herausgebildet und geformt sei, der alles und jedes in sich aufzunehmen vermöge, jeder Art von Veränderung in allen seinen Teilen zugänglich und deshalb auch dem Untergang ausgesetzt sei, zwar nicht so, dass er in nichts zerfalle, sondern nur in seine [einzelnen] Teile. [...] Teile der Welt aber seien alle Dinge, welche sich in ihr befinden, welche durch ein empfindendes Wesen [den Aether-Logos] zusammengehalten werden, dem die vollkommene und zugleich ewige Vernunft innewohne. [...] Diese Kraft, sagen sie [die Peripatetiker], sei die Seele der Welt“*

<sup>45</sup> Abgedruckt in >Beiträge zur hellenistischen Literatur und ihrer Rezeption in Rom<, hrsg. von Peter Steinmetz, Stuttgart 1990, Seite 123 - 139.

<sup>46</sup> In der Übersetzung von Wilhelm Binder, Stuttgart 1871.

und zugleich die vollkommene Vernunft und Weisheit, welche sie [synonym] Gott nennen, und worunter sie eine gewisse Vorsehung verstehen, welche für alle Dinge, die ihr untertan sind, Sorge trägt [...]. Zuweilen nennen sie [die Peripatetiker] dieselbe auch Schicksal, weil sie vieles bewirkt, was wir wegen der Dunkelheit [Verborgtheit] der Ursachen und unserer Unkenntnis derselben nicht voraussehen und keine Ahnung davon haben.“

Und noch etwas haben die Peripatetiker mit den Stoikern gemeinsam: Auch ihre Philosophie war eine Geheim- oder Stufenlehre. So berichtet Augustinus, ad. academ. III, 20, 43: „Cicero behauptet: die Akademiker hätten die Gewohnheit gehabt, mit ihrer eigentlichen Ansicht über Gegenstände der Philosophie geheim zu halten und sie lediglich denen zu offenbaren, welche bis in das späte Alter Umgang mit ihnen geflogen hätten.“

Anstatt Akademiker hätte Augustinus richtiger Peripatetiker schreiben müssen.

Was außerdem nicht geringe Verwirrung über die materialistische Philosophie der Stoiker verursacht hat, war das Werk >Über die Natur der Götter< von Cicero. Im zweiten Teil des o. g. Werkes trägt Balbus die Physik-Theorie der Stoiker vor. Balbus war ein Stoiker und er lebte viele Jahre, ja jahrzehnte in Ciceros Hausstand. Er weckte wohl in Cicero das Interesse für die Philosophie. Aber Balbus war ein theistischer Stoiker. Ihm war offensichtlich die Geheimphilosophie der Stoa unbekannt. Daher widerlegt Cotta, der ein Anhänger der Peripatetiker ist, die Argumente des Balbus im dritten Teil, wodurch er die Peripatetiker als Materialisten kennzeichnet. Cicero geht also in seinem Werk >de natura deorum< von falschen Prämissen aus. Zenon, Chrysippus und alle Stoiker bis zu Poseidonius hinauf waren keine Theisten! Wie Balbus zu dieser falschen Annahme kam, muss wohl ungeklärt bleiben. Noch einmal zur Klarstellung: Die stoische Philosophie war, wie die aristotelisch-peripatetische, eine Geheim- oder Stufenphilosophie. Es wird zwar von einem Aether-Zeus geredet, gemeint ist aber das Naturgesetz. Nur der Eingeweihte wusste das.

Der Streit des Peripatetikers Carneades gegen den Stoiker Zenon von Kition ist daher eigentlich unverständlich. Carneades beschuldigte Zenon des Theismus‘. Offensichtlich wollte er Zenon aus der Reserve locken. Jedoch Zenon ließ sich nicht provozieren. Er wahrte die Geheimphilosophie der Stoa, ganz offensichtlich deswegen, um das eigene Leben und das seiner Anhänger zu schützen. Der Peripatetiker Aristoteles wurde stattdessen in Athen des Atheismus‘ angeklagt und musste nach Makedonien fliehen. Zenon war also vorgewarnt.

Was bezweckte Cicero mit der Niederschrift des Werkes >Über die Natur der Götter<? Ich vermute, er wollte die Religionen im Römischen Reich unter die Kontrolle der Vernunft bringen. Wie heutzutage das Grundgesetz und die Charta der Menschenrechte über den Geboten der Religionen stehen, so wollte Cicero die vielen Religionen, die es damals im Römischen Reich gab, unter die Kontrolle der römischen Staatsverfassung, der Gesetze, bringen.

Ein Aristoteles-Forscher, der bereits vor über hundert Jahren die These aufstellte, dass Aristoteles seine Physiktheorie von der indischen Sankhya-Lehre übernahm, ist Christoph Bernhard Schlüter. In seinem Werk mit Titel >Aristoteles‘ Metaphysik – Eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila<, A. Russell's Verlag 1874, schrieb er:

[Ab Seite 6:]

## Vorwort

[...] Tritt unter [...] Umständen eine auffallende Ähnlichkeit und Übereinstimmung hervor, so ist es schwer, sich des Gedankens eines Einflusses, wo nicht einer Entlehnung zu erwehren; denn eine Uebereinstimmung im Eigenthümlichen, Besondern und gleichsam Zufälligen lässt sich aus keiner allgemeinen, gemeinsamen Quelle ableiten, sie muss in einem besondern, speziellen Einfluß ihren Grund haben. Welche Weltansicht aber kann künstlicher, gezwungener und paradoxer sein, als die aristotelische Ansicht über das Verhalten Gottes zur Welt, welche noch dazu nicht aus den ihm vorangehenden Systemen und Lehren der Griechen zu motiviren ist. Ein Gott, der in sich die vollkommenste Thätigkeit, sich wissend und in diesem Sichwissen selig, nach Außen aber vollkommen unthätig ist, ihm gegenüber eine Materie, welche alle Formen der Möglichkeit oder der Anlage nach in sich befaßt, und unter seinem Aspect in die Existenz treten lässt; ein Gott, der nichts außer sich weiß noch will, nicht mehr sich bekümmern um die Welt und die Menschen, als die epikuräischen Götter; ihm gegenüber eine blinde, taubstumme Natur, aller Intelligenz und alles Willens ermangelnd, dennoch Nichts umsonst thugend und alles zweckmäßig ans Licht führend, die Pflanzen-, die Thier-, dann die intellektive Menschenseele producirend; ein wissender, doch nicht schaffenden noch erhaltender, noch lenkender Gott, der nicht Vorsehung nicht Gesetzgeber, noch Vollstrecker, ihm gegenüber die rein passive ‚hyle‘, die durchaus ohne Wissen und Wollen alles producirt, formt und erhält; ein Gott, der das höchste, einige Ziel der Welt und aller in ihr befindlichen Wesen, aber nicht ihr Urheber, ja für ihren Hervorgang und ihre Existenz, ihre Entwicklung, ihr Glück und Unglück und ihr letztes Loos völlig gleichgültig, so gleichgültig wie die Materie selber ist; endlich ein Gott, der, trotz seiner völligen Entgegensetzung mit dem Chaos der Materie, doch an diese gebunden ist, indem er, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, ohne die Welt Nichts zu bewegen hätte, folglich nicht der erste ewige Beweger wäre, als welchen die [theistische] Philosophie ihn gefunden, den die Wesen, insbesondere die intelligenten, ersehnen, und der doch gegen sie so kalt und gleichgültig ist wie ein Stein, der durch sein Licht für kurz die intellektiven Leiber erhebt und sie des Weltlichts seines ‚nous‘ genießen, dann aber eben so gleichgültig sie zurückfallen lässt, um das eine, wie das andere gleich unwissend: - wahrlich eine solche künstliche Weltansicht kann nicht aus des Menschen sittlich [ethisch] religiösem Sinne und aus dem „sensus communis“ des menschlichen Gemüthes geboren, noch aus einer gemeinsamen Urtradition erstanden sein. Und stimmen, wie das bei Aristoteles und Kapila der Fall ist, zwei Philosophen zweier weit auseinander liegenden Völker in einen solchen Ansicht überein, und ist es historisch denkbar, dass einer von dem andern influenzirt worden sei, oder von ihm entlehnt habe, so ist die Wahrscheinlichkeit eine sehr große.

[Ab S. 10:] [...] Sollte sich nun zeigen lassen, dass die Aristotelische Metaphysik keine ursprünglich von Aristoteles erfundene, sondern eine aus dem alten Indien stammende sei, so würde dies ein neues, interessantes Licht auf die Lehre des h. Thomas und des ganzen scholastischen Mittelalters werfen, und deren durchgängiger Charakter wäre nicht auf die Geschichte der Philosophie der Griechen, sondern auf die Indier zurück zu datiren. Ich glaube aber dieses von der indischen Sankhyalehre des Kapila zeigen zu können, mit welcher, wenn

sie ihrer Terminologie und eigenthümlichen Einkleidung entkleidet wird, die Aristotelische Lehre von Gott, der Welt, der Natur und dem Menschen eine Aehnlichkeit zeigt, die fast zur Identität wird. Ich machte diese Entdeckung bei wiederholter aufmerksamer Lesung der Darstellung der Sankhya- lehre in Professor Stöckl's >Geschichte der Psychologie und Philosophie<, wo er bei den Kirchenvätern Anlaß nimmt, auf die Philosophie der alten Hindu ausführlicher einzugehen. [...] Ich traue aber meiner Entdeckung um so lieber, da ja bekanntlich Alexander seinem Lehrer und Freunde Aristoteles nicht nur reichliche Naturseltenheiten, sondern auch viele Bücher aus Indien nach Griechenland sandte, unter denen sich nach Schlegel's und Windischmann's und, wie es scheint, Hegel's Vermuthung wohl auch die Logik des Gautama befand und gar wohl die alte, berühmte Sankhya-Philosophie des Kapila befinden konnte.

[Seite 32:] „Denkwürdig aber und mit der Prakriti des Kapila, die als feiner Stoff gefaßt wird und so Buddhi und Ahankara erzeugt, ganz übereinstimmend, ist des Aristoteles Lehre, dass der aetherische Stoff der Sterne sich in den organischen Wesen als Prinzip der Lebenswärme zeige, nothwendig zur Erzeugung und Ernährung, und dieser Stoff in verschiedenen Graden der Reinheit der pflanzlichen Natur zur Grundlage diene, bis zur höchsten Lauterkeit im Menschen gestalte ...“

[Seite 34:] „Bestehen der Form nach Zerstörung des Geformten [nach dem Tod des Menschen] ist in gewissem Sinne möglich; wird die Seele nicht erhalten, so doch die Vernunft. Die Seele ist kein Feuer, besser wird sie als ein aetherischer Stoff angesehen.“

[Seite 43:] III. Zeller

Ungleich klarer und ohne Zweifel objectiv richtiger behandelt Zeller unseren Gegenstand in seiner >Philosophie der Griechen<, 2. Theil, 2. Abthl. 1862:

[Zeller S. 285:] Die thätige Vernunft allein ist ewig und unvergänglich, sie allein nicht bloß trennbar, sondern ihrem Wesen nach schlechthin getrennt vom Körper... Ueber das Wie der Fortdauer des Denkens nach der Trennung vom Leibe, gibt Aristoteles keine Auskunft. Selbst das Denken ist ja nach ihm ohne die Phantasiebilder nicht möglich ... 465. (Unwillkürlich denken wir hier an die Yoga des Patandschali und die völlige Versenkung des endlichen Geistes in Puruscha, Urgeist; wo nicht an ein Zurücksinken in die Prakriti, von der ja auch die Buddhi und der Ahankara erzeugt ist.) Weder gibt die aristotelische Metaphysik einen klaren Aufschluß über die Individualität noch die Psychologie über die Persönlichkeit. Wie es dort unentschieden blieb, ob der Grund des Einzeldaseins in der Form oder im Stoff liege, so bleibt es hier im Dunkeln, ob die Persönlichkeit in den höhern oder den niedern Seelenkräften, in dem sterblichen oder unsterblichg Theil liege.

[Zeller S. 467:] Liest man Zeller über die thätige Vernunft bei Aristoteles, so glaubt man das wahrhaftige Conterfei des Puruscha zu finden. [...]

[Zeller S. 624:] Die Gottheit steht nach Aristoteles in einsamer Selbstbetrachtung außer der Welt; sie ist für den Menschen Gegenstand der Bewunderung und der Verehrung, ihre Erkenntniß ist die höchste Aufgabe für den Verstand, in ihr liegt das Ziel, dem er mit allem Endlichen zustrebt, dessen Vollkommenheit seine Liebe hervorruft; aber so wenig er eine Gegenliebe von ihr erwarten kann, ebensowenig erfährt er überhaupt von ihr eine Einwirkung, welche von der des Naturzusammenhanges verschieden wäre, und seine Vernunft

ist das Einzige, wodurch er mit ihr in unmittelbare Berührung tritt.

#### IV. Ueberweg

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf Ueberweg und sehen auf welche Art und Weise er das Verhältnis von Gott und Natur bei Aristoteles auffaßt. Ueberweg, >Geschichte der Philosophie der vorchristlichen Zeit<:

*Aristoteles' Metaphysik p. 104. Statt der Platonischen Idee statuirt Aristoteles ein reales Correlat des subjektiven Begriffs und findet dasselbe in dem Wesen, welches dem betreffenden Objecte innewohne ... Niemals existiert ein Stoff ohne alle Form. Da Aristoteles sich weigert, die Form und den vernünftigen Gedanken, das Telos, die Zweckmäßigkeit der Einrichtung des Einzelnen, wie des Ganzen in der Welt aus den göttlichen Ideen zu erklären, so bleibt ihm nur die Materie als Inbegriff der Möglichkeit aller Formen übrig ... So erlangt dann in Wahrheit bei ihm die ‚hyle‘ denselben Charakter, wie die Prakriti in der Sankhya, nämlich die unerzeugte, allerzeugende [Materie] zu sein.*

Kommentar des Hrsg.: Diese These Schlüters war einfach viel zu revolutionär, so dass sie bis heute wenig Glauben und Zustimmung gefunden hat.

In den philosophischen Schulen der Stoiker und Peripatetiker gab es öffentliche Schriften, sogenannte „exoterische“ Schriften, die für die Allgemeinheit, d. h. für die philosophisch Ungebildeten gedacht waren, und sogenannte „esoterische“ Schriften, im Sinne von Geheimschriften, die ausschließlich für geprüfte Anhänger der jeweiligen Schule gedacht waren. Ein weit verbreiteter Irrtum ist, dass der Peripatetiker Andronikos von Rhodos im 1. Jahrhundert v. u. Zr. eine Zusammenstellung der „esoterischen“ Lehrschriften des Aristoteles besorgt hätte, während die „exoterischen“ Schriften untergegangen wären. Es war mit Sicherheit umgekehrt: Die „esoterischen“ Schriften, die geheimen Schriften des Aristoteles gingen verloren, während die „exoterischen“ Schriften, die jedem Interessierten zugänglich waren, erhalten blieben und von Andronikos von Rhodos daher noch gesammelt werden konnten.



## Der erste Entdecker der Geheimphilosophie der antiken Stoiker und Peripatetiker: John Toland

Der englische Philosoph John Toland (\* 30.11.1670; † 11.03.1722) war wahrscheinlich der erste Altphilologe, der aufgrund seiner herausragenden Latein- und Griechischkenntnisse eindeutig erkannte, dass die stoische und die peripatetisch-aristotelische Philosophie eine atheistische Geheim- und Stufenphilosophie beinhaltet. Um der Verfolgung der fanatischen Theisten in der Antike zu entgehen, gaben die Stoiker und Peripatetiker an, dass das Urwesen oder das Urfeuer, auch Aether oder Aether-Logos genannt, ihre Gottheit sei. In Wahrheit war der Aether-Logos nur eine Umschreibung für das Naturgesetz, was den Eingeweihten erst nach längerer Zeit der Prüfung offenbart wurde. Toland schrieb in seinem Werk >Pantheistikon<<sup>47</sup>:

### III.

*Sie [die „Pantheisten“, alias die Peripatetiker und Stoiker] behaupten demnach: das All, von dem diese sichtbare Welt nur ein geringer Teil ist, ist unendlich sowohl der Ausdehnung als auch der Kraftwirkung nach, dem Zusammenhang des Ganzen und der Verbindung der Teile nach eines, unbeweglich hinsichtlich des Ganzen, da außer ihm kein Ort oder Raum ist, beweglich aber hinsichtlich der Teile oder mittelst zahlloser Zwischenräume, unvergänglich zugleich und notwendig auf beiderlei Weise, nämlich ewig nach Existenz und Dauer, mit einer großartigen Vernunft [den Naturgesetzen] begabt, welche nur durch ein schwaches Gleichnis mit demselben Namen wie unser Erkenntnisvermögen [gr. Logos] benannt werden darf, kurz, ein Allwesen, dessen Bestandteile immer dieselben sind, wie seine Grundteile sich beständig in Bewegung befinden. Summarisch konnte ich diese Dinge nicht deutlicher sagen; aber im Einzelnen werde ich es fasslicher auseinandersetzen.*

### IV.

*Aus dieser Bewegung wie auch aus der Vernunft, welche die Kraft und Harmonie des unendlichen Alls ist, entstehen unzählige Arten von Dingen, von denen ein jedes ein Unteilbares für sich ist, hinsichtlich der Form nicht minder als des Stoffes, da die Form nichts anderes ist als die Anordnung der Teile in jeglichem Körper. So werden alle Dinge durch die unfehlbarste Vernunft und vollkommenste Ordnung im All verwaltet, in welchem unendliche Welten vorhanden sind, die sich voneinander wie die übrigen Teile durch eigentümliche Merkmale unterscheiden, wiewohl hinsichtlich des Ganzen keine Teile in Wahrheit getrennt sind. Auch beeinträchtigt es die Vollkommenheit des Alls in keiner Weise, dass die Dinge durch die Teile bewegt werden, da hieraus neue Vollkommenheiten in unaufhörlicher Zeugung hervorgehen.*

*Ebenso wenig schädigt es seine Vollkommenheit, dass viele Dinge, welche aus der Verbindung jener Teile entstehen, täglich wieder aufgelöst werden, da dies gerade ein Vorgang der höchsten Vollkommenheit ist: nichts nämlich im All vergeht, sondern der Untergang des einen ist der Ursprung des anderen und*

<sup>47</sup> In Latein geschrieben und auf eigene Kosten von John Toland im Jahr 1720 gedruckt. Im Jahr 1751 erschien eine erste englische Übersetzung. Erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt im Jahr 1897 von Ludwig Fensch. Von mir zwecks besseren Verständnisses behutsam ins Neuhochdeutsche übertragen.

umgekehrt; ferner wirken alle Dinge durch beständige Änderung der Formen und eine gewisse sehr schöne Mannigfaltigkeit und Wechselseitigkeit zur Verbindung und Erhaltung des guten Alls mit Notwendigkeit zusammen und machen gleichsam einen immerwährenden Kreislauf durch. Auf gleiche Weise urteilte jener bekannte Musaeus<sup>48</sup>, dass aus Einem<sup>49</sup> alle Dinge entstanden seien und in eben dasselbe alle Dinge wieder aufgelöst würden. Die Kraft endlich und die Wirksamkeit des Alls, die Schöpferin und Regiererin aller Dinge, welche sich auch immer zum besten Endzweck hin richtet, ist [gleichsam] Gott, welchen Du nach Belieben die Seele und den Geist des Alls nennen magst, weshalb auch die „Sokratischen Bundesgenossen“ mit dem Eigennamen der Pantheisten benannt werden, da eben diese Kraft nach ihrer Ansicht einzig und allein durch die menschliche Vorstellungsweise vom All getrennt werde. [...]

## XVI

Ich kehre zu dem zurück, wovon ich ausgegangen bin. Da allerdings bei den Pantheisten die Philosophie wie bei den Weisesten der Alten [der antiken stoischen und peripatetisch-aristotelischen Philosophen] in eine äußere oder volkstümliche und verdorbene und in eine innere oder reine und echte eingeteilt wird<sup>50</sup>, so entsteht unter ihnen kein Zwist, wenn einer der Genossen sich öffentlich zu einer durch Vererbung überlieferten Lehre, wenn sie nur nicht durch und durch falsch ist, oder zu derjenigen, welche überall sich festgesetzt hat, bekennt. [...]

## 2.

Es wird vielleicht den Pantheisten zum Vorwurf gemacht, dass sie eine doppelte Lehre haben, nämlich einerseits eine äußere [gemeint wohl: eine scheinbare], welche den Vorurteilen und den öffentlich als wahr verordneten Glaubenssätzen der großen Menge so gut als möglich anbequemt ist, und andererseits eine innere [gemeint wohl: eine geheime] Philosophie, welche durch und durch der Natur der Dinge und daher der Wahrheit selbst entspricht, und dass sie diese geheime Philosophie nackt und unverhüllt, ohne Maske und Umschweif nur bei geschlossenen Türen den Freunden von erprobter Rechtschaffenheit und Klugheit vorlegen.<sup>51</sup> Allein wer mag bezweifeln, dass sie weise handeln, es sei denn, dass er die menschliche Sinnes- und Handlungsweise nicht kennt? Der Grund springt in die Augen: Keine Religion, keine Sekte duldet nämlich, dass ihr widersprochen werde, dass ihre Ansichten des Irrtums oder der Falschheit, ihre [religiösen] Gebräuche der Nichtigkeit oder Torheit bezichtigt werden. Vom Kosmos, bilden sie sich ein, sei alles herabgeschickt; wiewohl es gar sehr nach der Erde schmeckt. Göttlich ist es – wer's glauben mag! - und zur Verbesserung des Lebens höchst notwendig, obwohl klar am Tage liegt, dass es menschliche, obendrein nichtige und überflüssige, nicht selten ungeheuerliche, ja,

<sup>48</sup> Fußnote des Übers. L. Fensch: Aus Athen, Dichter der mythischen Zeit.

<sup>49</sup> Nach der peripatetisch-aristotelischen und stoischen Physiktheorie ist aus einem einzigen Urstoff, dem Aether, auch Aether-Logos genannt, alles entstanden.

<sup>50</sup> Toland hatte bereits klar erkannt, dass die peripatetische und die stoische Philosophie eine Stufen- oder Geheimphilosophie war. Vor den Neulingen redete man noch von Göttern, nur die Fortgeschrittenen in der peripatetischen und der stoischen Philosophie erhielten das Geheimwissen offenbart, dass mit dem Aether-Zeus eigentlich das Naturgesetz gemeint war. Siehe auch L. Baus, >Die atheistischen Werke der Stoiker<, 2. erw. Auflage, Homburg 2015.

<sup>51</sup> Ein klarer Beweis, dass John Toland als einer der ersten neuzeitlichen Altphilologen klar erkannt hatte, dass die antike peripatetische und stoische Philosophie eine materialistische, atheistische Geheim- oder Stufenphilosophie beinhaltet.

meistenteils dem gesellschaftlichen Leben und der öffentlichen Ruhe verderbliche Erdichtungen sind, wie die tägliche Erfahrung beweist. Wenn es nicht möglich wäre, dass unter so mannigfachen und verschiedenen Meinungen keine wahr sein sollte, so ist es sicherlich unmöglich, dass mehr als eine wahr sein kann. Dies hat in seiner Abhandlung >Von der Natur der Götter< längst Tullius [Cicero]<sup>52</sup> mit Scharfsinn auseinandergesetzt. Deshalb diskutieren die Pantheisten in ihrer Mäßigung mit den aberwitzigen und hartnäckigen Menschen [den Theisten] nicht anders als wie die Ammen mit ihren lallenden Zöglingen, welche in ihrer kindlichen Phantasie sich Könige und Königinnen dünken und sich einbilden, dass sie allein ihren Eltern teuer wären und den anderen niedlich und allerliebste vorkämen. Wer auf diese Kindereien nicht eingeht, dem werden die Kleinen unangenehm und lästig; und wer sich nicht genau zu den Ansichten dieser großen Kinder [der Theisten] bekennt, der gilt ihnen als verabscheuenswert und hässlich, ja, man geht dann soweit, dass man seine Gemeinschaft meidet, ihm keine Pflicht der Menschlichkeit erweist, ihn verbannt und mit ewigen Strafen belegt wissen will. Da jedoch der Aberglaube immer dieselbe Lebenskraft, wenn auch nicht immer dieselbe Strenge, besitzt, und da kein Weiser das schlechterdings Unmögliche, nämlich ihn aus aller Seelen gründlich auszurotten, vergeblich versuchen wird, so wird er dennoch nach seinen Kräften das einzig Mögliche tun und diesem allerschlimmsten und allerverderblichsten Ungeheuer [dem fanatischen Theismus] die Zähne ausbrechen und die Krallen beschneiden, damit es nicht nach seiner Sucht überall Schaden anrichte. Den in diese Denkweise eingeweihten Regenten und Politikern muss verdankt werden, was überall [in Europa] an religiöser Freiheit zum größten Nutzen der Wissenschaft, des Handels und der bürgerlichen Eintracht vorhanden ist. Den abergläubischen oder heuchlerischen Religionsanhängern - ich meine die unaufrichtigen und lügnerischen Frommen - sind zu verdanken Zwistigkeiten, Trennungen, Strafen, Beraubungen, Brandmarkung, Einkerkelung, Verbannung und Tötung.<sup>53</sup> Daher kommt es mit Notwendigkeit, dass es etwas anderes ist im Innern und im privaten Zusammensein und etwas anderes auf dem Markt und in öffentlicher Versammlung [darüber zu sprechen]. Dies ist kein seltener Brauch; denn so war es nicht nur bei den Alten [den antiken Philosophen], sondern, wenn man die Wahrheit sagen darf, so ist es noch mehr bei den neueren [Philosophen], denn sie bekennen, dass es jetzt weniger als damals erlaubt sei [seine wahre Philosophie offen zu bekennen].

### 3.

Nach dieser kurzen Verteidigung der doppelten Philosophie [im Sinne von: der Geheim- und Stufenphilosophie] der Alten [der antiken Philosophen], wird es nicht schwer fallen einzusehen, dass die Pantheisten, mitten unter so vielen Sektenunterschieden, welche überall im Schwange sind, und ihren gegenseitigen Anfeindungen, wenn man sie nicht Zerfleisungen nennen muss, vorsichtig sein müssen, um unbehelligt [vor theistischer Verfolgung] zu bleiben. [...]

<sup>52</sup> Fußnote des Übers. L. Fensch: Toland am Rande [Quellenangabe]: Buch I, Kap. 6.

<sup>53</sup> Siehe Karl-Heinz Deschner, >Kriminalgeschichte des Christentums<, 10 Bände.

# Über die Welt <sup>54</sup>

## Werk eines unbekanntes Stoikers

(1) Wie etwas wahrhaft Wunderbares und gleichsam Überirdisches ist mir oft die Philosophie [der Stoiker] erschienen, edler Alexander<sup>55</sup>, zumal sie allein sich zur Betrachtung des Alls aufgeschwungen und die in ihm verborgene Wahrheit zu ergründen versucht hat. Und während die anderen Wissenschaften wegen der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe an ihrer Lösung verzweifelten, schreckt sie [die Stoa] nicht vor dem Unternehmen zurück: Sie schließt sich nicht selber vom Erschauen des Herrlichsten aus. Nein, sie glaubt vielmehr, dass die Erforschung jener Gebiete ihrem eigentlichen Wesen entspricht und ihr besonders gut ansteht.

Freilich ist es nicht möglich, die Erde zu verlassen und in leiblicher Gestalt die himmlischen Gefilde aufzusuchen und so jene Gegend zu schauen, wie es einst die törichten Aloaden im Sinn hatten<sup>56</sup>. Daher nahm die Psyche die Vernunft zum Führer und setzte mit Hilfe der Philosophie dorthin über; hatte sie doch einen Pfad gefunden, auf dem man nie ermattet. Und was weltenweit voneinander entfernt liegt, schaute sie durch [logisches] Denken in ihrem Zusammenhang.

Die Vernunft [der Logos] erkannte ja leicht das ihrem Wesen Verwandte, erfasste mit vernünftigem Auge das Vernünftige und verkündete davon begeistert den Menschen. So erging es ihr, weil sie, soweit es erreichbar war, neidlos allen von ihren Schätzen mitteilen wollte.

Man könnte daher manche Schriftsteller wegen ihres engen [geistigen] Horizonts bemitleiden, die uns ausführlich die Natur einer einzelnen Örtlichkeit, die Anlage einer Stadt, einen großen Fluss oder einen schönen Berg geschildert haben, wie das ja vielfach geschehen ist - bald beschrieben sie den Ossa, bald Nysa, bald die korykische Grotte<sup>57</sup>, bald irgend eine andere Einzelheit, die ihnen gerade auffiel - weil sie über die erstbeste Erscheinung in Staunen geraten und sich bei einer wertlosen Betrachtung wunder was einbilden. Das hat seinen Grund darin, weil diese Leute von den höheren Dingen, dem Kosmos und dem Bedeutendsten darin [dem Aether-Logos], keine Vorstellung haben. Denn wenn sie davon wahre Kenntnis hätten, würden sie überhaupt nichts anderes mehr bewundern; vielmehr würde ihnen alles andere im Vergleich mit der überwältigenden Herrlichkeit des Alls klein und wertlos erscheinen.

So will ich denn über all diese Dinge sprechen, über die Natur, die Lage und Bewegung eines jeden von ihnen und, soweit möglich, das Walten der Vernunft darin ergründen.

Ich denke aber, auch dir, du edelster unter den Herrschern, steht es wohl an, der Erforschung der höchsten Dinge mit Teilnahme zu folgen. Und der Philosophie geziemt es, sich nicht an untergeordnete Aufgaben zu machen,

<sup>54</sup> Fußnote Hrsg.: Nach der Übersetzung von Wilhelm Capelle, >Die Schrift von der Welt<, Leipzig 1905, vom Hrsg. seiner Theorie gemäß von allen theistischen Interpolationen des Mittelalters gesäubert.

<sup>55</sup> Fußnote Hrsg.: Mit dem „edlen Alexander“ ist nicht unbedingt Alexander der Große gemeint. Es gab viele „edle Alexander“ im alten Griechenland, sowohl Herrscher als auch Privatpersonen.

<sup>56</sup> Fußnote Capelle: Zwei Riesen, Otos und Ephialtes, Söhne des Poseidon und der Iphimedeia, die die Berge Olymp und Ossa aufeinander türmten, um den Kosmos zu erstürmen.

<sup>57</sup> Fußnote Capelle: Felsenhöhle am Südadhang des Parnass. Nysa ist ein Berg und eine Stadt in Indien, dem Bakchos heilig.

sondern solch hohe Gaben den Edelsten darzubringen.

Die Welt ist ein Ganzes aus Kosmos und Erde und den Wesen, die in ihnen eingeschlossen sind. In anderem Sinne wird der Kosmos auch als die Ordnung und die Einrichtung des Alls bezeichnet, die vom Aether-Logos und durch den Aether-Logos aufrecht erhalten wird. Ihre unbewegliche feste Mitte nimmt die lebenspendende Erde ein, der Herd und die Mutter von allerlei Lebewesen. Der Raum über ihr ist völlig und nach allen Seiten hin begrenzt. Seine oberste Region, der Wohnsitz des Aether-Logos, wird Kosmos genannt. Erfüllt von vernunftbegabten Körpern, die wir gewöhnlich Sterne nennen, in ewiger Bewegung begriffen, tanzt er mitsamt ihnen allen in kreisendem Umschwung seinen rastlosen Reigen in Ewigkeit.

[...]

Die Substanz, aus der Kosmos und Sterne bestehen, nennt man Aether [oder Aether-Logos], aber nicht, wie einige meinen, weil sie [die Sterne] infolge ihres feurigen Zustands leuchten. Wer das denkt, ist in betreff seiner Qualität, die von der des irdischen Feuers grundverschieden ist, durchaus im Irrtum; vielmehr heißt er so, weil er ewig im Kreis sich bewegt. Er [der Aether-Logos] ist ein anderes Element als die bekannten vier, unvergänglich und vernunftvoll.<sup>58</sup>

Von den in ihm schwebenden Sternen kreisen die Fixsterne zusammen mit dem ganzen Himmelsgewölbe herum, ohne jemals ihren Standort zu verändern. Mitten zwischen ihnen ist schräg durch die Wendekreise der sogenannte Tierkreis hindurchgelegt, der in die Bezirke der zwölf Tierbilder eingeteilt wird. Die Planeten dagegen bewegen sich der Natureinrichtung zufolge nicht mit der gleichen Geschwindigkeit wie die Fixsterne und auch nicht gleich schnell untereinander, sondern der eine in diesem, der andere in jenem Kreise, so dass der eine von ihnen der Erde näher, der andere ferner ist. Die Zahl der Fixsterne ist unerforschlich, obgleich sie sich auf einer einzigen Oberfläche, d. h. der des gesamten Himmelsgewölbes, bewegen. Dagegen beträgt die Zahl der Planeten im ganzen sieben, in ebenso vielen Kreisbahnen, die aufeinander folgen, so dass immer die höhere größer als die untere ist, die sieben aber eine von der anderen umschlossen und alle zusammen von der Fixsternsphäre umfasst werden.

An diese grenzt stets der Kreis, der nach dem „Leuchtenden“ und zugleich nach Kronos seinen Namen führt; daran schließt sich der nach dem „Strahlenden“ und nach Zeus benannte, dann kommt der „Feurige“, der nach Herakles und nach Ares heißt, dann der „Glänzende“, der nach einigen dem Hermes, nach anderen dem Apollon heilig ist. Darauf folgt der des „Lichtbringers“, den die einen nach Aphrodite, andere nach Hera benennen, dann der der Sonne und schließlich der des Mondes, bis zu dem die Sphäre des Aethers reicht, der die vernunftvollen Weltkörper und das Gesetz ihrer Bewegung in sich trägt.

An den vernunftbegabten Aether-Logos, den wir [Stoiker] als das Reich der Ordnung, als unveränderlich, unwandelbar und unverletzlich bezeichnen, grenzt die Region [die Erde], die in jeder Hinsicht Wechsel und Wandlungen unterworfen ist und, um es kurz zu sagen, vergänglich, demnach der Vernichtung ausgesetzt ist.

[...]

(5) Freilich könnte man sich wundern, wie es möglich ist, dass die Welt, wenn sie aus entgegengesetzten Prinzipien, wie Trockenem und Feuchtem, Kaltem und Warmem, besteht, noch nicht längst zugrunde gegangen ist. Ebensogut könnte man darüber erstaunen, dass ein Staatswesen von dauerndem

<sup>58</sup> Fußnote Hrsg.: Wir können die Aether-Theorie der Stoiker und der indischen Samkhya-Philosophen tatsächlich mit der Gravitation analogisieren.

Bestand ist, obwohl es aus entgegengesetzten Elementen der Bevölkerung, wie Armen und Reichen, Jungen und Alten, Schwachen und Starken, Guten und Bösen, gebildet wird. Wer sich darüber wundert, der weiß nicht, dass das Wunderbarste an der Eintracht der Bürger erst die Tatsache ist, dass sie aus vielen ungleichartigen Elementen einen einzigen gleichmäßigen Zustand erzeugt, der Wesen wie Zufälle der verschiedensten Art in sich auszugleichen vermag.

So liebt die Natur wohl die Gegensätze und wirkt gerade aus ihnen den Einklang. So führt sie das männliche mit dem weiblichen Geschlecht zusammen und nicht etwa jede Gattung mit ihresgleichen. So bringt sie die ursprünglichste Gemeinschaft durch die Gegensätze, nicht durch gleichartige Wesen hervor. Das scheint auch die Kunst in Nachahmung der Natur zu befolgen. Mischt doch der Maler die Stoffe weißer und schwarzer, roter und gelber Farben miteinander und erreicht so die Übereinstimmung mit seinem Vorbild. Auch der Musiker mischt hohe und tiefe, lange und kurze Töne und erzielt so in den verschiedenen Stimmen eine einzige Harmonie; und ebenso beruht die Kunst der Sprachbildung wesentlich auf der Mischung von stimmhaften und stimmlosen Lauten. Diesem Gedanken gibt auch Heraklit [von Ephesos], genannt der Dunkle, Ausdruck: „Verbindungen gehen ein: Ganzes und Nichtganzes, Übereinstimmendes und Verschiedenes, Akkorde und Dissonanzen, aus allem entsteht das Eine und aus dem Einen [dem Aether-Logos] entsteht alles.“

So durchwaltet den Bau des Ganzen, Kosmos und Erde wie das gesamte All, infolge der Mischung der entgegengesetzten Prinzipien eine einzige Harmonie. Ist doch Trockenes mit Feuchtem, Heißes mit Kaltem, Leichtes mit Schwerem, Krummes mit Geradem vermischt und aus allem das Eine [der Aether-Logos] und aus dem Einen alles hervorgegangen. Und Land und Meer, Sonne, Mond und Aether, ja, den ganzen Kosmos durchwaltet eine einzige alles durchdringende Kraft [der Aether-Logos, alias die Gravitation], die aus Einfachem und Verschiedenartigem, aus Luft und Erde, Feuer und Wasser das ganze Weltall gebildet hat und durch eine einzige Kugelschale umschlossen hält. Sie hat die feindlichsten Dinge zur Eintracht miteinander gezwungen und so Mittel und Wege zur Erhaltung des Ganzen gefunden. Diese beruht auf der Eintracht der Elemente und die Eintracht dieser auf ihrem gleichen Verhältnis zueinander, vermag doch keins von ihnen mehr als das andere.

Denn Schweres und Leichtes, Warmes und Kaltes halten einander die Waage; und so zeigt die Natur in größeren Verhältnissen, dass die Gleichheit die Eintracht erhält. Die Eintracht aber den alles erzeugenden, über die Maßen herrlichen Kosmos. Wo gäbe es ein Reich, das vollkommener wäre als er? Was man auch nennen mag, es ist von ihm nur ein Teil. Schönheit und Ordnung haben ihren Namen von ihm, kommt doch von der Welt das Wort Walten. Und was auf der Welt unter den Einzeldingen käme der wunderbaren Ordnung gleich, die Sonne, Mond und Sterne auf ihrem himmlischen Weg befolgen. In vollkommenem Gleichmaß ziehen sie ihre Bahn von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und wo gäbe es eine so untrügliche Gesetzmäßigkeit, wie sie die herrlichen, alles zum Leben erweckenden Horen innehalten, die Tag und Nacht, Sommer und Winter nach planvoller Ordnung heraufführen, auf dass Monde [Monate] sich runden und Jahre! Wahrlich, alles überragt der Kosmos an Größe, alles übertrifft seine Bewegung an Schnelligkeit, sein lichter Glanz an Klarheit, seine Kraft altert nie und vergeht nimmer. Er [der Aether-Logos] sonderte die Arten der Wesen in Erd-, Luft- und Meeresbewohner, er setzte durch seine Bewegungen ihrem Leben Maß und Ziel. Von ihm hat alles, was da lebt, Atem und Psyche. Auch die seltsamen

Neuerungen in ihm finden im Einklang mit der Ordnung ihr Ziel, mögen Winde aller Art widereinander wüten, Blitze vom Kosmos herniederfahren oder Stürme über alle Maßen losbrechen. Wird doch durch solche Vorgänge die Feuchtigkeit herausgepresst und ein Hauch durch das Feurige getrieben und so das Ganze zur Eintracht geführt. Und die Erde in buntem Schmuck von Wäldern und Wiesen, umrauscht von Quellen und Bächen, bewohnt von allerlei Lebewesen, bringt zur rechten Stunde alles hervor, gibt allem Nahrung und Obdach, führt ungezählte Erscheinungsformen und Wandlungen herauf und wahrt gleichwohl ihr Wesen in steter Erneuerung, mögen auch Erdbeben sie erschüttern, Meereswogen sie überfluten, Feuersbrünste ganze Länder in Flammen begraben. Dienen doch offenbar all diese Ereignisse ihr zum Heil und ermöglichen erst ihre Dauer. Denn wenn sie von Erdbeben heimgesucht wird, entweichen die Gase, die sich in ihre Adern verirrt haben, da sie durch die Erdspalten, wie schon vorhin erwähnt, die Möglichkeit zur Ausatmung haben. Wird sie durch Regengüsse gereinigt, werden alle Krankheitsstoffe von ihr fortgespült, und von Lüften umweht werden alle Stätten unter und über ihr von Klarheit durchdrungen. Und die Flammen mildern des Frostes Starrheit, die Fröste geben die Flammen frei. Und von den Einzeldingen treten die einen ins Dasein, die anderen stehen in der Fülle der Kraft, wieder andere sind im Vergehen begriffen. Und das Werden bahnt dem Vergehen den Weg, das Vergehen führt neue Geburten herauf. Aus allem aber ergibt sich, da Dinge und Erscheinungen einander die Wage halten, bald die Übermacht haben, bald unterliegen, am letzten Ende eine einzige Wohlfahrt und wahrt das Ganze unvergänglich in Ewigkeit.

(6) Nun habe ich noch über die Urkraft, die alles zusammenhält [gemeint ist: der Aether-Logos, alias die Gravitation], in großen Zügen zu sprechen, dergestalt wie ich auch die übrigen Dinge behandelt habe. Denn verkehrt wäre es, in einer Schrift über das All, die zwar nicht ins Einzelne geht, aber doch ein Weltbild im Umriss geben will, die Hauptsache unerwähnt zu lassen.

Bei allen Menschen gibt es ein altes, von den Ahnen überliefertes Wort, dass von einem Gott und durch ihn alles auf der Welt besteht und kein einziges Wesen für sich allein in sich selbst sein Genüge findet, ohne der Erhaltung durch die Gottheit zu bedürfen. Diese Erkenntnis hat auch einige der alten Denker zu dem Ausspruch veranlasst, dass alles, was wir mit den Augen schauen und mit dem Gehör oder einem anderen Sinn wahrnehmen und dass diese ganze Welt von Vernunftkraft erfüllt sei. Damit haben sie [die indischen Samkhya-Philosophen] wohl für die [gleichsam] göttliche Allmacht einen würdigen Ausdruck gefunden, nicht aber für das Wesen der Gottheit: Denn Schöpfer und Erhalter von allem, was in dieser Welt auf die vielfachste Weise nach einem Ziel hin wirkt, ist in Wahrheit der Aether-Logos [alias die Gravitation oder das Naturgesetz], die freilich der Mühsal der Kreatur, die alles selbst tun und sich abquälen muss, weit entrückt ist, denn in unerschöpflicher Kraft waltet sie auch über den Dingen, die noch so fern scheinen. Den ersten und obersten Sitz hat der Aether-Logos selbst inne und heißt deswegen der Höchste.

Und er thront, wie der Dichter sagt, auf dem höchsten Gipfel des gesamten Himmelsgewölbes. Am meisten erfahren seine Macht die Dinge, die stets in seiner Nähe sind, danach die darauf folgenden und so fort bis zu den Gegenden, die wir Menschen bewohnen. Daher scheinen die Erde und die irdischen Dinge, die der naturgesetzlichen Einwirkung am fernsten gelegen sind, unvollkommen, ungleichmäßig und voller Verwirrung. Freilich, soweit sich der Aether-Logos mit aller Macht seiner Natur gemäß über alles erstreckt, reicht er ebenso zu den

Dingen bei uns wie zu denen über uns, nur dass diese, je nachdem sie dem Aether-Logos näher oder ferner sind, mehr oder weniger Gutes [oder Vernünftiges] von ihm empfangen. Man tut daher besser daran, anzunehmen, was ja auch der Vernunft am würdigsten ist, dass seine Macht im Kosmos thront und auch für die fernsten Dinge, wie überhaupt für alles auf der Welt Ursache ihrer Erhaltung ist. Das ist richtiger als die Anschauung, dass die Gottheit allgegenwärtig, auch dort, wo es weder schön noch angemessen ist, die Dinge auf Erden selbst besorgt. Es schickt sich ja nicht einmal für Menschen in hervorragender Stellung, wie einen Feldherrn oder das Oberhaupt einer Stadt, bei jeder gewöhnlichen Verrichtung mit Hand anzulegen, z. B. wenn es gilt, das Reisebündel zu schnüren oder eine noch niedrigere Arbeit zu verrichten, die jeder beliebige Sklave ausführen könnte.

Daher müssen wir uns das Walten des Aether-Logos [alias des Naturgesetzes] ähnlich dem des Großkönigs vorstellen. War doch der Hofstaat des Kambyses, des Xerxes und des Dareios in so großartiger Weise eingerichtet, dass er den Gipfel der Hoheit und Erhabenheit erreichte. Der Herrscher selbst thronte, wie man berichtet, in Susa oder Ekbatana, für jedermann unsichtbar, in einem wunderbaren Palast, dessen Inneres von Gold, Bernstein und Elfenbein strahlte. Da gab es viele Vorzimmer, eins nach dem anderen, und viele Vorhöfe, die durch viele Stadien voneinander getrennt waren; eiserne Tore und mächtige Mauern schützten das Ganze.

Dazu waren die besten und erfahrendsten Männer berufen, die einen in der unmittelbaren Umgebung des Königs als seine Leibwache und seine Bedienung, andere als Wächter der einzelnen Höfe, als Leibwächter oder sogenannte Horcher [Kundschafter], auf damit der König selbst, der Herr und Gott, denn so wurde er angedet, alles sah und alles hörte. Gesondert von diesen waren andere angestellt, Verwalter der Staatseinkünfte, Anführer im Krieg und auf der Jagd, Empfänger der dargebrachten Geschenke und Beamte für alle übrigen Geschäfte, die der Bedarf des königlichen Haushalts mit sich bringt.

Und die gesamte Herrschaft über Asien, die gegen Abend [Westen] bis zum Hellespont, gegen Morgen [Osten] bis zum Indus reichte, hatten unter sich, nach Völkern getrennt, die Feldherren, Statthalter und Unterkönige aufgeteilt, auch sie Knechte des Großkönigs, denen wieder andere, wie Dauerläufer, Späher, Boten, Wächter und Wärter der Feuerzeichen, untergeordnet waren. So großartig aber war die Ordnung, zumal da die Wachen einander durch Weitergabe der Feuerzeichen die Nachrichten von den Grenzen des Reiches bis nach Susa und Ekbatana übermittelten, dass der Großkönig alles, was sich Neues in Asien zugetragen hatte, am gleichen Tag noch erfuhr.

Glauben muss man freilich, dass die Herrlichkeit des Großkönigs [von Persien] im Vergleich mit der Majestät der weltbeherrschenden Vernunftkraft ebenso gering ist, wie im Verhältnis zu diesem Herrscher das geringste und unvollkommenste Geschöpf. Wenn es also eine unwürdige Vorstellung gewesen wäre, dass Xerxes selbst eigenhändig alles verrichtete, alles, was ihm gerade einfiel, ausführte, oder bei allen Regierungsmaßnahmen selbst zugegen wäre, so entspricht eine solche Anschauung noch viel weniger dem Wesen des Aether-Logos [alias des Naturgesetzes]. Denn seinem Wesen entspricht es, dass er in der obersten Sphäre thront, während seine Macht, die das ganze All durchdringt, Sonne und Mond ihre Bahnen anweist, das ganze Himmelsgewölbe herumführt und auch für die irdischen Dinge Ursache ihrer Erhaltung ist.

Denn die Allvernunft bedarf keiner künstlichen Vorrichtungen noch der Dienste von Seiten anderer, wie bei uns die Regierenden wegen ihrer



Unvollkommenheit vieler Hände bedürfen.

Das ist ja gerade die höchste Vernunftkraft, dass er [der Aether-Logos] mit Leichtigkeit durch einfache Bewegung alle denkbaren Erscheinungen ins Leben ruft, ähnlich wie es unter den Menschen die Techniker machen, die durch ein einziges Seil einer Maschine viele verschiedene Wirkungen hervorbringen. In ähnlicher Weise bewirken auch die Marionettenspieler durch Anziehen eines einzigen Fadens, dass sich an ihren Figuren bald der Hals, bald die Hand, die Schulter oder die Augen, ja zuweilen sogar alle Glieder auf einmal mit einer gewissen Ebenmäßigkeit bewegen. So pflanzt auch die vernünftige Natur durch einfache Bewegung des Nächstliegenden ihre Macht auf das Folgende und von diesem wieder auf das Entferntere fort, bis sie durch das Ganze hindurch gedrungen ist. Denn eins wird vom anderen bewegt und setzt seinerseits wieder ein anderes in Bewegung, der Ordnung gemäß, und dabei wirken alle Dinge nach ihrer eigentümlichen Einrichtung. Gehen doch keineswegs alle die gleiche Bahn, sondern auf verschiedenen und andersartigen, ja zuweilen entgegengesetzten Wegen, indem der erste Anstoß gleichsam als ein einziges Signal zur Bewegung erfolgt. Ich will das durch einen Vergleich veranschaulichen. Wenn man zu gleicher Zeit aus einem Gefäß eine Kugel, einen Würfel, einen Kegel und einen Zylinder wirft, dann bewegt sich jeder dieser Körper gemäß der ihm eigentümlichen Form. Oder wenn man ein Wasser-, ein Land- und ein Lufttier, die man unter dem Mantel verborgen gehalten, zu gleicher Zeit freilässt, dann stürzt sich das Wassertier in sein Lebenselement und schwimmt von dannen, das Landtier kriecht nach seinen Lieblingsplätzen und Weidegründen fort, das Tier der Luft schwingt sich von der Erde empor und fliegt davon.

Und doch ist die letzte Ursache, die allen Dingen ihre eigentümliche Bewegungsfreiheit gibt, ein und dieselbe.

Dasselbe Verhältnis waltet im Weltganzen. Denn infolge der einfachen Umdrehung des Himmelsgewölbes ziehen alle Himmelskörper ihre verschiedenen Bahnen, wiewohl sie von einer einzigen Kugelschale umschlossen werden. Die einen bewegen sich schneller, die anderen langsamer, je nach ihrer Entfernung und gemäß ihrer eigentümlichen Einrichtung. So vollendet der Mond in einem Monat seine Kreisbahn, indem er zunimmt, wieder abnimmt und schließlich unsichtbar [nicht angestrahlt] wird; die Sonne und ihre Mitläufer, der Lichtbringer und der „Hermes“ benannte Stern, vollführen binnen Jahresfrist ihren Lauf, der „Feurige“ in doppelt so langer Zeit, der Stern des Zeus in der sechsfachen des vorigen und schließlich der nach Kronos benannte in der zweieinhalbfachen des unter ihm kreisenden Planeten. Sie alle singen und tanzen zusammen im Kosmos ihren Reigen und wirken kraft einer einzigen Ursache eine einzige Harmonie, die in einem Ziel gipfelt, die dem Ganzen, seinem Wesen entsprechend, den Namen Ordnung und nicht Unordnung eintrug.

Wie bei einem Chor der Führer mit dem Gesang beginnt und dann die ganze Schar von Männern, zuweilen auch von Frauen, mit einstimmt, die in verschiedenen, höheren und tieferen Stimmen eine einzige wohlklingende Harmonie ertönen lassen, ähnlich ist es auch mit der das Ganze durchwaltenden Vernunftkraft. Denn auf das Zeichen von oben, das er gibt, der der Wahrheit gemäß der Chorführer genannt wird, kreisen immerdar die Planeten und das gesamte Himmelsgewölbe, zieht die alles erleuchtende Sonne ihre doppelte Bahn, hier Tag und Nacht durch ihren Auf- und Untergang voneinander scheidend, dort die vier Zeiten des Jahres heraufführend, indem sie nördlich im Kosmos vorwärts und südlich wieder zurückläuft. Zur rechten Zeit entstehen Regen, Wind und Tau

und die anderen Vorgänge in der Atmosphäre, infolge der ersten und ursprünglichen Ursache. Und dem folgt das Strömen der Flüsse, das Schwellen des Meeres, das Wachstum der Bäume, Reifen der Früchte, das Werden und Wachsen, Blühen und Verwelken alles Lebendigen, zu dem die eigentümliche Einrichtung eines jeden Dinges noch mitwirkt.

Wenn nun der Lenker und Schöpfer von allem, er [der Aether], der dem irdischen Auge unsichtbar, nur durch das Denken zu erschauen ist, aller Kreatur zwischen Kosmos und Erde ihr Zeichen gibt, dann bewegt sich eine jede beständig in ihren eigentümlichen Bahnen und Grenzen; bald verschwindet sie, bald kommt sie zum Vorschein, lässt unzählige Gestaltungsformen ans Licht treten und wieder verbergen, infolge einer einzigen Urkraft. Man könnte daher das Geschehen mit den Vorgängen vergleichen, die sich im Krieg im Augenblick der Gefahr abspielen, wenn das Alarmsignal im Lager ertönt: dann eilt ein jeder, der den Klang vernommen; der eine nimmt den Schild an die Hand, der andere legt den Panzer, ein dritter die Beinschienen an, der legt den Leibgurt um und jener setzt den Helm auf. Dort zäumt einer sein Ross, hier besteigt ein anderer sein Zweigespann und dort gibt jemand das Feldgeschrei weiter. Der Unterführer stellt sich vor seinen Zug, der Hauptmann vor seine Abteilung, der Reiter eilt auf den Flügel, der Plänkler auf den ihm angewiesenen Platz. Alle aber tummeln sich nach dem Willen eines Gebieters, auf Befehl des Führers, der die Kommandogewalt hat.

Ähnlich muss man sich das Geschehen im Weltall vorstellen. Denn durch eine einzige Kraft gerät alles in Bewegung, geschieht, was nötig ist, durch eine Kraft, die unsichtbar, den Sinnen überhaupt nicht wahrnehmbar ist. Das hindert sie so wenig an ihrem Wirken wie uns, an sie zu glauben. Ist doch auch die Psyche, durch die wir leben und Wohnungen und Städte besitzen, unsichtbar und nur aus ihren Werken zu erkennen. Sind doch alle Einrichtungen des menschlichen Lebens von ihr erfunden und geordnet, von ihr zusammengehalten: das Pflügen und Bebauen des Ackers, die Erfindungen der Künste, der Gebrauch der Gesetze, die Ordnung des Staates, einheimische Unternehmungen wie auswärtige Kriege und auch der Friede.

Ebenso muss man sich das Walten des Aether-Logos vorstellen, der an Kraft der Gewaltigste, an Schönheit der Herrlichste, seiner Dauer nach ewig, an Güte vollkommen ist. Denn jeder sterblichen Kreatur unsichtbar, wird er gerade aus seinen Werken erkannt. Sind doch alle Vorgänge in Luft, Erde und Meer in Wahrheit Werke des Aether-Logos, der das Weltall durchwaltet. Durch ihn geschieht, wie der Naturforscher Empedokles sagt:

*„Alles was war und was ist und alles was sein wird,  
Bäume wachsen durch ihn, Männer und Frauen der Menschen  
Und das Getier der Erde und Luft und die Fische im Wasser.“*

Man kann die Ordnung im Weltall tatsächlich, wenn auch in kleinerem Maßstab, mit den sogenannten Schlusssteinen in den Schwibbogen vergleichen, die, in der Mitte befindlich, gemäß ihrer Einfügung zwischen beiden Teilen die ganze Form des Bogens in Gleichmaß und Ordnung unbeweglich erhalten. Es soll ja auch der Bildhauer Phidias, als er die Athena auf der Akropolis schuf, in der Mitte ihres Schildes sein eigenes Antlitz eingemeiselt und es mit dem übrigen Werk durch einen geheimen Kunstgriff so unlöslich verbunden haben, dass jemand, der es beseitigen wollte, notgedrungen das Ganze zerstören müsste. In der Welt hat eine entsprechende Bedeutung der Aether-Logos, auf dem Einklang und Erhaltung des Ganzen beruht; nur dass er sich [nach der stoischen Physik-

Theorie] nicht in der Mitte befindet, wo die Erde und diese unreine Region ist, sondern droben, rein in reiner Höhe, die wir Kosmos nennen, weil sie die Grenze für die höheren Sphären bildet.

Olympos nennen wir jene Stätte, da sie, ganz in Licht getaucht, jedem Dunkel und jeder unstillen Bewegung entrückt ist, und die Erscheinungen, wie sie bei uns der Sturm und der Winde Gewalt mit sich bringen. Sagt ja auch der Dichter Homer:

*„Auf zum Olymp, wo der ewige Sitz der seligen Götter,  
Den nicht Stürme erschüttern noch Regenschauer benetzen;  
Nimmer naht ihm der Schnee, denn droben ist frei von Gewölke  
Sonnige Klarheit gebreitet und weithin leuchtender Schimmer.“*

Das bezeugt auch die ganze Welt, da sie den Ort in der Höhe dem Aether-Logos zuweist. Strecken wir Menschen doch alle beim Gebet die Hände zum Kosmos empor. Daher sagt auch der Dichter treffend:

*„Zeus den weiten Himmel erhielt im Gewölk und im Aether.“*

Darum haben auch von der sichtbaren Welt die ehrwürdigsten Dinge dieselbe Stätte inne, wie die Sterne, die Sonne und der Mond. Daher bewahren allein die Himmelskörper ewig die gleiche Ordnung. Niemals werden sie durch eine Veränderung aus ihrer Bahn geschleudert, wie es den irdischen Dingen ergeht, die der Veränderung und mancherlei Wandlungen und Leiden unterworfen sind. Schon oft ließen ja Erdbeben viele Gegenden der Erde gewaltsam aufbersten, maßlose Wolkenbrüche überfluteten die Gefilde, hier stürmten die Wogen vor, dort weichen sie zurück; hier verwandelten sie Festland in Meer, dort Meer in Festland; gewaltige Winde und Wirbelstürme vernichteten oft ganze Städte, Feuersbrünste und Flammen, die in der Vorzeit vom Kosmos herniederfuhren, setzten, wie die Sage erzählt, zur Zeit des Phaeton die Länder gegen Morgen [im Osten] in Brand, Flammen sprudelten gegen Abend [im Westen] aus der Erde empor, als die Schlünde des Ätna sich auftaten und sich ihre Feuermassen über die Erde wie ein Wildbach ergossen.

[...]

Was auf dem Schiff der Steuermann, auf dem Wagen der Lenker, beim Tanz der Chorführer, im Staat das Gesetz, im Feldlager der Feldherr bedeutet, das bedeutet in der Welt der Aether-Logos, nur dass für jene das Herrschen voll Mühsal, Getümmel und Sorgen ist, während der Aether-Logos [alias die Gravitation] ohne Last und Mühe und ohne die Fesseln des Körpers regiert. Denn an unbeweglicher Stätte thronend bewegt und führt der Aether-Logos alles, wohin und wie er will, in vielfachen Erscheinungsformen und Zuständen, wie ja auch das Gesetz, selbst unbewegt in den Psychen der Bürger wohnend, alles im Staatsleben bewirkt. Denn offenbar aus Gehorsam gegen das Gesetz gehen die Regierungsbeamten zu ihrer Behörde, die Richter zur Gerichtsstätte, Ratsherren und Abgeordnete des Volks in die ordentlichen Sitzungen; da geht einer zum Stadthaus, um [in Anerkennung seiner Verdienste] vom Staat gespeist zu werden, da eilt ein anderer zum Gericht, um sich zu verteidigen, oder ein anderer wird ins Gefängnis abgeführt, um zu sterben.

[...]

Eine entsprechende Vorstellung muss man sich auch von dem größeren Gemeinwesen machen, ich meine von unserem Kosmos. Ist doch für uns das alles im Gleichgewicht erhaltende Gesetz der Aether-Logos, der keiner Vervollkommnung oder Veränderung fähig, mächtiger und sicherer wirkt als die auf öffentlichen Tafeln eingemeißelten Staatsgesetze.

Und während der Aether-Logos unentwegt und mit rechtem Maß regiert, wird der ganze Organismus von Kosmos und Erde verwaltet, der entsprechend jeglicher Kreatur durch ihren eigenen Samen in Pflanzen und Tiere nach Gattungen und Arten gegliedert ist. Denn auch Reben und Palmen, Pfirsiche, süße Feigen und Oliven, wie der Dichter sagt, und andere, die zwar keine (essbare) Frucht tragen, aber sonst von Nutzen sind, Platanen, Fichten und Buchsbaum, Erle und Pappel in dunkeltem Laub und duftende Zypressen und diejenigen, die im Herbst süße Frucht tragen, die freilich schwer aufzubewahren ist, Birnbaum und Granatbaum und fruchtprangende Apfelbäume und von Tieren wilde und zahme, die in Luft, Erde und Wasser ihre Nahrung finden, sie alle werden wachsen und vergehen, gemäß den Satzungen des Aether-Logos [alias des Naturgesetzes]. Wird doch alles Getier, wie Heraklit [von Ephesos] sagt, von der Weltvernunft geleitet.

(7) Eines [der Urstoff] ist er [der Aether-Logos], unter vielen Namen, die ihm beigelegt werden wegen all der Verwandlungen, die er selbst ins Leben ruft. Lebenspender und Urheber nennen wir ihn, indem wir die beiden Bezeichnungen nebeneinander gebrauchen, als ob wir sagten „durch den wir leben“. Sohn des Kronos, d. h. der Zeit, wird er genannt, weil er von der anfangslosen Ewigkeit der Vergangenheit bis zur endlosen Ewigkeit der Zukunft reicht. Herr des Blitzes und Donners wird er wegen seiner Wirkungen genannt. Fruchtbringer heißt er wegen der Erzeugung von Früchten, Stadtbeschützer von den Städten, Schützer des Geschlechts, des Hofes und der Blutsverwandtschaft und von den Vätern Ererbter infolge seiner Beziehungen zu diesen Gemeinschaften. Schützer der Vereinigungen, der Freundschaft und des Gastrechts, Herr der Heerscharen und des Sieges, Beschützer der Bittflehenden und der Opfernden, wie ihn die Dichter nennen, Retter und Befreier in Wahrheit, um es mit einem Worte zu sagen, Beherrscher des Himmels und der Erde, nach jeder Naturscheinung und Schicksalsfügung benannt, denn er ist von allem der Urheber.

Daher heißt es treffend in den Orphischen Gedichten:

*„Aether-Zeus war zuerst und ist zuletzt, der Herrscher der Blitze.*

*Aether-Zeus das Haupt und die Mitte; vom Aether-Zeus ist alles erschaffen.*

*Aether-Zeus der Urgrund von Erde und Kosmos, dem sternbesäten.*

*Aether-Zeus nahm Menschengestalt, wurde zur unsterblichen Nymphe.*

*Aether-Zeus ist der Odem von allem, er waltet im lodernden Feuer.*

*Aether-Zeus in der Tiefe des Meers, im sonnigen Strahl und im Mondlicht.*

*Aether-Zeus ist König und Herrscher von allem, der Herrscher der Blitze.*

*Alles verbarg er und führt es zum freudespendenden Licht wieder empor aus heiliger Brust, Denkwürdiges wirkend.“*

Ich denke, dass auch mit dem Namen „Notwendigkeit“ nichts anderes bezeichnet wird als der Aether-Logos, insofern er die unbezwingliche Substanz ist. Ebenso ist er mit dem Namen „Verhängnis“ ein und dasselbe, weil er die Dinge aneinander hängt und ungehindert seinen naturgesetzlichen Weg nimmt; mit dem Namen „Bestimmung“, weil alles bestimmt und nichts in der Welt unbestimmt ist; mit dem Namen „Unvermeidlichkeit“, weil er von Natur die unvermeidliche Ursache ist; mit der Bezeichnung „Ewigkeit“, weil er ewig ist.

Auch die Sage von den Parzen und der Spindel deutet auf den Aether-Logos hin. Denn entsprechend den Zeitstufen gibt es drei Parzen; von dem Faden der Spindel ist der eine Teil bereits vollendet, der andere noch im Dunkel der Zukunft, der dritte im Wirbel der Gegenwart begriffen. Für die Vergangenheit ist die eine der Parzen bestimmt, die „Unabwendbare“, weil alles Geschehene unabwendbar ist; für die Zukunft die „Lenkerin“, denn jedem und allem steht sein

naturgesetzliches Los bevor; für die Gegenwart die „Spinnerin“, die einem jeden sein eigentümliches Geschick spinnt und vollendet.

Die ständige Begleiterin des Aether-Logos ist die Gerechtigkeit. Mit ihr wird derjenige, der von Anfang an auf seinem Lebensweg mit ihr verbunden ist, glücklich und zufrieden werden können; jedoch für alle die, die sich von den Naturgesetzen entfernen, ist sie eine Rächlerin [die strafende Gerechtigkeit].

## Die Hauptmaxime der stoischen Philosophie

Die stoische Philosophie ist eine Beschäftigung mit der Richtigkeit der Vernunft und ein Wissen, was dasselbe ist wie ein Tätigsein im Sinne der Vernunft.

Quelle: SVF II, 131 (p. 41, 27-29); Papyrus hercul. 1020; SVF III 293 (p. 72, 14) = Clemens Alex. Paedag. I, 13 (p. 159 P.).

Ziel des Philosophierens und die Frage nach dem Ziel des menschlichen Lebens (Telosformel) ist für den Stoiker Zenon von Kition:

Ein Leben, übereinstimmend mit den [vier] Tugenden [der Stoiker]<sup>59</sup>, was dasselbe ist wie ein Leben nach der Natur [den Naturgesetzen].

Quelle: SVF III, 16.

Die Telosformel des Stoikers Chrysippos lautet:

Nach den [vier] Tugenden leben ist das Gleiche wie leben nach der Erfahrung dessen, was naturgemäß [nach den Naturgesetzen] geschieht.

Quelle: Chrysippos >Über die Ziele<, 1. Buch.

Die Telosformel des Diogenes von Seleukia lautet:

[Diogenes von Seleukia lehrte:] Das höchste Glücks-Gut ist vernünftiges Abwägen bei der Auswahl der naturgemäßen Dinge.

Quelle: Diogenes Laertius, >Leben berühmter Philosophen<, VII. Buch, 88.

Die Telosformel des Antipatros lautet:

Das höchste Glücks-Gut besteht in der Durchführung des Grundsatzes, im Leben fortgesetzt und unwandelbar das, was der Natur gemäß ist, auszuwählen und das, was ihr widerspricht, abzulehnen.

Quelle: Clemens von Alexandria, >Stromateis<, II 21, 129.

Die Telosformel des Panaitios lautet:

Panaitios bezeichnet als Ziel des Lebens: Ein Leben nach den uns von der Natur gegebenen Antrieben.

Quelle: Edelstein / Kidd, >Poseidonius - I. The Fragments<, Cambridge 1972.

<sup>59</sup> Die vier Kardinaltugenden der Stoiker sind: Klugheit oder Vernunft, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit.

Die Telosformel des Poseidonios lautet:

Poseidonios sagt: [Man sollte] leben, indem man die Wahrheit des Weltalls und seine Ordnung betrachtet, und sich nach Kräften danach richten; dabei in keiner Hinsicht sich von dem unvernünftigen Teil der Psyche treiben lassen.

Quelle: Edelstein / Kidd, >Poseidonius - I. The Fragments<, Cambridge 1972.

## >Die vier Tugenden der Stoiker<<sup>60</sup>

Quelle: Diogenes Laertius, VII, 90 - 95:

Die vier Tugenden sind teils eine äußerlich erkennbare Vollkommenheit, wie eine schöne Statue, teils eine unsichtbare, wie die Gesundheit, teils eine spekulative, wie die Klugheit. Poseidonios sagt in seiner ersten ethischen Abhandlung: „*Ein Beweis dafür, dass die Tugenden wirklich vorhanden sind, ist die Tatsache, dass Sokrates, Diogenes und Antisthenes es weit darin gebracht haben.*“

Aber auch Laster gibt es, diese sind das Gegenteil der Tugenden.

Die vier Tugenden sind lehrbar, schreibt Chrysippos im ersten Buch >Über das Endziel<. Dies behaupten auch Kleantes und Poseidonios in ihren >Ermahnungen<, ebenso Hekaton. Es ist durchaus erkennbar, dass sie lehrbar sind, denn ethischschlechte Menschen können gut werden.

Panaetios nimmt zwei Tugenden an, eine theoretische und eine praktische; andere nehmen drei Tugenden an, eine logische, eine physische und eine ethische; und Poseidonios nimmt vier an, noch mehr Tugenden nehmen Kleantes, Chrysippos und Antipatros an. Apollonphanes aber nimmt nur eine, die Klugheit, an.

Außerdem unterteilen die Stoiker die Tugenden in Kardinaltugenden und sonstige, diesen untergeordnete Tugenden. Zu den Kardinaltugenden gehören: Klugheit oder Vernunft, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit.

*Klugheit oder Vernunft* ist die Kenntnis der höchsten Glücks-Güter und der größten Übel, und dessen, was keines von beiden ist.

*Tapferkeit* ist die Kenntnis, sich über alle Zufälle und Schicksalsschläge zu erheben, sie mögen positiv oder negativ sein.

*Gerechtigkeit* ist die Kenntnis dessen, was zu wählen und was zu meiden ist.

*Mäßigkeit* ist die Kenntnis, sich vom Vergnügen und den Begierden nicht überwältigen zu lassen und stets nach richtiger Vernunft, ohne alle Überschreitung derselben, zu handeln.

Auf ähnliche Weise sind die Laster geordnet. Es gibt vier Hauptlaster (Unklugheit, Furchtsamkeit, Ungerechtigkeit und Unmäßigkeit), und ihnen untergeordnete Laster, wie Leidenschaft und Stumpfsinnigkeit. Laster sind Unwissenheiten derjenigen Dinge, deren Kenntnisse Tugenden sind.

---

<sup>60</sup> Siehe L. Baus, >Die stoische Ethik – Basiswissen in 50 Minuten<, Homburg/Saar 2012, S. 36.

# Seneca oder Epiktet?

## >Handbüchlein der stoischen Philosophie< <sup>61</sup>

### Unser Eigentum

(1.1) Der wichtigste Unterschied der Dinge ist der, dass die einen in unserer Macht stehen, die anderen nicht.

In unserer Macht stehen: Urteil, Begehren, Abneigung. Kurz: Alles, was unser eigener Wille und unser eigenes Handeln beinhaltet.

Nicht in unserer Macht stehen: Körper, Besitz, Ansehen, Beruf. Kurz: Alles, was nicht unser eigener Wille und unser eigenes Handeln beinhaltet.

### Die freien Dinge

(1.2) Diejenigen Dinge, die in unserer Macht stehen, sind von Natur frei. Sie können nicht verhindert, noch in Fesseln geschlagen werden.

Die Dinge aber, die nicht in unserer Macht stehen, sind meist von anderen Menschen abhängig und können verhindert werden.

### Verwirrung aus Unwissenheit

(1.3) Wenn du nun Dinge, die von Natur abhängig sind, für frei, und Fremdes für Eigenes ansiehst, so vergiss nicht, dass du auf Hindernisse stoßen, in Trauer und Unruhe geraten und Menschen anklagen wirst. Wenn du aber nur, was wirklich dein ist, als dein Eigenes betrachtest, das Fremde aber so, wie es ist, als Fremdes, so wird dir niemand je Zwang antun, niemand wird dich an etwas hindern können. Du wirst keinen schelten, keinen anklagen, wirst nichts tun gegen deinen Willen. Niemand wird dich kränken, du wirst keinen Feind haben. Kurz: Du wirst keinerlei Schaden erleiden.

### Keine Halbheiten

(1.4) Wenn du so etwas Großes wie die Weisheit der Stoiker begehrt, so bedenke, dass du nicht mit halbem Eifer danach streben, sondern einiges völlig aufgeben, anderes für jetzt aufschieben musst. Wenn du aber sowohl jenes [die stoische Weisheit] begehrt als auch herrschen und reich sein willst, so wirst du vielleicht nicht einmal dieses letztere erlangen, eben weil du zugleich auch nach dem ersteren strebst. Gänzlich verfehlen aber wirst du dasjenige, woraus allein Freiheit und Glückseligkeit entspringt: die Wissenschaft der stoischen Philosophie.

### Äußere Dinge - was gehen sie dich an?

(1.5) Bemühe dich, jeder unangenehmen Vorstellung sofort zu begegnen mit den Worten: Du bist nur eine Vorstellung und durchaus nicht das, als was du erscheinst. Alsdann untersuche sie und prüfe sie nach den Regeln, die du hast. Und zwar zuerst und allermeist nach der, ob es etwas betrifft, was in unserer Macht steht oder etwas, das nicht in unserer Macht ist. Und wenn es etwas betrifft, das nicht in unserer Macht steht, so sprich nur jedes Mal sogleich: Das geht mich nichts an!

---

<sup>61</sup> In der Übersetzung von J. G. Schulthess, neubearbeitet von R. Mücke, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert und gemäß seiner Theorie interpoliert: anstatt „Gott“ = „Aether-Logos oder „Naturgesetz“. Nach Überzeugung des Hrsg. ist es zweifelhaft, wer der Verfasser ist.

Du hast dein Glück in der Hand

(2.1) Bedenke, dass die Begierde verheißt, wir würden erlangen, was wir begehren. Der Leichtsinn erhofft, es werde uns nicht widerfahren, was wir zu meiden versuchen. Wer nun nicht erlangt, was er begehrt, ist unglücklich; und wem widerfährt, was er gerne vermieden hätte, ist doppelt unglücklich. Wenn du aber nur dasjenige zu meiden suchst, was der Natur der Dinge, die in deiner Macht steht, zuwider ist, so wird dir nichts von dem widerfahren, was du vermeiden willst. Willst du aber Krankheit vermeiden oder Verlust von materiellen Gütern, so wirst du [unvermeidlich] unglücklich sein.

Das Sicherste für den Anfang

(2.2) Hinweg also mit deinem Widerwillen gegen alles, was nicht in unserer Macht steht, und übertrage ihn auf das entgegengesetzte. Die Begierde aber entferne vorerst ganz. Denn wenn du etwas von dem begehrt, was nicht in deiner Macht steht, so musst du notwendigerweise unglücklich sein.

Von den Dingen aber, die in unserer Macht stehen, und welche zu begehren rühmlich wäre, ist dir noch gar nichts bekannt. Nur Zu- und Abneigung lass walten; aber sachte, mit Auswahl und Zurückhaltung.

Gemütsstärke

(3) Bei allem, was dein Gemüt erfreut, oder dir Nutzen verschafft, oder dir lieb und wert ist, vergiss nicht ausdrücklich zu erwägen, welcher Art es ist. Fange damit beim Geringsten an. Wenn du einen Steinkrug liebst, denke: Ich liebe nur einen Steinkrug. Zerbricht er eines Tages, so wird es dich nicht aus der Fassung bringen. Wenn du dein Kind oder deine Frau küsst, so sage dir, dass du einen Menschen küsst. Stirbt er, so wirst du [zwar großen Schmerz empfinden, aber] nicht fassungslos sein.

Wie man seine Gleichmütigkeit behält

(4) Wenn du etwas unternimmst, so erinnere dich vorher, wie das Unternehmen beschaffen ist. - Wenn du zum Baden gehst, stelle dir vor, was im Bad zu geschehen pflegt, wie sie einander mit Wasser bespritzen, stoßen, beschimpfen und bestehlen. So wirst du mit größerer Sicherheit zu Werke gehen, indem du dabei zu dir sprichst: Ich will jetzt baden, zugleich aber auch an meinem der Natur gemäßen Grundsatz fest halten.<sup>62</sup> Und so bei jedem anderen Unternehmen. Auf diese Weise wirst du, wenn dir beim Baden etwas in den Weg kommt, sogleich den Trost bei der Hand haben: Ich wollte ja nicht dies allein, sondern auch an meinem naturgemäßen Grundsatz festhalten. Ich werde ihm aber ungetreu, wenn ich mich über das Vorgefallene ärgere.

Die richtige Meinung über die Dinge

(5) Nicht die Dinge selbst, sondern die [falschen] Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen. So ist z. B. der Tod nichts Schreckliches, sonst wäre er auch dem Sokrates so erschienen; sondern die Meinung von dem Tod, dass er etwas Schreckliches sei, das ist das Schreckliche. Wenn wir nun auf Hindernisse stoßen oder beunruhigt oder bekümmert sind, so wollen wir niemals einen anderen anklagen, sondern nur uns selbst, das heißt: Unsere eigenen

<sup>62</sup> Auf das Naturgemäße legt die stoische Ethik einen großen Wert. Das höchste Glücks-Gut und das größte Glück liegt in dem naturgemäßen Leben. Darunter ist ein Leben zu verstehen, das mit den Naturgesetzen und der vernünftigen Menschennatur übereinstimmt.



Meinungen. - Sache des Unwissenden ist es, andere wegen seines Missgeschicks anzuklagen; Sache des Anfängers in der Weisheit, sich selbst anzuklagen; Sache des Vollendeten in der Weisheit, weder einen anderen, noch sich selbst anzuklagen.<sup>63</sup>

#### Törichter Stolz

(6) Sei auf keinen fremden Vorzug stolz. Wenn das Pferd sich stolz erhebend spräche: „Wie schön bin ich“, so wäre das noch erträglich. Wenn du aber selbst voll Stolz sprichst: „Ich habe ein schönes Pferd“, so wisse, dass du auf die Vorzüge deines Pferdes stolz bist. Was ist nun aber dein? - Der Gebrauch deiner Vorstellung! - Wenn du also von deinen Vorstellungen einen naturgemäßen Gebrauch machst, dann magst du stolz sein; dann bist du stolz auf einen Vorzug, der dir eigen ist.

#### Zum Sterben bereit

(7) Wenn du auf einer Seereise, während das Schiff im Hafen liegt, ausgehst, so hebst du wohl nebenbei eine kleine Muschel auf oder nimmst eine Erfrischung am Weg. Deine Gedanken aber musst du auf das Schiff gerichtet haben und oft zurückschauen, ob nicht etwa der Kapitän ruft. Und wenn er ruft, so musst du alles zurücklassen und dich zum Schiff begeben, damit du nicht gebunden hineingeworfen wirst wie ein Schaf. - So ist es auch im Leben. Wenn dir statt einer Muschel und einer Erfrischung eine Frau oder ein Kind geschenkt wird, so ist nichts dagegen einzuwenden. Wenn aber der Kapitän ruft, so geh zum Schiff und lass alle Dinge zurück, ohne dich auch nur umzudrehen. Bist du aber bereits ein Greis, so entferne dich nicht weit vom Schiff.

#### Törichter Wahn

(8) Verlange nicht, dass die Dinge so verlaufen, wie du es wünschst, sondern wünsche sie vielmehr so, wie sie meistens verlaufen; und dein Leben wird ruhig dahin fließen.

#### Der Wille ist frei

(9) Krankheit ist ein Hindernis des Körpers, aber nicht des Willens, wenn er nicht selbst will. Lähmung ist ein Hindernis des Fußes, aber nicht des Willens. Und so denke bei allem, was dir begegnet; denn du wirst finden, dass es wohl ein Hindernis für etwas anderes ist, aber nicht für dich.

#### Versuchung und Widerstand

(10) Vergiss nicht, bei jedem Ereignis in dich zu gehen und zu untersuchen, welches Heilmittel du besitzt, um daraus Nutzen zu ziehen. Erblickst du als verheirateter Mann eine schöne Frau [oder als verheiratete Frau einen reichen Mann], so wirst du ein Mittel dagegen finden - die Selbstbeherrschung. Kommt Anstrengung auf dich zu, so findest du Ausdauer. Kommt Schmach, so findest du Kraft zum Erdulden des Übels. Und wenn du dich so gewöhnst, so wird dich ein Eindruck oder eine Vorstellung nicht hinreißen.

---

<sup>63</sup> Andere Menschen braucht der Weise nicht anzuklagen, weil ihm äußere Dinge weder als ein Glücks-Gut noch als ein Übel gelten. Sich selbst muss er nicht anklagen, weil sein Wissen und sein Tun naturgemäß, irrtumsfrei und tugendhaft ist. Je näher der Schüler der Weisheit diesem Ziel der Vollkommenheit kommt, desto weniger braucht er sich selbst anzuklagen. Siehe dazu auch Nr. 48: >Kennzeichen der stoischen Philosophen<.

### Der stoische Weise verliert nichts

(11) Sage nie von einem Ding: Ich habe es verloren. Sondern sage: Ich habe es zurückgegeben. Dein Kind ist gestorben - es ist zurückgegeben worden. Deine Frau ist gestorben - sie ist zurückgegeben worden. Dein Landgut wurde dir genommen - auch das ist nur zurückgegeben worden. - „Aber der, der es dir genommen hat, ist ein Schurke!“ - „Was geht es mich an, durch wen es mir der Zufall [das blinde Schicksal] abgefordert hat.“

So lange das Geschick dir etwas überlässt, behandle es wie ein fremdes Gut: so wie die Reisenden eine Herberge.

### Hinweg mit den Sorgen

(12.1) Willst du Fortschritte machen [in der Annäherung zum Ideal der Weisheit] so darfst du Gedanken, wie die folgenden, nicht aufkommen lassen: Wenn ich die Arbeit vernachlässige, so könnte es sein, dass ich kein Brot habe. Denn besser ist es, manchmal Mangel zu leiden, aber frei von Traurigkeit und Furcht zu sein, als im Überfluss zu leben, aber mit ständiger Unruhe in der Psyche.

### Wie teuer ist dir die Gemütsruhe?

(12.2) Beginne mit geringfügigen Dingen dich zu üben. Man verschüttet dir dein Lampenöl, man stiehlt dir deinen Wein. Denke dabei ruhig: So teuer erkaufte man sich Gelassenheit, so teuer psychische Ruhe. Umsonst bekommt man nichts.

Wenn du deinen Gehilfen herbeirufst und er kommt nicht, so denke: Es kann sein, dass er es nicht gehört hat; oder es kann sein, dass er heute zu faul zum Arbeiten ist. Aber so gut soll es ihm nicht gehen, dass deine Gemütsruhe in seine Willkür gestellt wäre.

### Sei ein Tor vor der Welt

(13) Willst du Fortschritte [in der Annäherung zum Ideal der Weisheit] machen, so lass es dir gefallen, dass man dich in Bezug auf äußere Dinge für dumm und einfältig hält. Du musst nicht scheinen wollen, als wüsstest du etwas. Wenn auch gewisse Leute etwas auf dich halten, so traue dir selbst doch nicht. Wisse nämlich, dass es nicht leicht ist, die naturgemäßen Grundsätze, die du hast, und zugleich die äußeren Dinge im Auge zu behalten. Vielmehr, wer nach dem einen [nach der stoischen Weisheit] streben will, muss unvermeidlich das andere [die Äußerlichkeiten] vernachlässigen.

### Begehre nichts Unmögliches

(14.1) Wenn du willst, dass deine Kinder, deine Frau und deine Freunde lange leben sollen, so bist du ein Tor. Du willst damit, dass Dinge, die nicht in deiner Gewalt sind, in deiner Gewalt sein sollen, und was nicht dein ist, soll dir gehören.

So auch, wenn du willst, dein Sohn solle keine Fehler machen, so bist du ein Narr. Du willst nämlich, Unvollkommenheit soll nicht Unvollkommenheit sein, sondern etwas anderes. Willst du aber, dass deine Wünsche nicht fehlschlagen, das vermagst du schon.<sup>64</sup> Im Möglichen, darin übe dich.

### Freier Herr oder Sklave?

(14.2) Herr über alles ist der, der die Macht hat, das, was er will oder nicht

<sup>64</sup> Wenn du die Regel in Kap. VIII befolgst.

will, anzuschaffen oder wegzuschaffen. Wer nun frei sein will, der darf nichts von dem wollen, was in anderer Leute Macht liegt. Wenn doch, muss er ein Sklave sein.

#### Selbstverleugnung

(15) Vergiss nicht, dass du dich im Leben wie bei einem Gastmahl betragen musst. Man bietet etwas herum und es gelangt zu dir: Nimm bescheiden davon. Es geht an dir vorüber: Halte es nicht auf. Es will immer noch nicht kommen: Blicke nicht aus der Ferne begehrllich danach, sondern warte geduldig, bis es zu dir kommt. Ebenso halte es in Bezug auf Kinder, Frau, Ämter und materielle Güter.

Wenn du aber selbst von dem, was dir angeboten wird, nichts nimmst, sondern darüber wegsiehst, so wirst du nicht nur mit den „Göttern“ zu Tisch sitzen, sondern auch mit ihnen herrschen. So handelten Diogenes und Heraklit<sup>65</sup> und ihresgleichen; deshalb hießen sie mit Recht „göttergleiche“ Menschen.

#### Kein Mitleid

(16) Wenn du jemand aus Kummer weinen siehst, entweder weil sein Sohn in die Fremde gegangen ist oder weil er seinen Besitz verloren hat, so gib Acht, dass dich nicht die Vorstellung hinreißt, als sei jener durch äußere Ursachen ins Unglück geraten. Sage dir vielmehr: Jenen bedrückt nicht das Ereignis selbst, einen anderen bedrückt es ja auch nicht, sondern was er sich darunter vorstellt. Zögere nicht, dich wenigstens in deinen Worten nach ihm zu richten, und, wenn es sich gerade schickt, auch mit ihm zu klagen. Hüte dich aber davor, dass du auch innerlich [d. h. wirklich] klagst.

#### Lerne vom Schauspieler

(17) Bedenke, dass du ein Schauspieler bist in einem Stück, das abläuft, wie es gerade dem Dichter [der Natur, bzw. dem Schicksal] beliebt. Ist es kurz, war es ein kurzes Stück; ist es lang, war es eben ein langes. Will das Schicksal, dass du einen Bettler vorstellen sollst, so stelle eben einen solchen dar. Deine Sache ist es nämlich, die Rolle, die dir übertragen worden ist, gut zu spielen; sie auszuwählen, ist oft Sache des Zufalls.

#### Böses nimm auch für gut

(18) Wenn ein Rabe durch sein Krächzen Unheil verkündet, so lass dich nicht von der Vorstellung hinreißen, sondern unterscheide sogleich bei dir selbst und sprich: Keines dieser angeblichen Vorzeichen gilt mir. Mir selbst wird lauter Glück vorhergesagt, sofern ich es selbst will. Denn was immer von jenen Vorzeichen sich ereignen mag, es steht bei mir, ob ich Nutzen daraus ziehe.<sup>66</sup>

#### Sicherer Sieg

(19.1) Du kannst unüberwindlich sein, wenn du dich in keinen Kampf einlässt, in welchem es nicht in deiner Macht steht zu siegen.

#### Geistesfreiheit

(19.2) Wenn du einen hoch geehrten oder vermögenden oder sonst hoch

<sup>65</sup> Diogenes, der bekannte Cyniker, Zeitgenosse Alexanders des Großen, und Heraklit von Ephesos, lebte unter der Regierung des Darius Hystaspis.

<sup>66</sup> Nach stoischen Grundsätzen gibt es für den Guten kein Übel, und für den Schlechten kein Glück. Das äußere Unglück, das den Weisen und Tugendhaften trifft, ist als heilsame Übung seiner moralischen Kräfte anzusehen.

angesehenen Mann siehst, so hüte dich, vom Äußeren hingerissen, ihn glücklich zu preisen. Denn wenn das wahre Glücks-Gut in den Dingen besteht, die in unserer Gewalt sind, so findet weder Neid noch Eifersucht Raum; und du selbst wirst nicht Heerführer oder Ratsherr oder Konsul sein wollen, sondern frei. Dazu führt nur ein Weg: Verachtung der Dinge, die nicht in deiner Macht stehen.

#### Kein Zorn

(20) Bedenke, dass nicht derjenige dich kränkt, der dich schmätzt oder schlägt, sondern die Meinung, als liege darin etwas Kränkendes. Wenn dich also jemand ärgert, so wisse, dass dich deine Meinung geärgert hat. Deshalb versuche vor allem, dich nicht von einer Vorstellung hinreißen zu lassen. Hast du dadurch Zeit und Aufschub gefunden, so wirst du dich später umso leichter beherrschen können.

#### Ein Mittel gegen die Begierden

(21) Tod und Verbannung und alles, was als schrecklich erscheint, soll dir ständig bewusst sein; am meisten aber die Endlichkeit deines Lebens. So wirst du nie an etwas Schändliches denken, noch irgendetwas allzuheftig begehren.

#### Lass die Spötter spotten

(22) Du willst ein Philosoph sein! Mache dich von Stund' an darauf gefasst, dass man dich auslacht, dass dich viele [Theisten] verspotten und sagen: Er ist plötzlich als Philosoph zu uns zurückgekommen. Warum trägt er seinen Kopf gegen uns so hoch? - Du sollst aber deinen Kopf nicht hoch tragen, sondern was dir das Beste zu sein scheint, daran halte fest. Und bedenke, dass diejenigen, die dich zuerst ausgelacht haben, dich zuletzt bewundern werden, wenn du auf deinem stoischen Standpunkt beharrst. Lässt du dich aber von ihnen besiegen, so wirst du doppelten Spott ernten.

#### Schau nach innen

(23) Wenn es dir einmal begegnet, dass du dich nach außen wendest, in der Absicht, irgendeinem Menschen zu gefallen, so wisse, dass du damit deine innere Stellung verloren hast. Es sollte dir vor dir selber genügen, ein Philosoph zu sein. Willst du auch von anderen dafür angesehen sein, so sieh dich selbst dafür an. Das genügt.

#### Tugend verloren – alles verloren

(24.1) Folgende Gedanken sollen dich nicht beunruhigen: Ich muss in Schande leben und unbeachtet von der Welt. Wenn die Schande ein Übel wäre, so könnte dir dieses Übel ebensowenig durch einen anderen aufgenötigt werden wie etwas Ethischschlechtes<sup>67</sup>. Ist es etwa dein Werk, mit einem Amt bekleidet zu werden? Keineswegs. Wie könnte also das eine Schande sein? Und wieso wirst du ein Garnichts sein, da du doch nur in den Dingen etwas sein sollst, in welchen es ganz bei dir steht, dich aufs höchste auszuzeichnen?

(2.) Aber du wirst deine Freunde nicht unterstützen können? – Was soll das heißen: nicht unterstützen können? – Sie werden kein Geld von dir bekommen

<sup>67</sup> Für einen Stoiker ist nur das Ethischschlechte ein Übel oder eine Schande und nur das Ethischgute ein Glücks-Gut. Nun kann aber schwerlich ein Mensch zu etwas Ethischschlechtem gezwungen werden, folglich kann uns auch kaum ein Mensch ein Übel zufügen oder uns in Schande bringen, außer wir selbst uns am meisten. Das Ethischgute und – schlechte gehört zu den Dingen, die in unserer Gewalt liegen.

oder du wirst ihnen das römische Bürgerrecht nicht verschaffen können. – Wer hat dir denn gesagt, dass dies zu den Dingen gehört, die in unserer Gewalt sind? Sind sie nicht vielmehr etwas, das uns fremd ist? – Wer kann einem anderen geben, was er selbst nicht hat?

(3) So erwirb, heißt es jetzt, dass wir auch etwas haben. – Wenn ich erwerben kann ohne Verletzung der Ehre, der Treue und der ethisch guten Gesinnung, so zeige mir den Weg dazu und ich will es tun. Wenn ihr mir aber zumuten wollt, ich soll die Glücks-Güter, die mir am eigentümlichsten angehören, damit ihr erlangt, was kein Glücks-Gut ist [nämlich materielle Güter] so müsst ihr erkennen, wie ungerecht ihr seid und wie unvernünftig. Was wollt ihr lieber: Geld oder einen treuen und ehrliebenden Freund? – So verhelft mir lieber zu dem letzteren und verlangt nicht von mir, etwas zu tun, wodurch ich eben dies verlieren müsste.

(4) Aber das Vaterland wird, so sagt man, von mir keine Unterstützung haben. – Ich frage: wieso keine Unterstützung? – Es wird keine [Steuern und dadurch keine] Säulengänge und keine Badeanlagen durch mich bekommen. – Und was liegt daran? Bekommt er doch auch keine Schuhe vom Schmied und keine Waffen vom Schuster. Es genügt, wenn jeder sein Werk richtig tut. Wenn du ihm [dem Staat] einen anderen zu einem treuen und ehrenhaften Bürger heranbildest, hast du ihm dann nichts genützt? – Ja, doch. – Also bist auch du nicht ganz ohne Nutzen für den Staat.

(5) Welche Stelle werde ich nun im Staat einnehmen? – Diejenige, die du einnehmen kannst, ohne dass du aufhören musst, ein treuer und ehrliebender Mensch zu sein. Hältst du dies aber für unnütz, welchen Nutzen hätte der Staat wohl von dir, wenn du ehr- und treulos wärst?

Verkaufst du deine Freiheit für eine Linsensuppe?

(25.1) Einem anderen ist bei einem Gastmahl, beim Grüßen oder bei der Hinzuziehung zu einer Beratung mehr Ehre widerfahren als dir? Wenn dies ein Gut ist, so sollst du dich freuen, dass jener andere es erlangt hat. Ist es aber ein Übel, so klage nicht, dass es dich nicht getroffen hat. Bedenke übrigens, dass du nicht den gleichen Lohn erwarten kannst, wenn du nicht dasselbe tust wie der andere, um solche Dinge zu erlangen, die nicht in unserer Macht sind.

(2) Denn wie könnte derjenige, der einem anderen keine Aufwartung macht, so viel bekommen, wie der, welcher sie macht? Oder der, der nicht im Gefolge mitgeht, so viel wie der, welcher mitgeht; oder wer nicht lobt, so viel wie der, welcher lobt? Du bist also ungerecht und unverschämt, wenn du, ohne den Preis zu bezahlen, um den man jene Dinge erkauft, sie umsonst erhalten willst. [...]

(4) So auch hier: Es hat dich einer nicht eingeladen. Du hast eben dem Wirt den Preis nicht bezahlt, um den es seine Bewirtung verkauft. Er verkauft es für Lob und Unterwürfigkeit. Bezahle also den Preis, um den es feil ist, wenn es dir nützt. Willst du ihn aber nicht bezahlen und doch jenes erhalten, so bist du unersättlich und unvernünftig.

(5) Hast du nichts als Ersatz für die Bewirtung? – Das hast du: Du brauchtest dem nicht zu schmeicheln, dem du nicht schmeicheln wolltest; und du brauchtest dir von seinen Türstehern nichts gefallen zu lassen.

Der Wille der Natur

(26) Der Wille der Natur lässt sich aus dem erkennen, worüber keine Meinungsverschiedenheit unter uns herrscht. Z. B. wenn der Sklave eines anderen

ein Trinkglas zerbricht, so sind wir gleich bereit zu sagen: So geht es eben. – Wisse nun, dass du, wenn das deinige zerbricht, dich ebenso betragen musst, wie wenn das eines anderen zerbricht.

Hiervon mache nun die Anwendung auch auf Wichtigeres. Eines anderen Kind oder seine Frau ist gestorben. Da ist keiner, der nicht spräche: „So geht’s in der Welt.“ – Stirbt einem sein eigenes Kind, gleich ruft er : „O, weh mir! Ich Ärmster!“ Man sollte sich aber erinnern, welchen Eindruck es auf uns macht, wenn wir dasselbe von einem anderen hören.

#### Die Übel der Welt

(27) Gleich wie ein Ziel nicht zum Verfehlen aufgestellt wird, so sind die Übel in der Welt von der Natur geschaffen, um sie zu überwinden<sup>68</sup>.

#### Prostitution des Geistes

(28) Wenn jemand deinen Körper jedem preisgäbe, der dir begegnet, so würdest du es übel aufnehmen. Dass aber du selbst deinen Geist dem nächstbesten preisgibst, sodass er [aus nichtigen Gründen] in Aufregung und Verwirrung gerät, schämst du dich darüber nicht?

#### Glück ist personale Identität

(29.1) Bei allem, was du tun willst, achte auf das, was vorangeht und was nachfolgt, dann erst mache dich daran. Wo aber nicht, so wirst du wohl anfangs lustig daran gehen, weil du nicht bedacht hast, was nachkommt. Später aber, wenn sich Schwierigkeiten zeigen, wirst du mit Schanden davongehen.

Du willst in Olympia siegen? - Auch ich, denn das bringt Ehre. Aber achte auf das, was vorangeht und was nachfolgt; dann greife das Werk an. Du musst diszipliniert leben, nach Vorschrift essen, der Leckerbissen dich enthalten, dich üben nach fester Regel, zur vorgeschriebenen Stunde, in Hitze und Kälte; nichts Kaltes trinken, keinen Wein zur beliebigen Zeit; kurz, du musst dich dem Lehrmeister [Trainer] wie einem Arzt übergeben. Sodann im Kampf selbst musst du dich mit Sand bespritzen lassen. Möglich ist es auch, dass du dir die Hand verstauchst, den Knöchel verrenkst und viel Staub schluckst. Möglich ist auch, dass du geschlagen und nach alledem doch noch besiegt wirst.

Das überlege wohl; und wenn du dann noch Lust hast, so gehe zum Kampf. Wo nicht, so wirst du dich wie ein Kind betragen, das einmal die Rolle eines Ringers spielt, dann die eines Fechters, dann die eines Trompeters, dann wieder ein Schauspiel aufführt. So auch du! Einmal wirst du ein Athlet sein wollen, dann ein Fechter, dann ein Rhetor, dann ein Philosoph, aber du wirst nichts von ganzem Gemüt sein. Sondern wie ein Affe ahmst du jeden Auftritt nach, den du siehst; bald gefällt dir dies, bald das. Denn du bist nicht mit Überlegung und mit Umsicht an die Sache herangegangen, sondern aufs Geradewohl und mit frostigem Interesse.

So wollen manche Leute, wenn sie einen Philosophen gesehen haben oder wenn sie jemanden reden hörten, wie Euphrates redet [und doch, wer kann reden wie er?] selbst auch ein Philosoph sein.

O Mensch, zuerst überlege, wie die Sache beschaffen ist, dann prüfe deine eigene Natur, ob dir die Last nicht zu schwer ist. Willst du ein Fünfkämpfer sein oder nur ein Ringer? Betrachte deine Arme, deine Schenkel, prüfe deine Hüften;

<sup>68</sup> Die Übel und die Leiden in der Welt sind nicht dazu da, dass einige „Glückskinder“ ganz davon befreit bleiben. Keiner kann verlangen, dass ihm kein Leid begegnen soll.

denn der eine ist von Natur zu diesem, der andere zu etwas anderem bestimmt.

Glaubst du, du könntest, während du solche Dinge treibst, ebenso viel essen und trinken, ebensolche Begierden haben und ebenso missvergnügt sein? Wach sein muss man und sich anstrengen, sich von den Hausgenossen zurückziehen, sich von einem Sklaven verachten und von den Vorübergehenden auslachen lassen; und in allem anderen zurückstehen in der Achtung, im Amt, im Gericht und in jedem anderen Unternehmen.

Überlege dir zuerst, ob du um diesen Preis deine Gleichmütigkeit, deine Freiheit und deine Gemütsruhe eintauschen willst; wenn nicht, so verzichte lieber auf den Ruhm und auf das viele Geld. Sei nicht wie die Kinder, jetzt ein Philosoph, später ein Steuereinnahmer, dann ein Rhetor und zuletzt ein kaiserlicher Prokurator. Diese Dinge passen nicht zusammen. Ein Mensch aus einem Guss musst du sein. Entweder musst du deine Vernunft ausbilden oder deine Körperkraft, entweder auf das Innere deine Kunst verwenden oder auf das Äußere; d. h. entweder die Stellung eines stoischen Philosophen oder die eines gewöhnlichen Menschen einnehmen.

Nimm dir ein Vorbild

(33.1) Stell dir ein Muster und Vorbild auf und lebe ihm nach, sowohl wenn du alleine bist als auch wenn du unter die Leute kommst.

Vom Eid

(33.5) Vermeide so oft als möglich einen Eid zu schwören.

Schlechte Gesellschaft

(33.6) Gastmähler bei Unbekannten und bei ungebildeten Leuten schlage aus. Kommt es aber trotzdem einmal vor, so mache es dir zum Gesetz, gut aufzumerken, dass du nicht unversehens in Gemeinheit versinkst. Denn wisse: Wenn einer einen schlechten Menschen zum Kameraden hat, so muss derjenige, der sich mit ihm abgibt, ebenfalls schlecht werden, auch wenn er vorher rein war.

Der Wahn ist kurz, die Reue ist lang

(34) Wenn du die Vorstellung irgendeiner sinnlichen Lust in dich aufnimmst, so hüte dich, wie auch in anderen Dingen, dass du nicht von ihr hingerissen wirst. Lass die Sache vielmehr auf sich warten und nimm dir längere Zeit zur Überlegung. Alsdann vergegenwärtige dir die beiden Momente, sowohl den, da du die Lust genießen, wie auch den, wenn der Genuss vorüber ist, also wenn du nach dem Genuss Reue empfinden und dich selbst ausschelten würdest. Und dem stelle nun gegenüber, wie du dich freuen und dich selbst loben wirst, wenn du enthaltsam gewesen bist. Wenn es dir aber schicklich scheint, dich mit der Sache zu befassen, so gib wohl Acht, dass dich nicht das Reizende, Angenehme und Verführerische überwindet, sondern stell dir vielmehr vor, wie viel wohler dir das Bewusstsein tun muss, einen solchen Sieg erkämpft zu haben.

Tue was recht ist und scheue niemand

(35) Wenn du etwas tust, wovon du dich überzeugt hast, dass es getan werden muss, so vermeide es nie, gesehen zu werden, während du es tust, auch wenn die Mehrzahl anderer Meinung darüber sein sollte. Denn ist es unrecht, was du tust, so meide die Tat; ist es aber recht, was fürchtest du dich vor denen, die es als unrecht schelten wollen?

### Zweierlei Handhaben

(43) Jedes Ding hat zwei Handhaben, eine zum Anfassen, die andere nicht zum Anfassen. Wenn nun dein Bruder dir Unrecht tut, so nimm die Sache nicht von der Seite, dass er Unrecht tut, denn das ist nicht ihre anfassbare Handhabe, vielmehr von der, dass er dein Bruder ist, und dass er mit dir erzogen worden ist. Das heißt die Sache da nehmen, wo sie anfassbar ist.

### Schlechte Logik = schlechte Moral

(44) Folgende Schlüsse sind nicht richtig: „Ich bin reicher als du, somit besser als du.“ - „Ich bin beredeter als du, somit besser als du.“ - Richtig sind die folgenden Schlüsse: „Ich bin reicher als du, somit ist mein Besitz mehr wert als der deinige.“ - „Ich bin beredeter als du, somit ist meine Ausdrucksweise besser als die deinige.“ Du selbst aber bist weder Besitz noch Ausdrucksweise.

### Anspruchslosigkeit

(46.1) Nenne dich niemals selbst einen Philosophen. Sprich auch unter Laien nicht viel von den Lehrsätzen der stoischen Wissenschaft, sondern handle nach ihnen. So sprich z. B. beim Essen nicht davon, wie man essen soll, sondern iss, wie man essen soll.

Erinnere dich, dass auf diese Weise Sokrates alles Zurschaustellen von sich abgelegt hat. Es kamen sogar Leute zu ihm, die von ihm den Philosophen vorgestellt sein wollten, und er führte sie hin. So leicht ertrug er es, übersehen zu werden.

### Kennzeichen der stoischen Philosophen

(48) Der Standpunkt und das Kennzeichen eines gewöhnlichen Menschen ist: Er erwartet niemals von sich selbst Nutzen oder Schaden, sondern nur von äußerlichen [materiellen] Dingen. Der Standpunkt und das Kennzeichen eines [stoischen] Philosophen ist: Er erwartet allen Nutzen und Schaden von sich selbst.

Kennzeichen eines Fortgeschrittenen in der stoischen Philosophie ist: Er tadelt niemand, er lobt niemand, er beschuldigt niemand, er klagt niemand an, er spricht nicht von sich selbst, als sei er etwas oder als wisse er etwas. Ist ihm etwas beschwerlich oder hinderlich, so klagt er sich selbst an. Lobt ihn jemand, so lacht er innerlich über den, der ihn lobt; und wenn er getadelt wird, so verteidigt er sich nicht. Er geht vorsichtig und behutsam durchs Leben wie einer, der noch nicht recht gesund ist und der sich fürchtet, etwas zu bewegen, das kaum erst geheilt ist.

Die Begierde hat er ganz aus sich entfernt, die Ablehnung aber nur auf das gelenkt, was der Natur der Dinge, die in unserer Gewalt sind, zuwiderläuft. Von dem Begehren macht er in allem nur mäßigen Gebrauch. Ob man ihn für dumm oder unwissend hält, das beachtet er nicht; und, um es kurz zu sagen, er bewacht sich selbst wie einen Feind und Verräter.

### Sei ein Mensch der Tat

(49) Wenn einer prahlt, dass er die Schriften des Chrysispos verstehen und auslegen könne, so sprich du zu dir selbst: Hätte Chrysispos nicht unklar geschrieben, so hätte dieser nichts, womit er angeben könnte. Ich aber, was will ich? Ich will die Natur kennen lernen und ihr folgen. Ich frage, wer legt sie mir aus? Und wenn ich höre: Chrysispos, so gehe ich zu ihm. Aber ich verstehe seine Schriften nicht. Ich suche also einen, der sie mir erklärt; und bis dahin ist gar nichts Großes an der Sache. Wenn ich aber den Lehrer gefunden habe, so bleibt



noch die Anwendung der Lehren im praktischen Leben. Das allein ist etwas Großes. Bewundere ich aber den Lehrer an sich, was bin ich anderes als ein Philologe, anstatt ein Philosoph. Mit dem Unterschied jedoch, dass ich statt des Homer den Chrysippos auslegen kann. Umso mehr werde ich erröten müssen, wenn mich jemand auffordert, den Chrysippos vorzulesen, ich aber nicht im Stande bin, den Worten entsprechende Taten aufzuweisen.

Wann willst du weise werden?

(51) Wie lange willst du es noch aufschieben, dich der höchsten Glücksgüter wert zu achten und in nichts den Aussprüchen der Vernunft zuwider zu handeln? Du hast die Lehrsätze der Stoiker vernommen, nach denen du dich richten solltest; hast du dich wirklich immer danach gerichtet? Auf welchen Lehrmeister wartest du noch, um ihm das Werk deiner Besserung zu übertragen? Du bist kein Knabe mehr, sondern bereits ein Mann in reifem Alter. Wenn du auch jetzt noch fahrlässig und leichtsinnig bist, immer einen Aufschub um den anderen machst und immer wieder neue Tage festlegst, nach deren Ablauf du für dich selbst Sorge tragen willst, so wirst du, ohne es zu merken, hinter anderen zurückbleiben und bis an dein Lebensende ein Stümper bleiben - im Leben und im Sterben.

Halte dich endlich für wert, als ein Vollkommener und als ein Jünger der Weisheit zu leben. Alles, was du für das Beste erkannt hast, sei dir unverbrüchliches Gesetz. Und wenn dir etwas Beschwerliches oder etwas Angenehmes oder etwas Ruhmvolles oder etwas Ruhmloses daherkommt, so erinnere dich, dass jetzt die Zeit des Kampfes ist, dass die „Olympischen Spiele“ bereits da sind und sich nicht aufschieben lassen; und dass an einem einzigen Tag und durch eine einzige Handlung das bisher Gewonnene entweder verloren gehen oder gesichert werden kann.

Sokrates ist dadurch weise geworden, weil er in allen Dingen des Lebens auf nichts anderes als auf die Vernunft achtete. Du aber, wenn du auch noch kein Sokrates bist, solltest zumindest wie ein Mensch leben, der wünscht, ein Sokrates zu sein.

Theorie und Praxis

(52) Das erste und notwendigste Kapitel in der Philosophie ist das von der Anwendung der Lehrsätze im Leben, wie z. B., dass man nicht lügen soll. Erst das zweite ist das von den Beweisen, z. B. aus welchem Grund man nicht lügen soll. Das dritte dient zur Begründung und Erklärung der vorigen, z. B. aus welchem Grund dies ein Beweis ist. Denn was ist ein Beweis? Was eine Folge? Was ein Widerspruch? Was ist wahr, was falsch?

Ist also nicht das dritte Kapitel notwendig wegen des zweiten, das zweite aber wegen des ersten? Das notwendigste aber, und das, bei welchem man verweilen sollte, ist das erste. Wir aber machen es umgekehrt; denn wir halten uns am dritten Kapitel auf und verwenden auf dieses allen Fleiß; um das erste aber kümmern wir uns ganz und gar nicht; und so kommt es, dass wir lügen, aber der philosophische Beweis, dass man nicht lügen soll, ist uns ganz geläufig.

Summe der Weisheit

(53) Für alle Fälle müssen wir folgende Sätze in Bereitschaft halten: *„Führe mich, Geschick, wohin es mir zu gehen beschieden ist. Ich will folgen ohne Zögern; wollte ich es nicht, wäre ich ein Feigling; aber folgen müsste ich doch.*

*Und wer das Unvermeidliche mit Würde trägt, der heißt ein Philosoph bei uns. Darum, Kriton, wenn es dem Schicksal beliebt, so mag es geschehen. Anytus und Melitus können mich zwar töten, aber mir schaden, das können sie nicht.*<sup>69</sup>

## Die materialistische Ethik der Stoiker<sup>70</sup>

Im Grunde sind es drei Hauptsätze, auf denen sich die ganze Ethik der Stoa aufbaut und aus denen sie sich mit innerer Notwendigkeit in alle Einzelheiten hinein entwickeln lässt:

1. Jedes gesunde Lebewesen, also auch der Mensch, strebt stets nach dem, was ihm nützlich und zuträglich ist.

2. Das wahre Wesen des Menschen besteht in der Vernunft, durch die er mit dem Aether-Logos, alias der Natur oder den Naturgesetzen, verwandt ist. Somit findet der Mensch, wenn er sein Streben ausschließlich auf das Vernünftige, das Rationale richtet, das allein absolut wertvoll und frei ist, das wahre, unfehlbare Lebens-Glück.

3. Die Psyche [die Vernunft] des Menschen ist nicht von Geburt an fertig entwickelt, sondern kann nur durch systematische Ausbildung zur vollen Höhe ihrer Kraft gelangen.

Das Prinzip des Eudämonismus, im ersten Satz ausgesprochen, ist die einzig richtige Begründung des ethischen Handelns. Es gibt in der Tat keine andere Anschauung, durch die dem Menschen das ethischgute Handeln wirklich einleuchtend und zur zweiten Natur gemacht werden kann, als die, dass es einzig und allein seinem wahren Vorteil und seinem eigenen Glück dient.

Alles ethischgute Handeln ist im Grunde nichts anderes als richtig verstandene Selbsterhaltung. Alles Ethischschlechte ist gleichsam Selbstzerstörung. Dieser Satz ist von Beginn an von der Stoa mit aller Klarheit aufgestellt und konsequent durchgeführt worden.

Durch den Eudämonismus wird die ethische Aufgabe und Leistung keineswegs auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt; denn es ist zu unterscheiden zwischen dem niederen und höheren Eudämonismus.

Die Stoa vertritt selbstverständlich den Eudämonismus in jenem höheren Sinn, und zwar in der entschiedensten, ja schroffsten Weise, denn sein Eudämonismus ist zugleich vollendeter Idealismus: Nur das Vernünftige hat absoluten Wert (siehe Zeller, >Geschichte der Philosophie<, S. 29), im gesamten Kosmos wie beim einzelnen Menschen.

Die Urmaterie, alias der Aether-Logos, ist das absolut Gute. Nun besitzt die Urmaterie, alias das Naturgesetz, anscheinend Vernunft. Folglich ist auch beim Menschen nur das Vernünftige ein wahres Gut, ein Selbstzweck. Daneben finden sich auch Ansätze zu einer psychologischen Begründung, wenn die Stoa behauptet, jeder gesunde Mensch verlange im Grund seines Herzens nach geistiger Unabhängigkeit und innerer Freiheit.

Ist das Vernünftige von absolutem [höchstem] Wert, so kann es von nichts

<sup>69</sup> Worte des Sokrates aus Platons >Kriton<. Anytus und Melitus hießen die Ankläger des Sokrates. Sokrates hielt den Tod nicht für ein Übel, ja nicht einmal für einen Schaden.

<sup>70</sup> Nach Adolf Bonhöffer, >Die Ethik des Stoikers Epictet<, Stuttgart 1894, ab S. 155, vom Hrsg. überarbeitet und erweitert. Bonhöffer hat die materialistische Philosophie der Stoiker in vollem Umfang erkannt.

anderem abhängig sein und durch nichts, was sich außerhalb von ihm befindet, irgend eine Hemmung, Störung oder Beeinträchtigung erleiden. Die Psyche ist frei, das Ethischgute und das Freie ist identisch, absolute Freiheit und Glück ist eins und dasselbe. Die stoische Philosophie ist eine Philosophie der Freiheit: Sie schwelgt förmlich in dem Gedanken der Selbstherrlichkeit der Vernunft und des vernünftigen Willens.

Die Freiheit erhalten wir nur dadurch, dass der Mensch sein Glück ausschließlich in der geistigen Seite seines Wesens, in der freien Selbstbestimmung, in der geistig-ethischen Selbstbehauptung erkennt und sucht. Zu diesem Zweck muss er sein Herz völlig losreißen von allem Äußerem und Unfreien, darf seine Wünsche und Begierden nie auf etwas richten, was ausserhalb der Machtsphäre der Vernunft und des freien Willens liegt.

Mit der Ausrottung der Begierden - z. B. dem leidenschaftlichen Begehren von materiellen Gütern - verschwindet dann von selbst aller Grund zur Furcht und Trauer gegenüber den sogenannten Übel des Daseins. Da sie nur den Körper, also die unfreie, äußere Seite von uns Menschen treffen, so können sie kein wirkliches Übel sein, folglich das Glück des geistig Freien in keiner Weise beeinträchtigen. Aber, möchte jemand einwenden, bedeutet eben das nicht doch eine gewisse Unfreiheit und Unvollkommenheit des menschlichen Geistes, dass es überhaupt ein Gebiet gibt, über welches er keine Macht hat, dass es ihm nicht möglich ist, auch das äußere Naturgeschehen nach seinem Sinn und Willen zu lenken und zu gestalten?

Jedoch in Wahrheit hat der menschliche Geist auch Macht über die Materie: Nämlich erstens dadurch, dass er ihre relative Selbständigkeit als einen notwendigen Faktor der Weltordnung erkennt und eben durch diese Anerkennung sie sich innerlich unterordnet; denn stets ist der Erkennende der Herr des Erkannten (siehe Epiktet, >Diatriben<, I, 1). Zweitens aber - und dies ist die Hauptsache - beweist der freie Geist seine Macht über die Materie dadurch, dass er sie zum Stoff und Mittel des vernünftigen Handelns und Verhaltens macht und dadurch gewissermaßen in die Sphäre des Geistigen erhebt, indem er nämlich einerseits in der umsichtigen Wahl des Naturgemäßen, in der gewissenhaften Respektierung der in den äußeren Dingen liegenden relativen Werte seine vernünftige und freie Übereinstimmung mit der Naturordnung bekundet, andererseits das Übel, das er nicht vermeiden kann, zu einem Mittel der rationalen Übung und Betätigung gestaltet. In diesem Sinne übt der Mensch eine volle Herrschaft über die Materie aus, insofern er auch ihr sowohl seine verständige Schätzung des relativ Wertvollen und damit seine Treue und Sorgfalt im Kleinen und Fremden, wie auch seine innere Erhebung über alles nicht absolut Wertvolle und in beidem seine innere Einigung mit dem Aether-Logos, alias den Naturgesetzen, erweist. Wie kurz und treffend weiß Epiktet diese Gedanken zu formulieren, wenn er sagt: „*Von allem was geschieht, kannst du Nutzen ziehen: die Vernunft ist der Hermesstab [Zauberstab], der alle Übel in ein Glücks-Gut verwandelt*“ (Epiktet, >Diatriben<, III, 20). Dieser vollendete Optimismus gehört zu dem Schönsten und Anmutendsten in den Epiktetischen Werken; er hat unstreitig etwas psychisch Stärkendes.

Aus dem Satz, dass das Vernünftige allein einen wahren und unbedingten Wert hat, folgt ferner von selbst die von Epiktet so nachdrücklich verfochtene Wahrheit, dass die Tugend ihren Lohn ganz in sich selbst trägt und ebenso das Schlechte seine Strafe: Denn ein größeres Glücks-Gut als die geistige Freiheit gibt es nicht; und es liegt im Wesen dieses Gutes, dass es durch alle äußeren

[materiellen] Güter nicht den geringsten Zuwachs erhalten kann. Fast spöttisch fragt deshalb Epiktet, wenn er seinen Zuhörern den herrlichen Lohn der [vier] Tugenden auseinandergesetzt hat: „*Dünkt euch das wenig oder nichts zu sein?*“

Andererseits lässt sich auch kein größeres Übel denken als der Verlust des einzig wahren Gutes: Somit sind die Schlechten eben dadurch, dass sie dieses verscherzen, genug gestraft, womit jedoch natürlich die im Interesse der Gesamtheit erfolgende gesetzliche Bestrafung der Übertretungen keineswegs als ungerecht oder entbehrlich bezeichnet werden soll. Auch der Gedanke, dass der Wert einer moralischen Handlung lediglich in der Gesinnung liegt und dass deshalb der ernsthafte Wille zur Tat genügt, wo diese durch äußere Umstände verhindert wird, sowie der andere, dass das wahre Glück auch nicht von der Zeitdauer des irdischen Lebens oder von der Hoffnung einer persönlichen Unsterblichkeit abhängt, sondern jederzeit in sich selbst vollkommen ist, folgt aus jenem obersten Grundsatz der absoluten Freiheit und Selbstgenügsamkeit des Geistes.

Aus demselben lässt sich aber auch ungezwungen die angemessene Handlung der Menschenliebe ableiten, wenigstens im passiven Sinn, d. h. sofern sie die Enthaltung von aller Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit in sich schließt. Denn wo man nur das Vernünftige schätzt und erstrebt, alle äußeren Güter aber gering achtet, da fällt jegliches Motiv zur Feindseligkeit gegen den Nächsten, zu Bosheit, Neid, Zorn, Rachsucht u. dergl. weg, abgesehen davon, dass diese Affekte die geistige Freiheit stören, also um des eigenen Vorteils willen vermieden werden müssen. Die angemessene Handlung der Sanftmut, Nachsicht und Versöhnlichkeit folgt von selbst aus dem Grundsatz, dass der Mensch durch einen anderen überhaupt nicht geschädigt werden kann (Epiktet, >Diatriben<, I, 9).

Die stoische Maxime lautet: ein Leben in Übereinstimmung mit der Natur. Der Sinn und damit das Ziel [gr. telos] des Lebens liegt nicht im größtmöglichen Erwerb und Besitz von materiellen Dingen, Macht oder Ansehen, sondern in einer ausgeglichenen Psyche (lat. tranquillitatis animi, gr. ataraxia). Der Weg zu einem glücklichen Leben ist nach den Stoikern [und den Samkhya-Philosophen] eine rein geistige Angelegenheit, keine materielle. Ein Beispiel: Es genügt nicht, über einen großen materiellen Besitz zu verfügen oder über ein großes Fachwissen. Das Höchste und Wichtigste ist die geistige Einstellung, die richtige Lebens-Philosophie. Ohne sie bringt der materielle Besitz kein Glück, ohne sie ist alles Wissen nichts.

Die stoische Philosophie möchte das Wissen und die Erkenntnis vermitteln, dass zu einem größtmöglichen glücklichen Leben vor allem die größtmögliche Vernunft erforderlich ist.

Das Ziel des Philosophierens ist das glückliche Leben. Glücklich kann ein Mensch nur werden, wenn er seiner menschlichen Natur und seiner Vernunft gemäß lebt. Der Vernünftige unterwirft sich dem Logos, d. h. dem Naturgesetz, in freier Willensentscheidung. So vereint sich - ohne in Widerspruch mit der Physiktheorie zu geraten - die Freiheit des ethischen Handelns mit dem Naturgesetz.

Ein eigentliches Übel gibt es nicht in der Welt, denn alles ist ein Ausfluss der Natur, bzw. der Naturgesetze. Und was die Natur will, kann unmöglich verwerflich sein. Was im einzelnen weniger gut erscheint, trägt oft zum Wohl der Allgemeinheit und folglich auch zu unserem bei. Das einzige Übel ist das Ethischschlechte, das einzige Glücks-Gut ist das Ethischgute.

Worin besteht ein glückliches Leben? - Die stoische Antwort lautet: Mit sich

selbst, d. h. mit der menschlichen Natur und mit den allgemeinen Naturgesetzen in Übereinstimmung zu leben. Dieses naturgemäße Leben ist ein Leben gemäß der Vernunft. Und ein vernunftgemäßes Leben ist zugleich ein tugendhaftes. Das ganze Lebensglück besteht daher in der Vernunft, alias in den [vier stoischen] Tugenden. Die Vernunft hat es nicht nötig, ihren Lohn außerhalb zu suchen; sie trägt ihn in sich selbst, ihr Besitz ist unmittelbar beglückend. Vernunft, Tugenden und Glück sind daher synonyme Begriffe.

Die Zweiteilung aller Dinge des Lebens (gr. dihairesis) ist ein weiteres Charakteristikum der stoischen Ethik (Pohlenz, >Die Stoa<, S. 330), seit Zenon von Kition. Um ein glückliches Leben führen zu können, muss ich ständig die grundlegende Vorentscheidung (gr. prohairesis) treffen über den Wert oder Unwert einer Sache, denn es gibt nach stoischer Überzeugung nur ein Glücks-Gut, das Ethischgute, und nur ein Übel, das Ethischschlechte. Wer über dieses Wissen oder über diese „unterscheidende Erkenntnis“ verfügt, besitzt geistige Autonomie und innere Freiheit.

Ebenso unterteilen die Stoiker alles Seiende in zwei polare Gegensätze. Die ‚Dihairesis des Seienden‘ lautet, siehe Hobert, >Stoische Philosophie<, S. 136, und siehe Epiktets >Handbüchlein der stoischen Philosophie<:

1.1: Der wichtigste Unterschied der Dinge ist der, dass die einen in unserer Macht stehen, die anderen nicht. In unserer Macht stehen: Urteil, Trieb, Zuneigung, Abneigung. Kurz: Alles, was unser eigener Wille und unser eigenes Handeln beinhaltet. Nicht in unserer Macht stehen: Körper, Besitz, Ansehen, Beruf. Kurz: Alles, was nicht unser eigener Wille und unser eigenes Handeln beinhaltet.

1.2: Diejenigen Dinge, die in unserer Macht stehen, sind von Natur frei. Sie können nicht verhindert, noch in Fesseln geschlagen werden. Die Dinge aber, die nicht in unserer Macht stehen, sind meist von anderen Menschen abhängig und können verhindert werden.

Die Stoiker unterteilen sämtliche Dinge des Lebens in gute, gleichgültige und schlechte. Nur das Ethischgute ist ein Glücks-Gut, alles andere ist entweder etwas Gleichgültiges oder etwas Ethischschlechtes, d. h. ein Übel.

Gleichgültige Dinge (gr. adiaphora) sind: Armut oder Reichtum, Krankheit oder Gesundheit, Leben oder Tod, Ruhm oder Ruhmlosigkeit, Schmerz oder Lust, und das ihnen Ähnliche. Die gleichgültigen Dinge befinden sich außerhalb der ethischen Normen von gut oder schlecht und betreffen nur die animalische Natur des Menschen.

Von den gleichgültigen Dingen fördern einige die physische Natur des Menschen. Diese nennt Zenon von Kition ‚bevorzugte‘ gleichgültige Dinge (gr. proêgmena). Konträr zu diesen Dingen stehen solche, die der physischen Natur des Menschen abträglich sind. Diese nennt Zenon ‚zurückgestellte‘ oder ‚abgewiesene‘ gleichgültige Dinge (gr. apoproêgmena).

Ein schlechter Mensch ist grundsätzlich zuerst deswegen schlecht, weil er unwissend ist. Nur der Weise besitzt die richtige Kenntnis über die naturgesetzliche Ordnung der Welt. Daher ist er allein in der Lage, sein Leben in höchstmöglicher, d.h. menschlich erreichbarer Tugendhaftigkeit zu führen.



# L. Annaeus Seneca

## Briefe an Lucilius <sup>71</sup>

### 1. Brief

[Wert der Zeit]

Folge meinem Rat, mein Lucilius, widme dich dir selbst, halte deine Zeit zusammen und hüte sie. Du hast sie dir bisher entweder geradezu wegnehmen, oder heimlich entwenden, oder auch nur entschlüpfen lassen. Glaube mir, es ist so, wie ich schreibe: Ein Teil unserer Zeit wird uns offen geraubt, ein Teil uns heimlich entzogen, und ein dritter verflüchtigt sich. Am schimpflichsten aber ist derjenige Verlust, der auf Rechnung der Nachlässigkeit kommt. Gib nur genau Acht: der größte Teil des Lebens fließt uns dahin in verwerflicher Tätigkeit, ein großer im Nichtstun, und das ganze Leben in Beschäftigung mit Dingen, die mit dem wahren Leben nichts zu schaffen haben. Zeige mir den, der wirklichen Wert auf die Zeit legt, der den Tag zu schätzen weiß, der ein Einsehen dafür hat, dass er täglich stirbt! Das eben ist die große Selbsttäuschung, der wir uns hingeben, dass wir den Tod in die Zukunft verlegen; zum großen Teil liegt er schon hinter uns, denn alles vergangene Leben liegt im Bann des Todes.

Bleibe also dem in deinem Briefe kund gegebenen Vorsatz treu: Lass keine Stunde ungenützt vorübergehen. Nimm den heutigen Tag voll in Beschlag, dann wirst du weniger von dem folgenden abhängen. Mit dem Aufschieben lassen wir das Leben nur enteilen. Nichts, mein Lucilius, ist unser wahres Eigentum außer der Zeit. Dieses flüchtige und schwer fassbare Gut ist das einzige, dessen Besitz uns die Natur vergönnt hat; und doch verdrängt uns der Erstbeste daraus. Ja, so groß ist die Torheit der Menschen, dass, während sonst auch das Kleinste und Unbedeutendste, wenn es nur überhaupt ersetzbar ist, von dem Empfänger als Schuldposten anerkannt wird, niemand sich als Schuldner fühlt dem gegenüber, der ihm seine Zeit gewidmet hat, während doch gerade dies das Einzige ist, was auch der Dankbare nicht wiedererstaten kann.

Du fragst vielleicht, wie ich es denn selbst mit mir halte, der ich dir diese Lehre gebe? Ich will ganz offen zu dir reden: Ich halte es damit wie ein in vollem Wohlstand lebender, dabei aber gewissenhaft Haushälterischer Mensch: ich führe streng Buch. Ich kann nicht sagen, dass ich nicht mancherlei Verluste hätte, doch vermag ich genau Auskunft zu geben über den Betrag und über die Gründe des Verlusts; ich kann Rechenschaft ablegen über die Ursachen meiner Armut. Doch teile ich das Schicksal so vieler, die ohne ihr Verschulden in Not geraten sind: jedermann verzeiht ihnen, aber niemand hilft ihnen. Wie steht es also? Ich halte den nicht für arm, dem auch der geringe Rest des Seinigen noch genügt. Du aber musst, wenn es nach mir geht, das Deinige zusammenhalten und damit bei guter Zeit anfangen. Denn, wie unsere Altvorderen meinten: Wer erst spart, wenn es schon zur Neige geht, der hat die Zeit verpasst. Denn was sich unten am Grund eines Gefäßes noch findet, ist nicht nur das Wenigste, sondern auch das Schlechteste.

<sup>71</sup> Textausgabe nach der Übersetzung von Otto Apelt, vom Hrsg. behutsam ins Neuhochdeutsche redigiert.

## 2. Brief

### [Wahl der Lektüre]

Nicht nur nach deinen schriftlichen Mitteilungen, sondern auch nach dem was ich höre, darf ich Gutes von dir hoffen: du rennst nicht hin und her, und zerstreust dich nicht durch häufigen Ortswechsel. Unstetes Hin- und Herflattern ist Anzeichen eines krankhaften Gemütszustands. Erste Voraussetzung für eine Geistesverfassung, die als eine wohlgeordnete gelten kann, ist meines Erachtens die Fähigkeit, den Schritt zu hemmen und Einkehr in sich selbst zu halten. Frage dich aber, ob nicht die Beschäftigung mit vielen Schriftstellern und das Lesen von Büchern vielfachen [und entgegengesetzten] Inhaltes einer großen Unstetigkeit und Eilfertigkeit Vorschub leistet. Man muss zu gleichgesinnten Geistern in ein dauerndes und vertrautes Verhältnis treten, wenn man einen dauernden Gewinn für seine Psyche sich sichern will. Nirgends ist, wer überall ist. Die ihr Leben auf Reisen hinbringen, machen die Erfahrung, dass sie viele Gastfreunde haben, aber keine Freunde. Dasselbe begegnet unausbleiblich denen, die sich mit keinem geistigen Führer innig vertraut machen, sondern alles nur eilig wie im Laufen an sich vorüber ziehen lassen. Kein Nutzen und kein Zuwachs für den Körper ist die Nahrung, die der Körper sofort nach dem Genuss wieder von sich gibt. Nichts hemmt mehr die Genesung als häufiger Wechsel der Arzneien; die Wunde vernarbt nicht, an der vielerlei Heilmittel versucht werden; die Pflanze gedeiht nicht, der man einen häufigen Bodenwechsel aufzwingt. Nichts ist so heilkräftig, dass es im Vorbeigehen nützt. Die Menge der Bücher wirkt zerstreuend. Da du also nicht alles lesen kannst, was du haben kannst, so genügt es, soviel zu haben, als du lesen magst. Aber ich möchte nun einmal“, erwidert du, „bald in diesem Buch blättern, bald in jenem.“ - Nur ein verwöhnter Magen trägt das Verlangen, vielerlei zu kosten; allein das bunte Allerlei hat mehr verunreinigende als nährende Wirkung. Lies also nur Schriftsteller von anerkanntem Wert, und hast du dich einmal zu einem anderen hingetrieben gefühlt, so kehre nur wieder zu jenen zurück. Jeder Tag soll dir einen Beitrag liefern zum siegreichen Kampf gegen Armut, gegen Tod und ebenso gegen die anderen Übel; und hast du mancherlei gelesen, so hebe dir ein Thema heraus, um es dir an diesem Tag ganz zu eigen zu machen. So halte ich es auch meinerseits: Aus mancherlei, was ich gelesen habe, halte ich eine bestimmte Einzelheit fest. Die heutige ist ein Spruch des Epikur, denn ich pflege auch das Lager des Gegners aufzusuchen, nicht als Überläufer sondern als Kundschafter. Er lautet: „Freudige Armut bringt Ehre.“ Doch ist das keine Armut, woran man Freude hat. Nicht wer zu wenig hat, sondern wer mehr begehrt, ist arm. Denn was macht es aus, wieviel jener in seiner Truhe liegen hat, wieviel Kleider er besitzt, oder wieviel ausleihbares Geld, wenn er begehrlieh nach fremdem Gut ausschaut, wenn er seine Rechnung nicht auf das Erworbene stellt, sondern auf den weiteren Erwerb. Du fragst, welches das Maß des Reichtums ist. Zunächst zielt man auf den Erwerb des Nötigen, sodann danach, was genug ist.

## 3. Brief

### [Vermeintliche und wirkliche Freundschaft]

Du hast mir, wie du schreibst, deinen Brief durch deinen Freund überbringen lassen. Gleich dann mahnst du mich, ich solle nicht alles dich Betreffende ihm mitteilen, denn auch du selbst pflegst das nicht zu tun. So hast du in dem gleichen Brief ihn erst deinen Freund genannt und dann dies wieder in



Abrede gestellt. Wenn du dennoch dies Wort erst in ganz allgemeiner Bedeutung genommen hast, etwa wie wir alle, die sich um Ämter bewerben, „brave Männer“ nennen oder wie wir die uns unterwegs Begegnenden, deren Namen uns nicht einfällt, als „Herren“ begrüßen, so mag dies hingehen. Hältst du aber einen für deinen Freund, dem du nicht ebenso vertraust, wie dir selbst, so ist das ein starker Irrtum, der von ungenügender Kenntnis wahrer Freundschaft zeugt. Nein, mit dem Freund musst du alles beraten; nur musst du über ihn selbst vorher mit dir ins Reine gekommen sein.

Ist die Freundschaft einmal geschlossen, dann darf nichts anderes gelten als unbedingtes Vertrauen; mit dem Urteil über die abzuschließende Freundschaft muss man vorher fertig geworden sein. Diejenigen kehren die Reihenfolge der Obliegenheiten um, die im Widerspruch mit den Lehren des Theophrast erst mögen und dann urteilen, und nachdem sie sich ihr Urteil gebildet haben, nicht mehr mögen. Gehe lange mit dir zu Rate, ehe du einen dir zum Freund machst. Bist du schlüssig geworden, so schenke ihm auch dein ganzes Herz, rede so offen mit ihm wie mit dir selbst. Du selbst musst so leben, dass du dir nichts anvertraust, was du nicht auch deinem Freund anvertrauen könntest. Doch es treten Umstände ein, die das Herkommen zu Geheimnissen gemacht hat; daher teile mit dem Freund all deine Sorgen, all deine Gedanken.

Hältst du ihn für treu, so wirst du ihn auch dazu machen. Machen doch manche, durch ihre Angst hintergangen zu werden, sich selbst zu Lehrern der Täuschung, und geben dem anderen durch ihren Argwohn ein Recht zum Frevel gegen sie. Was hätte ich für einen Grund, vor meinem Freund auch nur mit einem einzigen Worte zurückzuhalten? Warum sollte ich nicht glauben allein zu sein, wenn ich mit ihm zusammen bin? Es gibt Leute, welche Dinge, die man nur seinen Freunden anvertrauen darf, jedem mitteilen, der ihnen begegnet, und alles was sie bedrückt, in das Ohr eines jedes anderen abladen. Dagegen auch wieder andere, die selbst das Mitwissen derer scheuen, die ihrem Herzen am nächsten stehen, und die, ungläubig womöglich auch gegen sich selbst, jedes Geheimnis tief im Busen verwahren.

Auf keines von beiden darf man sich einlassen, denn beides ist verkehrt, sowohl allen zu trauen wie niemandem. Aber der eine von beiden Fehlern ist sozusagen anständiger, der andere bietet größere Sicherheit. So wird man auch beide tadeln, sowohl die, welche immer unruhig sind, wie die, welche sich ununterbrochener Ruhe hingeben. Denn jene Geschäftigkeit, die an dem wilden Getümmel und Lärm ihre Freude hat, ist keine wahre Tätigkeit, sondern Wirrnis eines aufgeregten Gemüts. Und das ist keine Ruhe, die jede Bewegung für lästig hält, sondern Weichlichkeit und Schläffheit. Daher soll man sich den Spruch zu Herzen nehmen, den ich bei Pomponius<sup>72</sup> las: *„Es gibt Leute, die sich dermaßen in einem Schlupfwinkel vergraben haben, dass sie glauben, alles sei im Trüben, was im Licht ist.“*

Man muss beides miteinander verbinden: Der Ruhende muss handeln, und der Handelnde muss ruhen. Gehe mit der Natur zu Rate; sie wird dir sagen, sie habe nicht nur den Tag, sondern auch die Nacht geschaffen.

---

<sup>72</sup> Fußnote Apelt: Nach herkömmlicher Ansicht ist damit Pomponius Bononiensis gemeint, Dichter von Atellanen um 90 v. u. Zr.; dagegen versteht Bücheler unter ihm den Pomponius Secundus, der unter Tiberius und Caligula Tragödien dichtete.

#### 4. Brief

[Strebe nach Weisheit als dem besten Schutz vor Todesfurcht]

Fahre standhaft fort, wie du angefangen hast, und beeile dich nach Kräften, auf dass du in die Lage kommst, um so länger dich des Genusses einer geläuterten und wohlgeordneten Verfassung der Psyche zu erfreuen. Du hast zwar auch schon am Verlauf dieses Läuterungs- und Besserungsvorganges deine Freude; allein noch ganz anderer Art ist der Genuss, den die Betrachtung einer aller Flecken ledigen spiegelblanken Psyche bietet. Du erinnerst dich gewiss der Freude, die du bei Ablegung der Knabenkleidung und Anlegung der Männertoga und bei Einführung in die Geschäfte des Forums empfandest: Größere Freude wartet auf dich, wenn du alles Knabenhafte in deiner Gesinnung abgelegt hast und die Philosophie dich in die Reihe der Männer aufnimmt.

Denn immer noch bleibt ein Rest, nicht des Knabenalters, wohl aber, was schwerer wiegt, der Knabenart, zurück, Und damit ist es um so schlimmer bestellt, weil wir das Ansehen von Greisen und dabei die Fehler von Knaben haben, und nicht bloß von Knaben sondern auch von Kindern. Jene haben Angst vor Kleinigkeiten, diese vor Scheinbildern, wir vor beiden. Schau nur wacker vorwärts, und du wirst einsehen, dass manches eben deshalb weniger zu fürchten ist, weil es große Furcht erweckt. Ein Übel, welches das letzte ist, ist nicht groß. Der Tod kommt zu dir; zu fürchten wäre er, wenn er bei dir verweilen könnte; aber entweder ist er noch nicht zur Stelle, oder er ist schon vorüber, anders kann es nicht sein. Du erwidert: „Es ist schwer, die Psyche dazu zu bringen; dass sie die belebende Kraft verachte.“ Siehst du nicht, dass es oft recht erbärmliche Gründe sind, die zu dieser Todesverachtung führen? Da hat sich einer vor der Tür seiner Geliebten am Strick aufgehängt, ein anderer hat sich vom Dach herabgestürzt, um das Schimpfen seines erbosten Herren nicht länger hören zu müssen, ein dritter hat sich mit dem Schwert entleibt, um nicht vergeblich die Flucht ergriffen zu haben. Wozu also übermäßige Angst die Kraft findet, dafür sollte der Mut zu schwach sein? Niemand darf sich Hoffnung machen auf ein sorgenfreies Leben, der allzu sehr auf Verlängerung desselben bedacht ist, der unter die hohen Güter nicht nur das einmalige Konsulat rechnet.

Sei vielmehr täglich darauf bedacht, die Kraft zu erlangen dies Leben zu verlassen, an das sich viele so fest und innig gebunden fühlen, dass sie Leuten gleichen, die, von den Wellen eines Sturzbachs fortgerissen, sich an dorniges Gestrüpp anklammern. Die Zahl derer ist nicht gering, die zwischen Todesfurcht und Lebensqual jämmerlich hin- und herschwankend weder leben wollen noch zu sterben wissen. Schaffe dir also ein erfreuliches Leben, indem du dich aller Besorgnis um dasselbe ledig machst. Nur dasjenige bereitet Kummer, auf dessen Verlust deine Psyche nicht gefasst ist. Es gibt aber nichts, dessen Verlust leichter wäre als der einer Sache, für die das Gefühl des Verlustes nicht mehr vorhanden ist. Gegen alles also, was auch über die Mächtigsten hereinbrechen kann, wappne und stähle dich. Über den Kopf des Pompeius haben ein Unmündiger und ein Verschnittener entschieden, über Crassus ein grausamer und übermütiger Parther; auf des Gaius Caesar (Caligula) Geheiß musste Lepidus seinen Nacken dem Tribun Dexter darbieten; Gaius selbst starb durch das Schwert des Chaerea. Niemanden hat das Schicksal so emporgehoben, dass es sich ihm nicht ebenso oft in seiner bedrohlichen Gestalt gezeigt hätte, wie in seiner Gunst. Traue nicht dieser Windstille: Ein Augenblick genügt, um das Meer aufzuwühlen. An demselben Tag, an dem die Schiffe noch um die Wette fuhren, wurden sie von den Wellen verschlungen. Sei gefasst darauf, dass ein Dieb, dass ein Feind dir das

Schwert an die Gurgel setzt. Mag auch kein Mächtigerer zur Stelle sein, jeder Sklave hat es dir gegenüber in der Hand, über Leben und Tod zu entscheiden.

Lass dir gesagt sein: Wer sein eigenes Leben verachtet, der ist Herr über das deinige. Durchmustere die Beispiele derjenigen, die durch Aufruhr in eigenem Hause, sei es gewaltsam sei es durch List, umgekommen sind, und du wirst sehen, dass nicht weniger der Wut der Sklaven als der der Könige zum Opfer fielen. Was macht es dir also aus, wie mächtig der Mensch ist, den du etwa fürchtest? Hat es doch jedermann in der Hand, das zu tun, weshalb du gerade in Furcht bist. Gerätst du aber etwa in Feindeshand, so wird der Sieger dich zum Tode abführen lassen; also dahin, wohin du doch unter allen Umständen geführt wirst. Warum täuschst du dich selbst und bemerkst erst jetzt, womit du längst schon behaftet warst? Ich behaupte: Gleich von Geburt an wirst du zum Tode geführt. Mit solchen und ähnlichen Gedanken möchten wir uns tragen, wenn wir in voller Ruhe der Psyche jene letzte Stunde erwarten wollen, deren gefürchteter Eintritt alle übrigen Stunden unruhig macht.

Doch, um meinen Brief zu schließen, empfang die Gabe, auf die heute meine Wahl fiel. Ich entnehme auch sie aus eines anderen Garten.<sup>73</sup> „Eine nach dem Gebot der Natur geordnete Armut stellt einen großen Reichtum dar.“ Welches sind aber die Grenzen, die uns jenes Naturgebot bestimmt? du kennst sie: Schutz vor Hunger, Durst und Frost. Um dem Hunger und Durst zu wehren, hat man nicht nötig, sich auf den Stufen stolzer Paläste zu lagern und den hochmütigen Blick und die demütigende Gnade der Großen über sich ergehen zu lassen, hat man nicht nötig, das Schiff zu besteigen oder einen Feldzug mitzumachen. Was die Natur erfordert, ist leicht zu beschaffen und ist zur Stelle. Das Überflüssige nur ist es, was uns in Schweiß setzt: Ihm zuliebe nutzen wir unser Gewand ab, ihm zuliebe ergrauen wir im Feldlager, ihm zuliebe lassen wir den Schiffbruch an fernen Gestaden über uns ergehen. Zur Hand ist, was genug ist. Wer sich mit der Armut gut zu stellen weiß, ist reich. Lebe wohl!

## 5. Brief

### [Warnung vor bedenklichen Äußerlichkeiten der Philosophen]

Deinem beharrlichen Streben und dem Eifer, der dich treibt, unter Beseitigung aller anderen Dinge an deiner Besserung zu arbeiten, schenke ich meinen freudigen Beifall; und ich ermahne dich nicht nur, sondern ich bitte dich, nicht locker zu lassen. Ich füge die Warnung bei, dich nicht durch das Beispiel derer, die sich nicht innerlich fördern, sondern nur die Augen auf sich ziehen wollen, verleiten zu lassen, dich durch Kleidung und Lebensweise auffällig zu machen. Meide die lumpige Kleidung, das struppige Haar, den verwilderten Bart, den ausgesprochenen Hass gegen alles Geld, das Nachtlager auf bloßer Erde und alle jene Irrwege, die ein verkehrter Ehrgeiz einschlägt.

Der bloße Name „Philosophie“, mag er auch noch so bescheiden verwendet werden, hat schon etwas Anstößiges [für viele Unwissende]. Wohin soll es also führen, wenn wir uns zur Aufgabe machen, uns ganz der üblichen Lebensweise des Volkes zu entziehen? Bei aller innerlichen Verschiedenheit mag doch nach außen hin unser Auftreten der Sitte des Volkes entsprechen! Unser Gewand soll nicht glänzend, aber auch nicht unsauber sein; wir verzichten auf Silbergeschirr mit eingelegten Bildwerken aus gediegenem Gold; aber wir möchten es auch nicht für einen Beweis genügsamer Sinnesart halten, auf Gold und Silber ganz zu

<sup>73</sup> Fußnote Apelt: Siehe Usener, Epicuri fragmenta, S. 161 und S. 303.

verzichten. Unser Ziel sei es, ein moralisch besseres Leben zu führen als das Volk, nicht ein entgegengesetztes; sonst schrecken wir die, auf deren Besserung wir es abgesehen, von uns ab und verscheuchen sie. Eine weitere Folge wäre die, dass sie an uns überhaupt nichts Nachahmenswertes finden, da sie fürchten, alles nachahmen zu müssen.

Was die Philosophie an erster Stelle verspricht, ist Gemeinsinn, Leutseligkeit und Zusammenschluss. Zu dieser Ankündigung würden wir uns in starken Gegensatz bringen. Seien wir vorsichtig! Was unserem Wunsch nach uns Bewunderung verschaffen soll, das könnte leicht lächerlich und widerwärtig erscheinen. Ist es doch unser [stoischer] Grundsatz, naturgemäß zu leben. Aber es ist gegen die Natur, seinen Körper zu quälen, die einfachste Sauberkeit mit Widerwillen von sich zu weisen, den Schmutz zu bevorzugen und einer Kost zu huldigen, die nicht nur preisgünstig sondern ekelhaft und widerwärtig ist. Wie es Üppigkeit ist, auf Leckerbissen gierig zu sein, so ist es Torheit, das Übliche und leicht Beschaffbare zu meiden. Genügsamkeit fordert die Philosophie, nicht Kasteiung; die Genügsamkeit braucht aber nicht auf jeglichen Schmuck zu verzichten.

Das Maß, das mir gefällt, ist folgendes: Unser Leben soll die Mitte halten zwischen strenger Moral und volkstümlicher Sitte; Respekt haben sollen alle vor unserem Leben, aber sie sollen es nicht befremdlich finden. - Wie also? Sollen wir es ebenso machen wie die anderen? Soll kein Unterschied sein zwischen uns und ihnen? - Ein sehr erheblicher! Jeder, der uns [Stoiker] näher betrachtet, soll zu der Überzeugung gelangen, dass wir mit der Menge nicht auf gleichem Fuß stehen.

Wer unser Haus betritt, soll mehr uns bewundern als unseren Hausrat. Groß ist der Mensch, der irdenes Geschirr so gebraucht als wäre es Silber, aber nicht kleiner ist der, der sein Silbergeschirr so gebraucht als wäre es irdenes. Es zeugt nicht von Kraft der Psyche, wenn man Reichtum nicht ertragen kann.

Doch um den kleinen Gewinn auch des heutigen Tages mit dir zu teilen: Ich fand bei unserem Hekaton<sup>74</sup> die Bemerkung, dass die Beseitigung der Leidenschaften auch von Nutzen sei als Heilmittel gegen die Furcht. Sein Spruch lautet: „Du wirst aufhören zu fürchten, wenn du aufhörst zu hoffen.“ Du wirst sagen: „Wie können diese so verschiedenen Regungen der Psyche gleichen Schritt halten?“ - Und doch, es ist so, mein Lucilius: Sie scheinen einander zu widersprechen, gehören aber doch zusammen. Wie die gleiche Kette den Sträfling und den Wächter fesselt, so gehören auch diese einander so unähnlichen Regungen der Psyche zusammen: Die Hoffnung hat die Furcht zum Begleiter. Und ich wundere mich nicht über diesen Zusammenhang. Beide sind Regungen eines schwankenden Gemüts, das beunruhigt ist durch den Blick in die Zukunft. Die wichtigste Ursache von beiden aber liegt darin, dass wir uns nicht in die Gegenwart fügen, sondern unsere Gedanken voreilig in die Ferne schweifen lassen. Daher kommt es, dass das Vermögen der Vorausberechnung, eines der größten Glücks-Güter des beschränkten Menschentums, zum Übel verkehrt ist. Wie steht es in der Welt der Tiere? Sie fliehen, sobald sie die Gefahr erblicken; sind sie ihr entronnen, so fühlen sie sich sicher. Wir dagegen quälen uns ab mit dem Zukünftigen so gut wie mit dem Vergangenen. Unsere Vorzüge gereichen uns vielfach zum Schaden: Unser Gedächtnis erneuert uns die Qual der Furcht, unsere Vorausschau lässt sie uns schon vor ihrem Eintritt empfinden. Keines Menschen Leid beschränkt sich nur auf die Gegenwart.

---

<sup>74</sup> Fußnote Apelt: Hekaton aus Rhodos, Stoiker und jüngerer Zeitgenosse des Panaitios.

## 6. Brief

[Frohes Bewusstsein der eigenen moralischen Besserung verbunden mit dem Wunsch gemeinsamen Fortschreitens]

Ich fühle mich, mein Lucilius, nicht nur in einem Zustand der Besserung, sondern geradezu der Umwandlung, ohne jedoch mich zu der Versicherung oder Hoffnung zu versteigen, dass ich in mir nichts mehr finde, was einer Besserung bedürftig wäre.<sup>75</sup> Sollte ich nicht noch manches an mir haben, was der Sammlung, was der Verminderung, was der Steigerung bedarf? Und eben dies ist ein deutliches Zeichen innerer Besserung, dass man die eigenen Fehler, soweit sie einem noch unbekannt waren, erkennt. Manchen Kranken wünscht man Glück, wenn sie anfangen sich krank zu fühlen. Ich hätte also wohl den Wunsch, meine plötzliche Verwandlung mit dir zu teilen: dann könnte ich mit noch festerem Vertrauen der Weiterentwicklung unserer Freundschaft entgegensehen, jener wahren Freundschaft, die nicht Hoffnung, nicht Furcht und Sorge um den eigenen Vorteil lockert; jener Freundschaft, mit welcher der Mensch stirbt und für welche er stirbt. Ich kann dir manchen nennen, der nicht des Freundes, wohl aber der [eigentlichen] Freundschaft entbehrt. Das kann nicht vorkommen, wenn der gleiche Wille es ist, der die Psyche zu gemeinsamem Streben nach dem Edlen hinzieht. Und warum? Sie wissen, dass sie alles gemeinsam haben, und vor allem das Missgeschick.

Du kannst dir kaum eine Vorstellung davon machen, welchen täglichen Zuwachs ich an mir gewahre. Ich höre dich sagen: „Nun, so sende auch mir das, was du als so wirksam erprobt hast“. - Glaube mir, am liebsten möchte ich diese ganze Weisheit in dich übergehen lassen, und es ist mir eine wahre Freude, zu lernen, um andere zu belehren. Niemals wird mir etwas Freude machen, mag es auch noch so trefflich und heilsam sein, was ich für mich allein wissen soll.

Würde mir die Weisheit unter der Bedingung dargeboten, sie verschlossen zu halten und nicht zu verkünden, so würde ich sie zurückweisen. Ohne einen Genossen gibt es keinen erfreulichen Besitz irgend welchen Glücks-Gutes. Ich werde dir also die Bücher selbst im ganzen schicken und, um dir mancherlei Mühe zu ersparen, die dir das Suchen nach verstreut sich findenden nützlichen Stellen verursachen würde, will ich Merkzeichen einlegen, die dir die von mir besonders geschätzten und bewunderten Stellen sofort zugänglich machen sollen. Doch mehr noch als das, was ich dir hier vortrage, wird das lebendige Wort und unser Zusammenleben dir nützen. An Ort und Stelle musst du dich einfinden. Denn erstens trauen die Menschen ihren Augen mehr als ihren Ohren, und zweitens ist es ein langer Weg, der durch Belehrung, ein kurzer und erfolgreicher, der durch das Beispiel wirkt. Kleanthes wäre nie ein zweiter Zenon geworden, wenn er den Zenon nur gehört hätte: Aber er hatte mit ihm gelebt, war in die Geheimnisse seines Geistes eingedrungen, hatte ihn daraufhin beobachtet, ob er seiner Lehre gemäß lebte. Platon, Aristoteles und die gesamte Schar der nach verschiedenen Richtungen hinstrebenden Philosophen verdankten dem Sokrates mehr Anregungen von Seiten seines Charakters als durch seine Worte. Metrodorus, Hermarchus und Polyaeus haben nicht Epikurs Schule, sondern das Zusammenleben mit ihm zu großen Männern gemacht. Doch wenn ich dich auffordere zu mir zu kommen, so geschieht dies nicht bloß darum, um dich zu fördern, sondern auch darum, um mich durch dich fördern zu lassen. Denn wir werden uns gegenseitig sehr erheblichen Nutzen schaffen.

<sup>75</sup> Fußnote Hrsg.: Diese freudige Stimmung Senecas könnte in Zusammenhang mit der Aufgabe seiner politischen Tätigkeit am Hof Kaiser Neros stehen.

Vor der Hand indessen will ich, um mich meiner kleinen täglichen Schuld an dich zu entledigen, dir mitteilen, was ich heute zu meiner Freude bei der Lektüre des Hekaton fand. Er sagt: „Du fragst, was ich gewonnen habe? Ich habe begonnen, mein Freund zu sein.“ - Er hat viel gewonnen: Er wird niemals allein sein, denn alle haben an ihm jetzt einen Freund.

## 7. Brief

[Meide Ansammlungen der Menge, vor allem die Zirkusspiele]

du fragst, was du nach meiner Meinung besonders zu meiden habest. Das Menschengedränge, sage ich. Noch darfst du dir dafür die volle Kraft nicht zutrauen, Ich wenigstens will dir meine Schwäche gestehen. Niemals kehre ich ohne eine gewisse psychische Beeinträchtigung von solchen Ausgängen zurück. Manches Wohlgeordnete sehe ich in Verwirrung, manches von mir Verabschiedete sehe ich wiederkehren. Es geht uns wie den Kranken, die durch anhaltende Schwäche dermaßen empfindlich geworden sind, dass sie nicht ohne Gefahr eines Rückfalls an die frische Luft gebracht werden können. Wir befinden uns in einem lang dauernden Heilungsprozess unserer Psyche. Da übt die Menge eine feindliche Wirkung aus: Keiner, der uns nicht irgend eine Untugend empfehlen, oder aufdrängen, oder unbemerkt beibringen könnte. Kein Zweifel: Je zahlreicher die Menge ist, unter die wir geraten, um so größer ist die Gefahr. Nichts aber ist so gefährlich für das gute Moralempfinden als das lange Verweilen in einer Arenavorführung; denn da schleichen sich, durch das Ergötzliche der Schaustellung befördert, die Laster leichter ein. Was will ich damit sagen? - Ich kehre habgieriger zurück, ehrgeiziger, genussüchtiger, ja auch grausamer und unmenschlicher, weil ich unter Menschen war.

Der Zufall führte mich um die Mittagszeit<sup>76</sup> in eine Schauspielvorstellung. Ich erwartete allerhand Kurzweil, Späße und Erheiterung, kurz lauter Dinge, die mit dem Anblick von Menschenblut so wenig als möglich zu tun hätten, vielmehr davon abzulenken geeignet wären: Das Gegenteil war der Fall. Alles, was an Kämpfen vorausgegangen war, war hiermit verglichen Barmherzigkeit. Von Scherzspiel keine Spur mehr, alles ist jetzt reiner Menschenmord. Ohne jeden Schutz für den Körper, mit ganzem Körper dem Hieb bloßgestellt, regen sie die Hand niemals vergeblich zum Stoß. Daran findet die Menge größeres Wohlgefallen als an den paarweise und kunstmäßig geordneten Gladiatorenspielen. Warum auch nicht? Weder Helm noch Schild bietet Schutz gegen das Schwert. Wozu Schutzmittel? Wozu künstliche Vorrichtungen? Alles das ist nur eine Verzögerung dessen, worauf es der Menge ankommt - des Tötens. Des Morgens wirft man den Löwen und Bären Menschen [zwecks Fütterung?] vor, des Mittags den Zuschauern.

Auf ihren, der Zuschauer, Befehl wird, wer eben glücklich einen Mord vollzogen, einem kampfbereiten Mörder als Opfer vorgeworfen; und der Sieger wird wieder zu weiterem Mordspiel aufgespart, bis der Tod aller Kämpfer dem Spiel den Abschluss gibt. Mit Feuer und Schwert wird gewütet. So geht es jetzt dort her in der Zeit der Mittagspause.

„Aber vielleicht hat einer einen Raub begangen, hat einen Menschen

<sup>76</sup> Fußnote Apelt: Die Mittagspause war in den Amphitheatern früher meist mit leichten Scherzspielen gefüllt. Zu seinem Entsetzen muss Seneca sehen, dass dies anders geworden war: Man bot jetzt auch da Menschenblut, und zwar noch ungestümer und unbarmherziger als in den Hauptvorstellungen.

umgebracht.“ - Gut. Er hat einen Mord begangen, hat also sein Schicksal verdient. Aber du, Unseliger, was berechtigt dich, den Zuschauer abzugeben? Töte, schlag zu, nimm Feuer zu Hilfe! Warum diese zögernde Angst vor dem Schwert? Warum gibt er den Todesstoß nicht herzhaft genug? Warum stirbt er so ungerne? Mit Gewalt muss er ins Blutbad getrieben werden.<sup>77</sup> Mit nackter und willig sich bietender Brust müssen die Kämpfer den wechselseitigen Hieben sich aussetzen. „Im Schauspiel ist eine Pause eingetreten.“ - Zwischendurch müssen Menschen erwürgt werden, damit doch etwas vor sich geht. Also selbst dafür habt ihr kein Einsehen, dass böse Beispiele auf die einwirken, welche sie veranlassen? Ihr lehrt den Menschen Grausamkeit, der sie wohl anders nicht erlernen kann.<sup>78</sup>

Ein zartes und im Guten noch nicht hinreichend befestigte Psyche muss man dem Einfluss der großen Menge entziehen: Die Masse hat eine ansteckende Kraft. Sogar einen Sokrates, einen Cato und Laelius hätte eine ihnen, wenn auch noch so unähnliche Menge, in ihrem moralischen Standpunkt irre machen können, geschweige denn, dass einer von uns, die wir gerade jetzt an unserer Geistesbildung arbeiten, dem Angriff von Lastern gewachsen sein werde, die mit so großem Gefolge gegen uns anstürmen. Ein einziges Beispiel von Schlemmerei oder Habsucht richtet viel Unheil an; ein verwöhnter Hausfreund überträgt seine Schläffheit und Weichlichkeit allmählich auch auf uns; ein reicher Nachbar regt unsere Begehrlichkeit auf; ein bössartiger Geselle lässt auch die anständigsten und ehrlichsten Gefährten nicht ohne Spuren seines verunreinigenden Einflusses davonkommen. Worauf muss man sich also wohl gefasst machen, wenn das ganze Volk gegen die Moral anstürmt? Hier hat man nur die Wahl zwischen Nachahmen oder Hassen. Beides aber ist zu meiden. Man soll sich weder den Bösen gleich machen aus keinem anderen Grund, als weil sie in der Überzahl sind, noch soll man zum Feind der Menge werden, weil sie nicht gleich mit uns ist. Ziehe dich also in dich selbst zurück soweit wie möglich. Verkehre nur mit Leuten, die dich besser machen können, und lass solche sich an dich anschließen, die du besser machen kannst. So kommt es zu einer Wechselwirkung; man lernt, indem man lehrt.

Lass dich also nicht durch das ehrgeizige Streben nach öffentlicher Anerkennung deines [schriftstellerischen] Talents dazu verleiten, deine Sachen den Leuten vorzulesen oder mit Ihnen darüber zu disputieren, obschon dies an sich nicht unangebracht und meiner Meinung nach ganz erwünscht wäre, wenn du dem Volk eine seinem Geschmack entsprechende Ware bieten könntest. Aber es gibt niemanden, der dich verstehen könnte. Wohl möglich, dass sich der eine oder andere findet: Aber auch dieser müsste von dir erst herangebildet und unterwiesen werden, um dich zu verstehen. - „Für wen habe ich also meine Weisheit erlernt?“ - Du brauchst nicht zu fürchten, es wäre verlorene Mühe gewesen, wenn du sie für dich erlernt hast.

Doch um heute nicht für mich allein gelernt zu haben, will ich dir drei treffliche Sprüche ungefähr desselben Sinnes mitteilen, auf die ich gestoßen bin.

---

<sup>77</sup> Fußnote Apelt: Ich folge hier dem wertvollen, von Beltrami in Brescia ans Licht gezogenen und verwerteten Codex Quirinianus (Q), der für „agitur“ der anderen Handschriften „agatur“ bietet.

<sup>78</sup> Fußnote Hrsg.: Keineswegs ist dies eine Schmeichelei für Kaiser Nero. Unter Senecas Einfluss wurde durch Edikt Kaiser Neros das Abschlachten von Gladiatoren verboten, aber die grausamen Hinrichtungen von Mördern, wie oben beschrieben, fanden offensichtlich immer noch statt, möglicherweise illegal. Siehe mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erweiterte Auflage, S. 38 und 39.

Mit dem einen von ihnen will ich meine gewöhnliche Schuld bezahlen, die anderen beiden nimm als Vorauszahlung in Empfang. Demokrit sagt: „*Einer gibt mir so viel wie das ganze Volk, und das Volk so viel wie einer.*“ Treffend antwortete auch einer - wer es sagte, lässt sich nicht sicher bestimmen - auf die Frage, wozu er sich so sehr abmühe mit einer Kunst, für die nur ganz wenige Leute Verständnis haben würden: „*Mir genügen wenige [Menschen], mir genügt einer, ja mir genügt auch gar keiner.*“ Vortrefflich ist auch der dritte Spruch; er stammt von Epikur, der einem seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter folgendes schrieb: „*Dies schreibe ich nicht für die Vielen sondern für dich; denn wir sind einer dem anderen ein hinreichend zahlreiches Publikum.*“ Diese Ermahnung. mein Lucilius, lass dir tief zu Herzen gehen: Verachte die Lust, die aus dem Beifall der Menge entspringt. Viele [Menschen] loben dich? Darfst du dir aber wirklich etwas darauf einbilden, wenn du ein Mensch bist, den viele verstehen? Innerlich [in der Psyche] sollen deine Vorzüge liegen.

## 8. Brief

[Das tätige Leben des Philosophen]

„Deiner Weisung nach“, sagst du, „soll ich das Menschengetümmel meiden, mich von der Welt zurückziehen und mir an meinem guten Gewissen genügen lassen. Wo bleiben da eure guten Lehren, denen Zufolge die [Stoiker] tätig sein sollen bis zum letzten Augenblick?“

Nein, so ist es nicht gemeint. Habe ich mich selbst doch in die Verborgenheit zurückgezogen<sup>79</sup> und meine Türen verschlossen, nicht etwa, um müßig zu gehen, sondern um mich einem um so größeren Menschenkreis nützlich machen zu können. Kein Tag vergeht mir in Untätigkeit; sogar einen Teil der Nächte verwende ich für meine Studien. Dem Schlaf räume ich freiwillig keine Zeit ein, ich weiche vielmehr nur seiner überwältigenden Macht und halte meine durch Wachen ermüdeten und zum Zufallen neigenden Augen an der Arbeit fest.

Ich habe mich zurückgezogen nicht nur von den Menschen sondern auch von den [materiellen] Sachen und in erster Linie von den meinigen. Die Nachwelt ist es, deren Sache ich betreibe. Ich bringe einiges zu Papier, was ihr nützen kann. Heilsame Ermahnungen, gleichsam Rezepte zu heilsamen Arzneien, halte ich in Niederschriften fest auf Grund der Erfahrungen, die ich über ihre Wirksamkeit bei meinen eigenen Wundkuren gemacht habe; sind diese meine Wunden auch noch nicht vollständig geheilt, so haben sie doch aufgehört, weiter um sich zu greifen. Den rechten Weg, den ich erst spät und müde vom Irren erkannt habe, weise ich anderen.

Hört meinen Ruf: „Meidet was dem großen Haufen gefällt, meidet, was der Zufall euch bringt. Bei jedem Glücksfall haltet euch argwöhnisch und scheu zurück. Die Tiere von Land und Wasser lassen sich durch irgendwelche lockende Hoffnung täuschen. Glaubt nicht an Geschenke, die euch der Zufall anbietet; es sind Fallen, die euch gelegt werden! Wer von euch ein gesichertes Dasein führen will, der meide mit aller Kraft diese Wohltaten, diese Leimruten, die uns armen Menschenkindern nur Enttäuschungen bringen: wir glauben im Besitz [einer Sache] zu sein und sitzen fest im Leim. Abgründe sind es, in die wir bei solcher Wegrichtung geraten. Dieses Höhenleben führt nur zum Fall. Jeder Widerstand hört auf, wenn das Glück uns einmal den Kopf verrückt hat; mutig oder mit einem Ruck unterzugehen ist da unmöglich. Das Schicksal lässt dann das Schiff nicht

<sup>79</sup> Fußnote Apelt: Gemeint ist Senecas Rückzug aus dem Staatsdienst.



kieloben mit einem Mal untergeben, sondern wirft es seitwärts und lässt es an Felsen zerschellen. Haltet also unverbrüchlich fest an der vernünftigen und heilsameren Lebensregel, dem Körper nur so viel einzuräumen als zur Gesundheit ausreicht. Er muss eine etwas harte Behandlung erfahren, um dem Geist nicht den Gehorsam zu versagen: die Nahrung stille den Hunger, der Trank lösche den Durst, das Kleid wehre der Kälte, das Haus sei unsere Schutzwache gegen alle Bedürfnisse des Körpers. Ob es aus Rasenstücken errichtet ist oder aus buntem Gestein entlegener Länder, darauf kommt es nicht an. Wohl gemerkt: Ein Strohdach deckt die Menschen ebenso gut wie eines aus Gold. Verachtet alles, was unangebrachter Fleiß angeblich zum Schmuck und zur Zierde uns vor Augen stellt. Sagt euch, dass nichts als der Geist Bewunderung verdient; ist er selbst groß, so ist für ihn nichts groß.“

Wenn ich so mit mir, wenn ich so mit der Nachwelt rede, mache ich mich in deinen Augen dann nicht nützlicher als es der Fall wäre, wenn ich zum Termin vor Gericht erschiene oder unter Testamente mein Siegel drückte oder im Senat einem Stellenbewerber Wort und Hand widmete? Glaube mir, wer scheinbar nichts tut, hat es [manchmal] mit wichtigeren Dingen zu tun: Gleichsam Übermenschliches und Menschliches im Zusammenhang miteinander ist Gegenstand seiner Beschäftigung.

Doch es ist Zeit, zu schließen und meinem Programm gemäß dir zur Empfehlung dieses Briefes eine kleine Zahlung zu leisten. Sie stammt nicht aus meinem Kopf. Noch immer plündere ich den Epikur, von dem ich heute folgenden Ausspruch las: „Du musst dich in den Dienst der Philosophie begeben, wenn du der wahren Freiheit teilhaftig werden willst.“ - Wer sich ihr unterwirft und zu eigen gibt, der wird nicht auf die Zukunft vertröstet.<sup>80</sup> Er [der Philosoph] wird sofort in Freiheit gesetzt. Denn eben darin, dass man der Philosophie dient, besteht die Freiheit. Du fragst mich vielleicht, warum ich gerade von Epikur so viele Sprüche entlehne und nicht lieber von den Unsrigen. Du kannst dergleichen Worte des Epikur ruhig für Allgemeingut ansehen. Wie vielen Dichtern verdanken wir Aussprüche, die auch aus dem Mund von Philosophen gekommen sind oder hätten kommen sollen! Ich sehe hier ab von den Tragödien und von unseren heimischen Schauspielen. Auch sie, die letzteren, haben ja einen größeren Ernst und halten die Mitte zwischen Lust- und Trauerspiel. Wieviele der treffendsten Aussprüche finden sich nicht hier und da in den Schauspielen! Wie viele schlagende Worte des Publilius wären eher für den Kothurn als für die Socken geeignet! Lass mich einen Vers von ihm hier anführen, der sich auf die Philosophie bezieht und zwar auf den Teil derselben, mit dem wir es eben zu tun hatten. Es ist dieser Vers eine Warnung vor dem Zufälligen, das wir nicht als unseren Besitz ansehen sollen. Fremd bleibt uns immer alles, was dem Wunsch entstammt. Ich erinnere mich, diesen Vers von dir in besserer und bündigerer Form vorgetragen bekommen zu haben: „Nicht dein ist, was das Glück zum deinen hat gemacht.“ Auch eine noch bessere Fassung des Gedankens deinerseits will ich nicht übergehen: „Was man dir gab, wer weiß, wie bald es ein anderer raubt!“ Dies rechne ich dir aber nicht als Zahlung an. Ich gebe es dir von dem Deinigen.

---

<sup>80</sup> Fußnote Apelt: Wie die Sklaven, denen für fortgesetztes gutes Verhalten die Freiheit versprochen wird.

## 9. Brief

[Ist auch der Weise sich selbst genug, so wünscht er sich doch Freunde]

Du bittest mich um Auskunft darüber, ob Epikur recht habe, wenn er in einem seiner Briefe diejenigen tadelt, die behaupten, der Weise sei sich selbst genug und bedürfe deshalb keines Freundes. Dieser Vorwurf wurde von Epikur dem Stilpon und allen denen gemacht, die in der Leidenschaftslosigkeit das höchste Glücks-Gut sahen. Wollen wir diesen Begriff durch ein Wort ausdrücken und etwa „Ungeduld“ mit „impatientia“ übersetzen, so ist Zweideutigkeit die unausbleibliche Folge.

Denn darunter kann man geradezu das Gegenteil verstehen von dem, was wir [Stoiker] ausdrücken wollen. Während wir hier damit die Eigenart des stoischen Weisen bezeichnen wollen, der jedem Übel unerschütterlich trotzt, wird man gemeinhin darunter denjenigen verstehen, der kein Übel zu ertragen vermag. Es dürfte sich also vielleicht mehr empfehlen, von einer unverwundbaren Psyche zu reden, oder auch von einer Psyche, die überhaupt kein Leid kennt. Der Unterschied zwischen uns Stoikern und jenen [Stilpon und den Cynikern] ist der: Unser Weiser wird zwar Herr über jedes Ungemach, empfindet es aber doch; jener andere dagegen empfindet es nicht einmal. Was uns beiden gemeinsam ist, ist dies: Der Weise ist sich selbst genug. Gleichwohl will er doch einen Freund haben, einen Nachbar, einen Hausgenossen, so sehr er auch sich selbst genügt. Seine Selbstgenügsamkeit magst du daraus erkennen, dass er in manchen Lagen schon mit einem Teil von sich sein Genüge findet. Hat ihn Krankheit oder der Feind um eine Hand gebracht, hat er durch einen Unfall ein Auge verloren, so nimmt er doch vorlieb mit dem, was ihm übrig geblieben ist, und wird trotz der Verstümmelung und Beeinträchtigung seines Körpers doch ebenso heiter sein, wie er es bei unverletztem Körper war; doch würde er allerdings es lieber sehen, wenn er noch im Besitz dessen wäre, was, wenn es ihm fehlt, er nicht vermisst.

Der Weise wünscht zwar nicht ohne einen Freund zu sein, aber er vermag es. Darin besteht seine Selbstgenügsamkeit. Und wenn ich sage „er vermag es“, so bestätigt sich das dadurch, dass er den etwaigen Verlust eines Freundes mit Gleichmut erträgt. Ohne Freund wird er nicht sein wollen, denn er hat es in seiner Gewalt, wie schnell er den Verlust ausgleichen will. Nimm an, dem Phidias wäre eine Bildsäule abhanden gekommen: Er wird alsbald Ersatz dafür schaffen. So auch der Weise: Er, ein Meister in der Kunst Freundschaften zu stiften, wird einen anderen an die Stelle des Verlorenen setzen. Du fragst, wie ihm das so rasch gelingen wird. Ich will es dir sagen, sofern du mir gestattest, zugleich damit meine Schuld abzutragen und, was diesen Brief anbelangt, meine Rechnung zu begleichen. Hekaton sagt: „Ich will dir ein Liebesmittel angeben unter Verzicht auf alle Arznei, auf Kräutersaft, auf weiblichen Zauberspruch: Willst du geliebt sein, so liebe!“ Übrigens gewährt nicht nur eine alte und bewährte Freundschaft in ihrem Verlauf großen Genuss, sondern auch der Beginn einer neuen und das Bemühen um sie. Wie der erntende Landmann zu dem Säenden sich verhält, so der, der einen Freund schon gewonnen hat, zu dem, der einen gewinnen will. Der Philosoph Attalus<sup>81</sup> pflegte zu sagen, es sei reizvoller, einen Freund zu gewinnen, als einen zu haben, wie es für den Künstler reizvoller sei zu malen, als gemalt zu haben. Jene innige und sorgenvolle Hingabe an sein in der Entstehung begriffenes Werk birgt einen unvergleichlichen Genuss in sich, der aus der Beschäftigung

<sup>81</sup> Fußnote Apelt: Attalus, ein stoischer Philosoph in Rom, war Lehrer des Seneca in der Philosophie gewesen.

selbst entspringt.

Hat er sein Werk vollendet und lässt er die Hand ruhen, dann hat er nicht mehr den gleichen Genuss: Er genießt dann nur die Frucht seiner Kunst; während des Malens genießt er die Kunst selbst. Fruchtreicher ist die Jünglingszeit unserer Söhne, aber lieblicher ihre Kindheit.

Jetzt ist es Zeit, zu unserem Satz zurückzukehren. Hat der Weise auch an sich selbst genug, so wünscht er sich doch einen Freund, und wäre es auch nur deshalb, um Freundschaft zu üben, denn eine so hohe Tugend darf doch nicht brach liegen, nicht aber deshalb, um - wie Epikur in dem genannten Brief sagt - jemand zu haben, der ihm im Krankheitsfall zur Seite stehe oder ihm zu Hilfe komme, wenn er in Gefangenschaft oder Not gerate; nein, er will einen haben, dem er selbst als Krankenpfleger zur Seite steht, dem er selbst zur Freiheit verhilft, wenn er in Feindeshand gefallen ist. Wer nur an sich denkt und nur seinetwegen Freunde sucht, der ist übel beraten. Dem Anfang wird das Ende entsprechen. Er hat einen Freund gewonnen, der ihn gegen Fesseln schützen soll: Aber sobald die Kette klirrt, wird er sich verabschieden. Das sind Freundschaften, die das Volk die wetterwendischen nennt. Wer des Nutzens wegen zum Freund erkoren worden ist, wird nur so lange gefallen, als er sich nützlich erweist. Daher die große Schar von Freunden, von denen die Günstlinge des Schicksals sich umlagert sehen; sind sie zu Fall gekommen, so wird es einsam um sie, und die Freunde fliehen die Stätte, die ihnen eine Prüfung auferlegt. Daher auch die zahlreichen schändlichen Beispiele von Leuten, die die Freunde teils aus Furcht im Stich lassen, teils aus Furcht verraten. Anfang und Ende stehen notwendig in Einklang miteinander. Wer die Freundschaft begonnen hat des Nutzens wegen, der wird sie auch aufgeben des Nutzens wegen. Wenn er an der Freundschaft irgend etwas wertvoll findet, außer ihr selbst, so wird er auch etwas wertvoll finden, was mit ihr in Widerstreit steht. Wozu wähle ich mir einen zum Freund? Um jemand zu haben, für den ich sterben kann, um jemand zu haben, den ich in die Verbannung begleite, von dem ich den Tod abwehre, für den ich aber auch in den Tod gehen werde.

Was du als Freundschaft hinstellst, ist nicht Freundschaft, sondern kaufmännische Berechnung, die nur ihren Vorteil sucht, die nur auf den Gewinn abzielt. Es findet sich eine unleugbare Ähnlichkeit zwischen Freundschaft und leidenschaftlicher Liebe. Man könnte sagen, die Liebe sei eine zur Raserei gesteigerte Freundschaft. Liebt man wohl irgend jemand um des Gewinnes willen oder nur aus Ehrgeiz oder Ruhmsucht? Die Liebe an und für sich entzündet, alles andere vergessend, in den Herzen das Verlangen nach der verkörperten Schönheit nicht ohne Hoffnung auf Erwidern der Gefühlsinnigkeit. Wie nun? Sollte wirklich die edlere Ursache das niedere Begehren zur Folge haben?

Du erwidert: „Es handelt sich jetzt nicht darum, ob die Freundschaft um ihrer selbst willen zu erstreben sei.“ - Weit gefehlt! Gerade dies ist der eigentliche Gegenstand des Beweises. Denn ist sie um ihrer selbst willen begehrenswert, dann kann auch der sich auf sie einlassen, der sich selbst genug ist. „Wie stellt er sich also zu ihr?“ - Wie zu einem Gegenstand von unvergleichlicher Schönheit, frei von jedem Gedanken an äußeren Vorteil und durch keinen Wechsel des Schicksals in Schrecken gesetzt. Wer bei Stiftung von Freundschaft auf günstige Schicksalsmöglichkeiten hin schießt, der entkleidet die Freundschaft ihrer hohen Würde.

Der Weise ist sich selbst genug. Dies, mein Lucilius, legen die meisten verkehrt aus: sie stoßen den Weisen von sich weg und verweisen ihn ganz auf sich

selbst. Man hat aber wohl zu unterscheiden, was dieser Satz eigentlich besagen will und in welcher Ausdehnung. Der Weise ist sich selbst genug, um glücklich zu leben, nicht um zu leben. Zu dem letzteren braucht er mancherlei Dinge, zu dem ersteren nur gesunde und durch kein Schicksal beugsame Kraft der Psyche. Auch auf eine Unterscheidung des Chrysippus will ich dich hinweisen. „Der Weise“, sagt er, „ist keiner Sache bedürftig, braucht aber doch mancherlei; dagegen braucht der Tor überhaupt nichts, denn er versteht nichts zu benutzen, hat aber das Bedürfnis nach allem.“ Der Weise braucht Hände, Augen und vielerlei anderes für das tägliche Leben Unentbehrliche, hat aber kein Bedürfnis nach irgend etwas. Denn Bedürfnis ist Sache der Notwendigkeit, mit der der Weise nichts zu tun hat. Mag er also auch sich selbst genug sein, so braucht er doch Freunde. Er wünscht ihrer so viele als möglich zu haben, nicht um glücklich zu leben, denn er lebt ja auch ohne Freunde glücklich. Das höchste Glücks-Gut bedarf keiner Nachhilfe von außen. Es wird im Innern gepflegt, es besteht ganz aus sich selbst. Es wäre der erste Schritt desselben zur Unterwerfung unter das Schicksal, wenn es irgend einen Teil von sich außerhalb seiner suchte. Wie wird es aber mit dem Weisen stehen, wenn er ohne Freundeschutz ins Gefängnis geworfen wird, oder in der Fremde vereinsamt dasteht, oder auf langer Seefahrt zurückgehalten, oder auf einen öden Strand geworfen wird? Sein Dasein wird dem des Aether-Logos gleichen, der beim Zusammenbruch der Welt [der Ekpyrosis der Stoiker] und bei der Verschmelzung von alles in einen [den Aether-Logos] bei zeitweisem Stillstand der Natur seinen eigenen Gedanken hingegeben in sich ruhen wird.

Ähnlich steht es mit dem Weisen: Er zieht sich in sich selbst zurück, ist mit sich allein. Allerdings, so lange er seine Verhältnisse ganz nach freiem Ermessen ordnen kann, heiratet er, und ist sich selbst genug; er bekommt auch Kinder, und ist sich selbst genug, und doch wird er nicht leben wollen, wenn er ohne Menschen leben sollte. Nicht sein Nutzen zieht ihn zur Freundschaft hin, sondern ein natürlicher Reiz; denn wie uns eine bestrickende Neigung zu anderen Dingen angeboren ist, so auch zur Freundschaft. Wie wir die Einsamkeit hassen und nach Geselligkeit Verlangen tragen, wie die Natur den Menschen mit den Menschen in Gemeinschaft bringt, so gibt es auch nach dieser Richtung hin einen Trieb, der uns das Verlangen nach Freundschaft erweckt. Aber mag er seine Freunde auch noch so innig lieben, mag er sie an Wert sich gleich, ja noch über sich stellen, er wird gleichwohl sein eigentliches Glücks-Gut nur in sich selbst finden und einstimmen in das Wort des Stilpon, jenes Stilpon, gegen den sich der [obige] Brief des Epikur richtet. Nach dem Fall seiner Vaterstadt, dem Verlust seiner Kinder und seiner Gattin verließ er, nur auf sich angewiesen und gleichwohl gefasst, seine in Trümmern und Asche liegende Heimat. Auf die Frage des Demetrius Poliorketes [des Städteeroberers], wie er genannt wurde, ob er Verlust erlitten hätte, antwortete er: „All meinen Besitz habe ich bei mir.“<sup>82</sup> - Wahrlich ein tapferer und wackerer Mann! Ein Sieger über den Sieg seines Feindes! „Ich habe nichts verloren“, lautete seine Antwort. So nötigte er ihn zu zweifeln, ob er gesiegt habe. „All meinen Besitz habe ich bei mir.“ Darin liegt das Bekenntnis, dass, was einem entrissen werden kann, unter keinen Umständen ein Glücks-Gut ist. Wir beobachten nicht ohne Staunen, wie gereizte Tiere ohne Beschädigung ihres Körpers sich mitten durchs Feuer wagen: Wieviel bewundernswerter ist der Mensch, der unverletzt und unbeschädigt mitten durch drohende Waffen, durch Trümmer und Flammen hindurch schreitet. Siehst du wohl, wieviel leichter es ist,

<sup>82</sup> Fußnote Hrsg.: Was Seneca damit sagen will: Das Leben meiner Kinder und das meiner Frau ist nicht mein Besitz. Es ist mir nur geliehen, aber nicht zum Besitz gegeben.

ein ganzes Volk zu überwinden, als einen einzigen Mann? Für dieses Wort hat er den Stoiker zu seinem Genossen. Auch dieser trägt in gleicher Weise seine Güter durch eingeäscherte Städte, denn er ist sich selbst genug.

Damit ist die Grenze bezeichnet, die all sein Glück umschließt. Denke nicht, dass wir Stoiker uns zu hohen Worten versteigen: Hat doch Stilpons Tadler, Epikur, eine ähnliche Äußerung getan, die bei dir gute Aufnahme finden mag, obwohl ich meine Schuld für diesen Tag bereits bereinigt habe. Er sagt: „Wer das Seine nicht für das Herrlichste hält, der ist unglücklich, mag er auch Herr der ganzen Welt sein.“ Oder vielleicht gefällt es dir besser in folgender Form, denn wir wollen uns nicht an den Wortlaut halten sondern an den Sinn: „Unglücklich ist, wer sich nicht für den Glücklichsten hält, und wäre er gleich der Herrscher der Welt.“ Zum Beweis aber, dass diese Gedanken Allgemeingut sind und so zu sagen in der Luft liegen, verweise ich dich auf folgende Worte eines Komikers [Publilius Syrus]: „Nicht glücklich ist, wer selbst ans eigene Glück nicht glaubt.“

Denn was liegt daran, wie es mit dir bestellt ist, wenn du selbst diesen Zustand für schlimm hältst? - Du erwidert: „Wirklich soll jener Schuft von einem Reichen, jener Herr über viele, aber selber noch Sklave vieler, der sich glücklich nennt, auch glücklich sein, weil er sich dafür hält?“ - Nicht auf seine Worte, sondern auf seine Gesinnung kommt es an, und nicht auf das, was er heute fühlt, sondern was er immer fühlt. Du brauchst aber nicht zu fürchten, dass ein so großes Glücks-Gut an einen Unwürdigen kommt. Nur der Weise findet wirklich Wohlgefallen an dem Seinigen. Alle Torheit wird sich selber zum Verdruss.

## 10. Brief

[Gefahren der Einsamkeit, die aber für einen Mann wie Lucilius nicht zu befürchten sind]

Es bleibt dabei, ich ändere meine Meinung nicht: Meide die Menge, meide die Wenigen, meide selbst einen Einzelnen, Ich wüsste keinen, mit dem ich dich in Verkehr sehen möchte. Und ich denke, du wirst mein Urteil übel dich zu schätzen wissen: Wage ich doch, dich dir selber anzuvertrauen. Krates, der Schüler eben jenes Stilpon, dessen ich in meinem vorigen Brief gedachte, sah einst einen Jüngling auf einsamen Spazierwegen und fragte ihn, was er da ganz allein mache. „Ich unterhalte mich mit mir selbst“ lautete die Antwort. Da erwiderte Krates: „Bitte, nimm dich in Acht und sei auf deiner Hut, du redest mit einem schlechten Menschen.“ - Auf trübsinnige und scheue Naturen pflegen wir Acht zu geben, dass sie nicht in der Einsamkeit auf schlimme Wege geraten. Es gibt keinen Toren, den man sich selber überlassen dürfte. Da findet sich Gelegenheit, böse Pläne auszuhecken, anderen oder sich selbst für die Zukunft gefährlich zu werden und ihre bösen Gelüste gleichsam in Reih und Glied zu bringen; da findet sich die Psyche bereit, alles, was sie aus Furcht oder Scham geheim hielt, ans Tageslicht zu bringen, die Verwegenheit aufzustacheln, die Wollust zu reizen, die Zornsucht aufzustacheln. Zu alle dem geht da der einzige Vorteil, den die Einsamkeit bietet, nämlich keinem etwas anzuvertrauen, keine Angeber zu fürchten, für den Toren verloren: Er verrät sich selbst.

Daraus magst du ermessen, welche Hoffnung ich auf dich setze, oder vielmehr, was ich mir von dir mit unbedingter Sicherheit verspreche; denn Hoffnung ist Bezeichnung für etwas Unbestimmtes; ich finde keinen, mit dem ich dich lieber in Verkehr sehen möchte als mit dir selber. Ich denke gern zurück an so manches Wort, das aus deinem Mund kam, an die hochherzige Gesinnung, an die

Stärke der Psyche, von der es zeugte. Sofort wünschte ich mir Glück mit den Worten: „Das ist nicht flüchtiges Lippenwerk, das sind Worte, die auf festem Grund und Boden stehen. Das ist nicht einer aus der großen Menge: ihm ist es um die Gesundheit der Psyche zu tun.“ So lebe, so rede, lass durch nichts dich nieder drücken. deine einmaligen Wünsche magst du den Göttern ersparen, beginne mit deinen Wünschen von neuem: Bitte um tugendhafte Gesinnung, um Gesundheit der Psyche und dann erst des Körpers. Warum solltest du diese Wünsche nicht oft wiederholen? Richte getrost deine Bitte an den Aether-Logos; es ist ihm nicht fremd, worum du ihn bittest.

Doch, um meiner Gewohnheit gemäß den Brief nicht ohne ein kleines Geschenk abzusenden, so vernimm einen Ausspruch, den ich bei Athenodorus<sup>83</sup> fand. Da heißt es treffend: „Dann erst darfst du dich aller Leidenschaften ledig erachten, wenn du es dahin gebracht hast, dass du den Aether-Logos um nichts bittest, als was du vor aller Welt erbitten kannst.“ - Wie groß aber ist tatsächlich die Torheit der Menschen! Die schamlosesten Wünsche flüstern sie den Göttern zu: Sobald jemand sein Ohr hinneigen wollte, würden sie verstummen; und was sie vor den Menschen geheim halten, das tragen sie den Göttern vor.

## 11. Brief

[Die unwillkürliche Regung des moralischen Bewusstseins, die in der Schamröte hervortritt, sollte man dadurch befördern, dass man sich bei allen seinen Handlungen achtbare Menschen als Zeugen vorstellt]

Ich habe mit deinem wohlbegabten Freund eine Unterhaltung gehabt, die gleich im Beginn die Tiefe seines Gemütes, den Reichtum seines Geistes und seinen bereits erreichten hohen Bildungsgrad erkennen ließ. Er gab mir einen Vorgeschmack von dem, was man von ihm zu erwarten hat. Denn er sprach völlig unvorbereitet, da er unversehens überrascht wurde. Als er sich mehr und mehr sammelte, konnte er sich kaum einer gewissen Verschämtheit, dieses erfreulichen Zeichens für einen Jüngling, erwehren: eine tiefe Röte überzog sein Antlitz. Diese wird, wenn ich recht vermute, auch wenn er zu völliger Stärke gereift und aller Fehler ledig geworden ist, ihn selbst noch als Weisen begleiten. Keine Weisheit ist imstande körperliche Naturfehler zu beseitigen. Alles, was fest eingewurzelt und uns angeboren ist, kann durch Kunst zwar gemildert, aber nicht überwunden werden. Manchen auch noch so harten Männern bricht angesichts des versammelten Volkes der Schweiß hervor, gerade so wie es bei Erschöpften oder Erhitzten der Fall zu sein pflegt; manchen zittern die Knie, wenn sie sprechen sollen, andere werden von Zähneklappern befallen, die Zunge stammelt, die Lippen ziehen sich zusammen. Weder scharfe Zucht noch Übung lässt diese Erscheinungen verschwinden; die Natur übt ihre Macht aus und lässt nicht locker: Sie erinnert durch solche Mängel auch die Stärksten immer wieder an sich. Zu diesen Erscheinungen rechne ich auch das Erröten, von dem auch die ehrwürdigsten Männer unversehens überrascht werden. Allerdings tritt es überwiegend bei Jünglingen hervor, die noch wärmeres Blut und eine zartere Stirn haben. Gleichwohl befällt sie auch wetterfeste Männer und Greise. Es gibt auch Leute, die niemals mehr zu fürchten sind, als wenn sie erröten, als ob sie sich aller Scham ent schlagen hätten. Sulla zeigte sich als grausamster Wüterich dann, wenn

<sup>83</sup> Fußnote Apelt: Von den zwei gleichzeitig in Rom gegen Ende der Republik lebenden Philosophen mit Namen Athenodorus ist hier wahrscheinlich der Sohn des Sandon gemeint. Siehe auch Senecas Abhandlung >Über die Gemütsruhe<, Kap. 3.

ihm das Blut ins Gesicht getreten war. Es gab kein nachgiebigeres Gesicht als das des Pompeius; er errötete immer, wenn er sich in einem größeren Kreis bewegte, und ganz gewiss, wenn er vor der Volksversammlung sprach. Ich erinnere mich, wie Fabianus<sup>84</sup> errötete, als er im Senat als Zeuge auftrat - eine Verschämtheit, die ihm über Erwarten gut anstand. Das ist nicht eine Folge des Mangels an geistiger Kraft, sondern hat seinen Grund in dem überraschenden Eindruck eines solchen Vorgangs, der die Neulinge zwar nicht außer Fassung bringt, aber doch nicht ohne Wirkung bleibt bei vorhandener körperlicher Anlage dazu. Denn wie es Leute von „dickflüssigem“ [trägem] Blut gibt, so auch solche von leicht erregbarem, beweglichem und leicht ins Antlitz tretendem Blut. Keine Weisheit ist, wie gesagt, imstande daran etwas zu ändern. Sonst hätte sie ja Macht über die ganze Natur, wenn sie alle Mängel tilgen könnte. Was uns durch Geburt und Körpernatur zuteil wurde, das bleibt und haftet fest, mag der Geist auch noch so angelegentlich und noch so lange seiner eigenen Regelung abgelegen haben. Nichts dergleichen lässt sich durch Befehl abstellen, so wenig wie herbeinötigen. Die Bühnenkünstler, die die Affekte nachahmen, Furcht und Angst ausdrücken, sich traurig stellen, ahmen die Schamhaftigkeit durch folgende Merkzeichen nach: sie neigen das Haupt nach unten, sprechen mit gedämpfter Stimme, senken den Blick zu Boden und halten ihn in dieser Richtung fest. Aber keine Kunst reicht hin, sich das Erröten abzuwingen; dies lässt sich weder hindern noch hervorzaubern. Keine Weisheit kann sich eines Mittels dagegen rühmen, keine richtet dagegen etwas aus: es sind Erscheinungen, die nur ihrem eigenen Gesetz folgen, die ungeheißten kommen, ungeheißten gehen.

Es ist Zeit, dem Brief seinen Abschluss zu geben. Er soll in einem nützlichen und heilsamen Spruch bestehen, den du dir recht zu Herzen nehmen magst. „Wir müssen uns einen hervorragend tüchtigen Mensch als Muster auswählen, den wir immer vor Augen haben, um so zu leben, als schauere er auf uns, und immer so zu handeln, als hielte er seinen Blick auf uns gerichtet.“ So, mein Lucilius, lautet der mahnende Spruch Epikurs. Er gibt uns einen Hüter und Aufseher, und das mit Recht. Ein großer Teil unserer Verfehlungen kommt dadurch in Wegfall, dass dem zur Übeltat Neigenden ein Zeuge zur Seite steht. Die Psyche sollte ein Ehrfurcht gebietendes Vorbild in sich tragen, dessen Einfluss stark genug ist, um die schlimmsten geheimen Gedanken in unschuldige zu verändern. Wie hervorragend muss doch der sein, der nicht nur durch seine Gegenwart sondern auch schon, wenn man nur an ihn denkt, einen bessernden Einfluss ausübt. Wie glücklich der, der für einen anderen so viel Hochachtung empfindert, dass die bloße Erinnerung an ihn genügt, um das eigene Innere nach seinem Vorbild zu gestalten und zu verändern. Wer einen anderen so zu achten vermag, wird bald auch selbst achtungswürdig sein. Wähle dir also einen Mann wie Cato; scheint dir dieser allzu starr, so wähle dir einen Mensch von weniger unbeugsamer Sinnesart, wähle dir einen Laelius [Sapiens]. Erwähle dir einen, dessen Lebens- und Sprechweise, ja dessen vertrauenerweckendes Antlitz schon deinen Beifall hat. Ihn halte dir immer als Wächter und Vorbild vor. Glaube mir, wir bedürfen eines Vorbilds, nach dem sich unser Charakter bilden kann. Ohne Richtmaß lässt sich Verfehltes nicht in Ordnung bringen.

---

<sup>84</sup> Fußnote Apelt: Fabianus Papyrius, ein römischer Philosoph, etwas älterer Zeitgenosse Senecas, gleich ausgezeichnet als Mensch, Gelehrter und Redner. Er wird in den Briefen noch öfters genannt. Seine philosophische Richtung war die der Sextier.

## 12. Brief

[Weiser Gebrauch der rasch enteilenden Zeit]

Wohin ich mich auch wende, überall finde ich Beweise meines hohen Alters. Bei einem Besuch meines Landguts in der Nähe der Stadt [Rom] beklagte ich mich über die Kosten des baufälligen Gutshauses. Der Verwalter erklärte mir, daran sei nicht etwa seine Nachlässigkeit schuld, er lasse es an nichts fehlen, aber das Landhaus sei alt. Dies Landhaus ist unter meinen Händen ausgebaut worden! Worauf muss ich mich gefasst machen, wenn Steine, die nicht älter sind als ich, schon mürbe werden? In gereizter Stimmung ergreife ich den nächsten Anlass, meinen Ärger kundzugeben. „Es liegt am Tag“, sage ich, „diese Platanen ermangeln der Pflege; sie haben kein Laub. Wie dürr sind die Äste, wie verkümmert und ungepflegt die Stämme! Dem wäre nicht so, wenn der Boden ringsum gehörig gelockert und bewässert würde.“ Er schwört bei meinem Schutzgeist, er tue alles, lasse es in keinem Stück an der nötigen Sorgfalt fehlen, aber die Platanen seien alt. Unter uns gesagt, ich selbst hatte sie gepflanzt, hatte ihr erstes Laub gesehen.

Ich wende mich nun der Tür zu und frage: „Wer ist dieser stumpfe Gesell, der mit Recht seinen Platz am Eingang erhalten hat? Er blickt schon hinaus [nach dem Grab].<sup>85</sup> Wo hast du ihn aufgelesen? Was fandest du für ein Vergnügen daran, eine fremde Leiche aufzunehmen?“

Da rief jener: „Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Felicio, den du früher mit Bilderchen zu beglücken pflegtest. Ich bin der Sohn deines Verwalters Philositus, dein Liebling.“ - „Er ist rein verrückt“, sagte ich. Als Bübchen ist er mein Liebling geworden? Wohl möglich, denn die Zähne fallen ihm jetzt aus.

Ich muss meinem Landgut dankbar sein: Es hat mir, wohin ich auch die Blicke richtete, mein hohes Alter zu Bewusstsein gebracht. Nehmen wir es also freudig hin und schenken ihm unsere Liebe. Es bietet eine Fülle von Genuss, wenn man es nur von der richtigen Seite anfasst. Das Obst schmeckt am besten, wenn seine Zeit zu Ende geht; das Knabenalter zeigt seinen größten Reiz im letzten Abschnitt; dem Trinker schmeckt der letzte Zug am besten, der zum Untertauchen führt und der Trunkenheit die Krone aufsetzt. Den größten Reiz, den jede Art von Lust in sich schließt, spart sie auf das Ende. Am reizvollsten ist das Alter, das sich bereits abwärts kehrt, aber noch nicht zu jähem Sturz. Aber auch das am äußersten Rand stehende Alter hat meines Erachtens noch seine Reize; oder es tritt an die Stelle des Reizvollen eben das Glück, nichts mehr zu bedürfen. Welche Wonne, seiner Begierden Herr geworden zu sein und ihnen den Laufpass gegeben zu haben!

„Aber es hat doch etwas Missliches, den Tod vor Augen zu haben“, erwidert du. - Erstens steht er dem Jüngling nicht weniger vor Augen als dem Greis, denn wir werden nicht nach Alterslisten abgerufen. Sodann ist niemand so alt, dass man ihm einen Vorwurf machen könnte, wenn er noch einen weiteren Tag erhofft. Ein Tag aber ist eine Stufe des Lebens. Das ganze Leben besteht aus Teilen und setzt sich aus Kreisen zusammen, von denen immer ein größerer die kleineren umschließt. Einer von ihnen umfasst und begrenzt alle; er reicht vom Tag der Geburt bis zu dem des Todes; ein zweiter umschließt die Jahre der Jünglingszeit; ein dritter umspannt die ganze Kindheit. Es gibt ferner einen selbständigen Jahreskreis, der alle Zeiten umfasst, aus deren Vervielfältigung sich das Leben zusammensetzt. Den Monat umspannt ein engerer Kreis. Der engste

<sup>85</sup> Fußnote Apelt: In der Eingangshalle der Häuser wurden die Leichen aufgebahrt. Es ist also kein übler Schmerz, den sich Seneca gegenüber seinem Verwalter erlaubt.



Kreis gehört dem Tag, doch auch dieser erstreckt sich vom Anfang bis zum Ende, vom Aufgang bis zum Untergang. Daher sagt Heraklit, der Dunkle genannt, wegen der Dunkelheit [Unverständlichkeit] seiner Sprache: „Ein Tag gleicht allen.“ Das hat der eine so, der andere anders aufgefasst. Der eine deutete es auf die gleiche Stundenzahl, und das ist nicht unrichtig, denn wenn der Tag ein Zeitraum von vierundzwanzig Stunden ist, dann müssen alle Tage einander gleich sein, weil, was der Tag verloren hat, durch die Nacht ersetzt wird. Ein anderer sagt: Ein Tag gleicht allen Tagen in Hinsicht auf seine Beschaffenheit; denn auch die längste Zeitspanne hat nichts an sich, was sich nicht auch an jedem einzelnen Tage fände, Licht und Dunkelheit, Und auch die wechselnden Weltperioden zeigen in dieser Beziehung keinen Unterschied [vom Einzeltag], nur die Länge [bei vermehrter Zahl der Einzeltage] und Kürze [des Einzeltags] macht den Unterschied. Daher muss man mit jedem Tag auf das gewissenhafteste verfahren, als wäre er der letzte und bringe die Summe der Lebenstage zum Abschluss.

Pacuvius<sup>86</sup>, der Syrien vollständig [durch Korruption] ausplünderte, ließ sich, wenn er durch wüstes Zechen und Schmausen sich gleichsam selbst das Totenopfer gebracht hatte, in der Weise in sein Schlafgemach tragen, dass bei Musikbegleitung unter dem Jubel der Lustknaben gesungen wurde: „Ich habe gelebt! Ich habe gelebt!“ Und kein Tag verging, an dem er nicht so sein Leichenbegängnis hielt. Was er im Bewusstsein seiner Schlechtigkeit tat, das wollen wir bei gutem Gewissen tun, und jedesmal, wenn wir uns zur Ruhe legen, froh und heiter zu uns sagen: „Ja, ich habe gelebt und den Lauf des Schicksals vollendet!“

Fügt die Natur noch den morgigen Tag hinzu, so sei er mit Freude in Empfang genommen. Der ist der Glücklichste und der unbedingt sichere Herr seiner selbst, der dem morgigen Tag ohne Bangen entgegensieht. Wer sagen kann: „Ich habe gelebt“, der erhebt sich täglich zu neuem Gewinn.

Doch es ist Zeit, meinen Brief zu beschließen. „So soll er also“, sagst du, „ohne irgendwelche Spende an mich gelangen?“ - Erspare dir die Furcht: Er bringt etwas mit. Etwas? Nein, ich müsste sagen: viel. Denn gibt es einen trefflicheren, herrlicheren Spruch, als den, den ich in diesem Brief dir mitgebe: „Schlimm ist es, in Not zu leben; aber in Not zu leben, dazu nötigt uns nichts.“ - Und so ist es in der Tat. Viele Wege zur Freiheit, kurz und begehbar, eröffnen sich allseits. Danken wir der Natur, dass niemand unbedingt an das Leben gefesselt ist. Es liegt in unserer Macht, die Not selbst zu Boden zu treten. - „Epikur sagte das“, erwidert du. „Was befasst du dich mit fremdem Gut?“ - Was wahr ist gehört mir. Nichts soll mich abhalten, dir auch weiterhin mit Epikur aufzuwarten, auf dass die, die auf des Meisters Worte schwören und nichts darauf geben, was gesagt wird, sondern von wem es gesagt wird, zu der Einsicht kommen, dass das Beste Gemeingut ist.

### 13. Brief

[Lass nie die Furcht vor künftigem Unglück über dich Herr werden]

Ich weiß, es fehlt dir keineswegs an Mut. Denn auch ehe du dich in die heilsame Schule der Weisheit [der Stoiker], dieser Siegerin über alle Widerwärtigkeiten, begabst, fühltest du dich gegen das Schicksal hinreichend gerüstet und in noch weit höherem Maße, nachdem du den Kampf mit ihm aufgenommen und an ihm deine Kräfte versucht hast, auf die niemals ein sicherer

<sup>86</sup> Fußnote Apelt: Über Sextus Pacuvius Taurus siehe Tacitus, Ann. II, 79.

Verlass ist, solange nicht mancherlei Schwierigkeiten von dieser oder jener Seite aufgetaucht oder auch uns wirklich nahegetreten sind. So bewährt sich der wahre, sich jeder fremden Willkür erwehrende Mut. Dies ist sein Prüfstein. Der Athlet, der nie auch nur einen blauen Fleck bekam, wird nie als stürmischer Kämpfer in die Schranken treten, wogegen der als hoffnungsvoller Gegner auf dem Kampfplatz erscheint, der sein Blut hat fließen sehen, dem die Zähne unter der Faust des Gegners geknackt haben, der, zu Boden gerungen, mit seinem ganzen Körper die Wucht des sich über ihn hin stürzenden Gegners verspüren musste, der den Boden unter den Füßen, aber nicht den Mut verlor, der, so oft er niedersank, trotziger sich wieder erhob. Dies Gleichnis lass mich also auf dich anwenden: Schon oft hat das Schicksal über dir geschwebt, aber niemals hast du dich ihm gefangen gegeben, immer hast du dich wieder aufgerichtet und hast mit erhöhtem Mut deinen Platz behauptet. Denn Tapferkeit gewinnt zusehends an Kraft, wenn man sie übt. Gleichwohl lass dir auch von mir einige deiner Sicherung dienende Hilfsmittel gefallen. Es handelt sich, mein Lucilius, häufiger um den bloßen Schrecken, der von den Dingen ausgeht, als um den wirklichen Druck, den sie ausüben; es ist mehr die Einbildung als die Wirklichkeit, unter der wir leiden. Es ist nicht die Sprache der Stoiker, in der ich mit dir rede, ich rede mit dir in einem bescheideneren Ton. Denn wir Stoiker sagen: Alles, was uns Seufzer und Jammergeheul auspressen will, ist nichtig und verachtenswert. Sehen wir ab von diesen hochfahrenden, aber doch wahren Worten. Was ich dir mahnend ans Herz lege, ist dies: Sei nicht unglücklich vor der Zeit; denn was du als drohendes Unheil fürchtest, wird vielleicht niemals eintreten, ist jedenfalls noch nicht eingetreten. Manches quält uns also mehr, als es sollte; manches quält uns früher, als es sollte; manches wiederum quält uns, was uns überhaupt nicht quälen sollte. Entweder steigern wir den Schmerz, oder bilden ihn uns ein, oder geben uns vorzeitig ihm hin. Was den ersten dieser drei Punkte anbelangt, so mag er vor der Hand auf sich beruhen, da die Sache strittig ist und die Parteien noch gleichsam im Kampf miteinander liegen. Was ich unbedeutend nenne, das wirst du vielleicht für furchtbare Härte erklären: Die einen lachen, wie bekannt, unter Geißelhieben, andere sind untröstlich über einen Backenstreich. Später wird sich herausstellen, ob dies in der Sache selbst begründet ist, oder eine Folge unserer Schwäche ist.

Was ich zunächst von dir fordere, ist dieses: Wenn dich Leute umdrängen, die dir einreden wollen, du seist unglücklich, so halte dich in deinem Urteil nicht an das, was du hörst, sondern an das, was das eigene Herz dir sagt, und wende dich um Rat an deine eigene Beharrungskraft und frage dich selbst, der du doch mit dir am besten Bescheid weißt. Was haben diese Leute für Grund, mich zu bedauern, dass sie sich vor Angst nicht zu fassen wissen, dass sie sogar die Berührung mit mir scheuen, als ob das Unglück auf sie überspringen könne? Ist wirklich etwas an diesem vermeintlichen Unglück, oder ist die Sache mehr verrufen als schlimm? Frage dich selbst: „Quäle ich mich etwa und ängstige ich mich ohne Grund und mache zu einem Unglück, was kein Unglück ist?“ Stattdessen frage: „Wie soll ich darüber klar werden, ob meine Angst grundlos oder berechtigt ist?“ - Lass dir folgende Regel geben: Wir quälen uns entweder über Gegenwärtiges oder über Zukünftiges oder über beides.

Was das Gegenwärtige anbelangt, so ist die Entscheidung leicht: Ist dein Körper frei und gesund, leidest du nicht unter irgend welcher Krankheit, so können wir der Zukunft ruhig ins Antlitz sehen; für heute ist nichts zu befürchten. „Aber für die Zukunft doch.“ - Zunächst mach dir klar, ob sichere Anzeichen kommenden Unheils vorliegen. Meist sind es argwöhnische Mutmaßungen, mit

denen wir uns herumschlagen, und das geschäftige Gerücht, das oft genug den Samen zum Krieg austreut, aber weit mehr noch dem Einzelnen übel mitspielt, treibt mit uns sein Spiel. Gewiss, mein Lucilius, es ist so: Vorschnell geben wir uns der Einbildung hin. Wir gehen dem, was uns in Furcht versetzt, nicht gehörig auf den Grund; wir prüfen nicht genau genug, sondern zittern und wenden den Rücken, ähnlich wie die, welche durch eine Staubwolke aus dem Feldlager verjagt werden, die durch eine fliehende Viehherde verursacht wurde; oder die irgendein unverbürgtes Gerede in Schrecken versetzt hat; denn, auffallend genug, gerade das Grundlose setzt uns am meisten in Verwirrung. Was wahr ist, ist nicht maßlos. Was aber dem Ungewissen entstammt, das fällt der Mutmaßung und der Willkür des zaghaften Gemüts anheim. Daher ist denn keine Furcht so verderblich, so unheilbar als die eines Schwachsinnigen. Jede andere Furcht ist unvernünftig, aber diese ist hirnlos. Untersuchen wir also die Sache genau. Man nehme die Wahrscheinlichkeit eines kommenden Übels an; aber darum ist es noch nicht wahr. Wieviel Nichterwartetes ist eingetreten, wieviel Erwartetes ist nie zum Vorschein gekommen! Auch wenn es wirklich bevorsteht, was nützt es, seinem Schmerz halbwegs entgegen zu kommen? Es ist noch Zeit genug für dich zum Kummer, wenn er gekommen ist: Einstweilen aber tröste dich mit der Erwartung des Besseren. Und der Gewinn dabei? Zeit! Noch vieles kann inzwischen eintreten, wodurch die heranziehende oder auch schon ganz in die Nähe gerückte Gefahr entweder zum Stillstand kommt, oder verschwindet, oder sich auf das Haupt eines anderen entlädt: eine Feuersbrunst lässt die Möglichkeit zur Flucht zu; manchen haben die Trümmer glimpflich zu Boden geworfen. Es gibt Fälle, dass das Richtschwert, das einem schon im Nacken saß, wieder zurückgezogen wurde; mancher überlebte seinen Henker. Auch das Missgeschick hat seine Unbeständigkeit. Vielleicht tritt es ein, vielleicht tritt es nicht ein: einstweilen ruht es. Hoffe das Bessere. Zuweilen gibt sich die Psyche, ohne dass irgend welche Anzeichen eines kommenden Unglücks sichtbar wären, falschen Einbildungen hin, sei es, dass sie irgend welche zweideutigen Worte nach der schlimmen Seite hin auslegt oder sich den Verdruss eines anderen über eine etwaige Kränkung größer vorstellt als er wirklich ist, und nicht das Maß seines Zorns in Anschlag bringt, sondern die Größe der dem Erzürnten zu Gebote stehenden Macht. Man hätte keinen Grund mehr zu leben, es wäre des Elends kein Ende, wenn man alles fürchtete, was gefürchtet werden kann. In manchem Fall kann die Klugheit dir helfen, im anderen Fall kann deine psychische Kraft die Furcht zurückweisen. Wo nicht, so bekämpfe Irrtum mit Irrtum: Bändige die Furcht durch Hoffnung. Von allem, was man fürchtet, ist nichts so gewiss, dass es nicht noch gewisser wäre, dass das Gefürchtete sich verziehen und die Hoffnung uns täuschen kann. Prüfe also Hoffnung und Furcht, und wenn alles ungewiss ist, so ergreife die eigene Partei: glaube, was dir lieber ist. Mag auch die Stimmenmehrheit auf Seiten der Furcht sein, so neige dich doch lieber auf deine Seite und mache Schluss mit deiner Beunruhigung und sage dir immer wieder, dass der größere Teil der Menschen, ohne dass irgend ein Übel ihn beschwert oder ihm sicher bevorsteht, in beständiger Aufregung und Abhetzung ist. Denn hat die Aufregung sich einmal eingestellt, dann gibt es auch keinen Widerstand mehr; niemand beleuchtet seine Furcht mit dem Licht der Wahrheit; niemand sagt: „Der Gewährsmann ist ein Flunkerer; er hat es erdichtet, oder es sich aufbinden lassen.“ - Wir lassen uns von der Strömung fortreißen. Wir entsetzen uns vor dem Zweifelhafte, als wäre es Gewissheit. Wir halten kein Maß, jedes kleine Bedenken wandelt sich gleich in Furcht um.

Wenn ich so mit dir rede und dir mit so gelinden Mitteln aufzuhelfen versuche, so geht das nicht ohne eine gewisse Scham ab. Andere mögen sagen: „Vielleicht verzieht sich das Unheil.“ Dir aber geziemt es zu sagen: „Was hat es denn auf sich, wenn es kommt? Wir wollen doch sehen, wer von beiden Sieger bleibt. Vielleicht ist sein Kommen eine Gunst für mich, und ein Tod dieser Art wird meinem Leben zu ewiger Ehre verhelfen.“ Der Giftbecher hat der Größe des Sokrates das Siegel aufgedrückt. Entwinde dem Cato das Schwert, das ihm zur Freiheit verhalf, und du wirst ihm einen großen Teil seines Ruhmes nehmen. Doch ich treibe es zu weit mit meiner Ermahnung an dich, denn du bedarfst mehr der Erinnerung als der Aufmunterung. Die Richtung, in der ich dich leite, steht nicht in Widerspruch mit deiner Natur: du bist geboren zu dem, was ich dir vorhalte. Um so mehr lass dir die Steigerung und den Schmuck deines Guten angelegen sein.

Doch es ist Zeit, den Brief zu schließen; nur, dass ich ihm noch das Siegel aufdrücken muss, das heißt, ihm irgend ein eindrucksvolles Wort anvertraue, um es dir zu überbringen. „Zu den vielerlei Übeln der Torheit gehört auch dieses: Sie fängt immer von vorne an zu leben.“ Denke nach über den Sinn dieses Wortes, mein trefflicher Lucilius, und du wirst dich überzeugen, wie verwerflich der Leichtsinn der Menschen ist, die täglich ein neues Leben sich aufbauen wollen und auch am Ende noch sich mit neuen Entwürfen tragen. Sieh dir die Menschen im einzelnen an: Dein Blick wird auf Greise treffen, die sich nun erst recht der Befriedigung ihres Ehrgeizes widmen oder auf Reisen und Handelsgeschäfte bedacht sind. Nichts ist widerwärtiger als ein Greis, der erst zu leben anfängt! Es ist dies ein Wort, dessen Urheber - Epikur - ich nicht nennen würde, wenn der Spruch nicht zu denjenigen gehörte, die weniger bekannt und nicht zu so allgemeiner Verbreitung gelangt sind wie diejenigen, die ich mir bisher anzuführen und mir anzueignen erlaubt habe.

#### 14. Brief

[Trage Sorge für den Körper, aber vor allem für die Psyche, um sie vor den verderblichen Einflüssen des politischen Parteitreibens zu bewahren]

Ich gestehe: Die Liebe für unseren Körper ist uns eingepflanzt; und ich gestehe: Wir haben gleichsam Betreuungsangemessene Handlungen gegen ihn. Ich leugne nicht, dass wir ihm alle möglichen Rücksichten schuldig sind; aber zu seinem Diener, behaupte ich, dürfen wir uns nicht machen. Denn wer Sklave des Körpers ist, wer allzu ängstlich für ihn besorgt ist, wer alles auf ihn bezieht, der wird sich zum Sklaven vieler machen. Wir dürfen es mit unserem Körper nicht so halten, als ob wir wegen ihm leben müssten, sondern als ob wir es ohne ihn nicht könnten. Die übertriebene Liebe für ihn beunruhigt uns mit Angstgefühlen, beschwert uns mit Sorgen und gibt uns Kränkungen preis. Wer zu viel Wert auf seinen Körper legt, dem gilt die Ehre wenig oder nichts. Lassen wir ihm alle Pflege angedeihen, aber immer nur unter der Bedingung, dass, wenn die Vernunft, wenn die Würde, wenn die Treue es erfordert, er auch vor dem Scheiterhaufen nicht bewahrt werden darf. Gleichwohl ist es ratsam, nicht nur den Gefahren sondern auch den Unannehmlichkeiten soviel als möglich aus dem Weg zu gehen und für unsere Sicherheit zu sorgen, indem wir immer wieder über die Mittel nachsinnen, durch die wir den gefürchteten Übel vorbeugen können. Deren gibt es, wenn ich mich nicht täusche, drei Arten: man fürchtet Armut, man fürchtet Krankheit, man fürchtet das gewaltsame Auftreten eines Mächtigen [eines

Despoten]. Von alle dem erschüttert uns nichts mehr als die Bedrohung durch fremde Gewalt. Sehr geräuschvoll und ungestüm kündigt sich ihr Auftreten an. Jene natürlichen Übel, von denen ich sprach, Armut und Krankheit, stellen sich in aller Stille ein ohne jeden erschütternden Schrecken für Augen und Ohren; dagegen entfaltet sich bei diesem ein gewaltiger Aufwand. Eisen und Feuer hat er [der Diktator] um sich, Ketten und eine Schar von wilden Tieren, denen Menschen zum Fraß dienen sollen. Man denke an Kerker, Kreuz, Folter, an Halseisen und an jenen Pfahl, der mitten durch den Körper getrieben oben am Mund wieder herauskommt, sowie an das Zerreißen der Gliedmaßen durch Gespanne, die in entgegengesetzter Richtung daran ziehen, auch an jenes mit [leicht entzündbaren] Brennstoffen durchwobene und bestrichene Gewand, und was sonst noch die Grausamkeit ersonnen hat. Kein Wunder also, wenn es keine größere Furcht gibt als die vor einer Macht, der die vielfachsten Mittel und Werkzeuge des Schreckens zu Gebote stehen. Denn wie der Folterknecht um so mehr ausrichtet, je zahlreicher die grausigen Werkzeuge sind, die er dem Auge darbietet - werden ja doch durch den Augenschein auch die entmutigt, die sonst die Kraft zum Ausharren in sich gefunden hätten - so ist auch, wenn es sich darum handelt, unsere psychische Kraft zu beugen und zu bewältigen, dasjenige wirksamer, dem äußere, sichtbare Zurüstungen zu Gebote stehen. Zwar sind jene Bedrängnisse, als da sind Hunger, Durst, Magengeschwüre und Fieber, das sogar die Eingeweide ausdörft, nicht weniger schwer; aber sie sind nicht sichtbar und führen keine äußeren Drohmittel mit sich, wogegen diese wie große Kriege wirken, wo der Sieg schon durch den bloßen Anblick und die Zurüstung entschieden ist.

Seien wir also wachsam und meiden jeden Anstoß. Bald ist es das Volk, welches wir zu fürchten haben, bald die einflussreichen Männer in ihm - nämlich dann, wenn der betreffende Staat so geordnet ist, dass die meisten Angelegenheiten durch den Senat entschieden werden - bald Einzelne [Diktatoren], denen die Macht über das Volk und gegen das Volk übertragen worden ist. Diese alle zu Freunden zu haben, wäre kaum durchführbar; es genügt, sie nicht zu Feinden zu haben. Darum wird der Weise niemals den Zorn der Mächtigen reizen, sondern wird ihn meiden, ganz ähnlich wie auf einer Seefahrt den Sturm. Auf deiner Reise nach Sizilien bist du über die Meerenge gefahren. Der leichtsinnige Steuermann beachtet nicht die bedrohlichen Anzeichen des Südwindes - denn der ist es, der das Sizilianische Meer aufwühlt und in Wirbelbewegung bringt - er hält den Kurs nicht nach der linken Seite sondern nach der anderen, in deren Nähe die Charybdis das Meer in Strudeln umtreibt. Der vorsichtige Steuermann lässt sich von den Ortskundigen über die Strömungen und über die Anzeichen der Wolkenbildung belehren und hält seinen Kurs in gehöriger Entfernung von jener wegen ihrer Strudel berühmten Gegend. Ebenso hält es der Weise: er meidet die Schaden drohende Macht, hütet sich dabei aber vor allem, den Schein zu erwecken, als ob er sie meide. Besteht doch ein gut Teil der Sicherung auch darin, dass man nicht offenkundig sich auf sie erpicht zeigt; denn was man zusehends meidet, das verdammt man. Wir müssen also mit aller Vorsicht darauf bedacht sein, wie wir uns vor der Menge sichern können. Erstens dürfen wir mit unseren Wünschen nicht die Bestrebungen anderer durchkreuzen, denn unter Mitbewerbern geht es nie ohne Zank ab. Ferner dürfen wir nichts haben, was die Habsucht eines uns Auflauernden reizen und dessen Raub ihm großen Gewinn bringen könnte. Trag an deinem Körper so wenig als möglich, was ein Beutestück werden könnte. Niemandem oder nur sehr wenigen kommt es auf das Menschenblut selbst an. Die meisten rechnen mehr als dass sie hassen. Den

Nackten lässt der Räuber unbehelligt. Auch auf umlagerter Straße hat der Arme nichts zu befürchten.“

Drei Dinge sind es ferner, die man nach alter Regel vermeiden muss: Hass, Neid und Verachtung. Wie das zu erreichen ist, kann allein die Weisheit lehren. Denn schwer ist es, das rechte Maß zu finden; und es ist zu befürchten, dass die Furcht vor dem Neid uns verächtlich macht; denn wenn wir selbst es vermeiden wollen andere niederzudrücken, können wir leicht den Schein erwecken, als dürfe man uns nach Belieben niederdrücken. Die Macht, Furcht vor anderen zu erwecken, hat viele in die Lage gebracht, sich ihrerseits zu fürchten. Suchen wir uns also allseitig zu decken; Verachtung gegen uns ist gleich schädlich wie Bewunderung. Nehmen wir also unsere Zuflucht zur Philosophie, denn dieses Wissensfach wirkt bei den Guten nicht nur, sondern auch bei den nicht völlig Schlechten wie eine Priesterbinde. Denn was die gerichtliche und die sonstige das Volk erregende Beredsamkeit anbelangt, so fehlt es ihr nicht an Gegnern: Die Philosophie dagegen, ruhig und ganz in sich selbst aufgehend, ist vor jeder Verachtung geschützt; steht sie doch bei allen anderen höheren Berufsarten, auch in den Augen der Schlechtesten, hoch in Ehren. Niemals wird die Nichtswürdigkeit so sehr ihr Haupt erheben, niemals wird man sich gegen die Tugenden<sup>87</sup> derart verschwören können, dass der Name der Philosophie nicht verehrungswürdig und hochgeschätzt bliebe. Allerdings muss die Philosophie selbst in aller Ruhe und Bescheidenheit betrieben werden. „Wie also?“ erwidert du, „glaubst du, Marcus Cato philosophierte in aller Bescheidenheit, wenn er durch Geltendmachung seiner Ansicht dem Bürgerkrieg Einhalt tat? Wenn er sich mitten zwischen die Waffen der wütenden Parteiführer stellte? Wenn er, während die einen es mit Pompeius verdarben, die anderen mit Caesar, gleichzeitig beide sich zu Gegnern machte?“ - Es lässt sich darüber streiten, ob der Weise in jener Zeit überhaupt sich berufen fühlen konnte, in die Politik einzugreifen. Was willst du denn eigentlich, Marcus Cato? Es handelte sich ja nicht mehr um die Freiheit; ihre Stunde hatte längst geschlagen. Es handelte sich nur noch um die Frage, ob Caesar oder Pompeius Herr des Staates sein soll; was hast du mit diesem Wettstreit zu schaffen? Du bist kein Parteimann: hier handelt es sich um die Wahl eines Herren. Was macht es dir aus, wer von beiden siegt? Möglich, dass der Bessere siegt, aber der Sieger wird unausbleiblich zum Schlechteren. Ich habe hier das letzte Auftreten des Cato berührt. Aber auch die früheren Jahre waren nicht danach angetan, einem Weisen den Zutritt zu dieser Räuberhöhle von Staat empfehlenswert zu machen. Was hat Cato anderes getan, als laut, aber vergebens seine Stimme erhoben? Wurde er doch bald vom Volk, das Hand an ihn legte und ihn mit Speichel besudelte, vom Forum weggeschleppt, bald vom Senat in den Kerker gewiesen.

Doch die Frage, ob der Weise in die Politik eingreifen soll, mag einer späteren Erörterung vorbehalten bleiben. Vor der Hand genügt es mir, dich auf diejenigen Stoiker zu verweisen, die, aller Einmischung in die Politik entsagend, sich in der Zurückgezogenheit darauf beschränkten, dem Leben seine Regeln zu geben und die Rechte der Menschheit zu begründen, ohne damit bei irgend einem Gewalthaber Anstoß zu erregen. Nie wird der Weise die herrschende Macht stören, nie wird er versuchen, das Volk für sich zu gewinnen durch den Reiz eines

---

<sup>87</sup> Fußnote Hrsg.: Das Wort „Tugend“ oder „Tugenden“ ist nur eine leere Worthülse. Es gibt bei den Stoikern mindestens vier Kardinaltugenden: die Tugend der Gerechtigkeit, die Tugend der Vernunft, die Tugend der Mäßigkeit und die Tugend der Standhaftigkeit oder Tapferkeit. Diese vier stoischen Tugenden machen den menschenmöglichen Weisen aus.

neuen Lebens. Wie also? Wird der unfehlbar gesichert sein, der dieser Anweisung folgt?“

Versprechen kann ich dir dies ebenso wenig wie einem maßvoll Lebenden Gesundheit. Es geht ein Schiff wohl auch einmal im Hafen unter; auf hoher See, was, meinst du, kann da nicht alles vorkommen! Wem nicht einmal die Muße Sicherheit gewährt, wieviel mehr würde sich der der Gefahr aussetzen, wenn er in immer auf etwas Neues denkender Vielgeschäftigkeit lebte? Mitunter kommen Unschuldige um: wer will es leugnen? Doch häufiger die Schuldigen. Der bleibt ein vollgültiger Fechter, der auch durch sein Rüstzeug vor einer [tödlichen] Wunde nicht geschützt wurde. Kurz, in allen Dingen sieht der Weise auf die Absicht, nicht auf den Erfolg; der Beginn einer Sache steht in unserer Gewalt; über den Ausgang entscheidet das Schicksal, dem ich keine Stimme über mich einräume. „Aber es kann uns doch Störungen, kann uns Widerwärtigkeiten bringen.“ - Aber der Raubmörder wird dadurch nicht zu meinem Herrn, wenn er mich tötet.

Jetzt streckst du die Hand aus nach der täglichen kleinen Gabe. Es wird eine goldene Gabe sein, die ich dir darreiche, und da mir das Wort „Gold“ über die Lippen gekommen ist, so sollst du vernehmen, wie Gebrauch und Nutzung desselben dir willkommen sein kann. „Der genießt den Reichtum am meisten, der am wenigsten des Reichtums bedarf.“ - Du erwidert: „Von wem stammt das Wort. Nenne ihn mir.“ - Um dir zu zeigen, wie unparteiisch ich bin, habe ich mir vorgenommen, auch Fremdes zu loben: das Wort stammt von Epikur, oder von Metrodorus, oder von sonst einem aus der [epikureischen] Schule. Und was liegt daran, von wem es stammt? Sein Wort gilt für jedermann. Wer des Reichtums bedarf, der fürchtet für ihn. Niemand aber hat Genuss von einem Gut, das ihm Sorge macht. Immer ist er darauf bedacht noch etwas hinzuzufügen; und über all dem Sinnen und Trachten nach Vermehrung vergisst er die Nutzung. Er nimmt Rechnungen in Empfang, ist fast immer an den Markt gebannt, blättert im Zinsbuch; vom Herrn wird er zum Verwalter [zum Diener].

## 15. Brief

### [Die wahre Gesundheit und ihre Pflege]

Nach alter Sitte, die sich bis auf meine Zeit erhalten hat, war die übliche Eingangsformel für den Brief diese: „Wenn du wohlauf bist, so steht es gut, ich bin wohlauf.“ Was aber uns [Stoiker] anbelangt, so heißt es für uns: „Wenn du philosophierst, so steht es gut.“ Denn dieses erst heißt Wohlaufsein. Ohne dieses ist die Psyche krank. Auch der kräftigste Körper kann ebenso einem Tollen oder Wahnsinnigen angehören wie einem Vernünftigen. Daher Sorge vor allem für die Gesundheit der Psyche, dann an zweiter Stelle erst für die des Körpers, die dir nicht teuer zu stehen kommen wird, sofern es dir auf nichts weiter als auf gute Gesundheit ankommt. Denn, mein Lucilius, seine Arme zu üben, seinen Nacken geschmeidig zu machen, seine Brust zu kräftigen, ist eine törichte und am wenigsten für einen wissenschaftlich tätigen Mensch angemessene Beschäftigung. Denn magst du auch noch so kunstgerecht dich mästen und deine Muskeln kräftigen, du wirst doch weder die Kräfte noch das Gewicht eines feisten Stiers erreichen; nicht zu vergessen, dass durch die stärkere Körpermasse der Geist beeinträchtigt wird und an Beweglichkeit verliert. Daher halte den Körper nach Kräften kurz und schaffe dem Geist Raum. Wer seine Sorge einseitig der körperlichen Ausbildung widmet, für den sind große Beschwernisse

unvermeidlich: Erstens die Übungen, deren anstrengender Betrieb den Geist erschöpft und unfähig macht zu anhaltenden und ernsten Studien. Sodann wird die Schärfe des Denkens durch die Massenhaftigkeit der Nahrung beeinträchtigt. Ferner sind es Sklaven der schlimmsten Sorte, die man dabei als seine Lehrmeister anstellt, Menschen, die keine andere Beschäftigung kennen als die mit Öl und Wein; Menschen, denen der Tag nach Wunsch vergangen ist, wenn sie gehörig geschwitzt haben und wenn sie die ausgeschwitzte Feuchtigkeit durch reichlichen Genuss von Wein wieder eingebracht haben, der bei enthaltsamer Lebensweise tiefer ins Blut gehen würde. Trinken und schwitzen ist das Leben eines Magenkranken. Es gibt leichte und kurze Übungen, die den Körper alsbald ermüden und keinen Aufwand von Zeit erfordern, auf die vor allem Rücksicht zu nehmen ist. Laufen, Armbewegung mit Hanteln, Sprünge verschiedener Art, sei es in die Höhe, sei es nach vorne hin, oder nach Art der Salier, um diese zu nennen, oder noch gröber nach Art der Walker. Triff deine Wahl nach Belieben zu ungekünstelter, leichter Übung. Wie du es damit auch halten willst, kehre schnell vom Körper zum Geist zurück: Ihn übe des Nachts und des Tags. Mäßige Anstrengung hält ihn bei Kräften; für diese Übung ist weder Kälte noch Hitze ein Hemmnis, ja selbst kein Greisenalter: Demjenigen Glücks-Gut wende deine Sorge zu, welches durch die Jahre an Wert gewinnt. Damit will ich nicht sagen, dass du immer über Büchern oder Schreibtafeln brüten müsstest: Der Geist will auch seine Erholungspause haben, doch immer nur so, dass er nicht erschläft, sondern aufgefrischt wird. Lässt man sich in der Sänfte tragen, so wird der Körper einigermaßen durchgerüttelt, ohne dass das Studieren unterbrochen zu werden braucht. Man kann lesen, man kann diktieren, man kann sprechen, man kann zuhören, alles Dinge, die selbst beim Spaziergehen nicht ausgeschlossen sind. Und was die Bemühung um Ausbildung der Stimme anbelangt, so ist auch diese nicht zu verachten; nur darfst du dich auf Übungen im gleichmäßigen und streng geregelten Anschwellen und Sinkenlassen der Stimme nicht einlassen. Denn das führt schließlich dahin, dass man auch Unterricht im Spaziergehen nimmt und Leute zu Lehrern bekommt, die als Hungerleider sich auf Erfindung neuer Künste geworfen haben. Da wird sich einer finden, der deine Schritte regelt, der beim Essen dir Mund und Backen beobachtet und in seinem Auftreten um so unverschämter wird, je mehr Vorschub du seiner Dreistigkeit durch deine Geduld und Leichtgläubigkeit geleistet hast. Wie also? Soll deine Stimme etwa gleich in schreiendem und mit Anstrengung zu größter Höhe gesteigertem Ton beginnen? Nein! Eine allmähliche Steigerung ist so natürlich, dass selbst Streitende mit bloßem Sprechen anfangen können, um dann erst ins Schreien überzugehen. Niemand lässt gleich von vornherein den gellenden Notruf an die Quiriten erschallen.<sup>88</sup> Also mach, ganz deiner Gemütsbewegung entsprechend, bald heftiger bald ruhiger, deinem Ingrim gegen die Niedertracht Luft, dabei auch dem Rat deiner Stimme selbst folgend, wenn du dazu veranlasst bist. Willst du ihr Einhalt tun und sie nach rückwärts leiten, so soll sie in maßvollem Abstieg sich senken und nicht im Sturz herabfallen. Sie soll einen Mittelweg einhalten und nicht in rohes und bäurisches Poltern verfallen. Denn uns kommt es nicht darauf an, der Stimme durch Übung aufzuhelfen sondern durch ihre Hilfe uns selbst zu fördern.

Mit diesem meinem Rat erspare ich dir viele Mühe: Dieser Wohltat soll sich nun noch eine kleine Gabe, und zwar ein griechischer Spruch, anschließen, wahrlich ein treffliches Wort: „Das Leben der Toren ist unerfreulich und

---

<sup>88</sup> Fußnote Apelt: Den üblichen Hilferuf: „Hilfe, Hilfe, Quiriten!“



angsterfüllt; es wird durchgängig nur von der Rücksicht auf die Zukunft bestimmt.“ - Du fragst: „Wer ist es, der das sagt?“ - Derselbe, von dem der vorige Spruch stammte. Und welches Leben glaubst du wohl sei mit diesem Torenleben gemeint? Das eines Baba und Ision? Nein, bewahre! Unser eigenes Leben ist damit gemeint, um uns handelt es sich, die wir uns in blinder Leidenschaft auf Schädliches oder doch wenigstens niemals uns völlig Genüge Tuendes stürzen, die wir genug hätten, wenn uns überhaupt etwas Genüge tun könnte, die wir nicht bedenken, wie heiter es stimmt, wenn man nichts begehrt, wie erhebend es ist, sich jedes Mangels ledig zu fühlen und nicht vom Zufall abhängig zu sein.

Schärfe dir daher, mein Lucilius, immer wieder das Gedächtnis für das viele, was du erreicht hast. Wenn du auf die vielen blickst, die noch vor dir sind, so denke an die vielen, die hinter dir sind. Willst du dankbar sein gegen den Aether-Logos und dankbar für deinen bisherigen Lebensgang, so denke daran, wie viele du überholt hast. Doch, was hast du mit anderen zu schaffen? du hast dich selbst übertroffen. Setze nun deiner amtlichen Laufbahn eine Grenze, die du überschreiten du nicht gewillt bist, auch wenn du es könntest: Trenne dich endlich von diesen trügerischen [materiellen] Gütern, die für den Hoffenden wertvoller sind als für den, der sie erreicht hat. Wäre an ihnen etwas Kernhaftes, so würden sie uns doch irgend einmal satt machen; so aber reizen sie nur den Durst derer, die an dieser Quelle schöpfen. Fort mit all diesem blendenden Prunk! Und was geheimnisvoll im Schoß der Zukunft liegt, warum soll ich es mir vom Zufall erbetteln, statt mich selbst stark genug zu machen, keiner Bitte zu bedürfen? Wozu bedarf es überhaupt einer Bitte? Was soll ich, uneingedenk der menschlichen Gebrechlichkeit, die Zufälligkeiten des Schicksals aufhäufen? Wozu soll ich mich abmühen? Sieh, dieser Tag ist [vielleicht] der letzte; gesetzt aber, er sei es nicht, so steht er dem letzten ganz nahe.

## 16. Brief

### [Über den Nutzen der praktischen Philosophie]

Ich weiß, mein Lucilius, du bist dir vollkommen klar darüber, dass niemand glücklich, ja auch nur erträglich leben kann ohne den lernbegierigen Eifer für den Erwerb der Weisheit, und dass ein glückliches Leben nur dem vollkommenen Weisen<sup>89</sup>, ein erträgliches jedoch auch schon dem Anfänger beschieden ist. Aber das, was klar ist, muss erst noch festen Halt gewinnen und tiefe Wurzel fassen in unserem Inneren durch tägliches Nachdenken: Es kostet mehr Mühe, an guten Vorsätzen fest zu halten als edle Vorsätze zu fassen. Da gilt es, beharrlich zu sein und dem unablässigen Streben den genügenden Nachdruck zu geben, bis der gute Wille zum guten Charakter gereift ist. Daher hast du mir gegenüber keine weiteren Worte oder Versicherungen nötig: Ich weiß, du hast schon große Fortschritte gemacht. Ich kenne die Gesinnung, der das, was du schreibst, entstammt: Es sind keine Flunkereien und Phrasen. Doch halte ich nicht zurück mit dem, was ich denke: Hoffnung habe ich bereits für dich, aber noch kein sicheres Vertrauen. Möchtest du es mit dir doch ebenso halten: du darfst dir nicht voreilig und leichthin glauben. Prüfe dich bis ins Innerste, erforsche und beobachte dich auf jede Weise; achte vor allem darauf, ob du im philosophischen Studium oder im Leben selbst Fortschritte gemacht hast. Die Philosophie ist keine handwerksmäßige Kunstfertigkeit und bietet nichts zur Schaustellung Geeignetes.

<sup>89</sup> Fußnote Hrsg.: Es gibt keinen „vollkommenen“ Menschen, auch der stoische Weise kann nicht vollkommen sein, weil er ein Mensch ist.

Ihr Wesen liegt nicht im Wort sondern in der Handlung. Sie dient nicht dazu, einen Tag in angenehmer Unterhaltung hinzubringen und die Qual der Langeweile los zu werden: Sie formt und bildet die Psyche, ordnet das Leben, regelt unsere Handlungen, zeigt uns, was zu tun und zu lassen ist, sitzt am Steuerruder und lenkt das Schiff durch die Gefahren stürmischer Wogen. Ohne sie kann niemand ohne Angst, ohne Sorge leben. Jede Stunde bringt Unzähliges, was Rat erfordert, der nur von ihr [der Philosophie] gewonnen werden kann.

Ich höre deinen Einwurf: „Was nützt mir die Philosophie, wenn es ein Vorsehung gibt? Was nützt sie, wenn es eine Gottheit gibt, die die Welt regiert? Was nützt sie, wenn der Zufall waltet? Denn abgeändert kann das Gewisse nicht werden, und gegen das Ungewisse lässt sich keine Vorkehrung treffen, sondern entweder ist der Aether-Logos meinem Willen zuvorgekommen und hat bestimmt, was ich tun soll, oder das Schicksal stellt nichts meinem Willen anheim.“<sup>90</sup> - Wähle daraus, was du willst, Lucilius, oder lass auch alles zusammen gelten: Die Philosophie bleibt uns unentbehrlich, mag uns das unerbittliche Gesetz der Vorsehung an sich ketten, mag der Aether-Logos das All nach seinen Gesetzen lenken, mag der Zufall blindlings den menschlichen Dingen den Anstoß geben und sie hin- und herwerfen: Die Philosophie ist es, die uns unterstützen muss. Sie wird uns mahnen, der Natur gern zu gehorchen, dem Schicksal die Stirn zu bieten; sie wird uns lehren, den Gesetzen der Natur zu folgen und das Schicksal zu ertragen. Doch jetzt ist es nicht an der Zeit, uns in eine Untersuchung darüber einzulassen, was uns zustehe, wenn eine Vorsehung die Herrschaft führt, oder wenn das Naturgesetz uns unerbittlich an seine unabänderliche Folge der Dinge kettet, oder wenn des Zufalls überraschende Laune waltet; ich kehre vielmehr zurück zu meiner Warnung und Ermahnung: Lass den Flug deines Geistes nicht erlahmen, lass deine Begeisterung nicht erkalten. Halte sie fest und gib ihr Beständigkeit, auf dass, was jetzt Aufschwung ist, fester Bestand der Psyche wird.

Kenne ich dich recht, so wirst du gleich von Beginn an Umschau halten nach der kleinen Zugabe, die dieser Brief mit sich führt. Lass ihn nur sorgfältig durch deine Hände gehen, und du wirst sie finden. Über meine Denkart brauchst du dich nicht zu verwundern: Es ist noch immer fremdes Gut, mit dem meine Freigebigkeit schaltet. Doch warum sage ich fremdes Gut? Jedes treffende Wort, mag es kommen von wem es will, gehört auch mir. So steht es auch mit dem folgenden Wort, das wieder von Epikur stammt: „Lebst du naturgemäß, so bist du nicht arm; lebst du nach Wahnvorstellungen, so wirst du niemals reich sein.“ - Die Natur fordert nur wenig, der Wahn Unermessliches. Lass die Schätze vieler Reichen in deine Hand geraten, lass das Schicksal dich überhäufen mit einem Vermögen, das weit über das des reichsten Privatmannes hinausgeht, lass es dich mit Gold bedecken, mit Purpur umkleiden, dich zu einer Üppigkeit und Überfülle führen, dass du den Erdboden unter deinen Marmorbauten verbirgst, magst du den Reichtum nicht nur besitzen, sondern ihn dir auch als Fußboden dienen lassen, wozu noch Statuen, Gemälde und die mühsamen Prunkstücke aller Künste hinzukommen mögen: Von alledem wirst du nichts anderes lernen, als deine Begierden noch weiter zu steigern.

Die natürlichen Bedürfnisse sind begrenzt, was dem Irrwahn entstammt, geht ins Endlose. Darum sage dich los von jedem eitlen Wunsch, und wenn du

<sup>90</sup> Fußnote Hrsg.: Hier geht es um die Frage, ob der Mensch einen freien Willen hat. Ja, der Mensch hat einen freien Willen! Lesen Sie zu diesem Thema das Buch von Peter Bieri, >Das Handwerk der Freiheit – Über die Entdeckung des eigenen Willens<, Carl Hanser Verlag München Wien 2001.

wissen willst, ob dein Begehren einem natürlichen oder einem blinden Trieb entstammt, so sieh zu, ob du irgend einen Ruhepunkt findest. Wenn, soweit du auch gehst, immer noch ein weiteres Stück vor dir liegt, dann sei überzeugt, dass es nicht der Natur gemäß ist.

## 17. Brief

[Sorge um materielle Güter darf Streben nach Weisheit nicht hindern]

Wirf all diese Dinge von dir, wenn du weise bist oder vielmehr, wenn du weise werden willst, und strebe unaufhaltsam und aus allen Kräften danach, deine Psyche zu veredeln. Steht dem irgend welches Hemmnis entgegen, so entwirre entweder den Knoten oder durchschneide ihn. Du sagst: „Es sind Vermögensverhältnisse, die mich noch hemmen. Ich möchte mein Vermögen auf einen Stand bringen, dass es mir auch ohne amtliche Tätigkeit ausreicht, um nicht entweder selbst unter der Last der Armut zu leiden oder einem anderen zur Last zu fallen.“ - Wenn du so sprichst, scheinst du Sinn und Bedeutung des Glücks-Gutes, dessen Erreichung dir vorschwebt, noch nicht erkannt zu haben. Ja, du siehst zwar im allgemeinen ein, wie groß der Nutzen der Philosophie ist, aber für das Einzelne hast du noch kein hinreichend geschärftes Auge und weißt noch nicht, wie viel sie uns ständig hilft und wie sie, um mit Cicero zu reden, in den wichtigsten Dingen uns Beistand leistet und sich zu den geringfügigsten herablässt. Folge mir, ziehe sie zu Rate: Dieser Rat wird nicht dahin gehen, dass du über deinen Rechnungen brütetest. Worauf du hinaus willst und was du mit diesem Hinausschieben zu erreichen denkst, ist dies, dass du die Armut nicht zu fürchten brauchst. Wie aber, wenn sie zu wünschen wäre? Vielen ist der Reichtum zum Hemmnis geworden für die Beschäftigung mit der Philosophie; die Armut ist immer auf dem Plan, ist sorgenfrei. Wenn das Trompetensignal erklingt, so weiß der Arme, dass es nicht ihm gilt; ist eine Feuersbrunst ausgebrochen, so eilt er, hinaus zu kommen und nicht die Habe davon zu schleppen; will er zu Schiff gehen, so merkt man kein Getöse im Hof, und das Gestade bleibt verschont von dem Lärm des Gefolges, das ein einziger [Herr] mit sich führt. Es drängt sich um ihn [den stoischen Philosoph] kein Schwarm von Sklaven, zu deren Ernährung man den überseeischen Gegenden [Ägypten] Fruchtbarkeit wünschen muss. Es ist leicht, für wenige Mägen die Nahrung zu beschaffen, wenn sie gut gewöhnt sind und nichts anderes verlangen als gefüllt zu werden. Wenig kostet der Hunger, viel ein verwöhnter Gaumen. Die Armut begnügt sich, die unmittelbaren Bedürfnisse zu befriedigen.

Was ist es also, dass du dich weigern solltest, sie zur Hausfreundin zu machen, sie, die sich der vernünftige Reiche zum Muster nimmt? Willst du dem Geist freie Bahn schaffen, so musst du entweder arm oder dem Armen ähnlich sein. Das Streben nach Weisheit kann nur dann zum Glücklichein führen, wenn die Genügsamkeit seine Begleiterin ist. Die Genügsamkeit ist nichts anderes als freiwillige Armut. Fort also mit den törichtchen Entschuldigungen, als da sind: „Noch habe ich nicht so viel als genug ist; erst wenn ich die gewünschte Summe erreicht habe, werde ich mich ganz der Philosophie widmen.“ - Und doch ist das, was du aufschiebst und hinter das andere zurückstellst, gerade das Allererste, auf dessen Gewinnung es für dich ankommt: Mit ihm muss man anfangen. Du erwidert: „Ich will mir nur verschaffen, wovon ich leben kann.“ - Lerne auch in den Tod zu gehen: Verbietet dir etwas, gut zu leben, so verbietet dir nichts, gut zu sterben. Armut soll uns von der Philosophie nicht fern halten, selbst die Not nicht. Denn wer auf dieses Ziel zueilt, muss auch den Hunger ertragen. Haben ihn doch

bei Belagerungen so manche ertragen, und welcher andere Lohn winkte ihnen für ihr geduldiges Ausharren als der, nicht der Willkür des Siegers anheimzufallen?

Wie viel höher ist der Lohn, der hier in Aussicht steht: Ewige Freiheit, Furchtlosigkeit vor Menschen und Gott. Ja, auch der Hungernde muss Zutritt zu ihr suchen. Haben doch ganze Kriegsheere den Mangel an allem und jedem überstanden; sie lebten von Wurzelwerk und stillten den Hunger mit Dingen, die man zu benennen sich scheut. Und das alles ließen sie – Welch ein Wunder - über sich ergehen für die Herrschaft eines anderen: Soll da einer noch Bedenken tragen, sich mit der Armut abzufinden, um seinen Geist von Wahnvorstellungen zu befreien? Man soll sich also nicht an erster Stelle auf den Erwerb legen: zur Philosophie kann man auch ohne Reisegeld gelangen. Steht es wirklich so, dass du erst dann der Weisheit habhaft werden willst, wenn du alles andere schon hast? Sie soll das letzte Hilfsmittel für das Leben sein, soll so zu sagen nur eine Zugabe sein? Nein! Hast du etwas, so philosophiere, denn woher weißt du, ob du nicht schon zu viel hast? Hast du aber nichts, so greife eher nach diesem als nach irgend etwas anderem. „Aber es wird am Notwendigsten fehlen.“ - Das wird kaum möglich sein, denn die Natur verlangt nur sehr wenig; der Weise aber richtet sich nach der Natur. Sollte es aber bis zur äußersten Not kommen, dann wird er nicht säumen aus dem Leben zu scheiden, und wird sich nicht länger selbst zur Last sein. Sind aber die Mittel zum Lebensunterhalt nur gering und schmal, so wird er sich damit leicht abfinden, wird ohne unnötige Bekümmernis und Angst dem Körper, was er an Nahrung und Kleidung fordert, geben und wird in voller Ruhe der Psyche und in Heiterkeit lachen über die Geschäftigkeit der Reichen und über das Hasten und Hetzen derer, die zu Reichtum gelangen wollen, und wird sagen: „Wozu die Zeitverschwendung, die du mit dir selbst treibst? Wozu wartest du auf den Zinsertrag deines ausgeliehenen Geldes, oder auf den Gewinn aus einem Handelsgeschäft, oder auf das Vermächtnis eines begüterten Greises? Du kannst auf der Stelle reich werden. Die Weisheit ist sofort auf dem Plan: Wem sie die [materiellen] Schätze entbehrllich gemacht hat, dem hat sie ihre [geistigen] Schätze gegeben.“ Doch dies gilt für andere. Du [Lucilius] stehst den Begüterten näher. Schau auf andere Zeiten, und du hast schon zu viel. Aber so viel, wie genug ist, findet sich jederzeit.

Hiermit könnte ich schließen, wenn ich dich nicht selbst zur Unbescheidenheit erzogen hätte. Den Partherkönigen darf niemand seinen Gruß darbieten, ohne ein Geschenk zu überreichen: von dir darf ich mich nicht verabschieden ohne eine Gabe. Wie steht es damit? Ich entlehne sie von Epikur: „Für viele war der Erwerb von Reichtum nicht das Ende der Mühseligkeiten sondern nur eine neue Form derselben.“ - Und das kommt mir gar nicht wunderbar vor. Denn nicht in den Dingen liegt der Fehler, sondern in der eigenen Psyche. Das, was uns die Armut schwer gemacht hat, macht uns auch den Reichtum schwer. Wie es nichts ausmacht, ob man einem Kranken sein Lager in einem hölzernen oder einem goldenen Bettgestell macht - denn wohin du ihn auch legst, er wird sein Leiden mit sich nehmen - so ist es einerlei, ob eine kranke Psyche in Reichtum oder in Armut versetzt wird. Ihr Leiden ist unzertrennlich von diesen.

## 18. Brief

[Freiwillige Entbehrungen auferlegen]

Wir sind im Monat Dezember. Die ganze Bürgerschaft ist in fieberhafter

Aufregung: die Schwelgerei darf ungestraft ihr Wesen treiben. Ständig hört man das Getöse der gewaltigen Zurüstungen. Gibt es denn noch einen Unterschied zwischen den Saturnalien und den Werktagen? Das ist so wenig der Fall, dass derjenige meiner Ansicht nach den Nagel auf den Kopf getroffen hat, der sagte, ehemals sei der Dezember ein Monat gewesen, jetzt sei er das ganze Jahr. Hätte ich dich hier bei mir, so würde ich gern deine Ansicht darüber hören, wie sich unsereiner dazu zu verhalten hat: Ob man ganz bei seiner täglichen Gewohnheit verharret, oder ob man, um nicht den Schein grundsätzlicher Absonderung von volkstümlicher Sitte zu erwecken, lustiger tafeln und seine Toga ablegen müsste. Denn was früher nur in Zeiten des Aufruhrs und in schwerer Notlage des Staates zu geschehen pflegte, das tut man jetzt der Festlust und Feiertage wegen: man wechselt das Kleid. Kenne ich dich recht, so würdest du in der Rolle eines Schiedsrichters ebenso wenig für völlige Angleichung an die schwärmende Menge mit ihren Narrenkappen sein wie für völlige Absonderung von ihr, es müsste denn sein, dass man sich gerade an den Tagen Entsagungen auferlegen und sich als einziger jeder Lust enthalten müsse, wo alle Welt sich ihr in die Arme wirft. Den sichersten Beweis für seine Charakterstärke erhält man dann, wenn man sich durch den lockenden Reiz verführerischen Genusses weder beunruhigen noch vom rechten Wege ablenken lässt. Dies letztere Verhalten erfordert stärkeren Mut; es will etwas heißen, mitten unter der berauschten und die Überfülle wieder von sich gebenden Volksmasse allein nüchtern und enthaltsam zu bleiben.

Das andere ist mehr eine Sache der Mäßigung, wo es darauf ankommt, sich nicht auszuschließen, sich weder auffällig zu machen, noch sich mit allen gleich zu machen, kurz dasselbe zu tun, aber nicht auf die gleiche Weise. Wir können nämlich den Festtag auf festliche Weise begehen, aber ohne Schlemmerei. Doch ich bin so sehr von dem Wunsch erfüllt deine psychische Stärke zu prüfen, dass ich nach dem Rat großer Männer auch dir die folgende Aufgabe stelle: Bestimme von Zeit zu Zeit einige Tage, an denen du, dich begnügend mit der bescheidensten und wohlfeilsten Kost, mit grobem und rauem Gewand, zu dir selbst sagst: „Das also ist es, wovon einem Bange war?“ - Noch inmitten völliger Sicherheit soll die Psyche sich auf schwere Prüfungen vorbereiten und sich festigen gegen die Unbilden des Schicksals noch inmitten seiner Wohltaten. Mitten im Frieden macht der Soldat seine Marschübungen, übt sich, ohne dass ein Feind in Sicht wäre, in Schanzarbeiten und plagt sich mit unnötigen Arbeiten ab, um den notwendigen zukünftig genügen zu können. Wer im Ernstfall unverzagt bleiben soll, der muss vorher geübt werden. Diesen Grundsatz haben diejenigen befolgt, die in jedem Monat sich in die Rolle des Armen versetzten und sich beinahe zu völliger Dürftigkeit verurteilten; es sollte dadurch jede Angst verschwinden vor dem, was ihnen durch regelmäßige Übung schon lange gewohnt worden war. Glaube nicht etwa, dass ich damit nur auf die Mahlzeiten eines Timon anspiele und auf die Dachkämmerchen und worunter sonst die Üppigkeit, ihres Reichtums überdrüssig, sich die Zeit vertreibt. Nein! Es sei ernst gemeint mit dem Feldbett, mit dem kurzen Mantel, mit dem harten und groben Brot. Das halte drei bis vier Tage aus, zuweilen auch noch länger, denn es soll kein Spiel sein, sondern eine ernsthafte Probe. Dann, mein Lucilius, glaube mir, wirst du aufjubeln, wenn du für ein paar Kreuzer satt geworden bist, und wirst begreifen, dass man des Schicksals Gunst nicht nötig hat, um der Sorgen ledig zu sein; denn was man zum Leben unbedingt nötig hat, kann einem auch durch das zürnende Schicksal kaum vorenthalten werden. Gleichwohl brauchst du dir nicht einzubilden, dass du damit eine Großtat begangen hast. Du tust damit nichts anderes als was viele Tausende von Sklaven,

viele Tausende von Armen tun: Wohl aber darfst du dir darauf etwas einbilden, dass du es ohne Zwang tun wirst, und dass es dir ebenso leicht sein wird, es immer über dich ergehen zu lassen, als es ab und zu zu versuchen. Machen wir am Pfahl<sup>91</sup> unsere Übungen! Das Schicksal soll uns nicht unvorbereitet treffen; darum eben wollen wir uns mit der Armut vertraut machen. Unser Reichtum wird sorgenfreier sein, wenn wir wissen, wie wenig schwer es ist, arm zu sein. Epikur, dieser Lehrer der Lust, hatte bestimmte Tage, an denen er seinen Hunger kärglich stillte. Er wollte dadurch erkunden, ob ihm zur vollen und höchsten Lust noch etwas fehlt, oder wie viel noch fehlt, und ob dies letztere wert ist, dass man es mit großer Mühe beschafft. Dies sagt er wenigstens selbst in jenem Brief, den er im Archontat des Charinus an Polyaeus schrieb. Da rühmt er sich, mit weniger als einem As seinen Hunger zu stillen, während Metrodorus, der es noch nicht so weit gebracht, ein ganzes As braucht. Und damit soll man satt werden? Ja, nicht bloß satt sondern auch vergnügt. Aber dies Vergnügen ist nicht jenes leichte, flüchtige und immer wieder aufzufrischende, sondern ein beständiges und gesichertes. Allerdings, angenehm ist es nicht, sich mit Wasser, Gerstengraupen und einem Bissen Gerstenbrot zu begnügen; aber das höchste Vergnügen ist es, sich fähig zu wissen, auch an dieser Genügsamkeit Vergnügen zu finden, und sich in die Lage gebracht zu haben, dass das, was man hat, keines Schicksals Ungunst rauben kann. Selbst die Kerkerkost ist reichlicher; ja sogar die zum Tode Verurteilten lässt ihr Henker nicht mit so schmaler Kost sich begnügen: Welche Größe der Psyche gehört dazu, sich freiwillig auf ein Maß der Ernährung zu beschränken, das selbst die der äußersten Strafe Verfallenen nicht zu befürchten brauchen. Das heißt, den Angriffen des Schicksals zuvorkommen!

Zögere also nicht, mein Lucilius, diese Übungen der genannten Männer auch zu den deinen zu machen; bestimme einige Tage, an denen du deiner gewöhnlichen Lebensweise entsagst und dich mit dem bescheidensten Maß auf freundlichen Fuß stellst: Knüpfe Umgang mit der Armut an. Wage es, mein Freund, verachte den Glanz und bilde, des Aether-Logos würdig, auch dich. Kein anderer ist würdig unseres Gottes [des Aether-Logos] als wer den Reichtum verachtet. Ich will dir seinen Besitz nicht etwa untersagen; aber ich will dir dazu verhelfen, dass dir eben dieser Besitz keine Angst und Sorge macht. Es gibt nur einen Weg, dies zu erreichen: du musst dich innerlich durchdringen mit der Gewissheit, dass du auch ohne materiellen Besitz glücklich leben würdest; du musst ihn immer als etwas ansehen, das dir auch verloren gehen kann.

Aber es ist Zeit den Brief zusammenzufalten. - „Erst musst du“, erwidertst du, „deine Schuld abtragen.“ - Ich verweise dich an Epikur, er wird die Rechnung begleichen. „Maßloser Zorn erzeugt Wahnsinn.“ - Wie wahr dies ist, musst du wissen, denn du hast Sklaven und Feinde. Doch es sind Personen aller Art, gegen welche diese Leidenschaft entbrennt. Sie entsteht ebenso aus Liebe wie aus Hass, nicht weniger bei ernstem Verkehr als unter Spiel und Scherz. Und es kommt weit weniger auf das Größenmaß der Ursache an, aus welcher sie entsteht, als auf die Gemütsart dessen, der von ihr ergriffen wird. So kommt es beim Feuer nicht darauf an, wie groß es ist, sondern wohin es gerät. Massive Körper sind auch für das stärkste Feuer unempfindlich; dagegen lassen dünne und leicht entzündbare Stoffe auch das kleinste Fünkchen zur Feuersbrunst anwachsen. Ja, so ist es, mein Lucilius: Unbändiger Zorn endet in Wahnsinn, und darum ist der Zorn zu meiden; nicht sowohl in Rücksicht auf die Mäßigung als in Rücksicht auf die Gesundheit.

---

<sup>91</sup> Fußnote Hrsg.: Gladiatoren und Legionäre übten an einem Holzpfehl die Fechtkunst.

## 19. Brief

[Vorzüge eines auf den Staatsdienst verzichtenden Lebens]

deine Briefe machen mir immer die größte Freude. Erfüllen sie mich doch mit froher Hoffnung; ja, sie lassen es nicht nur bei Versprechungen bewenden, sondern geben geradezu Bürgschaft. Bleibe dabei, ich bitte und beschwöre dich. Denn was könnte ich Besseres von meinem Freund erbitten als das, worum ich ihn in seinem eigensten Interesse bitte? Wenn irgend möglich, so entziehe dich ohne Aufsehen zu machen diesen Geschäftslasten; wo es nicht geht, reiße dich davon los. Wir<sup>92</sup> haben genug Zeit damit verschwendet: Machen wir nun den Anfang mit dem Rückzug. Wird man uns daraus irgend welchen Vorwurf machen?

Wir haben im Wellengewoge gelebt, wir wollen im Hafen sterben. Doch möchte ich dir nicht raten, von deiner Zurückgezogenheit viel Aufhebens zu machen. Du darfst damit weder prahlen noch sie geheim halten. Denn so sehr ich das wilde Treiben der Welt verurteile, so möchte ich dich doch niemals ihr so weit entfremden, dass du dich in völlige Vergessenheit hüllst und in dieser Hülle wie in einem Schlupfwinkel verschwindest. Halte es damit derartig, dass deine Zurückgezogenheit nicht auffällig, aber doch bemerkbar ist.

Ferner: Wer in Bezug auf seine Entschlüsse noch freie Hand hat, wer noch am Anfang seiner Laufbahn steht, der mag sich fragen, ob er sein Leben in der Dunkelheit hinbringen will: dir steht die Wahl nicht mehr frei. dich hat die Frische deines Geistes, der bestechende Reiz deiner Schriften und der Einfluss eines ansehnlichen und hervorragenden Freundeskreises der Welt bekannt gemacht. Du hast schon einen Namen. Magst du auch noch so tief untertauchen und dich verstecken, deine Vergangenheit wird gleichwohl die Augen auf dich lenken. Du kannst nicht in Finsternis vergraben sein; wohin du auch fliehst, ein gut Teil des früheren Lichtes wird dich begleiten. Du kannst dir die Ruhe sichern ohne Hass von Seiten anderer wie auch ohne sehnsuchtsvolles Bedauern oder bittere Selbstanklagen deinerseits. Denn was wirst du aufgeben, das deinem Geist sich als etwas gegen Willen Aufgegebenes darstellen könnte? Etwa deine Klienten? Keinem von ihnen ist es mit seiner Ergebenheit um dich selbst zu tun: jeder sucht nur seine Vorteile bei dir. Vormals hatte man es dabei auf Freundschaft abgesehen, jetzt auf Beute. Greise, die sich von dir verlassen sehen, werden ihre Testamente ändern, die Besucher, die sich zum Morgengruß einstellen, werden an andere Türen klopfen. Etwas Großes will bezahlt sein: Prüfe, ob du lieber dich oder etwas von deinem materiellen Besitz aufgeben willst. Wäre es dir doch vergönnt gewesen, in den bescheidenen Verhältnissen deiner Geburt alt zu werden! Hätte doch das Schicksal dich vor diesem Höhenlauf bewahrt! Unaufhaltsam hat das Glück dich emporgehoben über die Schranken eines heilbringenden Lebens, eine Provinz, eine Prokuratur und was daraus weiter sich für Aussichten eröffnen: Immer höhere Würden und Staatspflichten warten dann deiner, und eines reiht sich ans andere. Und das Ende? Wann denkst du am Ziel deiner Wünsche zu stehen? Niemals wird dieser Augenblick kommen. Was wir von der Verkettung der Ursachen sagen, aus deren Verknüpfung das Verhängnis besteht, das gilt auch von den Begierden: Das Ende der einen ist die Mutter der anderen. Du hast dich in ein Leben verirrt, das dir niemals von selbst ein Ende deines Elends und deiner

<sup>92</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca denkt an seine eigene Tätigkeit im Dienst des römischen Staates. Er hält offensichtlich das faschistoide römische Staatswesen, die Prinzipatsherrschaft und den römischen Militarismus, für nicht reformierbar und dem baldigen Untergang geweiht.

Knechtschaft bringen wird. Ziehe deinen Nacken aus dem ihn wund reibenden Joch heraus: Besser, dass er ein Mal ein tiefes Wundmal erhält, als dass er immer gedrückt wird. Ziehst du dich ins Privatleben zurück, so wird zwar alles einen kleineren Zuschnitt haben, aber doch zur Genüge vorhanden sein; wie aber die Dinge jetzt stehen, so mag noch soviel und von allen Seiten dir zufließen, es reicht doch nicht hin dich zu sättigen. Was willst du lieber? Sättigung bei geringem Vorrat oder [geistiger] Hunger inmitten der [materiellen] Fülle?

Das Glück ist nicht nur selbst habgierig, sondern auch fremder Habgier ausgesetzt. Solange du dir selbst nicht genug bist, wirst du auch anderen nicht genügen. „Aber wie soll ich mich los machen?“ fragst du. - Wie es eben gehen will. Denke doch, wie viel du auf gut Glück für deinen Beutel getan hast, wie viel Mühsal du dir aufgeladen hast um deiner Ehre willen. Nun musst du auch etwas für deine Muße wagen, oder aber ergrauen in der Verwaltung von Prokuren, denen dann städtische Ämter folgen, die dich mitten hineinwerfen in den immer von neuem wieder hochgehenden Wogenschwall wilder Volkserregung, dem du nicht entgehen kannst trotz aller Mäßigung, trotz aller ruhigen Zurückhaltung. Denn was kehrt sich der Staat daran, ob du dir Ruhe wünschst? Die dir vom Schicksal beschiedene Stellung will es nicht. Willst du diese deine Stellung immer noch weiter hinauf geschraubt sehen? Jeder Fortschritt, den du in dieser Richtung machst, wird nur eine Erhöhung deines Angstzustands sein.

Ich will dir hier ein Wort des Mannes anführen, der, selbst auf die Folter amtlicher Überbürdung gespannt, die Wahrheit sagte: „Ja, die Höhe selbst donnert an die Gipfel.“ Fragst du nach dem Buch, in dem er das sagte: Es war das Buch, das den Titel führt >Prometheus<. Er wollte damit sagen: Der Berge Gipfel sind dem Donner ausgesetzt. Gibt es wohl irgend eine Machtstellung, die groß genug wäre, um dich eine so taumelnde Sprache führen zu lassen? Er war ein geistvoller Mann, der der römischen Beredsamkeit ein großes Vorbild hätte werden können, wenn ihn sein Glück nicht entnervt, ja entmannt hätte. Das ist der Ausgang, der auch deiner harret, wenn du nicht rechtzeitig die Segel einreiffst und nicht, was jener zu spät wollte, dich nahe am Ufer hältst.<sup>93</sup>

Mit diesem Spruch des Maecenas hätte ich meine Rechnung mit dir als beglichen erachten können. Aber kenne ich dich recht, so wirst du mir Einwände machen und wirst meine Schuld von mir nicht in unschöner und tadelhafter Münze gezahlt sehen wollen. Wie nun die Sache liegt, muss ich eine Anleihe bei Epikur machen. Er sagt: „Man soll eher darauf achten, mit wem man isst und trinkt, als was man isst und trinkt. Denn ohne Freunde ist das Leben eine Abfütterung eines Löwen und Wolfes.“ - Dazu wirst du nie gelangen, wenn du dich nicht zurückziehst. Sonst wirst du nur Gäste haben, die der dienstuende Namennener [Nomenklator] aus der Schar der um deine Gunst Buhlenen auserwählte. Der aber geht fehl, der seinen Freund im Vorzimmer sucht, um ihn an der Tafel zu erproben. Es gibt kein größeres Unheil für einen vielbeschäftigten und mit [materiellen] Gütern überhäuften Mensch, als wenn er diejenigen für seine Freunde hält, denen er selbst nicht Freund ist, und wenn er seine Wohltaten für wirksam hält sich Freunde zu gewinnen, da es doch Leute gibt, deren Hass um so größer ist, je höher die Schuld ist, in der sie stehen: Eine geringe Schuldsomme macht die Leute zu Schuldnern, eine hohe zu Feinden. Wie also? Wohltaten führen nicht zur Freundschaft? Sie tun es dann, wenn man in der Lage war die

<sup>93</sup> Fußnote Apelt: Das ist die selbe Ermahnung, die Horaz Od. II, 10, 3 f und 23 in gleicher bildhafter Rede an Licinius Murena richtet. Die Erwähnung des Maecenas konnte dem Seneca leicht auch Horazische Reminiszenzen wecken.



Empfänger sorgfältig auszuwählen, wenn man die Wohltaten gleichsam auf Zins anlegt, nicht verstreut. Einstweilen also, bis du zu voller Einsicht gelangt bist, folge dem Rat reifer Männer und sei überzeugt, dass es mehr auf die Person des Empfängers als auf die Art der Gabe ankommt.

## 20. Brief

### [Aufgabe der praktischen Philosophie]

Wenn du wohl auf bist und dich in deiner moralischen Bildung so weit gefördert glaubst, dass du in absehbarer Zeit ganz Herr deiner selbst wirst, so freue ich mich. Denn ich darf mir den Ruhm zuschreiben, dich deinem hoffnungslos nach einem Ausweg suchenden Schwanken enthoben zu haben. Aber worum ich dich auf das dringendste bitte, ist dies, dass du die Probe für deine Fortschritte nicht durch Rede und Schrift ablegst sondern durch die Festigkeit deines Charakters und die Verminderung deiner Begierden. Bestätige deine Werke durch die Tat. Das ist scharf zu unterscheiden von der Aufgabe derer, die Vorträge halten und nach dem Beifall der Hörer haschen, ebenso auch von der Aufgabe derer, die einen Kreis von Jünglingen und müßigen Leuten durch die Vielfältigkeit oder auch Gewandtheit ihrer Erörterungen zu fesseln suchen: Die Philosophie lehrt handeln, nicht reden, sie fordert, dass jeder getreu seinem inneren Gesetz lebt, dass das Leben mit der Rede nicht in Widerspruch steht, dass das Leben, innerlich genommen, in allen seinen Handlungen durchgehend die gleiche Färbung zeigt.<sup>94</sup> Das ist die höchste Forderung an die Weisheit und zugleich ihr Kennzeichen, dass die Taten mit den Worten in Einklang stehen, dass der Mensch also durchweg sich selbst gleich und der gleiche ist. „Wer wird das leisten können?“ - Wenige, aber doch einige. Denn schwer ist es allerdings; doch sage ich nicht, dass der Weise immer denselben Schritt einhalten wird, wohl aber denselben Weg. Gib also Acht auf dich, ob deine Kleidung und dein Hauswesen etwa nicht miteinander in Einklang stehen, ob du gegen dich selbst freigebig, gegen die Deinigen knauserig bist, ob deine Mahlzeiten bescheiden, deine Baulust verschwenderisch ist. Regele dein Leben ein für alle Mal nach einem festen Grundsatz, und mache ihn zur gleichmäßigen Richtschnur für alle Lebenslagen. Manche schränken sich zu Haus ein, draußen machen sie sich breit und treten anspruchsvoll auf. Diese Zwiespältigkeit ist ein Fehler und Zeichen eines schwankenden und noch nicht zu fester Haltung gelangten Gemüts. Ich will auch den Grund dieser Unstetigkeit, dieser Ungleichmäßigkeit in Handlungen und Entschlüssen angeben. Niemand stellt sich klar vor Augen, was er eigentlich will, und tut er es etwa, so beharrt er doch nicht dabei, sondern springt ab, und nicht genug mit einer Änderung, nein, er tritt geradezu den Rückmarsch an und kommt wieder zurück auf das, was er aufgegeben und verurteilt hat. Wenn ich absehe von den alten Begriffsbestimmungen der Weisheit und das Eigentümliche des Menschenlebens im ganzen ins Auge fasse, so kann ich mich auf folgendes beschränken: Was ist Weisheit? Immer dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen. Bei dieser Formel bedarf es auch nicht des einschränkenden Zusatzes, dass, was du willst, auch das Rechte sei. Denn unmöglich kann einem die gleiche Sache immer gefallen, wenn sie nicht die rechte ist. Die Menschen sind sich also über ihr eigenes Wollen nicht klar, abgesehen von dem Augenblick, in dem sie wollen. Zu einem für immer bindenden Entschluss über sein Wollen und Nichtwollen ist

<sup>94</sup> Fußnote Apelt: Dies der Sinn der in der handschriftlichen Überlieferung nur trümmerhaft erhaltenen Stelle.

keiner gekommen. Täglich schwankt das Urteil, ja wandelt sich in das Gegenteil, und so wird den meisten das Leben zu einem Spiel. Mache also Ernst mit dem, was du begonnen hast, und vielleicht wirst du dadurch entweder zum Höchsten selbst gelangen, oder doch bis zu einem Punkt, von dem du allein erkennst, dass er noch nicht der höchste ist.

„Aber“, so fragst du, „was soll aus diesem Haufen von Hausfreunden werden ohne einen großen Hausstand?“ - Wenn diese Schar nicht mehr von dir gefüttert wird, so wird sie sich selbst füttern; oder du wirst die Erkenntnis, zu der dir deine Wohltätigkeit nicht verhelfen konnte, nunmehr dank deiner Armut erlangen. deine Armut wird die wahren und sicheren Freunde dir bewahren; dagegen wird sich von dir lossagen, wem es nicht um dich zu tun war, sondern um etwas anderes. Muss man aber die Armut nicht schon allein um dessentwillen lieb haben, weil sie einem zeigt, von wem man geliebt wird? Wann wird der Tag kommen, wo niemand mehr dir zu Ehren eine Unwahrheit sagt!

Möchten deine Gedanken, möchte all deine Sorgen, möchten deine Wünsche sich darauf richten, dass du zufrieden bist mit dir selbst und mit dem Guten, dessen Urheber du selbst bist. Welches Glück läge uns näher? Schicke dich in ein bescheidenes Dasein, das keinen Absturz befürchten lässt. Um dir diesen Entschluss leichter zu machen, dazu soll der Tribut beitragen, den ich diesem Brief nun zum Schluss beilege.

Du magst mir es übel nehmen, aber noch immer wird Epikur gern für mich Zahlung leisten. „Eindrucksvoller, glaube mir, werden deine Worte sich ausnehmen vom Strohlager oder im schäbigen Mantel. Denn sie werden nicht nur gesprochen, sondern legen Zeugnis von sich ab.“ - Ich wenigstens höre ganz auf die Worte unseres Demetrius<sup>95</sup>, wenn ich ihn im zerschlissenen Kleid und auf einem Lager sehe, das noch lange kein Strohlager ist: Dann ist er mir nicht nur ein Lehrer sondern ein Zeuge der Wahrheit. „Also wie? Soll es nicht erlaubt sein, den Reichtum zu verachten, über den man gebietet?“ - Warum sollte es nicht erlaubt sein? Auch der ist ein charaktvoller Mensch, der, umgeben von der Fülle des Reichtums und immer wieder erstaunt darüber, dass dieser Reichtum gerade an ihn gekommen ist, über diesen seinen Reichtum lacht und mehr von anderen hört als selbst es fühlt, dass er ihm gehört. Es will etwas heißen, mit dem Reichtum gleichsam vermählt zu sein, ohne seinem Einfluss zu unterliegen. Der ist groß, der inmitten des Reichtums arm ist. „Wer weiß,“ erwidert du, „wie dieser Reiche die Armut ertragen würde, wenn er wirklich in sie geriete.“ - Und auch ich weiß nicht, ob jener Arme [gemeint ist: der Reiche] den Reichtum irgend eines Epikureers verachten würde, wenn er ihm zufiele. Daher gilt es, bei beiden die Gesinnung zu prüfen und zu ergründen: Ob jener [gemeint ist: der Epikureer] der Armut von Herzen zugetan ist und ob dieser [der Reiche] dem Reichtum nicht zugetan ist; sonst wäre ein Strohlager oder zerschlissenes Gewand ein unzulänglicher Beweis; vielmehr muss festgestellt sein, dass einer zu solchen Entbehrungen nicht genötigt ist, sondern ihn seiner Überzeugung nach den Vorzug gibt. Doch es gehört eine starke Natur dazu, sich nicht jählings auf das Erkannte als das Bessere zu stürzen, sondern sich darauf vorzubereiten als auf etwas, das einem dann leicht wird. Und es ist, mein Lucilius, leicht; da du dich aber schon lange in Gedanken damit vertraut gemacht hast, so ist es für dich sogar angenehm. Denn durch diese Vorbereitung schafft man sich Sorgenfreiheit, ohne die nichts angenehm ist. Deshalb halte ich es für nötig dem Beispiel großer Männer, von

---

<sup>95</sup> Fußnote Apelt: Demetrios aus Sunion lebte unter Claudius und den folgenden Kaisern als allgemein geschätzter kynischer Philosoph in Rom. Er überlebte Seneca.

denen ich dir schrieb, zu folgen und von Zeit zu Zeit einige Tage anzusetzen, an denen wir [Stoiker] uns durch eingebilddete Armut auf die wirkliche einüben. Und dazu haben wir um so mehr Veranlassung, da wir ganz im Genussleben erschlafft sind und alles für hart und schwer erachten. Um so mehr muss der Geist aus seinem Schlaf geweckt, aufgestachelt und daran erinnert werden, dass die Natur uns nur auf sehr Weniges angewiesen habe. Niemand wird reich geboren; wer das Licht erblickt, muss mit Milch und Lappen zufrieden sein. Dies ist der Anfang, und Königreiche reichen nicht hin, unsere Begierden zu befriedigen.

## 21. Brief

[Nur geistiges Streben verleiht wahren Ruhm und bleibendes Andenken]

Du schreibst mir von Leuten, die dir viel zu schaffen machen. Nein! Am meisten zu schaffen machst du dir selbst; du bist dir selbst zur Last. Du weißt nicht, was du im Grunde willst. Du weißt das Gute besser zu loben als es zu befolgen. Du siehst, wo das Glück seine Stätte hat; aber deine Schritte dahin zu lenken, hast du nicht den Mut. Was es aber ist, was dich hindert, will ich dir sagen, da dein Blick dafür nicht scharf genug ist: du hältst das für schätzbar, was du zurücklassen sollst, und während du dir das sorgenfreie Dasein, dem du dich zuwenden willst, zum Ziel nimmst, hält dich der Glanz dieses Lebens [als Prokurator von Sizilien], von dem du Abschied nehmen sollst, zurück, als ob du in Schlamm und Finsternis versinken solltest.

Du irrst, Lucilius: Der Übergang von dem einen Leben zum anderen ist kein Abstieg, sondern ein Aufstieg. Es ist ein Unterschied ganz ähnlich dem, wie er zwischen blendendem Glanz und Licht besteht: das letztere hat seinen bestimmten, ihm eigens zukommenden Ursprung, während des anderen Helligkeit nur eine erborgte ist. deine literarischen Bestrebungen werden dir zu Ruhm und Ehre verhelfen. Ich berufe mich auf das Beispiel des Epikur. An Idomeneus, der damals im Dienst einer starren Königsmacht stand und mit wichtigen Aufträgen betraut war, richtete er ein Schreiben, durch das er ihn statt eines glanzvollen Lebens den Weg zu einem sicheren und dauernden Ruhm zu wählen bestimmen wollte. Da sagt er: „Wenn du Wert legst auf den Ruhm, so wird dich mein Brief bekannter machen als alles das, was du hochhältst und wegen dessen man dich hochhält.“ - Hat er etwa die Unwahrheit gesagt? Wer wusste etwas von Idomeneus, wer kannte seinen Namen, wenn Epikur ihn nicht in seinem Brief verewigt hätte? All jene Magnaten und Satrapen, ja der König selbst, dem Idomeneus sein hohes Amt verdankte, ruhen in tiefster Vergessenheit. Wenn des Atticus Name noch fortduert, so verdankt er das allein den Briefen Ciceros. Es hätte ihm nichts genutzt, dass Agrippa sein Schwiegersohn war, Tiberius mit seiner Enkelin verheiratet und dass Drusus Caesar sein Urenkel war. Unter so großen Namen würde der seinige nicht mit genannt werden, wenn Cicero ihm nicht eine Stelle an seiner Seite eingeräumt hätte. Wir werden das Schicksal haben, tief versenkt zu sein im Grab der Zeit; nur wenige Geister werden noch ihr Haupt erheben und der Vergessenheit Trotz bieten und lange ihr Ansehen behaupten, bis endlich auch sie im Grab der Vergessenheit versinken. Was Epikur seinem Freund versprechen konnte, das verspreche ich dir, mein Lucilius. Ich werde bei der Nachwelt noch in Geltung stehen und kann einem Namen Dauer verleihen, so lange der meinige noch gilt. Unser Vergil versprach zweien ein ewiges Gedächtnis und erfüllte sein Versprechen:

*Glückseliges Paar! Darf meinem Gesang ich trauen,  
Raubt euch nimmer ein Tag andenkendem Preise der Nachwelt,  
Nimmer; so lange Aeneas' Geschlecht wohnt am Capitolsfels,  
Und so lange der Bürger von Rom noch Herrscher der Welt ist.*

Alle, die das Glück im öffentlichen Leben emporhebt, alle, welche Glieder oder Teile fremder Mächte sind, erfreuen sich ihres Einflusses und sehen ihr Haus von Besuchern umdrängt, solange sie selbst noch aufrecht stehen; ist es damit vorbei, so erlischt ihr Andenken schnell. Die Würdigung großer Geister dagegen steigt mit der Zeit, und nicht nur ihnen selbst erweist man Ehre, sondern alles, was mit ihrem Gedächtnis in Zusammenhang steht, wird willkommen geheißen.

Damit aber Idomeneus nicht unentgeltlich in meinen Brief gekommen sei, soll er selbst mit eigener Münze dafür aufkommen. An ihn hat Epikur in einem Brief jene treffliche Ermahnung gerichtet, er solle den Pythokles nicht auf die allgemein übliche, dabei aber bedenkliche Weise reich machen. „Willst du“, sagte er, „den Pythokles reich machen, so darfst du ihm nicht sein Vermögen vermehren, sondern musst seine Begierden vermindern.“ - Dieses Mahnwort ist so klar, dass es keiner Erläuterung, und so treffend im Ausdruck, dass es keiner Beihilfe bedarf. Nur diese eine Bemerkung möchte ich daran knüpfen, dass du dies Wort nicht nur auf den Reichtum beziehen mögest. Wende es an, worauf du willst, es wird die gleiche Geltung haben. Willst du den Pythokles zu einem ehrenhaften Mann machen, so darfst du seine Ehren nicht vermehren, sondern musst seine Begierden vermindern. Willst du, dass Pythokles in ununterbrochenem Lustbehagen lebt, so darfst du seine Lustbarkeiten nicht vermehren, sondern musst seine Begierden vermindern. Willst du, dass Pythokles alt werde und an die Grenze des Lebens gelange, so darfst du seine Jahre nicht vermehren, sondern musst seine Begierden vermindern. Du brauchst diese Sätze nicht etwa für Eigentum des Epikur zu halten: sie sind Gemeingut. Ich glaube, man muss das im Senat übliche Verfahren auch in der Philosophie zur Geltung bringen: Wenn einer einen Antrag gestellt hat, der nur zum Teil meinen Beifall findet, so beantrage ich eine Spaltung desselben in mehrere Teile und gebe dem meine Zustimmung, was ich für zutreffend halte.

Ich führe Epikurus Aussprüche deshalb so gerne an, weil ich denjenigen, die in verwerflicher Absicht, in dem Glauben nämlich, dort einen Deckmantel für ihre Laster zu finden, zu ihm ihre Zuflucht nehmen, zu Gemüte führen möchte, dass ehrbar zu leben unbedingte Forderung ist, wohin man auch seine Schritte lenken mag. Trittst du in seinen Garten ein und liest die Inschrift am Eingang: „Fremder, hier ist gut weilen, hier ist die Lust das höchste Gut“, so wird der gastfreie und freundliche Hüter dieses Hauswesens dir ganz zu Diensten stehen, wird dich mit Gerstengraupen bewirten, wird dir auch reichlich Wasser reichen und sagen: „Bist du auch zufrieden mit deiner Aufnahme? Dieser Garten ist da, um den Hunger nicht zu reizen sondern zu stillen, und er steigert nicht den Durst durch das Trinken, sondern stillt ihn durch das natürliche und kostenlose Mittel. Bei solcher Lust bin ich alt geworden.“ Es handelt sich hier um solche Bedürfnisse, über deren Befriedigung man durch bloße Trostworte nicht hinwegkommt, die man unbedingt befriedigen muss, um sie zum Schweigen zu bringen. Denn was jene außerordentlichen betrifft, die man aufschieben, in Zucht halten und unterdrücken kann, so beschränke ich mich auf folgende Bemerkung: Diese Art von Lust ist natürlich, aber nicht unentbehrlich; man ist ihr nichts schuldig; was man auf sie verwendet, ist freiwillig. Der Magen lässt sich nichts befehlen, er fordert und mahnt. Doch ist er kein lästiger Gläubiger, er lässt sich mit wenigem abfinden;

man braucht ihm nur zu geben, was man ihm schuldig ist, nicht, was man ihm etwa noch mehr geben könnte.

## 22. Brief

[Weitere Ratschläge zum Aufgeben des Staatsdienstes]

du kommst nun endlich zu der Erkenntnis, dass du dich losmachen musst von der Last dieser glanzvollen und dabei doch so heillosen Staatsgeschäfte. Aber du fragst, wie dir dies gelingen könne. Gewisse Dinge erfordern zu ihrer Entscheidung die Besichtigung an Ort und Stelle. Der Arzt kann nicht brieflich die Zeit bestimmen, wann man essen oder ein Bad nehmen soll: er muss den Puls befühlen. Ein altes Sprichwort sagt: Der Gladiator fasst seinen Entschluss unmittelbar auf dem Sand [der Arena]. Die Miene des Gegners, eine Bewegung seiner Hand, ja schon die geringste Bewegung seines Körpers sind Wahrnehmungszeichen für einen beobachtenden Blick. Was den gewöhnlichen Lauf der Dinge mit seinen Anforderungen an uns betrifft, so lässt sich das im Allgemeinen auch durch schriftliche Anweisungen bestimmen. Dergleichen Ratschläge werden nicht nur Anwesenden sondern auch der Nachwelt erteilt. Anders steht es mit der Frage nach dem Wann oder Wie; da kann niemand aus der Ferne seinen Rat geben: Man kann die Rechnung nur an Hand der Tatsachen selbst machen. Man muss nicht nur zur Stelle sondern auch sehr wachsam sein, um eine rasch enteilende Gelegenheit zu erfassen.

Halte also Umschau nach ihr, und hast du sie wahrgenommen, so greife zu und setze mit aller Leidenschaftlichkeit deine ganze Kraft daran, dieses Dienstjoch abzuschütteln. Und nun gib Acht, wie mein Vorschlag lautet: Entweder musst du das jetzige Leben oder das Leben selbst aufgeben. Gleichwohl bin ich aber doch auch der Meinung, du dürftest dich nicht überstürzen und müsstest der schiefen Lage, in die du dich gebracht, lieber durch Lösung der Schwierigkeiten als durch einen plötzlichen Bruch abhelfen und zu letzterem nur schreiten, wenn sich keine andere Möglichkeit einer Lösung bietet. Niemand ist ein solcher Feigling, dass er lieber immer hängen als einmal fallen möchte. Inzwischen – und das ist die Hauptsache - verwickle dich nicht in neue Schwierigkeiten.

Begnüge dich mit den Geschäften, auf die du dich eingelassen hast oder in die du, wie du es lieber aufgefasst wissen willst, hineingeraten bist. Hüte dich, in deinem Streben noch weiter zu gehen; sonst wirst du auf Entschuldigung verzichten müssen, und es wird sich klar herausstellen, dass hier von „hineingeraten“ nicht die Rede ist. Denn mit den gewöhnlichen Redensarten hat es nichts auf sich: „Ich konnte nicht anders. Was half es, nicht zu wollen? Ich musste.“ Niemand ist gezwungen, dem „Glück“ spornstreichs nachzulaufen: Es hat schon etwas zu besagen, wenn man den Schritt zügelt und dem winkenden „Glück“ nicht blindlings folgt, auch ohne sich geradezu in einen Kampf mit ihm einzulassen.

Fühlst du dich etwa verletzt, wenn ich mich nicht begnüge mich zur Beratung einzufinden, sondern auch noch andere hinzuziehe und zwar klügere Leute als ich selbst bin, an die ich mich zu wenden pflege, wenn mir etwas durch den Kopf geht? Lies das hierher gehörige Schreiben des Epikur, den sogenannten Idomeusbrief, worin er ihn bittet, sich eiligst davon zu machen, ehe irgend eine höhere Macht dazwischen tritt und ihm die Freiheit raubt sich zurückzuziehen. Gleichwohl macht er den Zusatz, er dürfe sich nicht eher auf einen Versuch einlassen, als bis sich eine passende und rechtzeitige Gelegenheit dazu biete. Aber

sobald nach langem Warten dieser Zeitpunkt erschienen sei, dann, sagt er, müsse man den Sprung sofort wagen. Sich dem Schlaf überlassen, wenn man auf Flucht sinnt, ist in seinen Augen unzulässig, und er verspricht auch aus der verzweifeltsten Lage ein glückliches Entrinnen, wenn man weder vor der Zeit es zu eilig hat noch bei gegebener Zeit zaudert.

Und nun, glaube ich, fragst du auch nach der Meinung der Stoiker. Es wird sie gewiss niemand vor dir der Unbedachtsamkeit bezichtigen. Ihre Bedachtsamkeit ist noch größer als ihre Tapferkeit. Du erwartest vielleicht von ihnen Äußerungen folgender Art zu hören: „Es ist schimpflich, dem Druck einer Last nachzugeben. Ringe mit der Verpflichtung, die du einmal übernommen hast. Der ist kein wackerer und tüchtiger Mensch, der die Anstrengung scheut. Nein, gerade die Schwierigkeit der Lage selbst muss den Mut steigern.“ - So werden die Stoiker zu dir reden, wenn die Ausdauer der Mühe auch wert ist, wenn der brave Mensch nichts Unwürdiges zu tun oder zu erleiden hat. Sonst wird er sich nicht mit niedriger und entehrender Arbeit aufreiben, wird sich nicht dazu hergeben, ein Geschäft dem Geschäft zuliebe zu treiben. Selbst darauf wird er sich nicht einlassen, dessen du ihn für fähig hältst, nämlich, einmal hineingeraten in das bewegte Treiben des Ehrgeizes, sich immer von den Wogen desselben tragen zu lassen. Nein! Vielmehr wird er, wenn er sich klar geworden ist über die Schwierigkeiten, in die er sich verwickelt, und über das Ungewisse und Schwankende seiner Lage, sich zurückziehen und, nicht in eiliger Flucht sondern bedächtigen Schrittes, sich in Sicherheit bringen. Die Trennung aber, mein Lucilius, von dem Geschäftstreiben wird einem nicht schwer, wenn man den Gewinn verachtet, den dieses Treiben einem einbringt. Was uns an dasselbe kettet und dabei festhält, sind Betrachtungen wie die folgenden: „So großen Hoffnungen [auf materiellen Gewinn] soll ich entsagen? Soll meine Ernte im Stich lassen? Soll auf Geleitschutz verzichten, soll meine Säufte ohne Begleiter, meinen Vorsaal leer sehen?“ - Das also ist es, wovon sich die Menschen ungern trennen; sie lieben den Lohn für die Mühsal, diese selbst aber verwünschen sie. Sie klagen über den Ehrgeiz wie über eine Geliebte; das will sagen: Wenn man ihrer eigentlichen Gefühlsregung auf den Grund geht, so hassen sie nicht, sondern schimpfen nur. Prüfe die genau, die sich in Klagen ergehen über Dinge, die sie doch wünschen, und von Flucht vor solchen Dingen reden, die sie doch nicht entbehren können; dann wirst du nicht mehr zweifeln, dass sie aus ganzem Herzen bei dem verweilen, was ihren Reden nach ihnen beschwerlich und betrüblich ist. So ist es, mein Lucilius: nur wenigen drängt sich die Knechtschaft auf; die meisten drängen sich ihr auf. Aber wenn du entschlossen bist, dich von ihr loszusagen und den ehrlichen Wunsch nach Freiheit hast, und dir nur dazu Aufschub erbittest, um diesen Schritt ohne beständige Reue tun zu können, warum sollte nicht die ganze Schar der Stoiker dir beistimmen? Frage sie alle, den Zenon, den Chrysipp und die anderen: Sie werden dir zu dem raten, was maßvoll, was edel, was deiner Art entsprechend ist. Aber wenn du zögerst, und zwar aus keinem anderen Grund als um dich umzusehen, wieviel du mit dir nehmen und wieviel Geld du dir sichern sollst als Rückhalt für deine Mußezeit, dann wirst du nie den Ausgang finden. Niemand beschwert sich mit Gepäck, wenn er sich schwimmend retten will. Schwinge dich empor zu einem besseren Leben, begünstigt vom Aether-Logos, doch begünstigt in anderer Weise als so manche, denen ihre Götter [angeblich] mit freundlicher und gütiger Miene große, aber unheilvolle Gaben gewährten, für deren Erteilung die einzige Entschuldigung darin lag, dass es eben der Wunsch der Empfänger war, dem sie mit diesen qual- und martervollen Gaben

entgegenkamen.

Schon drückte ich das Siegel auf den Brief; ich muss ihn noch einmal öffnen, um ihn nicht ohne das gewohnte kleine Geschenk abgehen zu lassen. Er muss dir irgend einen eindrucksvollen Spruch überbringen, und siehe, da bietet sich mir einer an, von dem ich nicht weiß, was mehr an ihm zu loben ist, ob die Wahrheit oder der glückliche Ausdruck. „Von wem?“ fragst du. - Nun, von wem sonst als von Epikur, bei dem ich noch immer meine Anleihen mache. „Es gibt kaum jemand, der nicht so aus dem Leben scheidet, als wäre er eben erst in dasselbe eingetreten.“ - Nimm den Erstbesten, sei es Kind, Frau oder Mann. Alle wirst du gleich erfüllt finden von Todesfurcht wie von Unkunde des Lebens. Keiner hat etwas wirklich schon hinter sich, denn wir haben immer alles, was uns Not tut, auf die Zukunft verschoben. Und was mir an diesen Worten am meisten gefällt ist dies, dass den Greisen Kindheit vorgeworfen wird. „Kaum jemand“, heißt es da, „geht anders aus dem Leben als wie er geboren wurde.“ - Aber das ist falsch: Wir sind schlechter bei Eintritt des Todes als bei unserer Geburt. Die Schuld liegt an uns, nicht an der Natur; die Natur muss sich über uns beschweren und sagen: „Was soll das? Ich habe euch ohne Begierden geschaffen, ohne Furcht, ohne Aberglauben, ohne Unredlichkeit und ohne die sonstigen Quellen des Unheils. Wie ihr in das Leben eingetreten seid, so geht auch hinaus.“ - Der ist der Weisheit teilhaftig geworden, der so sorgenlos stirbt, wie er geboren wird. Doch wie steht es damit bei uns? Wir zittern, wenn eine Gefahr im Anzug ist, der Mut versagt, die Farbe bleicht, nutzlose Tränen entquellen den Augen. Was ist schimpflicher, als gerade auf der Schwelle gesicherter Ruhe voller Sorge und Unruhe zu sein? Ihren Grund hat diese Erscheinung darin, dass wir, leer an allen wirklichen Glücks-Gütern, den ganzen Inhalt unseres Lebens als nichtig empfinden. Denn kein Teil desselben hat festen Halt gewonnen: es ist dahin, es ist verschwunden. Jeder sorgt sich, dass er lange lebt, und jeder hat es in seiner Hand, vernunftgemäß zu leben, keiner aber, lange zu leben.

### 23. Brief

[Über die wahre Freude und die Art, sie zu gewinnen]

Meinst du etwa, ich werde dir schreiben, wie gut diesmal der Winter es mit uns gemeint hat, der nicht nur mild, sondern auch kurz war; wie übel dagegen der Frühling uns mitgespielt hat mit seiner unangebrachten Kälte, und was dergleichen Plattheiten mehr sind, die nur als Lückenbüßer dienen, weil man sonst nichts zu sagen weiß? Nein, ich will etwas schreiben, was sich mir und dir als nützlich erweisen kann. Was könnte dies anderes sein als die Ermahnung an dich, an deiner moralischen Veredelung zu arbeiten? du fragst, was die Grundlage dazu sei? Wirf die Lust an eitlen Dingen von dir. Doch wie? Habe ich recht damit? Nein, nicht die Grundlage ist es sondern der Gipfel. Auf die höchste Höhe ist gelangt, wer weiß, worüber er sich freut, wer sein Glück nicht unter fremde Botmäßigkeit gestellt hat. Mit Sorgen belastet und seiner selbst nicht gewiss ist der, mit dem irgend eine Hoffnung ihr neckendes Spiel treibt, mag das Gewünschte auch unmittelbar zur Hand oder unschwer zu erlangen sein, mag seine Hoffnung auch sonst ihn noch nie getäuscht haben.

Vor allem, mein Lucilius, empfehle ich dir: lerne dich freuen. Meinst du etwa, ich beraube dich vieler Freuden, wenn ich dich unzugänglich mache für Zufallslaunen, wenn ich die Illusionen, diese verführerischen Schmeichlerinnen, gemieden wissen will? Nein, ganz im Gegenteil: Geht es nach meinem Willen, so

soll dir die Freude niemals fehlen. Ich will, dass sie dir daheim erwächst, und sie wird es, wenn sie nur in dir selbst ist. Heitere Erregungen sonstiger Art greifen nicht tief in das Innere; sie verscheuchen die Wolken von der Stirn und sind flüchtiger Art, du müsstest denn glauben, dass, wer lacht, sich auch freut: der Geist muss frisch sein, voll Selbstvertrauen und allen Versuchungen überlegen. Glaube mir: Es ist eine ernste Sache um die Freude. Oder meinst du, es werde irgend jemand mit unbefangener Miene, oder wie jene Lebemänner sich ausdrücken, heiteren Auges den Tod verachten, der Armut die Tür öffnen, der Genusssucht Zügel anlegen und auf Ausharren im Schmerz sich gefasst machen? Wer sich mit derlei Gedanken trägt, lebt in einem Zustand hoher Freude, aber einer Freude, die nichts weniger als schmeichlerischer Art ist. Im Besitz derartiger Freude möchte ich dich sehen. Sie wird dir niemals versiegen, wenn du einmal die Quelle gefunden hast, der sie entstammt.

Die geringwertigen Metalle finden sich an der Oberfläche, die gehaltvollsten sind diejenigen, deren Adern tief im Erdreich verborgen liegen, und die dem unablässig Grabenden immer reichere Ausbeute gewähren. Die gewöhnlichen Volksbelustigungen gewähren nur einen schalen und oberflächlichen Genuss, wie denn jede nicht von Herzen kommende Freude der sicheren Grundlage ermangelt: die, von der ich hier rede und zu der ich dir verhelfen möchte, ist unerschütterlich und senkt sich tiefer ins Innere. Tue, liebster Lucilius, was allein dich glücklich machen kann. Gehe erbarmungslos ins Gericht mit jenen Dingen, die von außen glänzen, die dir von einem anderen oder aus den Mitteln eines anderen versprochen werden, halte deinen Blick auf das wahre Glücks-Gut gerichtet und lass deine Freude dem entquellen, was dein ist. Was ist aber dieser Quell? du selbst bist es, du mit deinem besten Teil. Auch dieser Körper, mag er auch notwendig sein für all unser Tun, halte eher für etwas Unentbehrliches als für etwas Großes. Er gewährt nur nichtige, kurze und zur Reue führende Genüsse, die, wenn man ihnen nicht große Mäßigung auferlegt, sich in ihr Gegenteil verwandeln. Lass dir es gesagt sein: Die Lust neigt sich in jäher Beschleunigung dem Schmerz zu, wenn sie nicht Maß hält. Maß zu halten ist aber schwer bei dem, was man für gut hält. Trachtet man nach dem wahren Glücks-Gut, so ist man in Sicherheit. Du fragst, woher wir es erhalten. Ich will es dir sagen: Es ist die Frucht eines guten Gewissens, die Frucht edler Vorsätze, die Frucht tadelloser Handlungen, die Frucht der Verachtung aller Überraschungen, die uns der Zufall bringt, die Frucht eines ruhig und stetig dahinfließenden Lebens, das sich immer streng an den einzig richtigen Weg hält. Denn wer von einem Vorsatz zum anderen springt oder nicht einmal springt, sondern durch den Zufall sich stoßen lässt, wie kann der irgend etwas Sicheres oder Bleibendes sein Eigen nennen, er, der immer in der Schweben und bald hier, bald dort ist? Wenige nur wissen mit sich selbst sowie mit dem Ihrigen streng planmäßig zu verfahren; die übrigen gleichen dem, was auf den Flüssen dahin schwimmt; sie werden nicht von ihren Füßen sondern von der Strömung getragen. Den einen führt eine gelinde Welle ruhig und sanft mit sich dahin, den anderen reißt eine heftige mit sich fort, den einen setzt sie bei ermattender Flut am nahen Ufer ab, den anderen wirft ihr wildes Ungestüm hinaus ins offene Meer. Daher gilt es festzustellen, was wir im Grunde wollen, und dabei zu beharren.

Hier ist der Ort, dir den schuldigen Tribut zu zahlen. Ich kann dir ein Wort deines Epikur<sup>96</sup> zurückgeben und damit diesen Brief seiner Schuld ledig machen: „Es taugt nichts, das Leben immer wieder anzufangen.“ Oder vielleicht lässt sich

---

<sup>96</sup> Fußnote Hrsg.: Lucilius ist ein Epikureer.



der Sinn des Wortes klarer auf folgende Weise wiedergeben: „Unglücklich lebt, wer immer erst zu leben beginnt.“ - „Inwiefern?“ fragst du, denn dieses Wort will erläutert sein. Weil für diese Art von Menschen das Leben immer unfertig bleibt. Wer eben erst zu leben beginnt, wie kann der zum Sterben gerüstet sein? Unser Streben muss darauf gerichtet sein, genug gelebt zu haben. Dieses Glaubens ist niemand, der eben gerade erst jetzt zu leben beginnt. Glaube nicht, dass deren nur wenige seien: es sind nahezu alle. Manche fangen erst dann damit an, wenn sie aufhören mussten. Wenn dir das wunderbar vorkommt, so will ich noch etwas Wunderlicheres hinzufügen: Manche haben zu leben schon aufgehört ehe sie anfangen.

## 24. Brief

### [Bekämpfung der Furcht vor Unglück, vor allem vor dem Tod]

Du schreibst, dass du dir schwere Gedanken machst über den etwaigen Verlauf eines Rechtsstreites, mit dem dich die Wut eines Feindes bedroht. Du denkst dir, ich werde dir raten, die Sache auch schon deinerseits mit günstigerem Auge zu betrachten und dich mit freudiger Hoffnung zu beruhigen. Denn was haben wir nötig, das Unglück herbeizurufen und Leiden schon im voraus durchzukosten, die noch zeitig genug ertragen werden müssen, wenn sie sich eingestellt haben, und die Gegenwart zu verderben durch die Furcht vor der Zukunft? Es ist unzweifelhaft eine Torheit, schon jetzt unglücklich zu sein, weil man dereinst einmal unglücklich sein wird.

Doch ich will dich auf einem anderen Weg zur Gemütsruhe führen. Wenn du aller Bekümmernis ledig werden willst, so stell dir vor, dass alles, dessen Eintreten du befürchtest, auch unbedingt eintreten wird, und miss bei dir die Größe des Übels, welcher Art es auch sei, ab und veranschlage deine Furcht: Da wirst du gewiss zu der Einsicht kommen, dass das, was du fürchtest, entweder nicht erheblich oder nicht von Dauer ist. Und du brauchst nicht lange nach Beispielen zu suchen, an denen du dich aufrichten kannst. Kein Zeitalter, das deren nicht böte! Welchen Teil auch immer sei es der heimischen sei es der ausländischen Geschichte du dir ins Gedächtnis zurückrufst, überall wirst du auf Geister stoßen, die einen hohen Grad innerer Vollkommenheit erreichten oder über eine gewaltige Willenskraft geboten. Stell dir vor, du würdest verurteilt: Was kann dir Härteres zustoßen als dass du in die Verbannung geschickt oder in den Kerker geworfen wirst? Was hätte einer noch Schlimmeres zu befürchten, als dass man ihn den Qualen des Feuers aussetzt oder ihn umbringt? Gib deine Bestimmungen ganz ins einzelne und lass die Verächter derselben vor uns erscheinen: man braucht sie nicht zu suchen, man braucht sie nur auszuwählen. Rutilius ertrug seine Verurteilung, als ob er daran nichts weiter auszusetzen hätte als dies, dass er ungerecht verurteilt wurde. Metellus ließ die Verbannung mutig über sich ergehen, Rutilius sogar gern<sup>97</sup>; jener kehrte zurück auf Ersuchen des

<sup>97</sup> Fußnote Apelt: Publius Rutilius Rufus, Konsul im J. 105 v. u. Zr., zog sich durch seine gerechte und strenge Verwaltung der Provinz Asien den Hass der Steuerpächter zu, die seine Verurteilung herbeizuführen wussten. Er ging nach Smyrna in die Verbannung, wo er auch nach Aufhebung des Urteils blieb. Seneca tut seiner in den Dialogen mehrfach rühmlichste Erwähnung, wie auch Cicero ihn wegen seiner unbeugsamen Moral und Gesetzestreue öfters preist. Metellus ist Metellus Numidicus, der sich als einziger unter den Senatoren nicht dazu bewegen ließ, das Gesetz des ihm verhassten Saturninus zu beschwören, und deshalb in die Verbannung gehen musste, aus der er bald wieder zurückgerufen wurde. Die folgenden Beispiele beziehen sich auf allbekannte Vorgänge.

Staates, dieser verweigerte seine Rückkehr sogar dem Sulla, dem damals nichts abgeschlagen wurde. Sokrates setzte noch im Kerker seine Lehrtätigkeit fort und wollte nichts wissen von einer Flucht aus demselben, zu der man ihm verhelfen wollte: er harrete darin aus, um den Menschen die Furcht vor den zwei schwersten Bedrängnissen zu benehmen, vor dem Tod und vor dem Kerker. Mucius legte seine Hand in den Feuerbrand. Es ist schmerzhaft, verbrannt zu werden; wieviel schmerzhafter noch, sich selbst diese Qual aufzuerlegen. Da siehst du einen Menschen, der ohne jede höhere Bildung und ohne jede wissenschaftliche Unterweisung über das Verhalten gegen Tod und Schmerz, nur ausgerüstet mit kriegerischer Kraft, sich selbst die Buße auferlegt für sein misslungenes Beginnen. Da steht er als sein eigener Zuschauer bei dem Dahinschwinden seiner bis auf die Knochen abgesengten Hand, bis endlich der Feind das Feuer entfernt. Wohl hätte er glücklicher sein können bei seinem Unternehmen im feindlichen Lager, mehr Mut hätte er nicht zeigen können. Hier erkennt man wieviel mehr Willenskraft die Tapferkeit zeigt bei der Herausforderung von Gefahren als die Grausamkeit sie zeigt in Verhängung derselben: Leichter verzieh Porsenna dem Mucius, dass er ihn hatte ermorden wollen, als Mucius es sich selbst verzieh, dass es ihm nicht gelungen war.

„Das sind Märchen“, sagst du, „die man in allen Schulen ableiert; du wirst mir nun auch, wenn du auf die Todesverachtung zu sprechen kommst, von Cato erzählen.“ - Warum sollte ich auch nicht von ihm erzählen, wie er in jener letzten Nacht, das Schwert neben sich, Platons >Phaedon< las? Für zwei Hilfsmittel hatte er in dieser verzweifelten Lage gesorgt: Das eine sollte ihm den Entschluss zum Tode, das andere die Möglichkeit zur Ausführung geben. Nachdem er also seine Angelegenheiten geordnet hatte, so gut es eben gehen wollte bei diesem allgemeinen Zusammenbruch, hielt er es für seine angemessene Handlung, dafür zu sorgen, dass niemand sich unterstehen dürfe, den Cato zu töten, aber auch niemand in der Lage wäre, ihm das Leben zu retten. So zog er das Schwert, das er bis zu jenem Tag noch mit keinem Mord befleckt hatte, mit den Worten: „Nichts hast du ausgerichtet, Schicksal, mit deinem Widerstand gegen alle meine Bestrebungen. Nicht für meine, sondern für die Freiheit meines Vaterlandes habe ich die ganze Zeit gekämpft, und die Hartnäckigkeit, mit der ich es tat, galt nicht dem Ziel selber frei zu sein, sondern unter Freien zu leben. Jetzt, da es vorbei ist mit der Sache der Freiheit, mag sich Cato in Sicherheit bringen.“ - Dann stieß er sich das todbringende Schwert in den Körper. Die Ärzte verbanden die Wunde; aber trotz des Blutverlustes und der Entkräftung noch gleichen Mutes, riss er, voll Zorn nicht nur gegen Cäsar sondern auch gegen sich selbst, mit der bloßen Hand die Wunde auf und öffnete seinem Lebenshauch, seinem edlen Geist, diesem Verächter aller Tyrannei, nicht nur den Weg zur Freiheit, sondern wies ihn hinaus zu ihr.

Wenn ich jetzt Beispiele häufe, so geschieht dies nicht zum Zweck geistiger Übung, sondern um dir Mut zu machen zum Widerstand gegen das scheinbar Furchtbarste. Ich werde mir diese Aufgabe erleichtern, wenn ich zeige, dass nicht nur tapfere Männer diesem Augenblick des Aushauchens der Psyche mit Verachtung entgegensahen, sondern dass es auch einen oder den anderen gegeben hat, der, im übrigen schlaffer Natur, in diesem Punkt es den Tapfersten gleich tat. Zu ihnen gehört der bekannte Schwiegervater des Cnaeus Pompeius, Scipio. Als er, durch widrige Winde nach Afrika zurückgetrieben, sein Schiff in der Gewalt der Feinde sah, durchbohrte er sich mit dem Schwert und antwortete auf die Frage, wo der Feldherr wäre: „Mit dem Feldherrn steht es gut.“ Dieser Satz stellt

ihn seinen Ahnen an die Seite und hat dafür gesorgt, den durch das Schicksal an Afrika geketteten Ruhm der Scipionen keine Unterbrechung erfahren zu lassen. Es wollte etwas heißen, Karthago zu überwinden, aber mehr noch den Tod. „Mit dem Feldherrn“, sagte er, „steht es gut.“ Durfte ein Feldherr, und zwar eines Cato Feldherr, anders sterben?<sup>98</sup>

Indes, ich will dich nicht weiter an die Geschichte verweisen, will nicht aus allen Jahrhunderten die Verächter des Todes, deren Zahl nicht gering ist, zusammensuchen; blick hin auf unsere Zeiten, über deren Schlawheit und Genusssucht wir klagen; da finden sich Leute jeden Standes, hoch und niedrig, jung und alt, die ihren Leiden durch den Tod ein Ende machten. Glaube mir, Lucilius, der Tod, weit entfernt ihn fürchten zu müssen, ist vielmehr eine Wohltat; ihm verdanken wir es, überhaupt nichts fürchten zu müssen. Sei also außer Sorge, wenn die Drohungen deines Feindes dein Ohr treffen.<sup>99</sup>

Aber mag auch dein gutes Gewissen dich mit Zuversicht erfüllen, so kann doch manches, was an sich nicht zu dem Rechtshandel gehört, dazwischentreten. Darum rate ich dir: hoffe auf das gerechteste Urteil, aber mache dich auch auf das ungerechteste gefasst. Vor allem aber lass nie die wirbelnden Staubmassen, die die Ereignisse begleiten, dich irre machen, sondern prüfe ruhig, was an jeder Sache ist: Du wirst dich überzeugen, dass an ihnen nichts furchtbar ist als eben die Furcht. Was, wie bekannt, den Kindern begegnet, das begegnet auch uns, den großen Kindern. Sehen sie die, die sie lieb haben, an die sie gewöhnt sind, mit denen sie spielen, mit einer Maske vor dem Gesicht, so entsetzen sie sich. Nicht den Menschen nur, sondern auch den Dingen muss die Maske abgerissen und ihnen ihr eigentliches Antlitz wiedergegeben werden. Was zeigst du mir Schwerter, Feuerbündel und die ganze Henkersschar, die dich umringt? Weg mit diesem Blendwerk, unter dem du dich versteckst und den Toren Angst einjagst: du bist der Tod, den eben ein Sklave, eben erst eine Sklavin von mir verachtete.

Und was breitest du Schreckgespenst deine Geißeln, deine Marterwerkzeuge in reicher Auswahl vor mir aus? Für jedes einzelne Glied eine besondere künstliche Vorrichtung, um es auszurenken, und hunderte weitere Gerätschaften, um einen Menschen Stück für Stück zu zerfleischen? Weg mit diesen schaudererregenden Dingen. Lass verstummen das Stöhnen, die Klagelaute und das bittere Gejammer, das dieses Hinschlachten begleitet: du bist ja doch nichts weiter als der Schmerz, den so mancher schwer Gichtkranke verachtet, so mancher Magenkranke inmitten der Tafelgenüsse verwindet, den die junge Frau aushält bei der Niederkunft. Er ist leicht, wenn ich ihn ertragen kann, kurz, wenn ich ihn nicht ertragen kann.

Diese Ansichten, die du oft schon gehört, oft auch selbst schon ausgesprochen hast, erwäge in deinem Geist; aber ob du als Hörer oder Sprecher auch wirklich von der Wahrheit der Sache durchdrungen bist, das musst du durch die Tat erproben. Denn das ist der schlimmste Vorwurf, den wir so oft zu hören bekommen, dass wir uns der Philosophie mit Worten befleißigen, aber nicht mit Werken. Denn wie? Bist du denn jetzt erst zu der Erkenntnis gekommen, dass du

---

<sup>98</sup> Fußnote Apelt: Q. Caecilius Metellus Pius Scipio, Schwiegervater des Pompeius, für dessen Sache er bei Pharsalus als Befehlshaber kämpfte und bei Thapsus den Oberbefehl, von Cato selbst dazu berufen, führte, gab sich nach dieser unglücklichen Schlacht selbst den Tod.

<sup>99</sup> Fußnote Hrsg.: Es kann kein Zweifel bestehen, Lucilius, der Prokurator von Sizilien, hatte Todesdrohungen bekommen. Offensichtlich gab es Leute, Großgrundbesitzer, Senatoren, ranghohe Militärs und sonstige Oppositionelle, die mit der liberalen Politik Kaiser Neros und seiner ihm treuen Prokuratoren nicht einverstanden waren. Diese zettelten die sog. Pisonische Verschwörung an, der unter vielen anderen auch Seneca zum Opfer fiel.

dich auf Tod, auf Verbannung, auf Schmerzen gefasst machen musst? Das droht dir gleich von Geburt an. Was möglicherweise geschehen kann, das müssen wir uns als wirklich eintretend vorstellen; das, wozu ich dich ermahne, hast du - ich weiß es sicher - bereits zur Richtschnur deines Handelns gemacht. Für jetzt rate ich dir nur, dich nicht ganz an die genannte Besorgnis verloren zu geben. Denn dadurch wird dein Geist abgestumpft und wird nicht über die nötige Frische gebieten, wenn es gilt sich zu erheben. Lass ihn statt dieser persönlichen Angelegenheit sich dem öffentlichen Interesse zuwenden. Sag ihm, du habest einen sterblichen und gebrechlichen Körper, den nicht etwa nur die Ungerechtigkeit oder die Gewalttätigkeit der Mächtigen mit Schmerz bedroht. Nein, auch selbst die Lustbarkeiten verwandeln sich in martervolle Qual. Die maßlosen Tafelfreuden machen den Magen krank, übermäßiger Weingenuss führt zu Nervenzerrüttung und Zittern, die Wollust zur Schwächung der Füße, der Hände und aller Glieder. Ich soll arm werden? Dann werde ich die Mehrzahl zu meinen Genossen haben. Ich soll verbannt werden? Ich werde den Ort meiner Verbannung als meine Heimat betrachten. Ich soll mich in Ketten legen lassen? Was hat es damit auf sich? Bin ich denn jetzt frei? Hat doch die Natur mich an das schwere Gewicht meines Körpers gefesselt. Ich soll sterben? Was heißt das anderes als, ich werde nicht mehr krank sein können, werde nicht mehr gefesselt werden können, nicht mehr sterben können. Ich bin nicht so albern, hier das alte Lied des Epikur anzustimmen und dir zu versichern, dass die Schrecken der Unterwelt nichts seien als blauer Dunst, dass weder ein Ixion auf dem Rad sich drehe noch ein Felsblock durch des Sisyphus Schulterkraft nach oben gewälzt werde, noch dass irgend eines Menschen Eingeweide Tag für Tag abgefressen werden und sich wieder ersetzen können. Niemand ist so kindisch, vor dem Cerberus Angst zu haben, oder vor der Finsternis, oder vor dem Geisterspuk der Gerippe. Der Tod vernichtet uns entweder oder macht uns frei. Gibt er uns frei, so sind wir der Bürde ledig, und es bleibt uns nur unser besserer Teil; vernichtet er uns aber, so bleibt uns nichts: Gutes und Schlimmes, alles ist hinweg genommen. Gestatte mir hier, einen Vers von dir anzuführen, doch nicht ohne vorher dich daran zu erinnern, dass du ihn nicht als nur für andere geschrieben erachten musst sondern auch für dich selbst: „Schimpflich ist es, anders zu reden als zu denken.“ - Wieviel schimpflicher ist es aber, anders zu schreiben als zu denken! Ich erinnere mich: du hast einmal das Thema behandelt, dass wir nicht plötzlich dem Tod verfallen, sondern dass wir stückweise uns ihm nähern: wir sterben täglich. Denn täglich wird uns ein Teil des Lebens entzogen, und selbst, wenn wir noch wachsen, nimmt das Leben auch schon wieder ab. Mit unserer Kindheit ist es vorbei, mit unserem Knabenalter gleichermaßen und nicht weniger mit unserer Jünglingszeit. Was bis an den gestrigen Tag an Zeit dahingeschwunden ist, das ist alles versunken; sogar den heutigen Tag, den wir teilweise noch vor uns haben, teilen wir mit dem Tod. Wie die Wasseruhr sich nicht bloß mit dem letzten Tropfen erschöpft, sondern mit jedem Tropfen, der schon vorher aus ihr herabfiel, so macht die letzte Stunde, in der wir zu sein aufhören, nicht für sich allein den Tod aus, aber sie drückt das Siegel darauf: Wir sind nun wirklich zu ihm gelangt, befinden uns aber lange schon auf dem Wege zu ihm. Nachdem du dies in deiner gewohnten gehobenen Sprache dargelegt hast, die aber niemals schwungvoller ist als da, wo du der Wahrheit das Wort leihst, heißt es:

*Tode gibt es mehr als einen, der letzte führt zum Orkus.*

Es wäre mir lieber, du würdest dich selbst lesen, als meinen Brief, denn du würdest daraus klar ersehen, dass der Tod, den wir fürchten, der letzte ist, aber

nicht der einzige.

Ich weiß, wonach du dich umsiehst: du suchst nach der Beigabe zum Brief, nach einem herzhaften Spruch, nach einem nützlichen Mahnwort. Du sollst etwas erhalten, das unmittelbar zu dem von uns behandelten Thema gehört. Epikur spart mit Vorwürfen ebenso wenig gegen die, welche den Tod herbeisehnen, wie gegen die, welche ihn fürchten. Er sagt: „Es ist lächerlich, aus Lebensüberdruß in den Tod zu eilen, denn du hast ja durch die Wahl deines Lebensberufes es selbst dahin gebracht, dass du zum Tode eilen musst.“

An einer anderen Stelle heißt es: „Was ist so lächerlich als den Tod zu erstreben, nachdem man sich in ein unruhiges Leben gestürzt hat?“ - Dem kann man noch folgenden Spruch beifügen, der auf dasselbe hinausläuft: „Die Torheit, ja der Wahnwitz mancher Menschen ist so groß, dass manche durch die Furcht vor dem Tod zum Tod gezwungen werden.“ - Welchen dieser Sätze du dir auch zu näherer Betrachtung wählst, du wirst dein Inneres stärken zum Ausharren, sei es gegenüber dem Tod, sei es gegenüber dem Leben. Denn nach beiden Seiten hin bedürfen wir der Ermahnung und der Kräftigung: wir sollen das Leben weder zu sehr lieben noch zu sehr hassen. Selbst wenn die Vernunft uns rät, mit uns ein Ende zu machen, so dürfen wir doch nicht aufs Geratewohl zur Tat eilen.

Der tapfere und weise Mensch soll nicht in hastiger Flucht sondern ruhigen Schrittes aus dem Leben scheiden. Und vor allem sei jene Stimmung gemieden, die sich so vieler bemächtigt: Das leidenschaftliche Verlangen zu sterben. Denn, mein Lucilius, wie zu vielem anderen, so gibt es auch zum Sterben einen unbedachten Hang, der ebenso oft die edelsten und charaktervollsten Männer ergreift wie schlaffe und gebeugte Naturen: Jene verachten das Leben, diese fühlen sich durch dasselbe bedrückt. Manche haben es satt, immer wieder dasselbe zu tun und zu sehen, und es beschleicht sie nicht Hass gegen das Leben sondern Überdruß. Ja, die Philosophie selbst unterstützt diesen Hang, denn da kann man Äußerungen hören wie diese: „Wie lange noch immer wieder dasselbe? Erwachen und schlafen, Hunger haben und Essen, Frieren und Schwitzen, so geht es endlos fort, denn eines knüpft sich an das andere, und alles bewegt sich im Kreislauf, flieht und verfolgt. Auf den Tag wartet schon die Nacht, auf die Nacht der Tag, der Sommer geht über in den Herbst, dem Herbst folgt der Winter auf dem Fuß, über den dann der Frühling siegt. So vergeht alles, um wiederzukehren. Ich tue nichts Neues, ich sehe nichts Neues: Am Ende wird mir auch dieser Wechsel zum Ekel.“ - Es gibt so manche, die es nicht für schmerzlich halten zu leben, wohl aber für überflüssig.

## 25. Brief

[Verhalten gegen zwei der Besserung bedürftige Bekannte und Ratschläge zur Besserung]

Was unsere beiden Freunde anbelangt, so sind es verschiedene Wege, die man gegen sie einhalten muss: Die Fehler des einen muss man verbessern, die des anderen muss man gewaltsam bekämpfen. Ich werde es an Freimut nicht fehlen lassen. Gerade weil ich ihn lieb habe, muss ich streng mit ihm ins Gericht gehen. „Wie?“ fragst du. „Wird sich ein vierzigjähriges Mündel von dir in Zucht halten lassen? Bedenke seine Jahre, die ihn schon starr und unzugänglich gemacht haben. Er kann nicht mehr verändert werden; nur was noch zart ist, lässt sich bilden.“ - Ob ich Glück haben werde mit meinem Besserungsversuch, weiß ich nicht, aber lieber will ich auf den Erfolg verzichten als auf redliche Bemühung. Nur nicht

verzweifeln! Auch langwierige Krankheiten können geheilt werden, wenn man den Kampf mit der Unmäßigkeit aufnimmt, wenn man den Betreffenden nötigt, vieles gegen seinen Willen zu tun und zu dulden. Auch zu dem anderen Bekannten ist mein Vertrauen nicht allzu groß, ausgenommen, dass er über seine Fehler noch rot wird. Dieses Schamgefühl muss man kräftigen: solange es noch in seinem Innern haftet, darf man noch nicht auf alle Hoffnung aufgeben. Mit jenem Veteran aber muss ich zurückhaltender umgehen, um ihn davor zu bewahren, an sich selbst zu verzweifeln. Und schwerlich kann sich eine bessere Zeit dazu finden ihm beizukommen als die gegenwärtige, wo er eine Pause macht und den Eindruck erweckt, als hätte er sich gebessert. Andere haben sich durch diese Pause täuschen lassen; mir flunkert er nichts vor. Seine Fehler werden, wenn ich mich nicht täusche, mit reichlich Zinsen wiederkehren; sie ruhen nur, sind aber nicht ausgerottet. Ich werde mit meiner Zeit dafür nicht sparsam sein und versuchen, ob sich etwas ausrichten lässt oder nicht.

Was dich anbelangt, so erweise dich als einen tapferen Genossen und begnüge dich mit wenig Gepäck. Nichts von dem, was wir haben, ist unentbehrlich. Kehren wir zum Gesetz der Natur zurück, dann sind wir reich genug. Was wir brauchen, erhalten wir entweder umsonst oder um ein Geringes: die Natur verlangt nichts weiter als Brot und Wasser. Niemand ist so arm, sich dies nicht zu verschaffen, und wenn er damit zufrieden ist, dann kann er mit Jupiter selbst in Wettbewerb treten um das Glück, wie Epikur, von welchem ich einen Spruch diesem Brief als Beigabe beifügen möchte. „Halte dich“, sagt er, „in allen Stücken so, als hättest du den Epikur zum Zuschauer.“ - Es ist zweifellos von Nutzen, sich einen Wächter zu bestellen und jemanden zu haben, auf den man blickt und den man sich als Mitwisser seiner Gedanken denkt. Es gibt zwar nichts Herrlicheres als so zu leben, als würde man von eines trefflichen und stets gegenwärtigen Mannes Augen beobachtet; doch ich bin auch schon zufrieden, dass man in all seinem Tun so verfährt, als ob irgend ein beliebiger Zuschauer dabei wäre, denn das Alleinsein verführt uns zu allem möglichen Schlimmen. Hast du aber einige Fortschritte gemacht, hast du dich selbst achten gelernt, dann kannst du deine Aufseher entlassen. Vor der Hand aber lass dich von irgend einem anderen behüten, sei es Cato, oder Scipio, oder Laelius, oder irgend ein anderer, in dessen Gegenwart auch tief gesunkene Menschen ihre Fehler nicht sehen lassen würden. Und damit fahre so lange fort, bis du dich selber zu demjenigen gemacht hast, in dessen Gegenwart zu irren du nicht den Mut hast. Bist du soweit und hast du vor dir selber eine gewisse Achtung erlangt, so kann auch ich mich dazu bereit finden, dir zu erlauben, was Epikur gleichfalls rät. „Vor allem zieh dich in dich selbst zurück, wenn du genötigt bist, unter der Menge zu leben.“ - Du musst der Menge unähnlich werden. Solange du dich noch nicht sicher fühlst in Bezug auf die Beschränkung auf dich selbst, schau dich unter allen anderen um: da wirst du niemanden finden, für den es nicht besser wäre, mit einem anderen zusammen zu sein als mit sich selbst. „Vor allem zieh dich in dich selbst zurück, wenn du genötigt bist, unter der Menge zu leben.“ - Nämlich wenn du ein tüchtiger, ein gesetzter, ein maßvoller Mensch bist. Sonst müsstest du dich von dir weg unter die Menge begeben. Denn für dich allein wärest du in schlechter Gesellschaft.

## 26. Brief

[Wie Seneca von sich als Greis und von dem nahen Tod denkt]

Es ist nicht lange her, dass ich dir sagte, ich stehe mitten im Greisenalter;

jetzt, fürchte ich, bin ich schon darüber hinaus. Jetzt wäre schon ein anderes Wort passend für diese meine Jahre, wenigstens für diesen meinen körperlichen Zustand; denn unter Greisenalter versteht man eine Zeit der Erschlaffung, nicht des Gebrochenseins. Zähle mich zu den körperlich Verfallenen, die am äußersten Ende stehen. Gleichwohl darf ich es wagen, mir von dir Glück wünschen zu lassen: Mein Geist fühlt sich frei von der Last des Alters, mit der mein Körper zu kämpfen hat. Nur meine Fehler und die Werkzeuge meiner Fehler sind alt geworden. Mein Geist ist frisch und froh, dass er nicht mehr viel mit dem Körper zu schaffen hat. Er hat sich eines großen Teils seiner Bürde entledigt. Er frohlockt und macht sich zu meinem Gegner in der Frage über das Greisenalter. Das, sagt er, sei seine Blütezeit. Glauben wir ihm [dem Geist]; gönnen wir ihm den Genuss seines Glücks.

Er gibt die Anweisung, darüber nachzudenken und ins Klare zu kommen, was ich dieser Ruhe und der Mäßigung der Psyche der Weisheit verdanke und was dem Alter, und genau zu prüfen, ob, wenn ich etwas nicht tue, daran die mangelnde Kraft oder der mangelnde Wille schuld ist; und wenn ich es nicht tun will, so freue ich mich, wenn ich es zugleich nicht tun kann. Denn was gäbe es zu klagen, was wäre es für ein Unglück, wenn dasjenige zu Ende geht, was nichts anderes verdient als aufzuhören? - „Es ist aber doch“, sagst du, „ein höchst schmerzliches Übel zu schrumpfen, dahinzuschwinden und, um das treffendste Wort zu wählen, [gleichsam] zu verwesen. Denn wir sind nicht mit einem Schlag zu Fall gebracht und hingestreckt worden: Stück um Stück schwinden wir dahin.“ - Jeder Tag entzieht uns etwas von unserer Kraft. Was gäbe es denn für einen besseren Ausgang als allmählich durch die lösende Macht der Natur dem Ende anheimzufallen? Nicht, als wäre ein einmaliger Schlag und ein plötzlicher Austritt aus dem Leben ein Unglück, aber das allmähliche Vergehen ist doch vergleichsweise ein linder Abgang. Ich wenigstens prüfe mich, als wäre nun die Probe zu bestehen und als wäre jener Tag erschienen, der über mein ganzes Leben das entscheidende Urteil fällen soll, und rede so zu mir: „Nichts ist es, was ich bis jetzt in Wort und Tat geleistet habe. Es sind nichtige und trügerische Unterpfänder meiner Gesinnung, mit reichlichem Blendwerk umhüllt: der Tod soll mir erst zeigen, wie weit ich es in der Besserung gebracht habe. Ohne Furcht mache ich mich also bereit für jenen Tag, wo ich ohne alle Ausflüchte und Schönfärberei über mich entscheiden soll, ob ich nur in Worten oder auch in meinem Inneren tapfer bin, ob es etwa Heuchelei und Schauspielerei gewesen ist, was ich an trotzigem Worten gegen das Schicksal im Munde geführt habe. Berufe dich nicht auf das Urteil der Menge: es ist stets unzuverlässig und schwankt von einer Seite zur anderen. Berufe dich nicht auf deine wissenschaftlichen Bestrebungen, die du dein Lebtag betrieben hast: der Tod wird über dich das Urteil fällen. Meiner Meinung nach zeigen deine Abhandlungen und gelehrten Gespräche und was du aus den Lehren der Weisen an Kernsprüchen gesammelt hast, und deine gewählte Sprache nicht die wahre Kraft deiner Gesinnung. Denn auch die Zaghaftesten führen mitunter eine kecke Sprache. Was du geleistet hast, wird sich dann zeigen, wenn die Psyche dir entweicht. Ich füge mich in dein Verlangen; ich scheue das Gericht nicht.“ - So rede ich mit mir; aber auch mit dir will ich damit zugleich geredet haben. Du bist jünger. Doch was macht das aus? Die Jahre werden nicht einzeln abgezählt. Es ist ungewiss, wo der Tod dich erwartet; erwarte ihn also, wo du willst.

Schon wollte ich schließen, und meine Hand eilte zur Unterschrift: aber die Opferhandlung will ihren Abschluss haben und dieser Brief verlangt sein

Reisegeld. Du brauchst dir nicht erst gesagt sein zu lassen, bei wem ich meine Anleihe machen werde; du kennst den Geldschrank, den ich benutze. Warte noch ein Weilchen, und die Bezahlung wird aus eigenen Mitteln bestritten. Vor der Hand wird Epikur noch herhalten, der sagt: „Gedenke des Todes“, oder, wenn du das lieber hörst: „Gedenke zum Aether-Logos einzugehen.“ Der Sinn ist klar: Es ist eine herrliche Sache, sterben zu lernen. Du hältst es vielleicht für überflüssig, das zu erlernen, dessen Anwendung sich auf einen einzigen Fall beschränkt. Eben das ist es, was es uns zur angemessenen Handlung macht, darauf zu denken. Immer muss man das erlernen, von dem wir durch keine Erfahrung erproben können, ob wir es auch wissen. „Gedenke des Todes!“ Wer so spricht, heißt uns der Freiheit eingedenk zu sein. Wer zu sterben gelernt hat, hat verlernt Sklave zu sein. Er ist über jede äußere Gewalt erhaben oder wenigstens außerhalb derselben. Was wollen gegen ihn Kerker, Gewahrsam und Riegel? Er hat einen freien Ausgang. Nur eine Kette gibt es, die uns gefesselt hält, das ist die Liebe zum Leben. Wir wollen sie nicht von uns weisen, aber wir müssen ihren Druck vermindern, damit, wenn die Entscheidung eintritt, uns nichts zurückhält und hindert bereit zu sein, das ohne Zögern zu tun, was einmal doch geschehen muss.

## 27. Brief

[Die wahre Glückseligkeit ist eine Frucht der [vier] Tugenden]

Du sagst; „Du [Seneca] warnst mich vor meinen Fehlern? Hast du dich denn selbst schon gewarnt und gebessert, um dich zur Besserung anderer berufen zu fühlen?“ - Ich [Seneca meint sich selber] bin nicht so dünkelhaft mich als praktischen Arzt aufzuspielen. Nein, ich unterhalte mich mit dir - als lägen wir in einem gemeinsamen Sanatorium - über unser gemeinsames Übel und gebrauche die gleichen Kurmittel. Höre mich also so an, als spräche ich mit mir selbst. Du erhältst also Zutritt in mein Inneres, und ich rechne streng mit mir ab.

Ich rufe mir selbst zu: *„Zähle deine Jahre, und du wirst mit tiefer Scham bekennen, dass du noch immer dasselbe willst, was du als Knabe gewollt hattest, und dass du noch immer dasselbe treibst. Das wenigstens bist du doch dir zu leisten schuldig, da der Tod im Anzug ist, dass deine Fehler nicht erst mit deinem Tod sterben. Sage dich los von jenen aufregenden Lustbarkeiten, die einem teuer zu stehen kommen und die nicht nur schaden, wenn sie erst im Anzug sind, sondern auch, wenn sie schon vorüber sind. Wie Verbrechen, auch wenn sie bei der Ausführung unentdeckt blieben, doch ein Angstgefühl hinterlassen, das nicht mit ihnen selbst verschwindet, so hinterlassen schamlose Lüste ein auch später nicht weichendes Reuegefühl. Sie sind nicht haltbar, sind nicht treu; auch wenn sie nicht schaden, entfliehen sie doch. Siehe dich vielmehr nach einem bleibenden Glücks-Gut um. Von dieser Art aber gibt es keines außer dem, welches das Gemüt in sich selbst findet. Nur die Tugend gewährt dauernde, kummerlose Freude; selbst wenn sich ein Hemmnis einstellt so ist das nur wie eine unten sich hinziehende Wolkenschicht, die nicht Herr wird über den Tag.“*

Wann wird es mir gelingen, zu dieser Freude zu gelangen? Zwar bin ich nicht müßig, aber Eile ist geboten. Noch viel bleibt zu tun übrig, und es bedarf, wenn du damit fertig werden willst, noch großer Wachsamkeit, noch großer Kraftanstrengung. Da lässt sich nichts auf andere Schultern abladen. Andere geistige Bestrebungen machen eine Beihilfe möglich. Calvisius Sabinus lebte noch zu unserer Zeit als reicher Mann. Er war ein Freigelassener nach äußerer Lage wie nach Geistesart. Niemals ist mir sonst ein Mensch vor Augen



gekommen, der von des Schicksals Gunst einen so unschicklichen Gebrauch gemacht hätte. Er hatte ein so jämmerliches Gedächtnis, dass ihm bald der Name des Odysseus entfiel, bald der des Achilles oder Priamus, die wir so gut kennen wie unsere Erzieher. Kein im Dienst alt gewordener Nomenklator, der nicht die wirklichen Namen angibt sondern im Augenblick erfundene, verfährt im Begrüßen der gewöhnlichen Leute so ungeschickt wie jener gegenüber den Trojanern und Griechen. Gleichwohl hatte er den Ehrgeiz gelehrt zu erscheinen. Er sann also nach und kam auf folgenden Ausweg: Für Geld, wer weiß wieviel, kaufte er sich Sklaven, einen, der den Homer, einen anderen, der den Hesiod auswendig haben musste; die neun Lyriker bedachte er dann auch mit je einem Sklaven. Dass ihm die Sache teuer zu stehen kam, ist nicht zu verwundern. Er hatte die gewünschten Leute nicht gefunden, sondern musste sie erst dazu ausbilden lassen. Als er seine Schar endlich beisammen hatte, bekamen die Gäste die üblen Folgen zu spüren. Die betreffenden Sklaven standen ihm zu Füßen; ab und zu ließ er sich die Verse angeben, die er vortragen wollte; häufig aber blieb er trotzdem mitten in einem Satz stecken. Satellius Quadratus, ein Schmarotzer reicher Narren, folglich auch ihr Schmeichler, und, was diesen beiden sich in der Regel beigesellt, ihr Spottvogel, gab ihm den Rat, er solle sich Grammatiker als Brockensammler halten. Und als Sabinus erwiderte, seine Sklaven kosteten ihm jeder schon hunderttausend Sesterzien, gab er zur Antwort: „Um einen geringeren Preis hättest du ebenso viele Bücherschränke kaufen können.“ Er aber beharrte bei seiner Einbildung, selbst zu wissen, was irgend einer in seinem Haus wusste. Derselbe Satellius forderte ihn auf, als Ringkämpfer aufzutreten, ihn, den kränklichen, bleichen und hageren Mann. Der Antwort des Sabinus: „Wie wäre mir das möglich, lebe ich doch kaum,“ entgegnete er: „Führe doch nicht solche Reden, siehst du nicht, wie viele riesenstarke Sklaven du hast?“ Gesunder Verstand lässt sich weder erborgen noch erkaufen. Und wäre er käuflich, er würde, glaube ich, keine Käufer finden. Aber Torheit wird täglich gekauft.

Doch empfangen nun, was ich dir schulde, und lebe wohl. „Armut, geordnet nach dem Gesetz der Natur, ist Reichtum.“ Das sagt Epikur häufig in immer wieder neuer Form. Doch niemals wird zu oft gesagt, was niemals gründlich genug gelernt wird. Manchen braucht, was ihnen nützt, bloß gezeigt zu werden, anderen muss es eingetrichtert werden.

## 28. Brief

[Reisen sind kein geeignetes Mittel, um die Psyche zu entlasten]

du hältst dich für den einzigen, dem es so ergangen ist, und wunderst dich wie über etwas Unerhörtes, dass es dir durch deine lang sich hinziehende Reise und durch den vielfachen Wechsel der Landschaftsbilder nicht gelungen ist, dich deines Trübsinns und deiner Schwermut zu entschlagen? deine Sinnesweise musst du ändern, nicht den Himmelsstrich. Magst du das weite Meer durchkreuzen, mögen dir, wie unser Vergil sagt:

„ ... *Länder und Städte entschwinden.*“

Deine Fehler werden dir überallhin folgen. Einem, der dieselbe Klage führte, erwiderte einst Sokrates: „Was wunderst du dich, dass deine Reisen dir nichts nützen? Bist du es nicht selber, den du herumschleppst? Was dich forttrieb, sitzt dir unmittelbar auf dem Nacken.“

Was kann die Neuheit der Gegenden dir nützen? Was die Kenntnis von Städten oder Örtlichkeiten? Zwecklos ist dieses Hin und Her. Du fragst, warum

dir diese Flucht nichts hilft? du selbst begleitest dich auf deiner Flucht. Erst musst du den Druck los werden, der auf deiner Psyche lastet; vorher wirst du dich an keinem einzigen Platz wohl fühlen. Dein jetziger Zustand hat - das musst du dir sagen - einige Ähnlichkeit mit demjenigen der hoch erregten, von Verzückung ergriffenen und zum guten Teil schon von einem anderen als dem ihrigen erfüllten Geist der Seherin, die Vergil uns vorführt.

*Tobend versucht die Prophetin, ob etwa der Brust sie entschütteln  
Könne den mächtigen Gott.*

Du wanderst von einem Ort zum anderen, um den in dir liegenden Druck los zu werden, aber eben durch diese Bewegung wird er nur noch lästiger. Es steht damit ähnlich wie mit einem Schiff: Während die fest verstaute Last weniger Druck ausübt, lässt die ungleichmäßig verstaute Last das Schiff sich schneller nach der Seite senken, nach der das Übergewicht hinzieht. Du magst machen was du willst, es fällt immer zu deinem Nachteil aus, durch die Bewegung selbst schadest du dir, denn du schüttelst nur einen Kranken.

Hast du aber jenen Herd des Unheils entfernt, dann wird jeder Ortswechsel dir Freude machen. Magst du auch in die äußersten Erdteile verbannt werden, magst du in wer weiß welchem Winkel des Barbarenlandes dich aufhalten müssen, ständig wird sich dir ein freundliches Unterkommen bieten, wenn auch noch so bescheidener Art. Es kommt für dich mehr darauf an, wer es ist, der da kommt, als wohin er kommt; und daher dürfen wir unser Herz an keinen Ort hängen, sondern müssen der Überzeugung leben: „Ich bin nicht für ein Fleckchen Erde geboren, sondern mein Vaterland ist die ganze Welt.“ Wäre dir das klar, so würdest du dich nicht wundern, dass dir der Wechsel der Landschaften keinen Nutzen bringt, zu dem dich der Überdruß an dem alten Wohnsitz immer wieder treibt. Der erstbeste Ort würde dir gefallen haben, wenn du jeden für den Deinigen hieltest. Dein jetziges Verhalten ist kein Reisen, nein, es ist ein Umherirren, ein Umhertreiben und Wechseln des Ortes, während das, wonach du suchst, nämlich ein lobenswertes Leben, an jedem Ort zu finden ist.

Gibt es ein stürmischeres Treiben als das auf dem Forum? Selbst da kann man ruhig leben, wenn es nötig ist. Doch wenn man frei über sich verfügen kann, so werde ich wenigstens schon den Anblick und die bloße Nähe des Forums meiden. Denn wie ungesunde Landstriche auch der festesten Gesundheit schädlich sind, so gibt es manche, die einer an sich löblichen, aber noch nicht zu voller Reife und Kraft gelangten Sinnesart wenig zuträglich sind. Ich denke anders als die, welche sich mitten hinein stürzen in die Fluten und unter Bevorzugung eines sturmbewegten Lebens täglich hohen Mutes den Kampf mit den Schwierigkeiten des öffentlichen Lebens auf sich nehmen. Der Weise wird sich unter Umständen in solcher Lage finden, wird sie aber nicht zum Gegenstand eigener Wahl machen: Er wird lieber in Frieden als im Kampf leben wollen. Hat man sich seiner eigenen Fehler entledigt, so hat man nicht viel davon, wenn man mit fremden kämpfen muss.

„Dreißig Tyrannen“, heißt es, „umständen den Sokrates, ohne seinen Mut brechen zu können.“ - Was liegt daran, wieviele der Herren es sind? Der Knechtschaft ist nur eine. Wer diese verachtet, der ist frei, mag auch die Zahl der Tyrannen noch so groß sein.

Es ist Zeit, zu schließen; doch erst muss ich noch meinen Botenlohn zahlen. „Die Erkenntnis des Fehlverhaltens ist der Anfang des Heiles.“ - Ein treffliches Wort Epikurs, wie mir scheint; denn wer sich nicht als ein Fehlender fühlt, trägt auch kein Verlangen nach Besserung: Man muss sich selbst beim Fehlverhalten

ertappen, ehe man an seine Besserung Hand anlegt. Manche rühmen sich ihrer Fehler. Glaubst du wirklich, dass diejenigen, die ihre Schwächen sich als Tugenden anrechnen, irgendwie an deren Heilung denken? Also nimm dich soviel als möglich selbst ins Gebet, gehe mit aller Strenge in dich. Übernimm zunächst die Rolle des Anklägers, sodann die des Richters, zuletzt die des Fürsprechers. Zuweilen sei auch erbarmungslos gegen dich.

## 29. Brief

[Wie kann man Marcellinus von seinen Fehlern befreien?]

du fragst nach unserem Marcellinus<sup>100</sup> und willst wissen, wie es ihm geht. Er besucht mich nur selten und zwar aus keinem anderen Grund, weil er sich scheut die Wahrheit zu hören; eine Gefahr, vor der er nunmehr schon ziemlich sicher steht. Denn wer nicht hören will, dem gegenüber ist es am besten, sich die Worte zu sparen. Daher hört man denn auch vielfach Zweifel darüber, ob Diogenes und die übrigen Kyniker recht daran taten, wenn sie von ihrer Freiheit den uneingeschränktsten Gebrauch machten und jedem, der ihnen in den Weg kam, ihre Predigt hielten. Denn wohin soll es führen, wenn man seine Ermahnungen an Taube richtet oder an Leute, die von Natur oder durch Krankheit taubstumm sind? „Warum aber“, erwidert du, „soll man sparsam mit Worten sein? Sie kosten ja nichts. Ich kann nicht wissen, ob ich mit dem, den ich ermahne, Glück habe; aber das weiß ich, dass ich, wenn ich viele ermahne, doch irgend einem nützen werde. Man muss seine Hand zur Hilfe darreichen. Wer vieles versucht, dem muss doch wenigstens etwas gelingen.“ - Dies, mein Lucilius, kann schwerlich die Aufgabe eines bedeutenden Mannes sein. Er schwächt dadurch sein Ansehen, das dann nicht mehr das nötige Gewicht hat gegenüber denen, die er bei vollem Ansehen bessern könnte. Ein Schütze darf nicht bloß ab und zu einmal treffen, sondern nur ab und zu einmal daneben schießen: Das ist keine wahre Kunst, die ihre Wirkung dem Zufall verdankt.

Die Weisheit ist eine Kunst: Sie muss sich ein sicheres Ziel wählen, sucht sich hoffnungsvolle Zöglinge aus, nimmt Abstand von denen, die hoffnungslos sind, trennt sich aber nicht in Hast von ihnen, sondern lässt trotz aller Hoffnungslosigkeit kein Mittel unversucht. Ich gebe unseren Marcellinus noch nicht völlig verloren. Noch immer kann er gerettet werden; doch gilt es, ihm schnell die Hand zu reichen. Allerdings ist zu befürchten, dass er den, der dies versucht, mit sich fortzureißen versucht. Seine Geistesart hat etwas sehr Bestechendes, doch schon mit entschiedener Neigung nach der schlimmen Seite hin. Gleichwohl werde ich die Gefahr nicht scheuen und den Mut haben, ihn vor seinen Fehlern zu warnen. Er wird seiner gewohnten Art treu bleiben, wird sich mit seinen drolligen Einfällen herauszuhelfen wissen, mit denen er auch die Trübsinnigsten aufzuheitern weiß, und wird seine scherzende Laune bald an sich selbst, bald an uns auslassen. Alles, was ich sagen will, wird er mir vorwegnehmen. Unsere Philosophenschulen wird er durchmustern und den Philosophen ihr Sündenregister vorhalten, ihre Empfänglichkeit für Geschenke, ihre Lasterhaftigkeit. Da wird er mir den einen vorführen als eben im Ehebruch begriffen, den anderen als Feinschmecker in der Garküche, den dritten als schwänzelnden Hofmann. Auch des M. Lepidus Philosoph<sup>101</sup>, namens Ariston,

<sup>100</sup> Fußnote Apelt: Dieser gemeinsame Freund des Seneca und des Lucilius gab sich einige Zeit später selbst den Tod, wie uns Brief 77 berichtet.

<sup>101</sup> Fußnote Apelt: Reiche Römer hielten sich ihren eigenen Philosophen im Gefolge.

wird er vorführen, der seine Vorträge von dem Tragsessel aus hielt, in dem er sich spazieren tragen ließ. Denn diese Zeit hatte er für die betreffende Tätigkeit angeordnet. Als man nach der Sekte fragte, zu der dieser Philosoph gehört, sagte Scaurus<sup>102</sup>: „Ein Peripatetiker ist er sicherlich nicht.“<sup>103</sup> - Und als der treffliche Julius Graecinus<sup>104</sup> um seine Meinung über ihn befragt wurde, erwiderte er: „Ich kann dir keine Auskunft geben, denn ich weiß nicht, wie er sich zu Fuß hält.“ - Gerade als ob von einem Wagenkämpfer die Rede wäre. Mit solchen Quacksalbern wird er mir aufwarten, die sich verdienter gemacht hätten, wenn sie die Philosophie ganz hätten liegen lassen, statt mit ihr zu Markte zu gehen. Ich bin gleichwohl entschlossen, mir diesen Mutwillen gefallen zu lassen: mag er mich zum Lachen bringen; wer weiß, vielleicht bringe ich ihn zum Weinen, oder, wenn er zu lachen fortfährt, will ich mich bei allem eigenen Unglück doch freuen, dass seine Verkehrtheit sich von einer so heiteren Seite zu zeigen weiß. Doch diese Heiterkeit ist nicht von langer Dauer. Gib nur Acht: ein Augenblick genügt, um das heftigste Lachen mit dem heftigsten Wutausbruch wechseln zu lassen. Ich habe mir meinen Angriffsplan gegen ihn zurechtgelegt: ich will ihm zeigen, wie sehr er seinen Wert erhöht, wenn er ihn in den Augen anderer herabsetzt. Gelingt es mir auch nicht, seine Fehler auszurotten, so will ich ihnen doch Einhalt tun. Sie werden nicht aufhören, aber doch eine Unterbrechung erfahren. Vielleicht aber werden sie auch aufhören, wenn die Unterbrechung mehr und mehr zur Gewohnheit wird. Das ist immerhin schon ein nicht verächtlicher Erfolg; denn bei Schwerkranken ist ein glückliches Nachlassen schon so etwas wie Gesundheit.

Während ich mich gegen jenen rüste, musst du, der du die Kraft dazu hast und dir klar bist über den Verlauf deiner bisherigen Entwicklung und demgemäß dir auch ein weiteres Ziel stecken kannst, für deine eigene Gemütsruhe sorgen, guten Mut fassen und dich fest gerüstet zeigen gegen alle Versuchungen. Denke nicht daran, dir die Zahl all derer zu vergegenwärtigen, die dich bedrohen. Wäre es nicht Torheit die Menge zu fürchten, wenn man in einer Stellung sich befindet, die nur immer einem einzelnen den Zutritt ermöglicht? So können nicht viele auf einmal dir zu Leibe rücken, mögen auch viele dich mit dem Tod bedrohen. Die Natur hat es festgesetzt: Den Lebenshauch kann nur einer [der Aether-Logos] dir nehmen, wie nur einer ihn dir gab.

Wärest du zartfühlend, so hättest du mir diese letzte Zahlung erlassen. Aber auch ich selbst will nicht knauserig sein bei diesem letzten Borg und dir meine Schuld abtragen. „Niemals habe ich dem Volk gefallen wollen. Denn was ich weiß, das gilt nichts in den Augen des Volkes, und was in den Augen des Volkes gilt, das ist für mich kein Gegenstand des Wissens.“ - „Wen zitierst du da?“ fragst du, als ob du nicht wüsstest, wer mir zur Verfügung steht: Epikurus. Aber die gleiche Weisheit wird dir aus allen Schulen entgegen tönen, mag es sich um Peripatetiker, Akademiker, Stoiker, oder Kyniker handeln. Denn wer könnte dem Volk gefallen, dem die Tugend gefällt? Es sind verwerfliche Mittel, durch die man des Volkes Gunst gewinnt. Man muss sich ihm ähnlich machen. Sie loben nur das, worin sie sich selbst wiedererkennen. Für die Sache selbst ist es aber viel wichtiger, wie du über dich denkst als über andere. Die Zuneigung Nichtswürdiger kann nur durch nichtswürdige Mittel erlangt werden. Was wird

<sup>102</sup> Fußnote Apelt: Das ist wohl der von Tacitus, >Annalen< VI,9 und 29, erwähnte Aemilius Scaurus.

<sup>103</sup> Fußnote Apelt: Ein Witz, denn die Peripatetiker waren Philosophen, die, wie man annahm, im Gehen lehrten.

<sup>104</sup> Fußnote Apelt: Julius Graecinus war wohl der Vater des Agricola, vgl. Tacitus, >Agricola<, Kap. 4.

also jene vielgepriesene und allen anderen Künsten und Bestrebungen vorzuziehende Philosophie leisten? Dies: dass du lieber einem anderen [einigen wenigen] gefallen willst als einem ganzen Volk; dass du die Stimmen abwägst, nicht zählst; dass du ohne Furcht vor [angeblichen] Göttern und vor Menschen lebst; dass du das Übel entweder überwindest oder ihm ein Ende machst. Wenn ich dich dagegen hochgehoben von den Wogen der Volksgunst sehe, wenn dich bei deinem Eintritt Jubel und Beifall umrauscht, wie den Mimen auf der Bühne, wenn die ganze Bürgerschaft, wenn alle Frauen und Kinder deines Lobes voll sind, wie sollte ich dann nicht Mitleid mit dir haben, da ich den Weg kenne, der zu solchem Beifall führt?

### 30. Brief

#### [Gegen die Todesfurcht]

Ich habe den trefflichen Aufidius Bassus<sup>105</sup> aufgesucht und fand ihn in stark geschwächtem Zustand, ringend mit der Last seiner Jahre. Aber diese Last ist bereits zu drückend, als dass eine Erleichterung möglich wäre: das Greisenalter drückt ihn mit seiner ganzen Wucht nieder. Du weißt, er war immer schwächlichen Körpers und blutarm. Lange Zeit hindurch hat er ihn in Gang oder, richtiger gesagt, in den Fugen gehalten; nun versagt er mit einem Male. Wie in einem nicht mehr wasserdichten Schiff wohl ein oder der andere Spalt verstopft werden kann, aber, wenn alles sich lockert und wankt, dem lecken Fahrzeug nicht mehr zu helfen ist, so lässt sich der Schwäche eines alten Körpers nur eine zeitlang noch Abhilfe schaffen und Einhalt tun. Aber wenn wie bei einem morschen Gebäude alles aus den Fugen geht und, während man hier helfend eingreift, dort wieder ein Riss sich öffnet, dann ist es Zeit sich umzusehen, wie man glücklich hinaus kommt. Geistig aber ist unser Bassus noch frisch. Das verdankt er der Philosophie: Sie macht ihre Jünger heiter, auch angesichts des Todes, und verleiht trotz körperlicher Unzulänglichkeit doch freudigen Mut und [geistige] Kraft, so sehr auch die Körperkraft versagt. Ein echter Steuermann setzt die Fahrt auch fort mit zerrissenem Segel, und hat er das Takelwerk verloren, so hält er doch den Rumpf des Schiffes noch immer zur Fahrt bereit. So auch unser Bassus: Er schaut seinem Ende mit einer Gefasstheit, mit einer Miene entgegen, mit der einer kaum das Ende eines anderen schauen könnte, ohne für leichtsinnig gehalten zu werden. Es handelt sich hier um nichts Geringes, mein Lucilius, um eine Sache, die lange gelernt sein will: gefassten Gemütes zu sterben, wenn die unvermeidliche Stunde sich einstellt. Bei anderen Todesarten macht die Hoffnung immer noch ihren Anteil geltend: Eine Krankheit kann aufhören, eine Feuersbrunst kann gelöscht werden, ein Einsturz, der mit Verschüttung droht, hat die Betroffenen bloß zu Boden geworfen; das Meer hat manchen, den es überflutete, mit derselben Kraft, mit der es ihn verschlang, unverletzt wieder ausgeworfen; mancher Kämpfer hat sein schon gezücktes Schwert vom Nacken des zum Tode Bestimmten wieder zurückgezogen. Aber jeder Hoffnung ledig ist der, den das Greisenalter zum Tode führt. Hier ist jeder Einspruch unmöglich. Es gibt für den Menschen keine sanftere Todesart, aber auch keine, die längere Dauer hätte. Es machte mir den Eindruck, als ob unser Bassus sich selbst das Grabgeleit gäbe und seine Bestattung besorgte, als ob er sich gleichsam selbst überlebt hätte und mit weiser Mäßigung den Trennungsschmerz trüge. Denn er [Aufidius

<sup>105</sup> Fußnote Apelt: Das ist der Geschichtsschreiber Aufidius Bassus zur Zeit des Tiberius und der folgenden Kaiser. Seneca hat ihm hier ein schönes Denkmal gesetzt.

Bassus] spricht viel vom Tod, und hat es dabei besonders darauf abgesehen, uns die Überzeugung beizubringen, dass, wenn dabei von Ungemach oder Furcht die Rede ist, dies nicht dem Tod anzulasten sondern dem Sterbenden. Von Qual sei weder beim Tod die Rede noch nach ihm. Es ist gleich töricht, Angst zu haben vor dem, was man nicht zu erleiden hat, wie sich fürchten vor dem, was man nicht fühlen wird. Oder könnte man es für möglich halten, dass dasjenige gefühlt werde, das jedem Gefühl ein Ende macht? „So ist denn“, wie seine Rede lautet, „der Tod kein Übel, und auch jede Furcht davor mir völlig fremd.“

Ich weiß, dies ist schon oft gesagt worden und verdient noch oft gesagt zu werden. Allein weder, wenn ich es las, noch wenn ich es aus dem Mund von Leuten vernahm, die noch bei gehörigem Abstand vom Tod die Notwendigkeit der Furchtlosigkeit vor ihm betonten, machte das einen besonders wirkungsvollen Eindruck auf mich; aber er [Aufidius Bassus] gewann mich ganz und gar durch das Gewicht seiner Worte für sich, da er vom nahen Tod sprach. Denn ich will dir meine Meinung sagen: Ich glaube, der Tod selbst macht den Menschen tapferer als die bloße Nähe des Todes. Denn ist der Tod einmal zur Stelle, so gibt er auch dem Toren den Mut, dem Unvermeidlichen nicht auszuweichen. So bietet der Gladiator, der während des ganzen Kampfes der verzagteste war, seinen Nacken dem Gegner dar und lenkt das blinde Schwert auf sich. Aber jener erst nahende, wenn auch unfehlbar kommende Tod verlangt eine zähe Festigkeit des Mutes, die sich seltener findet und nur von dem Weisen geleistet werden kann. Mit besonderer Befriedigung hörte ich also meinen Freund an, da er gleichsam als ein Sachverständiger sein Urteil über den Tod abgab und auf Grund näherer Sachkenntnis sich über ihn äußerte.

Mehr Glauben würde vermutlich bei dir finden, größeres Gewicht würde in deinen Augen einer haben, der vom Tode wieder auferweckt wäre und aus eigener Erfahrung dich versicherte, dass dem Tode nichts Übles beiwohne. Welche Erregung das Nahen des Todes mit sich führt, das werden dir am besten die sagen, die unmittelbar in seiner Nähe standen, die ihn kommen sahen und aufnahmen. Unter sie kannst du den Bassus rechnen, dem jeder Gedanke daran, uns täuschen zu wollen, fern lag. Und dieser behauptet, wer den Tod fürchte, sei nicht weniger töricht als der, welcher das Alter fürchte. Denn wie das Greisenalter auf die jüngere Zeit, so folgt der Tod auf das Greisenalter. Wer nicht sterben will, der hat überhaupt nicht leben wollen. Denn das Leben ist uns nur mit der Bedingung des Todes gegeben; dieser ist das Ziel des Lebens.

Ihn zu fürchten ist also töricht, denn nur das Ungewisse fürchtet man, während man auf das Gewisse gefasst ist. Dem Tod wohnt eine gerechte und unerbittlich strenge Notwendigkeit bei. Wer kann sich darüber beklagen, in einer Lage zu sein, die keinem erspart bleibt? Die oberste Anforderung an die Gerechtigkeit ist die Gleichheit. Doch es erübrigt sich noch weiter für die Sache der Natur einzutreten, die ihr Gesetz auch zu dem unseren gemacht sehen wollte; was sie verband, löst sie wieder auf, und was sie auflöste, verbindet sie wieder. Wem es also beschieden wurde, vom Greisenalter sanft dem Leben entrückt zu werden ohne eine Spur gewaltsamen Losreißen, sondern in kaum merkbarem Fortschritt, der sollte der Natur Dank sagen, dass er friedlich zu jener beglückenden Ruhe gelangen durfte, die dem Menschen unentbehrlich, dem Ermüdeten erwünscht ist.

Du siehst manche, die den Tod sich wünschen, und zwar noch heftiger als das Leben begehrt zu werden pflegt. Ich weiß nicht, welche von beiden uns bessere Vorbilder mutiger Gesinnung geben, ob die, welche heftig nach dem Tod

verlangen, oder nicht vielmehr die, welche heiteren und ruhigen Sinnes den Tod erwarten; denn jene Stimmung ist bisweilen Folge einer gewissen Geistesverwirrung und plötzlichen Überreiztheit, während diese ruhige Stimmung eine Folge besonnenen Urteils ist. Im Zorn hat sich mancher in den Tod gestürzt; heiter empfängt den sich nähernden Tod niemand als der, welcher sich lange schon auf ihn vorbereitet hat.

Ich gestehe, dass ich diesen mir so teuren Freund neben manchen anderen Gründen auch deshalb häufiger besuchte, um zu erkunden, ob ich ihn immer wieder als denselben fände und ob nicht mit den Körperkräften auch seine Geistesfrische eine Abnahme fände. Jedoch war diese immer im Zunehmen, ähnlich wie die Jubelstimmung des Wagenlenkers, die sich am deutlichsten kundgibt, wenn er sich bei der siebten Umfahrt der Palme nähert. Als ein Anhänger der Lehre Epikurs, äußerte er sich dahin, er hoffe zunächst, dass jener letzte Atemzug von keinem Schmerz begleitet sei; wäre dies aber doch der Fall, so liege ein erheblicher Trost schon in der Kürze an sich. Denn ein großer Schmerz sei nicht von langer Dauer. Zudem werde ihm bei der Trennung des Geistes vom Körper, falls sie qualvoll sei, der Gedanke zu Hilfe kommen, dass mit diesem Schmerz jeder weitere Schmerz abgeschnitten sei. Er zweifle indes nicht, dass seine Greisenpsyche sich ihren Platz bereits ganz an der Pforte des Mundes<sup>106</sup> gesucht habe, um ohne irgendwelche Gewalttätigkeit sich vom Körper zu trennen. Das [Aether-]Feuer, dem es an nährendem Stoff nicht mangelt, muss durch Wasser und bisweilen durch Schuttmassen erstickt werden; fehlt es ihm aber an Nahrung, so verglimmt es von selbst.

Dergleichen Äußerungen, mein Lucilius, höre ich gern, nicht als ob sie neu wären, sondern weil mir hier gleichsam der Augenschein zu Hilfe kommt. Aber wie? Habe ich nicht schon viele gesehen, die ihrem Leben vorzeitig ein Ende machten? Gewiss, ich habe solche gesehen; aber mehr will für mich besagen das Beispiel derer, die zum Tod gelangen ohne Hass gegen das Leben und die ihn herankommen lassen, nicht mit Gewalt ihn heranziehen. Das - sagte er öfters - ist nichts als selbstgeschaffene Pein, dass wir zittern, wenn wir glauben, der Tod sei im Anzug. Denn wem ist der Tod nicht nahe, der überall und in jedem Augenblick bereit steht? „Aber“, fügte er hinzu, „bedächten wir doch, wenn irgend etwas, das wie todbringend aussieht, an uns herantritt, wieviel anderes uns sich in noch größerer Nähe zeigt, das nichts irgendwie Furchterweckendes an sich hat.“ - Ein Feind bedrohte einen mit dem Tod. Woran starb er? An überladendem Magen, so dass der Feind das Nachsehen hatte. Wollen wir die Ursachen unserer Furcht unterscheiden, so wird sich finden, dass die einen wirklich, die anderen nur scheinbar sind. Nicht den Tod fürchten wir, sondern die Vorstellung von ihm. Denn von ihm selbst sind wir immer gleich weit entfernt. Wäre der Tod also überhaupt zu fürchten, so wäre er immer zu fürchten. Denn welche Zeit wäre dem Tod verschlossen?

Doch ich muss befürchten, dass ein so langer Brief dir verhasster ist als der Tod. Dies sei also der Schluss. Du aber denke immer an den Tod, um ihn nie zu fürchten.

---

<sup>106</sup> Fußnote Hrsg.: Nach der stoischen Physiktheorie besitzt jeder Mensch ein winziges Stück des Aether-Logos in der linken Herzkammer. Gegen Ende des Lebens wandert es langsam zum Mund, so dass es sich schmerzlos vom Körper löst und in die Himmelsregion des Aethers zurückkehren kann.

### 31. Brief

[Ermunterung zum weiteren Streben nach der Weisheit als dem höchsten Ziel des Menschen unter Verachtung der Vorurteile]

Ja, ich erkenne meinen Lucilius: er beginnt das zur Tat werden zu lassen, was er hinsichtlich seiner Entwicklung versprach. Folge diesem Drang deines Herzens, der dich der besten Lebensgestaltung nähert unter Verachtung jener vermeintlichen Güter, denen die Menge nachjagt. Ich verlange nicht, dass du größer und besser wirst, als du selbst es anstrebst. Du hast einen sicheren Grund gelegt von hinlänglichem Umfang; führe nun aus, wozu du dich angeschickt hast, und lass zur Tat werden, was du in deiner Psyche mit dir herumträgst. Alles in allem: du wirst ein Weiser werden, wenn du die Ohren verschließt, für die aber Wachs kein genügender Verschluss ist: Es bedarf eines festeren Stopfens, als dessen sich Odysseus bei seinen Gefährten bedient haben soll. Jene Stimme, vor der man dort Angst hatte, war eine verführerisch süße, aber doch keine allseitig erklingende; diese dagegen, die du zu fürchten hast, klingt nicht von einer Klippe her, sondern umtönt dich von allen Ecken und Enden.

Lass also bei deiner Fahrt nicht etwa bloß einen verführerischer Lust verdächtigen Ort zur Seite liegen sondern alle Städte. Sei [innerlich] taub gegenüber auch denen, die dich am meisten lieben. Sie mögen es noch so gut meinen, ihre Wünsche für dich sind gleichwohl verderblich. Was sie dir beschert zu sehen wünschen, das sind keine Güter: Es gibt nur ein Glücks-Gut als festen Untergrund eines glücklichen Lebens, das ist das Selbstvertrauen. Dessen aber kannst du nicht habhaft werden, wenn du nicht der Anstrengung einen nur untergeordneten Wert beilegst und sie zu denjenigen Dingen zählst, die weder gut sind noch schlimm. Denn unmöglich kann ein und dieselbe Sache bald schlimm sein, bald gut, bald leicht und erträglich, bald wieder furchtbar. Die Anstrengung ist kein Glücks-Gut.

Was also ist ein Glücks-Gut? Die Geringschätzung der Anstrengung. Daher möchte ich diejenigen tadeln, die auf eitle Dinge Anstrengung verwenden. Andererseits werde ich denen, die einem ehrenwerten Ziel zustreben, um so größere Anerkennung spenden, je mehr sie sich dafür ins Zeug legen, jeder Niederlage vorbeugen und sich keine Rast gönnen. Ihnen werde ich zurufen: „Bravo! Nur unverzagt aufwärts, in einem Anlauf womöglich erklimmt jene Höhe!“ - Edlen Psychen ist Anstrengung ein Bedürfnis gleich der Nahrung. Richte dich also mit deinen Ansprüchen an das Schicksal und mit deinen Wünschen nicht nach jenem alten Wunschzettel deiner Eltern<sup>107</sup>, wie es denn überhaupt für einen Menschen, der schon eine so glänzende Laufbahn hinter sich hat, schimpflich wäre, noch immer die [eingebildeten] Götter für sich zu bemühen. Was bedarf es der Gelübde? Mache dich selber glücklich. Das wirst du erreichen, sobald du erkannt hast, dass gut nur das ist, was mit den Tugenden im Bund steht, schimpflich aber alles, was mit dem Bösen in Berührung steht. Wie nichts Glanz von sich gibt ohne Beigesellung von Licht, und nichts schwarz ist ohne dass es in Finsternis ist oder etwas Dunkles in sich aufgenommen hat, wie nichts warm ist ohne Beihilfe von Feuer, nichts kalt ohne Einwirkung der Luft, so hängt Edles oder Schimpfliches ab von der Gemeinschaft mit Tugenden oder Lastern.

Was ist also das Gute? Das Wissen um die Dinge. Und was das Übel? Die Unkunde der Dinge. Er, der Einsichtsvolle und Kundige, wird die Dinge immer

<sup>107</sup> Fußnote Apelt: Auf diesen von ihm entschieden verurteilten Wunschzettel der Eltern, der ganz auf materiellen Gewinn gerichtet ist, kommt Seneca noch öfter zu sprechen, siehe 32. und 60. Brief.



nach Maßgabe der Umstände verwerfen oder wählen. Allein er fürchtet weder, was er verwirft, noch ist er entzückt von dem, was er wählt, sofern ihm nur eine große und unbeugsame Psyche innewohnt. Du darfst dich nicht unterwerfen und niederdrücken lassen. Der Anstrengung sich nicht zu entziehen, das genügt nicht: du musst sie herausfordern. „Wie also,“ sagst du, „ist eine nichtige und überflüssige und durch niedrige Beweggründe veranlasste Anstrengung nicht vom Übel?“ - Ebenso wenig wie die, welche auf edle Dinge verwendet wird; denn hier handelt es sich um die ausdauernde Willenskraft der Psyche, die sich Hartes und Raues zumutet und sich dazu ermahnt mit den Worten: „Was zauderst du? Es ist unmännlich, den Schweiß zu fürchten.“ - Dem gesellt sich folgende weitere Forderung bei, um die Tugenden vollkommen zu machen: eine gleichmäßige und durchweg mit sich in Einklang stehende Lebensführung. Sie ist nicht möglich ohne wissenschaftliche Einsicht in die Dinge und ohne die Kenntnis menschlicher und naturgesetzlicher Dinge. Das ist das höchste Glücks-Gut. Machst du dich zu dessen Besitzer, dann hast du eine Stellung erreicht, die dich nicht mehr um die Gunst der menschlichen Halbgötter [der Mächtigen] flehen lässt, sondern dich [innerlich] nahezu zu einem Genossen derselben macht. „Wie aber“, fragst du, „soll ich dahin gelangen?“ - Nicht über die Penninischen oder Graischen Alpen oder durch die Wüsten von Candavien<sup>108</sup>, nicht durch die Syrten oder zwischen Scylla und Charybdis hin führt der Weg, die du doch alle aus Erfahrung kennst aus Anlass der Bemühungen um eine solche Kleinigkeit wie eine Prokurator; nein, sicher ist der Weg und anziehend, zu dem die Natur dich ausgerüstet hat. Sie hat dir verliehen, was du nur nicht zu vernachlässigen brauchst, um dich dem Aether-Logos gleich zu erheben. Was dich unserem [stoischen] Gott gleich machen wird, ist aber nicht das Gold; unser Gott [der Aether-Logos] hat keinen Besitz. Auch das feierliche Amtsgewand nicht; unser Gott ist ohne Gewand.

Auch der Ruhm nicht, auch prunkendes Auftreten nicht, auch das weit verbreitete Ansehen deines Namens nicht. Kaum jemand kennt [den wahren] Gott [den Aether-Logos], viele denken schlecht von ihm, ohne dafür büßen zu müssen. Auch nicht die Schar deiner Sklaven, die dich auf deinem Tragsessel durch Stadt und Land tragen; jener höchste und mächtigste Gott [der Aether-Logos] ist in eigener Person der Beweger von allem. Selbst Schönheit und Kraft können dich nicht glücklich machen. Nichts von allem dem hat auf die Dauer Bestand. Es gilt, etwas zu suchen, das nicht Tag für Tag der Gewalt dessen verfällt, gegen das es keinen Widerstand gibt. Was ist das? Der Geist, aber einer von rechter Art, ein guter, großer. Welch anderen Namen hättest du für ihn als den eines im menschlichen Körper zu Gast weilenden Gottes? Solch ein Geist kann seinen Sitz aufschlagen ebenso wohl in einem Freigelassenen oder Sklaven wie in einem römischen Ritter. Denn was ist ein römischer Ritter oder ein Freigelassener oder ein Sklave? Es sind Namen, die ihren Ursprung im Ehrgeiz oder im Unrecht haben. Auch aus verborgenem Winkel kann man den Sprung hinauf in den Kosmos tun. Erhebe dich nur.<sup>109</sup>

*... Und würdig der Gottheit [dem Aether-Logos]  
Bilde auch dich.*

Nicht aber wird es Gold oder Silber sein, das zu solcher Bildung taugt. Denke daran: als die Götter noch ihre Günstlinge hatten, wurden sie aus Ton geformt.

<sup>108</sup> Fußnote Apelt: Candavia ist eine raue Gebirgslandschaft in Illyrien.

<sup>109</sup> Fußnote Apelt: Vgl. 18. Brief.

### 32. Brief

[Vorzüge eines zurückgezogenen Lebens]

Ich höre mich nach dir um und frage alle, die von dorthier kommen, angelegentlich aus, wie es dir geht und wie es um deine Geselligkeit bestellt ist. Du kannst mir nichts vorflunkern: ich bin bei dir. Lebe so, als ob ich hörte, was du tust, ja als ob ich es sähe. Fragst du, was mir von allem, was ich von dir höre, am meisten Freude macht? Dass ich nichts höre, dass die meisten von denen, die ich befrage, nicht wissen, was du tust. Es bringt nur Gutes, nicht mit Leuten zu verkehren, die einem unähnlich und von ganz abweichenden Wünschen erfüllt sind. Ich habe zwar zu dir das Vertrauen, dass du dich nicht ablenken lässt und deinen Grundsätzen treu bleibst, auch wenn eine ganze Schar von Versuchern dich umgibt. Wie steht es also? Was ich fürchte, ist nicht etwa dies, dass sie dich hemmen. Kann doch auch, der uns aufhält, viel Schaden anrichten, zumal bei der Kürze des Lebens, das wir durch unsere Unbeständigkeit noch kürzer machen, indem wir immer wieder von vorn anzufangen versuchen. Wir zerreißen es in Teilchen und zerstückeln es. Befleißige dich also der Eile, mein teuerster Lucilius, und denke daran, wie sehr du deine Schritte beschleunigen würdest, wenn der Feind dir auf dem Nacken säße, wenn du das Nahen des Reiters spürtest, der sich an die Fersen der Fliehenden heftet. Und so steht es bei dir wirklich; du wirst umdrängt: suche beschleunigten Laufes zu entkommen, bringe dich in Sicherheit und führe dir immer wieder vor Augen, was für eine herrliche Sache es ist, sein Leben vor dem Tod zum vollständigen Abschluss zu bringen, sodann in aller Ruhe die uns noch gewährte Zeit zu erwarten, ohne dabei an einen weiteren Gewinn zu denken; in sicherem Besitz eines glücklichen Lebens, das an Glück nicht gewinnt, wenn es noch länger andauert. Wann wirst du jene Zeit sehen, wo du erkennen wirst, dass die Zeit dir nichts vermag, wo dir Ruhe und Friede beschieden sein wird, und wo du, völlig zufrieden mit dir selbst, dem nächsten Tage unbekümmert entgegensehen kannst. Soll ich dir sagen, was die Menschen so begierig nach dem Künftigen macht? Niemand ist gänzlich Herr über sich.

Was deine Eltern dir früher wünschten, war ganz anderer Art; was mich betrifft, so wünsche ich dir die Verachtung all jener [materiellen] Dinge, deren sie dir die Fülle wünschten. Ihre Wünsche sind nur danach angetan, viele andere auszuplündern, um dich zu bereichern. Was sie dir zuwenden, muss einem anderen genommen werden. Ich wünsche dir die freie Verfügung über dich selbst, damit der von schwankenden Entwürfen beunruhigte Geist endlich einen festen Halt findet und seiner selbst gewiss ist; damit er an sich selbst Gefallen findet und nach erreichter Erkenntnis der wahren Glücks-Güter, die mit erlangter Erkenntnis zugleich unser fester Besitz werden, eines Zusatzes an Jahren nicht bedürftig. Erst der ist aller Notwendigkeit Herr geworden, hat ausgedient und ist frei, welcher nach vollendetem Leben lebt.

### 33. Brief

[Eigenart der Schriften der Stoiker im Gegensatz zu Epikur]

du wünschst, dass ich auch diesem Brief wie den früheren einen oder den anderen Ausspruch unserer Schulhäupter beifüge. Dergleichen Zierrat war nicht ihre Sache; die ganze Art ihrer Darstellung war durchaus strengen Charakters. Wo einzelne Perlen sich der Beachtung aufdrängen, da, kannst du überzeugt sein, fehlt die Gleichmäßigkeit. Wo der ganze Wald sich zu gleicher Höhe erhebt, da zieht nicht ein einzelner Baum die Bewunderung auf sich. Dergleichen Sentenzen

bieten uns die Werke der Dichter und Historiker zuhauf. Daher möchte ich nicht, dass du jene Aussprüche bestimmt dem Epikur zueignetest: sie sind Gemeingut, sind vor allem auch unser Gut. Aber sie treten bei Epikur bemerkbarer hervor, weil sie einem nur selten begegnen, weil sie also unerwartet sind, und weil es uns überrascht, ein tapferes Wort aus dem Mund dessen zu vernehmen, der sich zum Fürsprecher der Weichlichkeit macht. Denn das ist das landläufige Urteil über ihn [Epikur]. In meinen Augen ist jedoch Epikur auch ein tapferer Mann, mag er auch in bauschiger Kleidung umher gegangen sein. Tapferkeit, Rührigkeit und kriegerischer Sinn kann sich auch bei den Persern zeigen, so gut wie bei den Leichtgeschürzten. Du darfst also bei mir keine Zitate, keine herausgehobenen Stellen erwarten. Bei unseren Meistern ist das fortlaufende Ganze so wertvoll wie bei anderen das herausgehobene Einzelne. Bei uns gibt es also nicht jene blendenden Ladenaushänge, die den Käufer nur täuschen, der drinnen nichts findet als was außen schon ausgehängt war. Wir überlassen es dem Lehrer selbst, sich seine Mustersätze auszusuchen.

Angenommen, wir wollten einzelne Sprüche aus der Masse herausheben: wem sollen wir sie zuschreiben? Dem Zenon, oder dem Kleantes, oder dem Chrysippus, oder dem Panaetius, oder dem Poseidonius? Wir stehen unter keinem König; jeder gehört sich selbst an. Bei jenen dagegen wird, was Hermarchus, was Metrodorus gesagt hat, nur dem einen [dem Epikur] beigelegt. Alles, was irgend jemand in jenem Verein von Kameraden gesagt hat, ist unter Leitung feierlicher Führung des Einen gesagt. Wir [Stoiker] sind, wie gesagt, auch wenn wir es versuchen wollten, nicht imstande irgend etwas Einzelnes aus der großen [schriftlichen] Masse gleichwertiger Dinge herauszuheben:

„Nur der Arme zählt sein Vieh.“

Du magst den Blick wenden, wohin du willst, überall wirst du auf Stellen treffen, die hervorragten würden, wenn sie sich nicht unter Gleichartigem befänden.

Lass also die Hoffnung sinken, du könntest dich mit den größten Geistern [der Stoiker] in raschem Überblick auch nur oberflächlich vertraut machen; sie wollen als Ganzes angeschaut sein, und in diesem Sinn musst du dich mit ihnen beschäftigen. Da wird scharf zugegriffen, und nach den der Sache entsprechenden Richtlinien wird ein Geisteswerk gestaltet, aus dem nichts entfernt werden kann ohne den Zusammenbruch des Ganzen zu riskieren. Ich will dir nicht verwehren, einzelne Glieder zur Betrachtung herauszuheben, aber immer nur mit Beziehung auf den Menschen als Ganzes. Nicht die Frau ist schön, deren Beine oder Arme man rühmt, sondern diejenige, deren Gesamterscheinung die Bewunderung von den einzelnen Teilen ablenkt. Wenn du dich indes einmal auf die Einzelheiten [Kernlehren] versteift hast, so will ich nicht so knauserig mit dir verfahren, du sollst sie in Hülle und Fülle haben. Massenhaft sind sie nach allen Seiten hin verstreut, es bedarf nur des Zugreifens, nicht des Sammelns. Denn nicht tropfenweise finden sie sich, nein, sie sind wie im Fluss, und in steter Verbindung reiht eines sich an das andere. Auch zweifele ich nicht, dass dergleichen Spruchweisheiten den Neulingen und erst in der Vorhalle Befindlichen manchen guten Dienst leisten könne. Denn leichter senken sich solche einzelne scharf umgrenzte und versartig gestaltete Sprüche in die Psyche ein. Daher lassen wir die Knaben Denksprüche und das, was die Griechen Chrieten [Gemeinplätze] nennen, auswendig lernen, mit denen sich der kindliche Geist leichter abfinden kann, während er für ein größeres Ganzes noch nicht aufnahmefähig ist. Einem Mensch, der schon in sicherem Fortschreiten begriffen ist, will es schlecht anstehen, nach

solchen Blümchen zu haschen, sich auf wenige allgemein bekannte Sätze zu stützen und alles zu bloßer Gedächtnissache zu machen; es ist Zeit, dass er auf sich selbst gestellt ist. Was er behauptet, soll ihm gehören, nicht bloß seinem Gedächtnis. Denn für einen Greis oder einen, der dem Greisenalter entgegen geht, hat es etwas Entwürdigendes, seine Weisheit einem Kompendium zu entnehmen. „Das hat Zenon gesagt.“ - Und du, was sagst du? - „Das hat Kleantes gesagt.“ - Und du? Wie lange machst du dich zum Werkzeug eines anderen? Sprich selbst als Lehrer und tu einen Ausspruch, der des Behaltens wert ist. Ertüchtige dich, etwas hervorzubringen, was dir gehört. Allen jenen bloßen Nachbetern, die nie etwas aus sich selbst schöpfen, sondern sich unter fremdem Schatten verbergen, fehlt meiner Ansicht nach die wahre Hoheit der Psyche; sie haben nie den Mut gehabt, das auch wirklich zur Tat werden zu lassen, mit dessen Erlernung sie sich solange zu schaffen gemacht haben. Sie haben ihr Gedächtnis an fremdem Gut geübt. Zwischen Erinnern und Wissen ist ein erheblicher Unterschied. Das erstere heißt soviel als etwas dem Gedächtnis Anvertrautes bewahren; Wissen hingegen ist, alles zu seinem Eigentum zu machen und nicht in bloßer Abhängigkeit vor dem Vorbild zu stehen und nicht immer wieder nach dem Lehrer zu blicken: „Das hat Zenon gesagt, das Kleantes.“ - Es sei ein Unterschied, zwischen dir und einem Buch. Wie lange willst du Lehrling bleiben? Es ist endlich Zeit, auch zu lehren. Warum soll ich denn hören, was ich lesen kann? „Viel bewirkt“, heißt es „die lebendige Stimme.“ - Ja, aber nicht die, welche fremden Worten geliehen wird und Abschreiberdienste leistet. Dazu kommt noch, dass die, welche niemals mündig werden, ihren Vorgängern erstens auch darin folgen, worin sonst jedermann von seinem Vorgänger abweicht; sodann, dass sie ihnen auch da folgen, wo die Untersuchung noch schwebt. Zu einem sicheren Ergebnis zu gelangen, wird nur gelingen, wenn wir mit dem Gefundenen uns zufrieden gebe. Dazu kommt noch: wer einem anderen folgt, findet nichts, ja sucht nicht einmal. Wie also? Soll ich nicht den Fußspuren der Vorgänger folgen? Nun, was mich anbelangt, so werde ich den alten Weg einschlagen; finde ich aber einen näheren und leichteren, so werde ich mich an diesen halten. Diejenigen, die vor uns diese Lehren aufstellten, sind nicht unsere Herren, sondern unsere Führer. Die Wahrheit steht allen offen, noch ist sie nicht völlig in Beschlag genommen. Die kommenden Geschlechter finden an ihr noch reichlich Arbeit.

### 34. Brief

[Freude über Lucilius' Fortschritte in der stoischen Philosophie]

Ich fühle mich gehoben und in freudigster Stimmung, ja ich komme mir vor wie verjüngt, als ob die Jahre mir überhaupt nichts anhaben könnten, so oft ich aus dem, was du tust und schreibst, entnehme, wie sehr du, nachdem du den großen Haufen schon längst hinter dir gelassen hast, dich selbst übertriffst. Wenn der Landmann Freude hat an einem Baum, den er zum Tragen brachte, wenn dem Hirten die Vermehrung seiner Herde Vergnügen macht, wenn ein jeder in seinem leiblichen Pflingling sich selbst wieder verjüngt erblickt, wie malst du dir dann die Freude dessen aus, der als Geistesbildner die zarten Keime, die er gelegt hat, in rascher Entwicklung gereift sieht. Du gehörst mir an, du bist mein Werk. Ich habe, als ich deine Geistesart erkannte, Beschlag auf dich gelegt, habe dich ermuntert, dich angespornt, kein Nachlassen geduldet, sondern immer wieder angetrieben, und jetzt auch halte ich es noch so, nur dass du jetzt schon in vollem Lauf bist und wechselseitig auch mich ermahnst. „Was anderes?“ sagst du, „noch ist mein Wille

kräftig.“ Darauf kommt es vor allem an, nicht in dem Sinne, dass, wie man sagt, der Anfang die Hälfte des ganzen Vorhabens bedeutet.

Hier handelt es sich um etwas rein Geistiges. Daher liegt ein großer Teil der moralischen Veredelung im Willen, moralisch tüchtig zu werden. Weißt du, wen ich so nenne? Den Vollendeten, den Fertigen, den keine Gewalt, kein Zwang auf den Weg der Schlechtigkeit treiben kann. Diesen verspreche ich mir in dir, sofern du ausharrst und nicht locker lässt und immer darauf bedacht bist, dass alles, was du sagst und tust, miteinander im Einklang steht und sich entspricht und gleichsam aus einem Guss ist. Mit dessen Psyche ist es nicht gut bestellt, dessen Handlungen miteinander in Zwiespalt stehen.

### 35. Brief

[Streben nach moralischer Vervollkommnung als Bedingung wahrer Freundschaft]

Wenn ich dich so heftig bedränge es ernst zu nehmen mit deinen wissenschaftlichen Bestrebungen, so betreibe ich damit meine eigene Sache. Ich möchte dich zum [wahren] Freund haben, was mir nur dann gelingen kann, wenn du in deiner Ausbildung auf dem eingeschlagenen Weg verharrst. Denn jetzt hast du mich zwar lieb, bist aber nicht mein Freund. - „Wie? Wäre dazwischen noch ein Unterschied?“ - Ja, sogar eine Art Gegensatz: wer Freund ist, liebt; wer liebt, ist nicht notwendig auch Freund. So kommt es denn, dass die Freundschaft immer heilsam ist, die Liebe zuweilen auch schädlich. Arbeite weiter an deiner Vervollkommnung, und wäre es auch nur, um lieben zu lernen. Beeile dich also in diesem deinem Vorwärtstreben für mich, damit die Früchte dieses Strebens nicht erst einem anderen zu gute kommen. Es ist schon jetzt ein Genuss für mich, mir vorzustellen, dass wir gleichen Sinnes sein werden, und dass die Frische, die meinen Jahren abgeht, ihren Ausgleich erhalten werde durch dich, trotz des nicht sehr erheblichen Altersunterschieds. Doch möchte ich meine Freude auch unmittelbar an der Sache selbst, an ihrer Gegenwart haben. Denjenigen, den wir lieben, verdanken wir auch aus der Ferne manche Freude, aber sie ist doch nur flüchtig und vorübergehend; der Anblick, die Gegenwart und der persönliche Verkehr bieten eine Art lebendiges Vergnügen, zumal wenn man nicht nur die gewünschte Person, sondern diese auch in der gewünschten Verfassung sieht. Beschere dich also mir als ein herrliches Geschenk, und damit du es um so eiliger damit habest, denke daran, dass du sterblich bist und ich ein Greis. Beeile dich, komme zu mir, aber zuvor erst zu dir selbst. Schreite fort in deiner Vervollkommnung und sei vor allem darauf bedacht, dir selbst treu zu bleiben. Willst du die Probe machen, ob etwas zuwege gebracht ist, so gib Acht darauf, ob du heute noch dasselbe willst wie gestern: ein Wechsel des Willens verrät eine Psyche, die flatterhaft bald hier bald dort sich zeigt, je nach dem Zug des Windes.

Was sicher und fest gegründet ist, das schweift nicht hin und her. Von dieser letzteren Art ist der vollendete Weise, annähernd sodann auch der im Ethischguten Fortschreitende und Fortgeschrittene. Der Unterschied ist nur der, dass der Fortschreitende zwar noch in Bewegung gerät und an seinem Platz schwankt, ohne ihn indes zu verlassen, während der Weise nicht einmal in Bewegung gerät.

### 36. Brief

[Gegen die Vorurteile der Menge und über die wahre Bedeutung des Todes]

Wirke durch lebhaften Zuspruch auf deinen Freund dahin ein, dass er den Mut findet, auf diejenigen mit Verachtung herabzusehen, die ihn mit Vorwürfen überhäufen, weil er sich in den Schatten und in die Muße zurückgezogen hat, weil er seine glänzende Stellung aufgegeben und trotz großer [materieller] Aussichten der Ruhe den Vorzug gegeben hat. Täglich soll er ihnen vor Augen führen, welchen großen Dienst er sich damit selbst erwiesen hat. Menschen, die man beneidet, werden nie aufhören, ihre Bahn zu durchlaufen: Teils werden sie erdrückt, teils stürzen sie. Das äußere [scheinbare] Glück ist alles andere, nur kein Ruhezustand: Es hält sich selbst in beständiger Erregung und reizt das Gehirn mehr auf als alles andere. Den einen macht es lüstern auf dieses, den anderen auf jenes Ziel, den einen auf Macht, den anderen auf Schlemmerei; die einen macht es aufgeblasen, die anderen weichlich und jedes Haltes ledig. „Aber der eine oder andere kommt doch ganz gut mit ihm aus.“ - Ja, wie mit dem Wein. Lass dir also nicht einreden, derjenige sei glücklich, der von vielen belagert wird: er gleicht einem Teich, den die von allen Seiten Zulaufenden trübe machen und ausschöpfen. - „Sie nennen deinen Freund einen Narren und Faulpelz.“ - Du weißt ja, es gibt Leute, die verkehrt reden und der Wahrheit ins Gesicht schlagen. - „Sie nannten ihn vorher glücklich.“ - Wie? War er es denn auch? Auch das hat in meinen Augen nichts zu sagen, dass er manchen Leuten von rauer und finsterner Gemütsart zu sein scheint. Ariston<sup>110</sup> pflegte zu sagen, ein still in sich gekehrter Jüngling sei ihm lieber als ein heiterer, ausgelassener und bei der Menge beliebter; denn ein junger Wein, den man herb und rau findet, werde mit der Zeit noch gut, während der im Fass lagernde wohlschmeckende Wein keine lange Dauer verspreche. Mögen sie ihn [den Freund des Lucilius] doch immer einen Trübsalbläser nennen, der seinem eigenen Vorwärtskommen in den Weg trete: mit zunehmendem Alter wird sein verschlossenes Wesen sich geben; bleibt er nur seinem tugendhaften Streben treu, und verwendet er gründlichen Ernst auf seine wissenschaftlichen Studien, die nicht bloß eine äußerliche Zierde sein, sondern der Psyche ihre rechte Farbe geben sollen. Das ist die Zeit des Lernens. - „Gibt es denn irgend eine Zeit, wo man nicht zu lernen hätte?“ - Nein, nein. Aber wie es jedem Alter ansteht, auf die Förderung seiner Bildung bedacht zu sein, so doch nicht jedem Alter, sich unterweisen zu lassen. Schimpflich und lächerlich wird sich ein Greis als ABC-Schütze ausnehmen: der Jüngling muss erwerben, der Greis gebrauchen. Du wirst also dir selbst einen sehr nützlichen Dienst erweisen, wenn du jenem Freund zur höchsten Trefflichkeit verhilfst.

Solche Wohltaten, sagt man, müsse man erstreben und gewähren - Wohltaten offenbar ersten Ranges - die zu verleihen ebenso vorteilhaft ist als zu empfangen. Übrigens sind ihm die Hände gebunden: er hat sein festes Wort gegeben: Es ist aber weniger schimpflich, einen Gläubiger zu täuschen als eine wohl versicherte Hoffnung. Eine Schuld jener Art zu begleichen bedarf es für den Kaufmann glücklicher Seeunternehmungen, für den Landmann der Fruchtbarkeit des Bodens, den er anbaut, und der Gunst des Himmels; die Schuld des anderen dagegen lässt sich durch den bloßen Willen tilgen. Über den Charakter hat das Schicksal keine Macht. Den Charakter zu bilden, soll er bemüht sein, damit sein Inneres in voller Ruhe zu jener Vollendung gelangt, für die es keinen Verlust mehr

<sup>110</sup> Fußnote Apelt: Ariston aus Chios, stoischer Philosoph, war unmittelbarer Schüler des Zenon. Er lehrte in Athen um 270 v. u. Zt.

gibt aber auch keinen Zuwachs, die sich vielmehr auf gleicher Höhe hält, wie auch die Ereignisse wechseln. Wird ein solcher Mann überschüttet mit der Fülle weltlicher Güter, so ragt er selbst doch weit empor über all sein Hab und Gut; raubt ihm aber der Zufall etwas davon oder auch alles, so wird er dadurch um nichts kleiner. Wäre er im Partherland geboren, so würde er schon als Kind den Bogen spannen; wenn in Germanien, so würde er schon als Knabe den leichten Wurfspieß schwingen; hätte er zu unserer Ahnen Zeiten gelebt, so hätte er reiten und den Feind aus der Nähe durchbohren gelernt. Dazu führt einen jeden der übliche Volksbrauch und macht es ihm zum Gesetz. Aber worauf hat unser Freund seine Gedanken zu richten? Auf das, was uns gegen jeder Art Waffen, gegen jeder Art Feinde die besten Dienste leistet, auf die Todesverachtung. Dass der Tod etwas Furchtbares an sich hat, bezweifelt niemand; daher die tiefen Ängste, die er unserer von Natur zur Selbstliebe neigenden Psyche bereitet; denn es bedürfte dafür keiner Vorbereitung und nachdrücklichen Schärfung, wenn wir uns durch einen natürlichen Trieb zu ihm hingezogen fühlten, so wie wir uns zur Selbsterhaltung hingezogen fühlen. Wozu bedarf es eines Lehrers, um nötigenfalls auf einem Rosenlager gemächlich zu ruhen? Wohl aber bedarf es einer abhärtenden Schulung, um die Standhaftigkeit auch unter Qualen unverkürzt zu bewahren und um, wenn Not an Mann ist, auf Posten stehend auch trotz etwaiger Verwundung vor dem Wall wachsam auszuharren, ohne sich auch nur auf seine Lanze zu stützen, weil diejenigen, die sich auf eine solche Stütze lehnen, der Schlaf bisweilen zu beschleichen pflegt. Der Tod birgt kein Ungemach in sich; denn es müsste dann etwas geben, an das sich dies Ungemach anheftet. Fühlst du dich von einem so lebhaften Verlangen nach Verlängerung deines Lebens erfüllt, so bedenke, dass nichts von alledem zugrunde geht, was deinen Augen entschwindet und im Schoß der Natur geborgen wird, aus dem es hervorging und bald wieder hervorgehen wird. Betrachte den Kreislauf der Dinge, wie sie in sich zurückkehren; du wirst finden, dass nichts in dieser Welt zugrunde geht, sondern abwechselnd sinkt oder steigt.<sup>111</sup> Der Sommer ist verschwunden, aber ein neues Jahr wird ihn heraufführen; der Winter ist gewichen, aber seine Monate bringen ihn wieder; die Sonne verschwindet im Schatten der Nacht, aber diese selbst wird bald wieder verdrängt von dem anbrechenden Tag. Die Vielfältigkeit des Sternverlaufes ist nur Wiederholung des Vergangenen; ein Teil des Himmels ist immer im Aufstieg, der andere im Abstieg.

Doch ich eile zum Schluss und füge nur das Eine hinzu, dass weder Kinder noch Schwachinnige den Tod fürchten, und dass es doch eine Schande wäre, wenn die Vernunft nicht imstande wäre uns einer Sorge zu entledigen, die jenen durch ihre Unvernunft erspart bleibt.

### 37. Brief

#### [Strenge der moralischen Anforderungen]

Es gibt kein Band, das uns stärker an eine edle Sinnesart fesseln könnte, als das Versprechen, das du geleistet hast, nämlich aus dir einen moralisch tüchtigen Menschen zu machen. Du bist dadurch wie durch einen Fahneid gebunden. Der

---

<sup>111</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca wagte es offensichtlich noch nicht, Lucilius in die Geheimphilosophie der Stoa einzuweißen. Er spricht daher vom „Kreislauf der Dinge“, aber dass die individuelle Psyche eines jeden Menschen beim Tod untergeht, wagt er nicht zu erwähnen. Möglicherweise ist es aber auch eine Interpolation der christlichen Kopisten. Hier habe ich einige Sätze ausgelassen, da ich sie für interpolierende Fälschungen (Hinzufügungen) des Mittelalters halte.

treibt mit dir seinen Spott, der dir etwa sagt, der Kriegsdienst sei etwas Gemächliches und Leichtes. Lass dich nicht täuschen. Die Eidesformel für diesen ehrenwertesten aller Dienste [der stoischen Philosophie] lautet fast gleich mit der für den schimpflichsten [der Gladiatorenkämpfe]: „sich [für seine Überzeugung] brennen, sich fesseln, sich durchs Schwert umbringen zu lassen“. Von jenen, die ihre Muskelkraft dem Zirkus verkaufen und ihr Blut hergeben für die reichliche Nahrung, die man ihnen gewährt, schaffen sich Sicherheit, sodass sie das Geforderte [tödliche Kämpfe], wenn auch widerwillig, über sich ergehen lassen; von dir erwartet man, dass du es willig und gern auf dich nimmst [für die Überzeugung auch zu sterben]. Jene dürfen ihre Waffen strecken, dürfen das Mitleid des Volkes für sich in Anspruch nehmen. Du darfst weder die Waffen strecken noch um dein Leben flehen. Aufrechten Hauptes und unbesiegt musst du sterben. Was nützt es denn auch, einige wenige Tage oder Jahre zu gewinnen? Wir treten ins Leben ein ohne jedes Anrecht auf Begnadigung. „Wie soll ich“, erwidert du, „der Fesseln ledig werden?“ Entfliehen kannst du der Notwendigkeit [des Sterbens] nicht, überwinden aber kannst du sie:

„Durchgang bahnt die Gewalt.“<sup>112</sup>

Und diesen Weg wird dir die [stoische] Philosophie weisen. Mit ihr schließe Freundschaft, wenn du in Sicherheit, wenn du ledig der Sorgen, wenn du glücklich, kurz, wenn du, was das Höchste ist, frei sein willst. Anders kannst du dessen nicht teilhaftig werden. Jämmerlich steht es um die Torheit; sie hat etwas Verächtliches, Niedriges, Kriechendes, vielen rasenden Leidenschaften Unterworfenen an sich. Diese so harten, zuweilen abwechselnd, zuweilen gleichzeitig gebietenden Herren los zu werden, gibt es nur ein Mittel für dich: das ist die Weisheit, sie allein ist die Freiheit. Nur ein Weg führt zu ihr, und zwar ein gerader, du kannst nicht fehlgehen. Gehe festen Schrittes. Willst du dir alles unterwerfen, so unterwirf dich der Vernunft; du wirst über viele gebieten, wenn du die Vernunft zu deiner Gebieterin machst. Von ihr wirst du lernen, was und wie du alles angehen sollst. Du wirst nicht zufällig in die Dinge hineintaumeln.

Nenne mir den, der wüsste, wie er dazu kam, zu wollen, was er will; nicht durch Überlegung, sondern durch einen gewissen ungestümen Drang ist er dazu geführt worden. Ebenso oft rennt das Schicksal gegen uns an, wie wir gegen das Schicksal. Es ist schimpflich, nicht auf eigenen Füßen zu gehen, sondern sich forttragen zu lassen und mitten im Wirbel der Dinge staunend zu fragen: „Wie bin ich hierher gekommen?“

### 38. Brief

[Die zweckmäßigste Art philosophischer Belehrung]

Mit Recht verlangst du nach einer größeren Lebhaftigkeit unseres brieflichen Verkehrs. Am nützlichsten ist die Form des Gesprächs, weil es in kleinen Abschnitten seinen Weg in das Innere findet. Ausgearbeitete und vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gehaltene Vorträge sind geräuschvoller, haben aber wenig Vertrauliches. Guter Rat kommt von der Philosophie, Ratschläge gibt niemand mit gellender Stimme. Mitunter muss man sich auch jener sozusagen volksrednerischen Art bedienen, wo es gilt, auf einen Zweifelnden Eindruck zu machen; wo es indessen nicht darauf ankommt, erst den Willen zum Lernen anzuregen, sondern darauf, dass einer lernt, da muss man sich an jene geräuschlosere Art der Mitteilung halten. Sie findet leichter Eingang und bleibt

<sup>112</sup> Fußnote Apelt: Vergl. Aen. II, 494.



haften, denn es bedarf da nicht vieler Worte, sondern wirksamer. Man streue sie aus wie das Samenkorn; so unscheinbar dies auch ist, entfaltet es doch seine Wachstumskräfte, wenn es geeigneten Boden gefunden hat, und entwickelt sich aus kleinstem Umfang zu größtem Wuchs. Ebenso steht es mit der Vernunft; sie scheint nicht groß zu sein auf den ersten Blick; im Wirken wächst sie. Es braucht nur wenig gesagt zu werden, aber wenn es in einen empfänglichen Geist eingeht, so gewinnt es an Kraft und ringt sich empor. Es steht, behaupte ich, mit den philosophischen Lehren wie mit Samenkörnern: sie haben reiche Wirkung trotz aller Kleinheit; nur muss, wie gesagt, der empfangende Geist den geeigneten Boden bieten, um sie in sich aufzunehmen. Vieles wird der Geist auch seinerseits erzeugen, und mehr zurückgeben, als er empfangen hat.

### 39. Brief

[Philosophische Kompendien nützen weniger als eigentlicher philosophischer Unterricht, der zur Weisheit führt]

Einen Abriss der Philosophie<sup>113</sup>, den du wünschst, will ich in wohlüberlegter Ordnung und in gedrängter Form für dich zusammenstellen. Doch fragt es sich, ob nicht eine regelrechte ausführliche Behandlung besser wäre als diese Breviarien, wie man sie jetzt gemeinhin nennt, während man sie ehemals, als man noch Latein sprach, Summarien nannte. Jene Art ist mehr Erfordernis für den Lernenden, diese für den Kenner. Denn jene belehrt, diese erinnert. Ich will dir zu dem einen wie zu dem anderen behilflich sein. Du darfst von mir nicht verlangen, dass ich Gewährsmänner anführe; nur wer noch selber keinen Namen hat, beruft sich auf Vorgänger. Ich werde also die von dir gewünschte Schrift abfassen, aber auf meine Weise.

Inzwischen hast du ja die Schriften vieler anderer zur Hand, die dir als Wegweiser dienen können. Nimm ein Verzeichnis der Philosophen; die bloße Tatsache schon, dass du siehst, wie viele für dich gearbeitet haben, kann nicht anders als anspornend auf dich wirken: du wirst wünschen, auch selbst einer von ihnen zu sein. Denn das ist die beste Eigenschaft einer edlen Psyche, dass sie empfänglich ist für alles Tugendhafte. Kein Mensch von höherem Geistesflug hat Freude am Gemeinen und Niedrigen, was ihn geistig anzieht und erhebt, muss etwas Großes an sich haben. Wie die Flamme in gerader Richtung nach oben strebt und sich jeder Hemmung und niederhaltendem Druck ebenso wie jeder Ruhe widersetzt, so ist auch unser Geist in steter Bewegung, um so rühriger und tätiger, von je kräftigerer Anlage er ist. Glückselig aber ist derjenige, der diesem stürmischen Trieb die Richtung auf das Bessere gegeben hat; er macht sich dadurch unabhängig von der Macht und Gewalt des Schicksals. Dem Glück wird er Maß auferlegen, des Unglücks Kraft wird er brechen, was anderen bewundernswert scheint, wird er verachten. Eine große Psyche lässt sich durch [äußerlich] Großes nicht blenden und zieht das Maßvolle dem Übertriebenen vor. Denn jenes ist nützlich und dem Leben zuträglich, dieses schadet durch seinen Überfluss. So drückt zu üppiger Wuchs die Saat zu Boden, so brechen die Zweige unter der großen Last der Früchte, so lässt übermäßige Fruchtbarkeit es nicht zur Reife kommen. Beim Menschen ist es das übermäßige Glück, das diese schlimme

---

<sup>113</sup> Fußnote Hrsg.: Gemeint ist eine Sammlung kurzer philosophischer Lehrsätze, um sie leichter im Gedächtnis zu behalten, wie Epiktets >Handbüchlein der stoischen Philosophie<. Möglicherweise stammt das Werk, das uns unter dem Namen des Epiktet bekannt ist, ursprünglich von Seneca?

Wirkung hervorruft: sie schädigen damit nicht nur andere, sondern auch sich selbst. Haben nicht viele an ihren Lustbegierden den schlimmsten Feind in sich, der ihnen schimpflicheres Leid antut als jeder äußere Feind? Das einzige, was sich etwa als Entschuldigungsgrund für solche Zügellosigkeit und wahnwitzige Lustbegierde anführen ließe, ist der Umstand, dass sie durch ihre Leiden ausbaden müssen, was sie sich selber angetan haben. Und nicht mit Unrecht quält sie dieser Wahnwitz; denn notwendig muss die Begierde sich ins Unendliche verlieren, die das natürliche Maß einmal überschritten hat. Denn dieses hat seine Grenze, während eitle Sinnenlust keine Grenze kennt. Dem Notwendigen bestimmt die Nützlichkeit das Maß, dem Überflüssigen: wo willst du ihm seinen Platz anweisen? Man versenkt sich also immer tiefer in die Lüste, die, einmal zur Gewohnheit geworden, unentbehrlich sind; und eben darum sind dies eben die unglücklichsten Wesen, weil sie dahin gelangt sind, dass ihnen zur Notwendigkeit geworden ist, was an sich ganz überflüssig war. Sie sind also Sklaven der Lust und genießen sie nicht und - was allen Unheiles äußerstes ist - sie lieben sogar ihr Unheil. Das aber ist der Gipfel alles Unglücks, wenn das Schimpfliche nicht nur Vergnügen macht, sondern auch Wohlgefallen erweckt, und vergebens sieht man sich da noch nach Hilfe um, wo zur Sitte geworden ist, was früher ein Laster war.

#### 40. Brief

[Sprich langsam]

Herzlichen Dank dafür, dass du mit deinen Briefen nicht sparsam bist. Denn das ist die einzige Möglichkeit, dich mir gleichsam gegenwärtig zu machen. Niemals empfangen ich einen Brief von dir, ohne dass wir nicht alsbald beieinander wären. Wenn uns Bilder abwesender Freunde Freude machen und uns gegen die Sehnsucht nach den Abwesenden einen scheinbaren und haltlosen Trost zu gewähren scheinen, wie viel erfreulicher müssen dann doch Briefe sein, die uns untrügliche Spuren, untrügliche Kennzeichen des abwesenden Freundes übermitteln! Denn was beim Anblick das Erwünschteste ist, das wird hier ersetzt durch die aufgedrückte Hand des Freundes - das Wiedererkennen.

Du hörtest, wie du schreibst, den Philosophen Serapio<sup>114</sup> nach seiner Landung in Sizilien. „Er pflegt in gewaltigem Drang die Worte in sich aufzustapeln, die er dann nicht in einem Fluss herausströmen lässt, sondern mit Hängen und Würgen; denn es suchen zu viele Worte den Ausgang, als dass seine Stimme sie bewältigen könnte.“ - Das scheint mir nicht die rechte Art bei einem Philosophen, dessen Vortrag ebenso wie sein Leben von einer gewissen Ordnung zeugen muss. Nichts aber ist wohlgeordnet, was in Überstürzung und Eile geschieht; daher weist Homer jene stark erregte und ohne Unterbrechung nach Art der Schneeflocken sich drängende Redeweise dem jüngeren Redner zu, während die sanfte süßer als Honig dem Greis entfließt. Lass dich also nicht irre machen: diese hastige und überströmende Redeweise passt mehr für einen Marktschreier als für den Vertreter einer großen und wichtigen Sache, für die er als Lehrer auftritt. Ebenso wenig als die Überhastung ist die tropfenweise Verzapfung der Worte am Platz: der Vortrag soll unsere Ohren ebenso wenig überschütten als sie unbefriedigt lassen. Denn auch jene Unbeholfenheit und Dürftigkeit schadet der Aufmerksamkeit des Hörers, der sich mit der schleichenden Langsamkeit des Vortrags nicht befreunden kann; doch findet immerhin das, worauf man wartet, eine leichtere Aufnahme in unserem Inneren als das, was vorüberfliegt. Im

<sup>114</sup> Fußnote Apelt: Ein unbekannter Philosoph.

allgemeinen heißt es doch, man bringe den Schülern die Lehren bei: allein was flieht, wird nicht beigebracht.

Dazu ist noch folgendes zu beachten: Ein Vortrag, der es auf Wahrheit abgesehen hat, muss ungekünstelt und einfach sein; aber die übliche Volksrederei hat mit Wahrheit nichts zu schaffen. Sie will die Masse erregen und die unbesonnenen Hörer im Sturm fortreißen, sie entzieht sich jeder prüfenden Beurteilung, verliert sich in alle Winde. Wie kann man ihr die Kraft der Lenkung zutrauen, ihr, die sich selbst nicht lenken lässt? Wie steht es mit einer Rede, die heilend auf unsere Psyche einwirken soll? Muss sie nicht tief eindringen in unser Inneres? Heilmittel nützen nichts, wenn sie nicht in uns haften. Zudem führt eine derartige Rede Eitelkeit und Dunst mit sich, hat mehr Ton als Kraft. Es soll gelindert werden, was uns ängstigt, es soll gezügelt werden, was unsere Gier reizt; es soll verscheucht werden, was uns täuscht; es soll der Schlemmerei Einhalt geboten; es soll mit der Habgier scharf ins Gericht gegangen werden. Was von alledem kann so im Handumdrehen geschehen?

Welcher Arzt heilt seine Kranken nur so im Vorbeigehen? Und kann auch nur von irgend welchem Vergnügen die Rede sein bei solchem wahllos dahin rauschenden Wortgetön? Wie es genügt, von so vielen Dingen irgend einmal Notiz genommen zu haben, so ist es mehr als genug, solche bloßen Wortkünstler einmal gehört zu haben. Denn was möchte man von ihnen lernen, was ihnen nachmachen? Was soll man von der Verfassung der Psyche solcher Menschen denken, deren Rede so verworren, so ungezügelt dahin fließt, jeder Hemmung spottend? Wie Leute, die einen steilen Abhang herabrennen, nicht mehr nach Gefallen innehalten können, sondern durch das Gewicht des im Schwung befindlichen Körpers fortgerissen und über ihr Ziel hinausgetrieben werden, so hat sich diese hastende Redeweise selbst nicht mehr in der Gewalt; und besonders schlecht steht sie der Philosophie, die ihre Worte nicht ausschleudern, sondern bedachtsam wählen und sich Schritt für Schritt fortbewegen soll.

„Wie also? Soll sie nicht hier und da auch einen Aufflug nehmen dürfen?“ - Warum nicht? Aber immer nur unter Wahrung ihrer moralischen Würde, deren sich jener gewaltsame und stürmische Drang entschlägt. Sie gebiete über eine große, aber gemäßigte Kraft: sie sei ein ausdauernder Bach, aber kein Wildbach. Kaum einem Redner möchte ich eine so unaufhaltsam und regellos fortstürmende Vortragsweise gestatten. Denn wie könnte ein Richter, zumal ein noch unerfahrener und ungebildeter, ihm folgen? Selbst dann, wenn ihn die Eitelkeit oder eine übermächtige Erregung fortreißt, soll er nicht eilen und den Ohren nicht mehr zumuten, als sie vertragen können.

Du wirst also guttun, wenn du dich nicht nach dem Muster derer richtest, die nicht auf die Fülle des Gesagten sondern auf das Wie Wert legen, und vielleicht wird es gut sein, wenn du unter Umständen so redest wie Publius Vinicius.<sup>115</sup> Wie also? Asellius nämlich, der gefragt wurde, wie Publius Vinicius spreche, erwiderte: „schleppend“. Sagt ja doch Geminus Varius: „Wie ihr den Mann beredt nennen könnt, ist mir unfasslich; kann er doch nicht drei Worte hintereinander in einem Zug aussprechen.“ Immerhin, warum solltest du nicht lieber so wie Vinicius reden wollen? Mag dir auch irgend ein taktloser Gesell übel mitspielen, wie es bei jenem [Vinicius] der Fall war. Zu diesem sagte, als er jedes einzelne Wort sich mühsam abrang als ob er diktierte, nicht aber spräche, einer: „Sag, ob du überhaupt etwas sagst.“ - Vor dem Redestrom des Q. Haterius, übrigens eines seiner Zeit hoch gefeierten Redners, möchte ich jeden vernünftigen Menschen

---

<sup>115</sup> Fußnote Apelt: Ein Redner in der Augusteischen Zeit.

eindringlich warnen. Er war nie um das Wort verlegen, hielt nie inne; einmal angefangen ging es ununterbrochen fort bis zu Ende. Doch gewisse Dinge schicken sich meines Erachtens auch für ganze Nationen mehr oder weniger. Bei den Griechen kann man sich eine solche Maßlosigkeit gefallen lassen; wir dagegen sind beim Schreiben an Satzzeichen gewöhnt.

Auch unser Cicero, mit dem die römische Beredsamkeit ihre Höhe erreichte, hielt einen gemessenen Schritt ein. Die römische Redeweise überwacht sich schärfer, sie erwägt und gibt zu erwägen. Fabianus<sup>116</sup>, ein als Mensch und Gelehrter, und auch, was weniger besagen will, in der Beredsamkeit hervorragender Mann, war in der philosophischen Unterhaltung mehr schlagfertig als hastig. Man konnte seine Art und Weise als Leichtigkeit bezeichnen, nicht als Eilfertigkeit. Diese Leichtigkeit lasse ich mir bei einem Philosophen gefallen, fordere sie aber nicht; doch ist es mir für den ungehemmten Fortgang des Vortrags lieber, wenn die Worte in sicherer Abgrenzung gegeneinander und nicht in einem Fluss hervorkommen. Ich warne dich aber um so nachdrücklicher vor obiger Krankheit, weil es nicht ohne Scham für dich abgehen könnte, wenn du dir diese Unart aneignen wolltest. Du müsstest alle Scham von dir werfen und nicht mehr auf dich selbst hören. Denn vieles müsste jener frei sich bewegende Wortstrom mit sich führen, was du anders wünschen möchtest. Nein, eine solche Verunzierung verträgt sich nicht mit deinem Ehrgefühl.

Übrigens ist tägliche Übung vonnöten und das Studium nicht bloß den Sachen, sondern auch den Worten zuzuwenden. Wenn dir diese aber auch noch so reichlich zu Gebote stehen und dir ohne alle Mühe aus dem Mund quellen, so musst du doch auf Maßhaltung bedacht sein, Denn wie einem Philosophen ein ruhiger Gang ziemt, so ein knapper, nicht kecker Vortrag. Und das Ergebnis von alle dem? Sprich langsam.

#### 41. Brief

[Der Aether-Logos in uns]

Ich wüsste nichts Besseres und Heilsameres für dich, als dass du, wie du schreibst, beharrst in deinem Streben nach moralischer Vervollkommnung, die zum Gegenstand einer Bitte [an den Aether-Logos] zu machen Torheit wäre, da es ganz von uns selbst abhängt, sie zu erreichen. Man tut nicht gut, die Hände zum Kosmos zu erheben und den Tempelhüter anzuflehen, einen unmittelbar an das Ohr des Götterbildes herantreten zu lassen, als könnte man dadurch höheren Anspruch auf Erhörung des Gebetes verschaffen: der Aether-Logos ist dir nahe, er ist bei dir, er ist in dir. Glaube mir, mein Lucilius, es wohnt in uns eine heilige Vernunft, der Logos, ein Beobachter und Wächter alles dessen, was sich in uns von Schlechtem und Gutem findet. Dieser verfährt mit uns ebenso wie wir mit ihm. Niemand ist ein guter Mensch ohne Vernunft. Oder könnte sich einer über das Schicksal erheben ohne durch seine Hilfe? Ihm verdanken wir alle unsere hochherzigen und erhabenen Entschlüsse. In jedem guten Menschen [Vergil, Aeneas VIII 352]:

*„wohnt ein Gott [ein Bruchteil des Aether-Logos], ob der oder der.“<sup>117</sup>*

<sup>116</sup> Fußnote Apelt: Fabianus war ein von Seneca sehr geschätzter Philosoph. Siehe 11. Brief mit Anmerkung.

<sup>117</sup> Fußnote Hrsg.: Auch hier wagt Seneca offensichtlich nicht, Lucilius in die Geheimlehre der Stoiker einzuweißen, nämlich dass der wahre Gott der Stoiker der Aether-Logos, alias das Naturgesetz, ist. Stattdessen serviert er ihm einen Satz aus Vergils >Aeneas<.

Führt dich dein Weg einmal zu einem Wald mit einem dichten Bestand alter und über das gewöhnliche Maß hinausragender Bäume, die durch das vielfältige Ineinandergreifen der sich übereinander drängenden Äste den Himmel verschleiern, so wird die Erhabenheit dieses Waldes, das Geheimnisvolle der Örtlichkeit, das Wunderbare dieses dichten ununterbrochenen Schattenbereiches nicht verfehlen, den Glauben an vernünftiges [naturgesetzliches] Walten in dir zu wecken. Triffst du auf eine Grotte, die sich tief in das über ihr schwebende Felsgebirge hineinzieht, nicht von Menschenhand gemacht, sondern durch Naturkräfte in so auffallender Ausdehnung geschaffen, so wirst du in deinem Innern eine gewisse Ahnung des Aether-Logos [des Vernünftigen und Naturgesetzlichen] spüren. Die Quellen großer Flüsse sind uns heilig. Wo überraschend ein gewaltiger Fluss hervortrat, wir wissen nicht woher, da wurden Altäre errichtet. Heiße Quellen sind ein Gegenstand der Verehrung, und manche stehende Gewässer haben eine gewisse Weihe empfangen durch ihre schattige Umgebung, oder durch ihre unergründliche Tiefe. Siehst du einen Mensch [egal ob weiblich oder männlich], den keine Gefahr schreckt, der keiner Begierde zugänglich ist, glücklich inmitten von Widerwärtigkeiten, ruhig im Toben des Sturmes, der sich dem Aether-Logos näher fühlt als dem Menschentum, wirst du den nicht mit Ehrfurcht betrachten? Wirst du nicht sagen: „eine solche Verfassung der Psyche ist zu hoch und zu erhaben, als dass man sie sich vereinbar denken könnte mit einem so armseligen Körper?“ - Es ist eine überirdische Kraft, die sich auf ihn niedergelassen hat. Es ist eine überirdische Macht, die diesem erhabenen und maßvollen Geist als Kraft innewohnt, der sich allem Irdischen weit überlegen fühlt und über alles lächelt, was wir fürchten und wünschen. Ein so hoher Geistesflug kann nicht ohne überirdische Beihilfe bestehen. Ein Geist dieser Art ist also seinem besseren Teil nach dort oben [in der Aether-Region], von wo er nieder gekommen ist. Wie die Strahlen der Sonne zwar die Erde berühren, aber dort entstehen, von wo sie zu uns kommen, so steht eine große, ehrwürdige und zur Förderung unserer Erkenntnis des Aether-Logos herabgesandte Psyche zwar in Verkehr mit uns, verliert aber doch nie den festen Zusammenhang mit ihrer Ursprungsstätte: von dort [vom Aether-Logos] erhält sie ihre bestimmende Richtung, dorthin ist ihr Streben gerichtet, mit uns verkehrt sie nur als eine Art höheres Wesen.

Und diese Psyche, welche wäre sie denn? Keine andere als die, die ihren Glanz nur durch das von ihr selbst entstammende Gute erhält. Denn was wäre törichter, als an einem Menschen zu loben, was er nicht sich selbst verdankt? Ist es nicht geradezu verrückt, das zu bewundern, was im Handumdrehen auf einen anderen übergehen kann? Goldene Zügel machen ein Pferd nicht besser. Siehst du im Zirkus einen Löwen, seine Mähne mit Goldflieder behangen, der durch das fortwährende Streicheln und durch die Bemühungen derer, die ihm den Goldschmuck aufgezwungen haben, zahm gemacht worden ist, im Gegenteil dazu einen ungeschmückten Löwen, der noch im vollen Besitz seiner feurigen [wilden] Kraft ist; dieser, kühn und draufgängerisch, wie ihn die Natur gewollt hat, herrlich anzuschauen gerade in seiner Wildheit, dessen Schmuck es ist, dass man ihn nicht ohne ein Gefühl des Schauderns ansehen kann, wird jenem gezähmten und mit Goldflieder behangenen entschieden vorgezogen. Niemand soll sich etwas zugute tun auf etwas, was nicht ihm gehört. Wir loben den Weinstock, wenn er die Schösslinge mit Frucht belastet, wenn er durch die Last seines Ertrags die Reben niederbeugt. Wer würde diesem einen Weinstock vorziehen, an dem goldene Trauben, goldene Blätter hängen? Des Weinstocks eigener Vorzug ist seine

Fruchtbarkeit; so ist auch am Menschen nur das zu loben, was wirklich sein Eigentum ist. Er hat eine Dienerschaft, die sich sehen lassen kann, er hat ein schönes Haus, viel Fruchmland, viel Geld zum Ausleihen; aber nichts von alledem ist in ihm selbst, er hat es nur um sich. Lobenswert in ihm ist nur, was ihm nicht genommen, nicht gegeben werden kann. Und was ist dies? Seine Psyche und die in der Psyche zur Reife gelangte Vernunft. Denn der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf. Sein Vorzug erreicht also seine Vollendung, wenn er seine Bestimmung erfüllt. Was ist es aber, was eben diese Vernunft von ihm fordert? Eine Sache, an sich leichter als jede andere: seiner Natur gemäß zu leben.<sup>118</sup> Aber eben sie wird überaus erschwert durch die allgemeine Torheit: wir drängen uns gegenseitig auf den Weg zum Laster. Welche Möglichkeit aber gibt es, die Leute wieder auf den Heilsweg zurückzubringen, wenn die große Menge sie mit sich fortreibt?

## 42. Brief

### [Schwierigkeit der Charakterprüfung]

Hast du dich wirklich von jenem Menschen schon täuschen lassen, er sei ein Mann von tadellosem Charakter? Aber ein moralisch reifer Mann kann er weder so schnell werden noch als solcher erkannt werden. Und, wohlverstanden, ich denke dabei nur an einen Tugendhelden zweiten Ranges. Denn jenes Tugendmuster ersten Ranges - der wahre Weise - wird vielleicht wie der Phönix nur alle fünfhundert Jahre einmal geboren. Und es ist kein Wunder, wenn das Große nur in langen Zwischenräumen erzeugt wird. Mittelmäßiges und was dem Bedürfnis der großen Masse entspricht, bringt das Schicksal häufig hervor, das Hervorragende aber kennzeichnet es eben durch seine Seltenheit als solches.

Dein Bekannter ist noch weit entfernt von dem, dessen er sich rühmt. Und wüsste er, was ein moralisch [menschmöglich] vollendeter Mensch ist, so würde er noch nicht glauben, es zu sein, ja, vielleicht würde er sogar an der Möglichkeit verzweifeln, es werden zu können. - „Aber er denkt doch schlecht von dem Schlechten.“ - Das tun die Schlechten auch, und es gibt keine größere Strafe für die Nichtswürdigkeit, als dass sie sich selbst und den Ihrigen missfällt. - „Aber er hasst doch die, die plötzlich zur Macht gelangt sind und von dieser einen zügellosen Gebrauch machen.“ - Er würde ebenso handeln, wenn er in die gleiche Lage käme. Die Laster vieler bleiben verborgen, weil sie machtlos sind; sie würden sich, wenn sie ihre Macht ausreichend fänden, nicht weniger dreist hervorwagen als jene, denen das Glück jede Scheu vor der Öffentlichkeit genommen hat. Es fehlt ihnen an Mitteln, ihre Schlechtigkeit zur Geltung zu bringen. Eine Schlange mag noch so giftig sein, solange sie vor Kälte erstarrt ist, kann man sie ruhig anfassen; sie ist ihres Giftes nicht ledig, aber das Gift ist starr. Viele werden, was Grausamkeit, Ehrgeiz, Üppigkeit anbelangt, nur durch mangelnde Mittel gehindert mit den Verworfensten zu wetteifern. Gibst du nur gehörig Acht, so wirst du erkennen, dass ihr Wille sich ganz in der gleichen Richtung bewegt; gib ihnen nur die Macht zu können, was sie wollen. Du erinnerst dich wohl einer Äußerung, die ich zu dir tat, als du mich versichertest, einen gewissen Menschen ganz in deiner Gewalt zu haben. Ich sagte: er ist ein

<sup>118</sup> Fußnote Hrsg.: Die Telosformel des Zenon von Kition lautete: „Ein Leben, übereinstimmend mit den [vier] Tugenden [der Stoiker], was dasselbe ist wie ein Leben nach der Natur [den Naturgesetzen]. Siehe oben >Die Hauptmaxime der stoischen Philosophie<: „Die stoische Philosophie ist eine Beschäftigung mit der Richtigkeit der Vernunft und ein Wissen, was dasselbe ist wie ein Tätigsein im Sinne der Vernunft.“

leichter Vogel, du hältst ihn nicht am Bein fest sondern nur am Gefieder. Habe ich die Unwahrheit gesagt? Nur an einer Feder wurde er von dir gehalten; er ließ sie gehen und flog davon. Du weißt, was er dir weiterhin für Szenen gespielt hat, wie vieles er anzettelte was später auf sein Haupt zurückfallen sollte. Er sah nicht, dass er anderen eine Grube grub, in die er selbst fallen würde. Er bedachte nicht, welche Last er sich mit seiner Begehrlichkeit aufbürdete, auch wenn der Gegenstand derselben nicht ganz entbehrlich gewesen wäre.

Das also ist es, worauf wir bei unseren Bestrebungen, für die wir unsere Kraft einsetzen, achten müssen, dass sie entweder keinen Nutzen oder sogar überwiegend Schaden bringen. Manches ist überflüssig, manches keinen Heller wert. Allein das machen wir uns nicht klar und glauben, umsonst sei zu haben, was uns sehr teuer zu stehen kommt. Darin besonders gibt sich unser Stumpfsinn kund, dass wir nur das als kaufenswert schätzen, wofür wir Geld zahlen, während wir das als umsonst erhältlich bezeichnen, wofür wir uns selbst hingeben. Was wir zu kaufen nicht gewillt wären, wenn wir unser Haus dafür hingeben müssten, oder irgend welches schöne oder ertragreiche Landgut, danach sind wir auf der Stelle zu greifen bereit trotz aller damit verbundenen Sorge, Gefahr, Verlust an Ehre, Freiheit und Zeit: so wenig Achtung hat man vor sich selbst.

In all unseren Entschlüssen und Handlungen empfiehlt es sich demnach so zu verfahren, wie es beim Eintreten in einen Kramladen zu geschehen pflegt: wir müssen Acht haben, um welchen Preis der gewünschte Gegenstand geliefert wird. Oft ist es eine Sache von größtem Wert, für die man nichts zahlt. Dagegen könnte ich dir viele Dinge nennen, deren Erwerb und Aneignung uns der Freiheit beraubt hat; wir würden uns selbst angehören, wenn wir nicht ihnen [den Dingen] gehörten.

Dies also erwäge bei dir selbst, nicht nur wo es sich um den Gewinn, sondern auch wo es sich um den Verlust handelt. - „Ich laufe Gefahr, dies zu verlieren.“ - Stammt es doch von außen her. Du wirst ohne dasselbe ebenso leicht leben als zuvor. Hast du es lange gehabt, so würde es weiterhin dir nur Überdross bereiten; hast du es nicht lange gehabt, so verlierst du es, ehe du dich daran gewöhnst. - „Du wirst Einbuße erleiden an Vermögen.“ - Ja, aber auch weniger Verdruss haben. - „Dein Einfluss wird sich verringern.“ - Ja, aber auch die Zahl der Neider. Halte Umschau über die Dinge, die uns zum Wahnsinn treiben, deren Verlust uns Ströme von Tränen kostet; du wirst dir sagen müssen, dass nicht der Verlust selbst es ist, der uns bedrückt, sondern die Einbildung eines Verlustes. Niemand spürt an sich selbst den Verlust, sondern denkt ihn sich nur. Wer sich selber hat, der hat nichts verloren. Aber wie wenigen Menschen ist es beschieden, sich selber zu besitzen!

#### 43. Brief

[Lebe so, dass du dich vor der Welt nicht zu verstecken brauchst]

Du fragst, wie mir dies zu Ohren gekommen sei, wer mir deine Gedanken mitgeteilt habe, die du doch selbst keinem anderen mitgeteilt hattest? Nun, niemand anderes als der Alleswisser: das Gerücht. - „Wie“, erwidert du, „ich wäre der Mann, ein Gerücht zu erregen?“ - Du brauchst nicht den Maßstab von Rom an dich anzulegen, halte dich an den Maßstab des Ortes, in dem du weilst. Was unter seiner Umgebung hervorragt, ist da groß, wo es hervorragt. Denn für die Größe gibt es kein bestimmtes Maß: sie nimmt zu und nimmt ab je nach den Gegenständen, mit denen sie in Vergleich gestellt wird. Ein Schiff, das für einen

Fluss groß ist, ist winzig für das Meer; ein Steuerruder, das groß ist für das eine Schiff, ist klein für das andere. Du bist jetzt groß in deiner Provinz, so klein du auch von dir selbst denken magst. Man fragt, man weiß, was du treibst, wie du isst, wie du schläfst. Um so behutsamer musst du leben. Schätze dich aber glücklich, wenn du vor aller Augen leben kannst, wenn deine Wände dich nur schützen, nicht aber verbergen, während gemeinhin die Meinung gilt, diese Wände seien nicht da, um sicherer zu leben, sondern um geheimer zu sündigen. Ich wage eine Äußerung, die bezeichnend ist für den jetzigen Moralzustand: du wirst nicht leicht einen finden, der bei geöffneter Tür leben könnte. Unser böses Gewissen, nicht unser Stolz hat Torhüter vor ihnen aufgepflanzt. Wir leben so, dass plötzlich erblickt zu werden so viel heißt als ertappt zu werden. Was nützt es aber, sich zu verbergen und Augen und Ohren der Menschen zu meiden? Ein gutes Gewissen wirkt gewinnend auch auf die Menge, ein böses wird auch in der Einsamkeit von Angst und Sorge nicht frei. Sind deine Handlungen ehrbarer Art, so mag jedermann darum wissen; sind sie schimpflich, was liegt daran, dass niemand darum weiß, da du selbst es doch weißt? Du bist ein Unglücklicher, wenn du diesen Zeugen verachtest.

#### 44. Brief

[Der wahre Adel]

Schon wieder kommst du mir mit dem Versuch, dich selbst herabzusetzen, und stellst dich hin als ungünstig behandelt, zunächst von der Natur, sodann vom Schicksal, während du es doch in deiner Hand hast, dich über den großen Haufen zu erheben und zum höchsten Menschenglück emporzusteigen. Ist an der [stoischen] Philosophie überhaupt etwas Gutes, so ist es dies, dass sie keinen Stammbaum kennt. Geht man auf den ersten Ursprung zurück, so stammen wir alle von Göttern ab. Du bist ein römischer Ritter, und die Erreichung dieses Ranges verdankst du deiner eigenen Tüchtigkeit. Aber schau doch hin, wie vielen bleiben die vierzehn Reihen von Ehrensitzen verschlossen;<sup>119</sup> nicht allen gewährt die Kurie den Zutritt; selbst im Feldlager nimmt man es sehr genau mit der Auswahl derer, die man zu dem mühsamen und gefährvollen Dienst zulässt. Aber einer edlen Gesinnung steht bei keinem ein Hindernis im Weg, dazu sind wir alle von Adel. Was die [stoische] Philosophie anbelangt, so weist sie niemanden zurück und bevorzugt niemanden: sie leuchtet allen. Sokrates war kein Patrizier. Kleantes war ein Wasserträger und verdingte seine Muskelkraft zur Bewässerung von Gartenland. Für die Philosophie war Platon kein Adliger, als sie ihn aufnahm, wohl aber machte sie ihn dazu. Warum solltest du die Hoffnung aufgeben, dich diesen an die Seite zu stellen? Sie alle sind deine Vorfahren, wenn du dich ihrer würdig zeigst; das wirst du aber, wenn du dir unverweilt auf das Bestimmteste sagst, dass du an Adel hinter keinem zurückstehst. Wir alle haben die gleiche Zahl von Vorfahren. Es gibt keinen, dessen Ursprung nicht über jede Erinnerung hinausläge. Platon sagt<sup>120</sup>, es gebe keinen König, der nicht von Sklaven, und keinen Sklaven, der nicht von Königen abstamme. Ein langer Wechsel hat all dies bunt durcheinander geworfen, das Schicksal hat das Unterste zu oberst gekehrt. „Wer ist edel geboren?“ - Wer von der Natur für die Tugend wohl ausgerüstet worden ist. Beruft man sich aber auf die Vergangenheit, so gibt es niemanden, der nicht aus einer Zeit stammte, vor der es überhaupt nichts gibt. Vom ersten

<sup>119</sup> Fußnote Apelt: Das waren die den Rittern vorbehaltenen Sitzreihen im Theater.

<sup>120</sup> Fußnote Apelt: Im Dialog >Theaetet<, 174 E.



Ursprung der Welt bis in unsere Zeit erstreckt sich unsere Ahnenreihe in ihrem Wechsel zwischen glänzenden und kümmerlichen Vertretern des Geschlechts. Ein glänzender Eintrittssal mit rauchgeschwärtzen Ahnenbildern verleiht niemandem Adel. Niemand hat für unseren Ruhm gelebt, und was vor uns war, gehört nicht uns. Die Psyche macht den Adel, und die kann sich aus jeder Lebenslage über das Schicksal erheben. Sieh also in dir nicht einen römischen Ritter sondern nur einen Freigelassenen; du kannst gleichwohl allein frei sein inmitten von Freigeborenen. - „Wie das?“ fragst du. - Wenn du Schlimmes und Gutes nicht nach den Vorurteilen der Volksmeinung unterscheidest. Man muss darauf achten, nicht woher diese Dinge kommen, sondern wohin sie gehen. Gibt es etwas, was das Leben glücklich machen kann, so hat dies ein volles Anrecht als ein Glücks-Gut zu gelten. Denn es duldet keine Veränderung zum Schlechten.

Worin liegt also der Irrtum, da sich doch jeder ein glückliches Leben wünscht? Darin, dass man nicht unterscheidet zwischen der Sache selbst und den Mitteln, die dazu verhelfen sollen. Während man eifrig nach den letzteren greift, lässt man die ersteren sich entgehen. Denn während die Grundbedingung des glücklichen Lebens die feste Ruhe der Psyche und das unerschütterliche Vertrauen darauf ist, legt man sich förmlich darauf, Gründe zur Sorge zu sammeln, und trägt nicht nur, nein, schleppt sich geradezu mit schwerem Gepäck auf dem von Gefahren umlauerten Lebensweg: So entfernt man sich immer mehr von der Verwirklichung des Erstrebten, und je mehr Mühe man darauf verwendet, um so mehr versperrt man sich selbst den Weg und gerät in rückwärtige Bewegung. Ein Vorgang, ähnlich dem in einem Labyrinth, wenn es die Leute mit der Eile zu tun bekommen: ihre Hast selbst bringt sie in eine immer verzweifeltere Lage.

#### 45. Brief

[Urteil Senecas über die eigene Schriftstellerei, in der er sich eine gewisse Unabhängigkeit seines Standpunktes gewahrt hat, namentlich gegenüber der Vorliebe mancher Philosophen für sophistische Tricks]

Du klagst über Mangel an Büchern an deinem Aufenthaltsort. Nicht auf die Zahl derselben kommt es an sondern auf ihren Wert. Eine gleichartige Lektüre ist nützlich, eine wechselnde dient nur dem Genuss. Wer an sein vorgeseztes Ziel kommen will, darf nur einen Weg verfolgen und nicht zwischen vielen nach Belieben wechseln: das heißt in die Irre gehen, nicht dem Ziel zustreben. - „Ich wollte,“ sagst du, „du gäbst mir lieber deine Buchrollen als deinen Rat.“ - Ich würde dir gern alle geben, die ich habe, und meinen ganzen Vorrat über dich ausschütten. Ja, ich würde mich, wenn ich könnte, sogar selbst an Ort und Stelle bringen, und hegte ich nicht die Hoffnung, dass du bald das Ende deiner amtlichen Laufbahn erreichen werdest, so hätte ich trotz meiner Jahre die Reise unternommen, und weder Scylla noch Charybdis noch jene fabelhafte Meerenge würden vermocht haben mich abzuschrecken. Ich würde, wenn nicht zu Schiff, sogar als Schwimmer hinüber [nach Sizilien] kommen, nur um dich umarmen und Auge in Auge mich überzeugen zu können, wie sehr du geistig gereift bist.

Wenn du übrigens wünschst, dass ich dir meine Schriften übersendet, so halte ich mich deshalb ebenso wenig für einen hervorragenden Schriftsteller als ich an meine Schönheit glauben würde, wenn du dir mein Bild ausbätetest. Ich weiß: es ist das ein Zeichen deiner liebevollen ergebenheit, nicht deines Urteils. Ist aber das letztere dabei doch entscheidend, so hat dir deine liebevolle Nachsicht dabei einen Streich gespielt. Aber mag es auch mit diesen meinen Büchern bestellt

sein wie es will, du musst dir beim Lesen den Verfasser immer als einen Mann denken, der noch ein Suchender und kein Wissender ist, und zwar einer, der mit Zähigkeit sucht. Denn ich habe mich keinem [Philosoph] zu eigen gegeben, ich trage niemandes Namen.<sup>121</sup> Ich gebe viel auf das Urteil großer Männer, lasse mir aber auch für das meinige einen gewissen Spielraum nicht nehmen. Denn auch jene haben uns so manches übrig gelassen, was noch nicht gefunden ist, sondern erst gesucht werden muss, und vielleicht wäre es ihnen besser gelungen das Notwendige zu finden, wenn sie nicht auch das Überflüssige gesucht hätten. Viel Zeit hat ihnen das neckende Spiel mit Worten geraubt und die spitzfindige Silbenstecherei beim Disputieren, die dem Scharfsinn ein nichtiges Übungsfeld eröffnet. Viele schnüren allerhand Knoten und nutzen absichtlich die Zweideutigkeit der Worte zur Irreführung aus, um dann die Verwicklung wieder aufzulösen. Haben wir so viel Zeit übrig? Wissen wir denn bereits zu leben, zu sterben? Es gilt unsere ganze geistige Kraft einzusetzen zur Erreichung eines Standpunkts, bei dem es uns nicht darauf ankommt, uns vor Täuschungen durch Worte zu hüten, sondern vor Täuschungen durch die Dinge selbst. Was kommst du mir mit der Unterscheidung ähnlicher Wörter, durch die noch niemand in Verlegenheit gekommen ist, außer eben wenn er sich auf eine solche Disputation einlässt? Die Dinge sind es, die uns täuschen. Sie zu unterscheiden lass dir angelegen sein. Statt des Guten wählen wir mit voller Entschiedenheit das Schlechte. Was wir jetzt ersehen, steht in Widerspruch mit dem, was wir vorher ersehnten. Unsere Wünsche streiten mit unseren Wünschen, unsere Entschlüsse mit unseren Entschlüssen. Die Schmeichelei, wie ähnlich der Freundschaft nimmt sie sich aus! Nicht nur, dass sie sie nachahmt, nein, sie tut es ihr zuvor und läuft ihr den Rang ab; sie findet ein offenes und geneigtes Ohr und weiß sich tief ins Herz einzugraben, ihres Erfolges sicher durch den Reiz eben ihrer schändlichen und schädlichen Lockmittel. Hier ist Belehrung angebracht über die Unterscheidung des Ähnlichen: Es führt sich bei mir ein schmeichlerischer Feind als Freund ein. Laster schleichen sich bei uns unter dem Namen von Tugenden ein. Tollkühnheit gibt sich für Tapferkeit aus, Feigheit nennt sich Besonnenheit, der Furchtsame gilt für vorsichtig. Mit all solchen Verwirrungen sind große Gefahren verbunden. Hier gilt es, bestimmte Unterscheidungsmerkmale festzustellen.

Dagegen ist wohl niemand so albern, seine Stirn zu befühlen, wenn er gefragt wird, ob er Hörner habe, noch auch töricht oder stumpfsinnig genug, um sich durch die schärfste, aber nur auf Täuschung berechnete Schlussfolgerung hinters Licht führen zu lassen. So nehmen dergleichen Täuschungen einen unschädlichen Verlauf wie die Vorführungen der Taschenspieler mit ihren Becherchen und Steinchen, wo der Reiz eben in der Täuschung selbst liegt. Gib mir Aufschluss über den Hergang der Sache, und mit meinem Interesse am Zuschauen ist es vorbei. Ganz ebenso steht es mit jenen Fangschlüssen. Denn welchen bezeichnenderen Namen könnte ich diesen Sophismen geben? Wer sie nicht kennt, dem schaden sie nichts, und wer sie kennt, dem nützen sie nichts. Hast du es durchaus darauf angelegt, die Zweideutigkeit der Worte zu klären, so sei folgendes Gegenstand deiner Lehre: Glücklich ist nicht derjenige, den das Volk so nennt, nämlich dem massenhaft Geld zuströmt, sondern der, der sein ganzes Glücks-Gut in seinem Innern hat; der aufrechte, hochherzige Mensch, der mit Verachtung von sich weist, was andere bewundern; der niemanden sieht, mit dem

---

<sup>121</sup> Fußnote Apelt: Damit will Seneca nicht den Stoiker verleugnen sondern sich nur seine Freiheit innerhalb der Schule sichern.

er tauschen möchte; der den Mensch nur von der Seite schätzt, nach welcher er Mensch ist; der die Natur zur Lehrerin hat; der nach ihren Gesetzen sein Wesen gestaltet; der nach ihren Vorschriften lebt; dem keine Gewalt seine Glücks-Güter rauben kann; der das Schlimme zum Guten wendet, unbeirrt in seinem Urteil, unerschütterlich, unerschrocken, zwar nicht gefeit vor Erschrecken von plötzlicher Gewalt, aber niemals durch sie außer Fassung gebracht wird; ein Mensch, den das Schicksal, wenn es sein schädlichstes Geschoss auf ihn schleudert, zwar ritzt, aber nicht verwundet, und selbst dies nur selten; denn die übrigen Geschosse, mit denen das Menschengeschlecht vom Schicksal heimgesucht wird, prallen von ihm ab wie der Hagel, der auf die Dächer aufschlagend ein Gerassel hervorruft, aber ohne irgend welchen Schaden für den Bewohner, um dann zu zerschmelzen.

Was langweilst du mich mit dem sogenannten >Lügner< <sup>122</sup>, über den ein ganzer Haufen von Büchern geschrieben worden ist? Sieh, das ganze Leben ist in meinen Augen eine Lüge: hier bewähre deine Kunst, hier bringe die Wahrheit zur Geltung, wenn du scharfsinnig bist. Hier, im gewöhnlichen Leben, wird für notwendig erklärt, was zum großen Teil überflüssig ist; und selbst was nicht überflüssig ist, hat doch nicht die Kraft in sich, zufrieden und glücklich zu machen. Ist ja doch auch was notwendig ist, darum nicht auch schon ein Gut. Denn wollten wir etwa dem Brot oder dem Graupenbrei (Polenta) und dem sonst für das Leben Unentbehrlichen diesen Namen [Glücks-Gut] geben, so würden wir ihn in den Staub ziehen. Was gut ist, ist unbedingt notwendig; was notwendig ist, ist nicht unbedingt gut, denn notwendig ist manches, was nichts weniger als wertvoll ist. Niemand verkennt die Würde des Guten in dem Maße, dass er dies Wort auch auf die Gegenstände des täglichen Gebrauches übertragen möchte. Wie also? Solltest du nicht lieber deine Sorge darauf richten, allen die Augen darüber zu öffnen, dass man mit großem Aufwand nach Überflüssigem trachtet, und dass vielen ihr Leben hingegangen ist unter dem bloßen Suchen nach den Mitteln zum Leben? Sieh dir die einzelnen an, überschaue die Gesamtheit: keiner, dessen Leben nicht auf morgen berechnet wäre. - „Was ist denn dabei Schlimmes?“ fragst du. - Unendlich viel. Denn man lebt nicht, man ist nur immer auf dem Sprung zu leben. Man verschiebt alles. Selbst wenn wir recht hätten, würde das Leben doch immer uns voraus sein; so aber, mit unserem Säumen, lassen wir es wie ein fremdes an uns vorübergehen, und am letzten Tage wird es nur beschlossen, verloren geht es an jedem vorherigen.

Doch um das Maß eines Briefes nicht zu überschreiten, den sich zum Lesen vor Augen zu halten neben der rechten es nicht auch noch der linken Hand bedürfen soll, will ich einen späteren Tag bestimmen für meinen Streit mit den Dialektikern, diesen Meistern der Spitzfindigkeit, um die es ihnen allein zu tun ist, während sie die Hauptsache bei Seite liegen lassen.

#### 46. Brief

[Lob über eine Schrift des Lucilius]

Dein mir versprochenes Schriftwerk habe ich erhalten. Ich öffnete es in der

<sup>122</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca hält überhaupt nichts von den sogenannten sophistischen Widerlegungen oder von der Aussagenlogik. Hier ist das sogenannte Lügner-Paradoxon gemeint: „Epimenides der Kreter sagte: Alle Kreter sind Lügner.“ Die Frage lautet: Sagte Epimenides, der selber ein Kreter ist, die Wahrheit oder lügt er? Oder: „Wenn ich lügend sage, dass ich lüge, lüge ich oder sage ich Wahres?“ - „Du sagst Wahres.“ Seneca gibt Lucilius zu bedenken, dass mit diesen dialektischen Spitzfindigkeiten kein Mensch zu einem ethischguten wird. Er kommt im 48. Brief noch einmal darauf zurück.

Absicht, zunächst nur einen Vorgeschmack zu bekommen, die eingehende, behagliche Lektüre mir für später vorbehaltend. Doch fand ich alsbald soviel Gefallen daran, dass ich länger dabei verweilte. Wie anziehend das Buch geschrieben ist, kannst du aus folgender Bemerkung entnehmen: Die Schriftrolle wurde meiner Hand nicht schwer, obschon sie einen Umfang hat, der weder auf mich noch auf dich, sondern beim ersten Anblick eher auf einen Titus Livius oder Epikur als den Verfasser hinzuweisen schien. Der Zauber aber, den deine Schrift auf mich ausübte, war so groß, dass ich sie ohne Unterbrechung bis zu Ende las. Die Sonne lockte mich nach draußen, der Hunger ermahnte mich, Wolken drohten: gleichwohl verschlang ich das Werk ganz. Es hat mir keinen flüchtigen Genuss, sondern wahre Freude bereitet. Wie viel Geist, wie viel Herzenswärme steckt darin! Ja, ich würde sagen, wieviel stürmischer Schwung, wenn du mitunter Ruhepunkte hättest eintreten lassen, um dich dann immer wieder von neuem in Schwung zu setzen. Tatsächlich aber ist es nicht stürmische Kraft, sondern anhaltende Erhebung, eine männliche und erhabene Darstellungsweise. Gleichwohl findet sich gehörigen Ortes auch etwas Einschmeichelndes und Sanftes. Im ganzen bist du großartig und erhaben. Dabei soll es, wenn mein Wunsch etwas gilt, bleiben, das soll dein weiterer Weg sein. Dazu hat auch der Stoff etwas beigetragen. Daher wähle immer einen fruchtbaren Stoff, der Raum und Anregung bietet für Entfaltung deines Talenten.

Du sollst mehr über dein Buch von mir hören, wenn ich mich noch einmal damit beschäftigt habe. Noch hat mein Urteil sich nicht gehörig befestigt; es kommt mir vor, als hätte ich dein Werk nur vorlesen hören, nicht selbst gelesen. Lass mir Zeit mich weiter damit zu befassen. Sei außer Furcht, du wirst die Wahrheit hören. Du glücklicher, der du nichts hast, was Grund dazu böte, dich auch aus noch so großer Ferne zu belügen trotz der Unsitte, dass, auch wo jeder Grund dazu fehlt, aus bloßer Gewohnheit gelogen wird.

#### 47. Brief

[Schonende Behandlung der Sklaven<sup>123</sup>]

Es macht mir Freude, von Leuten, die von dir kommen, zu hören, dass du mit deinen Sklaven in einem vertraulichen Verhältnis lebst. Das steht deiner Klugheit sowie deiner Bildung gut an. - „Es sind Sklaven.“ - Aber doch Menschen. - „Es sind Sklaven.“ - Aber doch Hausgenossen. - „Es sind Sklaven.“ - Aber doch Freunde bescheidenen Standes. - „Es sind Sklaven.“ - Aber doch Mitsklaven, denn du musst dir doch sagen, dass der Herr nicht weniger der Macht des Schicksals preisgegeben ist als der Sklave. Daher machen sich diejenigen in meinen Augen lächerlich, die es für eine Schande halten, mit ihren Sklaven zu speisen, und zwar aus keinem anderen Grund, als ein zur Gewohnheit gewordener Hochmut schlimmster Art den speisenden Herrn mit einer Schar von Sklaven umgibt. Er isst mehr, als er fassen kann, und überlastet mit unglaublicher Gier den schon übervollen Magen, der sich jeder Zucht entwöhnt hat, so dass er mehr Mühe hat, alles wieder von sich zu geben als einzuführen. Die unglücklichen Sklaven dürfen ihre Lippen nicht bewegen, und wäre es auch nur, um ein Wort zu sagen. Mit dem Rohrstock wird auch das leiseste Gemurmel unterdrückt. Und selbst ganz unwillkürliche Anfälle wie Husten, Niesen, Schluchzen machen dabei keine Ausnahme. Schwer büßen muss jeder Sklave, der das Stillschweigen auch

<sup>123</sup> Fußnote Apelt: Dieser Brief ist fast vollständig auch bei Macrobius in den >Saturnalia< erhalten, wo er ohne Quellenangabe eingefügt ist.

nur durch ein Wort unterbricht. Ganze Nächte stehen sie schüchtern und stumm. Kein Wunder also, wenn sie über ihren Herrn reden, da sie vor ihm nicht reden dürfen. Dagegen waren jene früheren Sklaven, die nicht nur in Gegenwart ihrer Herren, sondern auch mit ihnen selbst reden durften und denen kein Schloss vor den Mund gelegt war, gegebenen Falles bereit, für ihren Herren den Nacken darzubieten und die ihm drohende Gefahr auf sich abzulenken. Bei den Mahlzeiten redeten sie, auf der Folter aber schwiegen sie. Ferner beruft man sich zu Gunsten des gleichen Hochmuts vielfach auf das Sprichwort: „So viele Sklaven, so viele Feinde“. - Sie sind nicht unsere Feinde, wir machen sie dazu. Anderes Grausame und Unmenschliche übergehe ich lieber, wie z. B. den Missbrauch, den wir treiben, indem wir sie nicht als Menschen sondern als Lasttiere verwenden; oder dass, wenn wir uns zur Tafel gelagert haben, der eine den Auswurf wegwischen, ein anderer sich, unter das Sopha gebückt, mit der Hinterlassenschaft der betrunkenen Zechbrüder beschäftigen muss. Wieder ein anderer zerlegt kunstgerecht das kostbare Geflügel; in sicherer Führung lässt er das Messer mit kunstgeübter Hand sich an Brust und Keulen bewähren und sie zu mundgerechten Bissen zurecht schneiden. Unglücklicher du, dessen Leben dem einzigen Zweck gewidmet ist, gemästetes Geflügel mit Anstand zu zerlegen. Und doch! Ist nicht der noch unglücklicher, der dies, der Sinnenlust zuliebe, andere erlernen lässt, als der, der es aus Not erlernt? Ein anderer, der Mundschenk, in zierlichem Frauengewand, ringt mit seinen Jahren. Er soll immer aussehen als wäre er noch ein Knabe, und kann sich dem nicht entziehen, und wenngleich körperlich schon entwickelt, wie zur Reife für den Kriegsdienst, muss er sein Gesicht doch glatt erhalten und sich jedes Barthärchen abrasieren oder ausreißen: so durchwacht er die ganze Nacht, teils der Trunkenheit seines Herren dienend, teils der Wollust desselben, im Schlafgemach ein Mann, beim Gelage ein Diener. Wieder ein anderer ist betraut mit der prüfenden Beobachtung der Gäste; da steht denn der Unglückliche wie angenagelt und passt auf, ob etwa des einen oder des anderen Schmeichelei und Unmäßigkeit, sei es der Kehle, sei es der Zunge, zur Wiedereinladung auf den folgenden Tag empfiehlt. Und dann die Einkäufer des Küchenbedarfs, die ihres Herrn Gaumen durch und durch kennen und genau wissen, was seinen Appetit besonders reizt, welches Gericht er besonders gern auf der Tafel sieht, welche Neuigkeit seinem verdorbenen Magen wieder aufhelfen kann; was ihm aus Übersättigung widersteht, was gerade heute sein besonderer Essenswunsch ist. Mit diesen Leuten kann der Herr sich nicht entschließen zusammen zu speisen, er meint, es würde ihm eine Perle aus seiner Krone fallen, wenn er mit seinen Sklaven den Tisch teilen wollte. Nur Geduld. Wie viele von diesen Leuten mag er wohl zu Herren haben! Ich habe vor der Türschwelle des Callistus<sup>124</sup> seinen ehemaligen Herrn stehen sehen; vor meinen Augen spielte sich die Szene ab, wie ihm [von Callistus] ein Täfelchen angeheftet wurde und er in die Abteilung der unbrauchbaren Sklaven geführt wurde<sup>125</sup>. Das war der Dank, den jener seinem früheren Herrn zahlte: er hat ihn nun auch seinerseits in bezeichnender Weise zurückgewiesen; hat ihn auch seinerseits seines Hauses für unwürdig erklärt und als minderwertigen, gänzlich unbrauchbaren Sklaven auf dem Markt verkauft. Der Herr hatte den Callistus einst verkauft, aber Callistus, wieviel hat er für seinen früheren Herrn erhalten?

<sup>124</sup> Fußnote Apelt: Gaius Julius Callistus war ein Freigelassener, der unter den Kaisern Caligula und Claudius zu großem Einfluss bei Hofe gelangt war.

<sup>125</sup> Fußnote Apelt: Die so gekennzeichneten Sklaven wurden als erste, in der ersten Abteilung, verkauft nach dem Grundsatz: die schlechtere Ware muss man zuerst abstoßen.

Führe dir vor Augen, dass der, den du deinen Sklaven nennst, aus dem gleichen Samen entsprossen ist, dass er unter demselben Kosmos lebt, die gleiche Luft atmet, und lebt und stirbt wie du. Du kannst ihn ebenso gut als Freien sehen, wie er dich als Sklaven. Die Niederlage des Marius hatte zur Folge, dass das Schicksal manchen Mann von glänzender Geburt, der sich auf Grund seiner militärischen Laufbahn Hoffnung auf den Senatorenrang machte, in die Tiefe hinab drückte, den einen zum Hirten, den anderen zum Hüter einer Hütte machte. Hast du das Herz dazu, einen Mann des Sklavenstandes zu verachten, der auch dein, des Verächters, Schicksal werden kann?

Ich will mich nicht im einzelnen auf ein unerschöpfliches Thema einlassen und von der Behandlung der Sklaven sprechen, gegen die wir so herrisch, so grausam, so beleidigend sind. Doch kurz zusammengefasst lautet meine Lehre folgendermaßen: Lebe mit dem Untergebenen so, wie du wünschst, dass dein Vorgesetzter mit dir lebt. Jedesmal, wenn du daran zu denken kommst, was du dir gegen deine Sklaven erlauben darfst, denke auch daran, dass sich dein Herr eben soviel gegen dich erlauben darf. - „Aber ich“, erwidert du, „habe keinen Herrn.“ - Du stehst noch in kräftigem Alter, wer weiß, ob du nicht einen bekommen wirst. Weißt du nicht, in welchem Alter Hekuba stand, als sie sich in die Sklaverei begeben musste? Und wie es mit Krösus, mit des Darius Mutter, mit Platon, mit Diogenes stand? Sei mild gestimmt gegen deinen Sklaven, ja stelle dich mit ihm auf einen freundschaftlichen Fuß, mache ihn zum Teilnehmer an deinen Unterhaltungen, ziehe ihn zu Rate, lass ihn dein Tischgenosse sein.

Ich höre schon, wie die ganze Schar der übermütigen Lebemänner mir zuruft: „Welch unerhörte Zumutung! Eine Erniedrigung und Beschimpfung, die ihresgleichen nicht hat!“ - Diese gleichen Herren, du wirst sie noch dabei antreffen, wie sie den Sklaven anderer Herren die Hand küssen. Ja, ihr verschließt eure Augen gegenüber der Tatsache, dass unsere Vorfahren Herren und Sklaven im besten Einvernehmen hielten durch Wegfall jeder gehässigen Gesinnung seitens der Sklaven und jeder kränkenden Äußerung von Seiten der Herren. Sie nannten den Herrn *Hausvater* (*pater familiae*) und die Sklaven Hausgenossen (*familiares*), wie dies noch in den Mimen fort dauert. Sie führten ein Fest ein<sup>126</sup>, wo die Sklaven nicht etwa ausnahmsweise mit den Herren speisten, sondern wo dies in ganz besonderer Form geschah: man räumte ihnen im Hause die Herrenstellung ein, ließ sie Recht sprechen und erklärte so das Haus für einen Staat im kleinen. - „Wie? Soll ich demnach alle Sklaven mit an den Tisch nehmen?“ - Ebenso wenig wie alle Freien. Du irrst, wenn du meinst, ich werde einige ausschließen in Rücksicht auf die gar zu niedere Art ihrer Arbeit, wie z. B. den Maultiertreiber oder den Kuhhirten. Nicht ihre Tätigkeiten, sondern ihre Charaktereigenschaften sind für mich entscheidend. Seinen Charakter gibt sich jeder selbst, über seine Dienstleistungen entscheidet der Zufall. Einige mögen deine Tischgenossen sein, weil sie dessen würdig sind, andere, damit sie es werden. Denn was ihnen etwa von ihrem unfeinen Verkehr noch Unmanierliches anhängt, wird durch das Zusammensein mit den Gebildeteren sich mit der Zeit verlieren. Du kannst, mein Lucilius, nach einem Freund nicht nur auf dem Forum oder in der Kurie suchen; wenn du Acht gibst, wirst du ihn auch in deinem Haus finden. Oft bleibt der beste Stoff ungenutzt, weil der Künstler fehlt. Versuche es nur, und du wirst keine üble Erfahrung machen. Töricht ist, wer, wenn er ein Pferd kaufen will, es nicht selbst besichtigt sondern nur die Pferddecke und das Riemenzeug: so ist erst recht ein Tor, wer einen Menschen entweder bloß nach

<sup>126</sup> Fußnote Apelt: Die Saturnalien, von deren Ausartung der 18. Brief handelt.

dem Kleid schätzt oder nach der zufälligen Stellung, die er bekleidet. - „Er ist ein Sklave.“ - Aber vielleicht freien Geistes. - „Er ist ein Sklave.“ - Soll ihm das schaden? Zeige mir doch den Menschen, der es nicht wäre. Der eine ist ein Sklave der Wollust, der andere der Habsucht, ein dritter des Ehrgeizes, alle der Hoffnung, alle der Furcht. Ich kann dir einen gewesenen Konsul zeigen, der Sklave eines alten Weibes ist, auch einen Reichen, der Sklave einer jungen Sklavin ist, ja auch junge Leute vornehmster Geburt, die Sklaven mimischer Tänzer sind: keine Sklaverei ist schimpflicher als eine freiwillige. Lass dich also durch jene vom Hochmutsteufel besessenen Herren nicht abschrecken mit deinen Sklaven freundlich und nicht von oben herab zu verkehren. Mögen sie dich achten, nicht fürchten.

Da höre ich den Einwand, ich wolle den Sklaven zur Freiheit verhelfen und die Herren entmachten, wenn ich sage: mögen sie ihre Herren achten, nicht fürchten. - „Wirklich unbedingt so? Sollen sie ihn achten nach Art der Klienten und Dienstefrigen, die ihren Morgenbesuch abstatten?“ - Wer so spricht, der vergisst, dass es für einen Herren nicht zu wenig ist, was dem Aether-Logos genügt. Er wird verehrt und geliebt, und die Liebe verträgt keine Beimischung von Furcht. Ich glaube also, du tust sehr wohl daran, dass du von deinen Sklaven nicht gefürchtet sein willst, wenn du sie nur mit Worten strafst. Schläge taugen nur für unvernünftige Tiere. Nicht alles, was unseren Unmut erweckt, ist auch eine Beleidigung. Aber unser üppiger Hochmut reißt uns unwillkürlich zu rasender Wut fort: sobald etwas nicht nach unserem Willen geht, geraten wir in Zorn. Wir gebärden uns wie Tyrannen. Denn auch sie brausen, ohne an ihre Macht und an die Schwäche anderer zu denken, dermaßen auf, geraten so in Wut, als hätten sie ein Unrecht erlitten; eine Gefahr, vor der sie doch die Höhe ihrer Stellung unter allen Umständen sichert. Das wissen sie übrigens recht wohl; allein sie suchen die Gelegenheit zu schaden, indem sie sich wie Beleidigte beklagen; sie stellen sich beleidigt, um als Beleidiger aufzutreten.

Länger will ich dich nicht aufhalten; denn du bedarfst keiner Ermahnung. Das ist eines der Kennzeichen guter Moral: sie hat selbst Wohlgefallen an sich und beharrt in ihrem Zustand; die Schlechtigkeit ist leichtfüßig und häufigem Wechsel unterworfen, nicht in Besseres sondern in Gegenteiliges.

#### 48. Brief

[Über das Wesen der Freundschaft - Gegen die beliebten sophistischen Spielereien der Aussagenlogiker]

Deinen Brief, den du mir auf der Reise schriebst, und der so lang ist wie die Reise selbst, werde ich später beantworten. Denn ich muss, ganz in mich gekehrt und jeder Störung ausweichend, darüber nachsinnen, was ich dir raten soll. Hast du auch, der du meinen Rat erbittest, lange darüber nachgedacht, ob du dich zu dieser Bitte entschließen solltest? Wieviel mehr muss ich das tun, da ein längeres Besinnen nötig ist, um eine Frage zu lösen als sie vorzulegen, zumal hier dein Vorteil nicht auch der meinige ist. Doch ich gerate wohl schon wieder in das Fahrwasser Epikurs. Nein, mein Vorteil ist der gleiche wie der deinige. Oder es wäre vorbei mit unserer Freundschaft, wenn irgend etwas, was dich betrifft, nicht auch mich beträfe. Die Freundschaft stiftet eine allseitige Gemeinschaft zwischen uns. Weder Glück noch Unglück gibt es da für einen von uns beiden. Unser Leben ist ein gemeinsames. Wie könnte irgend jemand glücklich leben, der immer nur an sich denkt und alles seinem persönlichen Vorteil dienstbar zu machen versucht?

Für einen anderen musst du leben, wenn du für dich selbst leben willst. Dieses Anschlussbedürfnis, das, gewissenhaft und ehrlich gepflegt, uns Menschen in vielfache Verbindung bringt und darauf hinweist, dass es ein gemeinsames Recht des Menschengeschlechtes gibt, trägt ganz besonders auch dazu bei, jene engere Gemeinschaft, von der ich sprach, das Freundschaftsverhältnis nämlich, zu fördern. Denn wer vieles mit Menschen gemeinsam hat, der wird mit seinem Freund alles gemeinsam haben wollen.

Möchten doch, mein trefflicher Lucilius, jene scharfsinnigen Männer [gemeint sind die Aussagenlogiker] mich lieber darüber belehren, was ich dem Freund, was ich dem Menschen zu leisten schuldig bin, als was man alles unter dem Wort „Freund“ versteht und wieviele verschiedene Bedeutungen das Wort „Mensch“ hat. Weisheit und Torheit bewegen sich doch gewiss in entgegengesetzter Richtung. Welcher soll ich mich anschließen? Welcher Seite rätst du mir mich zuzuwenden? Dem einen gilt der Mensch überhaupt als Freund, dem anderen gilt ein Freund nicht nur so schlechtweg als Mensch. Der eine sieht in der Freundschaft einen Vorteil für sich, der andere will sich dem Freund nützlich erweisen. Das sind die Fragen, über die man sprechen sollte.<sup>127</sup>

Du aber kommst mir mit Wortverdrehungen und Silbenstecherei [der Aussagenlogiker]; das nimmt sich aus, als wäre ich, wenn ich nicht die schlauesten Fragen ausklügeln und durch einen Trugschluss aus der Wahrheit eine Lüge herauspressen könnte, nicht imstande zu unterscheiden zwischen dem, was man zu meiden und was zu erstreben hat. Es ist beschämend: bei so ernsten philosophischen Dingen scheuen wir Greise uns nicht zu spielen wie folgt: „Maus ist eine Silbe. Die Maus benagt den Käse; also benagt eine Silbe den Käse.“ - Nimm an, ich könnte dies Rätsel nicht lösen. Habe ich aus dieser Unwissenheit etwas Bedrohliches zu erwarten? Ohne Zweifel steht zu befürchten, ich werde einmal Silben in der Mausefalle fangen oder ein Buch werde, wenn ich nicht gehörig Acht gebe, den Käse verzehren. Noch scharfsinniger ist vielleicht folgender Schluss: „Maus ist eine Silbe. Eine Silbe aber benagt den Käse nicht: eine Maus also benagt den Käse nicht.“ - Was für kindische Albernheiten! Deshalb runzeln wir die Stirn? Darum lassen wir uns den Bart wachsen? Das ist es, was wir mit grämlicher Miene und bleichen Antlitzes lesen?

Willst du wissen, was die stoische Philosophie dem Menschengeschlecht verspricht? - Nämlich guten Rat! Diesen Mensch ruft der Tod, einen anderen peinigt die Armut, einen dritten quält fremder oder eigener Reichtum. Der eine hat Angst vor Unglück, der andere möchte sich seinem [angeblichen] Glück entziehen. Mit dem einen meinen es die Menschen böse, mit dem anderen die Herrscher. Und dem gegenüber kommst du mir mit solchen Spielereien? Der Scherz gehört hier am wenigsten her. Zu Unglücklichen bist du [von der Philosophie] berufen. Du hast versprochen, Schiffbrüchigen, Gefangenen, Kranken, Bedürftigen und Leuten, über deren Nacken schon das drohende Henkersbeil schwebt, Hilfe zu bringen, und womit machst du dir zu schaffen? Was treibst du? Eben derjenige, mit dem du dein Spiel treibst, ist von Furcht und

---

<sup>127</sup> Fußnote Hrsg.: Die Ansprüche Senecas an einen Freund klingen für uns heute wohl übertrieben pathetisch, aber wir müssen die Situation der Menschen während der faschistischen römischen Prinzipatszeit berücksichtigen. Ich vermute außerdem, dass Seneca das Ideal der Stoiker in Bezug auf gegenseitige Unterstützung im Auge hatte, den philosophischen Freund, den Gesinnungsgenossen im „Bund des Heils“, wie Apelt übersetzt. Unter Geistesverwandten besteht wohl ein besonders festes Freundschafts- und Vertrauensverhältnis, größer noch als unter Blutsverwandten.



Sorge bedrückt.<sup>128</sup> Vergiss über all den trügerischen Schlingen [der Aussagenlogik], die ihr legt, nicht, der wahren Not der an jenen spielerischen Unterhaltungen Beteiligten abzuhelfen.

Alle [die oben genannten] strecken die Hände nach dir aus und flehen um Rettung für das verlorene oder dem Untergang sich nähernde Leben. Du bist ihnen ihre Hoffnung und ihre Stütze. Sie bitten, du möchtest sie aus diesem furchtbaren Zustand der Unruhe herausreißen, du möchtest den Verirrten und Irrenden das helle Licht der Wahrheit zeigen. Gib ihnen Bescheid darüber, was die Natur als notwendig und was sie als überflüssig schuf, wie leicht ihre Anforderungen sind, wie angenehm, wie hemmungsfrei das Leben für diejenigen ist, die diesen Anforderungen folgen, wie bitter und verworren dagegen das Leben derer, die ihren Vorurteilen mehr vertrauen als der Natur. Nur musst du sie vorher darüber belehrt haben, was zumindest einen Teil der Übelstände zu beseitigen imstande ist.

Was macht den Leidenschaften jener Leute [der Aussagenlogiker] ein Ende? Was mäßigt sie? Wenn es wenigstens darauf hinausläufe, dass sie nichts nützten. Aber nein, sie schaden. Das will ich dir, wie du es wünschst, auf das schlagendste erklären: Nämlich dass eine edle Anlage, wenn sie sich auf diese Spitzfindigkeiten wirft, sich einer Verminderung und Schwächung preisgibt. Ich schäme mich zu sagen, was für Waffen sie denjenigen in die Hand geben, die den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen sollen, und mit welcher Ausrüstung sie sie versehen. Das ist der Weg, auf dem man zum höchsten Glücks-Gut gelangen will? Durch „wenn“ oder „wenn nicht“ [sive nive] der Philosophie [der Aussagenlogik] soll das gelingen und durch die elenden und berüchtigten Silbenstechereien der Rechtsanwältinnen? Denn wenn ihr bei euren Disputationen als Fragesteller den Befragten wissentlich in die Irre führt, was wollt ihr damit anderes erzielen als ihn scheinbar in aller Form zu Fall zu bringen? Doch wie dort der Prätor, so sorgt hier die Philosophie für Wiederherstellung des rechtmäßigen Zustandes. Was soll man von euren großartigen Versprechungen denken, von denen ihr euch so leichthin lossagt? In hochtönenden Worten habt ihr verkündet, ihr würdet es dahin bringen, dass des Schwertes Blinken so wenig wie das des Goldes meine Augen blenden werde, dass ich mit unvergleichlicher Beharrungskraft sowohl was alle wünschen als was alle fürchten mit Verachtung mir vom Hals halten würde, und nun lasst ihr euch herab zu den Elementen der Grammatik! Was sagt ihr [Vergil, Aen. IX 641]:

*„Kommt man so zu den Sternen?“*

Denn das ist es doch, was die Philosophie mir verspricht: sie will mich dem Aether-Logos gleich machen. Dazu bin ich berufen, darum bin ich [zur stoischen Philosophie] gekommen, dem Ruf gefolgt. So halte denn, was du versprochen hast.

Also, mein Lucilius, nimm dich ernsthaft zusammen und meide jene Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten der Aussagenlogiker. Offenheit und schlichte Ehrlichkeit sind die Zierden der ethischen Tüchtigkeit. Auch wenn uns noch eine lange Lebenszeit beschieden sein sollte, müssten wir mit aller Sparsamkeit darüber verfügen, um mit ihr für das Nötige auszureichen. Welche Verblendung also, etwas Unnötiges [wie die Aussagenlogik] zu lernen bei solchem Mangel an Lebenszeit!

---

<sup>128</sup> Fußnote Hrsg.: Man könnte meinen, Seneca meint sich selber. Ich bin überzeugt, Seneca wurde von den Putschisten ermordet, nicht von Kaiser Nero. Siehe mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2016.

## 49. Brief

[Hoher Wert der Zeit, die man nicht durch Spielereien vergeuden soll]

Man kann zwar, mein Lucilius, demjenigen, der erst durch den Anblick einer bestimmten Landschaft veranlasst wird sich seines Freundes zu erinnern<sup>129</sup>, den Vorwurf einer gewissen Lauheit und Schlawheit des Gemütes nicht ersparen, gleichwohl sind es mitunter gewisse lieb gewordene Gegenden, welche die in unserem Herzen schlummernde Sehnsucht wieder erwecken und nicht etwa die völlig erloschene Erinnerung wiedererstehen lassen, sondern die nur ruhende wieder anregen. So wird der Schmerz von Trauernden, auch wenn er durch die Zeit gemildert wurde, doch durch den Anblick eines Dieners oder eines Hauses eines Verstorbenen aufs neue wieder lebendig: Es war Kampanien und vor allem der Anblick von Neapel und deines Pompeji, die meine Sehnsucht nach dir, du glaubst nicht in wie hohem Maße, wieder erweckten. Es ist mir ganz, als ob ich dich vor mir sähe. In diesem Augenblick nehme ich von dir Abschied. Ich sehe dich, wie du deiner Tränen Herr zu werden suchst, wie du den Ausbruch deiner Gefühle, trotz aller Bemühungen sie zurückzudrängen, doch nicht hemmen kannst. Es kommt mir vor, als hätte ich dich eben erst verloren. Denn dies „eben erst“, was kann es nicht alles bedeuten für die Erinnerung. Eben erst saß ich als Knabe in der Schule des Philosophen Sotion<sup>130</sup>, eben erst fing ich an als Anwalt aufzutreten, eben erst habe ich die Lust dazu, eben erst die Fähigkeit dazu verloren. Die Eile der Zeit kennt keine Grenzen; sie macht sich erst bemerkbar, wenn man rückwärts schaut. Wessen Sinn ständig auf die Gegenwart gerichtet ist, der unterliegt einer Täuschung: Der flüchtige Augenblick huscht an uns vorüber. Und die Ursache hiervon, willst du sie wissen? Die ganze Vergangenheit drängt sich auf eine Stelle zusammen<sup>131</sup>, ein Blick überschaut gleichmäßig das Ganze, es ist wie zusammengeballt. Alles stürzt in die gleiche Tiefe. Ohnehin kann es keine erheblichen Zwischenräume geben, wo das Ganze so kurz ist. Was wir leben, ist nur ein Punkt, ja noch weniger als ein Punkt. Aber auch mit dieser Winzigkeit hat die Natur ihren Spott getrieben, indem sie uns einen längeren Zeitraum vortäuscht: Einiges davon macht sie zur Kindheit, einiges zum Knabenalter, einiges zum reifen Mannesalter, einiges zum Übergang ins Greisenalter und einiges zum Greisenalter selbst. Welch kleiner Raum und wie viel Stufen, die sie darin angebracht hat! Eben erst habe ich dir das Geleit gegeben [beim Abschied], und doch ist dieses „eben erst“ ein großes Stück von unserer Lebenszeit, deren Kürze uns dereinst, wohlgemerkt, sich recht fühlbar machen wird<sup>132</sup>. Früher pflegte mir der Flug der Zeit nicht als so rasch zu erscheinen: jetzt stellt sie sich mir als in unglaublicher Eile begriffen dar, sei es, weil sich mir die Annäherung an die Grenze des Lebens spürbar macht, sei es, weil ich angefangen habe Acht zu geben und meine Einbuße in Rechnung zu ziehen.

Um so mehr empört es mich zu sehen, wie so manche Menschen den größeren Teil dieser Zeit, die auch bei gewissenhaftester Ausnutzung noch nicht einmal für das Notwendigste hinreicht, auf überflüssige Dinge verschwenden.

<sup>129</sup> Fußnote Apelt: Siehe auch Einleitung zum 70. Brief. Aus beiden scheint hervorzugehen, dass Lucilius in Kampanien seine Heimat hatte.

<sup>130</sup> Fußnote Apelt: Der Stoiker Sotion aus Alexandria, der Lehrer Senecas. Siehe auch der 108. Brief.

<sup>131</sup> Fußnote Apelt: In der Erinnerung drängt sich die ganze Vergangenheit gleichsam in einem Punkt zusammen. Für das menschliche Bewusstsein kommt die Zeit gleichsam in Wegfall.

<sup>132</sup> Fußnote Apelt: Hier scheint der Text nicht ganz sicher.

Cicero sagt, er würde, auch wenn man ihm seine Lebenszeit verdoppelte, keine Zeit haben, um die Lyriker zu lesen. Ebenso verhalte ich mich zu den Dialektikern [und den Aussagenlogikern], nur dass ihre Ungereimtheiten noch trostloser sind. Die Dichter machen gar kein Hehl daraus, dass sie über die Schnur hauen. Diese dagegen leben in dem Wahn, angeblich etwas Wichtiges zu tun. Ich will nicht in Abrede stellen, dass man einen Blick auf diese Wortkünsteleien werfen muss, aber eben nur einen Blick! Nur von der Schwelle soll man ihnen seinen Gruß entbieten, lediglich deswegen, um sich von ihnen nicht hinters Licht führen zu lassen und nicht zu meinen, ihre Kunstfertigkeit berge irgend ein großes und geheimes Gut in sich. Was quälst und marterst du dich ab mit einer Frage, die mit Verachtung abzuweisen mehr Klugheit voraussetzt als sie zu lösen? Wer sich völlig sicher fühlt und in voller Bequemlichkeit dahin schlendert, der mag sein Augenmerk auf nichtige Dinge richten.

Aber wenn der Feind uns auf den Fersen ist und der Krieger sich beeilen muss, dann schüttelt die Not alles ab, was ein müßiger Friede gesammelt hatte. Ich habe [als Greis] keine Zeit mehr, doppelsinnige Wörter aufzustöbern und meine Schlauheit daran zu versuchen.

Unverzagten Herzens soll ich diesen Lärm des rings um mich tobenden Krieges vernehmen. Mit Recht würden mich alle für einen Narren halten, wenn ich, während Greise und Frauen Steine herbei schleppen zur Verstärkung der Mauern, während die bewaffnete junge Mannschaft an den Toren das Signal zum Ausfall erwartet oder fordert, während die feindlichen Waffen schon an den Toren blitzen, und sogar der Boden, von den Feinden untergraben, erzittert, wenn ich da müßig säße und mich mit Albernheiten folgender Art beschäftigte: „Was du nicht verloren hast, das hast du. Hörner hast du nicht verloren, also hast du Hörner“; und was man sonst noch, nach dem Muster dieser scharfsinnigen Probe, an Verrücktheiten ausgeklügelt hat.<sup>133</sup> Doch auch in meiner jetzigen Lage müsste ich dir wohl wie ein Narr vorkommen, wenn ich mich mit solchem Plunder abgeben wollte; denn jetzt sehe ich mich von Feinden umlagert. In jenem Fall würde mir die Gefahr von außen drohen, die Mauer würde mich vom Feind trennen. Aber wie die Sache jetzt liegt, trage ich das Todbringende in mir selbst. Ich habe keine Zeit zu jenen Albernheiten; denn eine gewaltige Aufgabe liegt mir ob. Was soll ich tun? Der Tod verfolgt mich, das Leben flieht. Gegen dieses Übel gib mir einen heilsamen Rat. Bringe es dahin, dass ich den Tod nicht fliehe, das Leben mir nicht entflieht. Ermutige mich gegen das Schwere, verleihe mir Gleichmut gegen das Unvermeidliche. Gib den engen Grenzen meiner Zeit eine weitere Ausdehnung. Zeige mir, dass der Wert des Lebens nicht auf seiner Dauer beruht, sondern auf dem, was wir durch unsere Kraft aus ihm machen, und dass es vorkommen könne, ja sogar sehr häufig vorkommt, dass, wer lange gelebt hat, zu kurz gelebt hat. Sage zu mir, wenn ich im Begriff bin einzuschlafen: „Wohl möglich, dass du nicht wieder aufwachst.“ - Sage zu mir, wenn ich erwache: „Wohl möglich, dass du nicht wieder einschläfst.“ - Sag zu mir, wenn ich ausgehe: „Wohl möglich, dass du nicht wieder zurückkehrst.“ - Sag zu mir, wenn ich zurückkehre: „Wohl möglich, dass du nicht wieder ausgehst.“ - Du irrst, wenn du glaubst, nur auf der Seefahrt seien Leben und Tod durch eine dünne Wand getrennt: du magst sein wo du willst, überall ist das Trennende von gleich geringer Bedeutung. Nicht überall zeigt sich der Tod so nahe, aber überall ist er so nahe.

Dies ist das Dunkel, das du lichten musst, dann wirst du mir leichter dasjenige beibringen, wozu ich bestimmt bin. Wir sind von Natur Geschöpfe, die

---

<sup>133</sup> Fußnote Apelt: Das Sophisma >Der Gehörnte< geht auf den Megariker Eubulides zurück.

der Belehrung zugänglich sind. Sie, die Natur, hat uns mit einer zwar nicht vollkommenen, aber doch der Vervollkommnung fähigen Vernunft ausgestattet. Gib mir Anweisungen über die Gerechtigkeit, über die Vernunft, über die Mäßigkeit, über die Tapferkeit [die vier Tugenden der Stoiker]. Wenn du vermeidest mich auf Abwege zu führen, so werde ich leichter zu dem von mir erstrebten Ziel gelangen. Denn wie der Tragödiendichter sagt:<sup>134</sup>

„*Leicht verständlich ist die Rede, die im Dienst der Wahrheit steht.*“

Daher soll man sie nicht zu einem unentwirrbaren Knäuel machen. Denn was steht hoch strebenden Geistern weniger an als jene listenreiche Schlauheit?

## 50. Brief

### [Nutzen der Selbsterkenntnis]

Deinen Brief habe ich erst viele Monate nach seiner Absendung erhalten. Ich hielt es daher für unangebracht, den Überbringer nach deinem Tun und Treiben zu fragen. Müsste er doch ein sehr gutes Gedächtnis haben, wenn er sich dessen noch erinnert. Gleichwohl hoffe ich, du lebst bereits so, dass, wo du auch sein magst, ich weiß, was du treibst, denn worauf sollte dein Sinn anders gerichtet sein als darauf, dich täglich zu bessern, täglich irgend einen Irrtum los zu werden und zu der Einsicht zu gelangen, dass das, wofür du die [äußeren] Umstände verantwortlich machst, nur die Folge deiner eigenen [inneren] Fehler ist? Denn so manches setzen wir auf Rechnung der Orts- und Zeitverhältnisse, und doch wird es uns überall hin begleiten, wohin wir selbst unseren Wohnsitz verlegen. Du weißt, Harpaste, diese an Verstand zu kurz gekommene Sklavin meiner [ersten] Frau, ist mir als lästiges Erbstück in meinem Haus verblieben.<sup>135</sup> Denn ich habe verzweifelt wenig Gefallen an solcher Unnatur. Wenn ich mich über einen Einfaltspinsel belustigen will, so brauche ich nicht lange zu suchen: Ich lache über mich selbst. Diese Närrin erblindete plötzlich. Es klingt unglaublich, was ich dir erzähle, aber es ist die reine Wahrheit: sie weiß nicht, dass sie blind ist. Immer wieder verlangt sie von ihrem Aufseher, er solle mit ihr anderswohin ziehen, das Haus sei finster. Wir lachen darüber; aber täusche dich nicht, uns allen ergeht es ebenso. Niemand sieht ein, dass er habsüchtig, niemand, dass er von Begierden beherrscht ist. Die Blinden suchen doch wenigstens noch einen Führer, wir irren ohne Führer umher und sagen: „Ehrgeizig bin ich nicht, aber wer könnte in Rom anders leben? Ein Verschwender bin ich nicht, aber die Stadt [Rom] erfordert großen Aufwand. Es ist nicht mein Fehler, dass ich jähzornig bin, dass ich mich noch nicht für einen bestimmten Lebenslauf entschieden habe, meine Jugend ist daran schuld.“

Was soll dieser Selbstbetrug? Der Sitz unseres Übels liegt nicht außerhalb von uns; er liegt in uns, unsere Eingeweide sind Herberge [der Begierden], und nur deshalb gelangen wir so schwer zur Genesung, weil wir nicht wissen, dass wir krank sind. Auch wenn wir uns auf ein Heilverfahren einlassen, wieviel Zeit wird vergehen, bis wir die zähe Kraft solcher Krankheiten brechen? Tatsächlich aber suchen wir überhaupt keinen Arzt, und wieviel geringere Mühe würde dieser doch haben, wenn er gleich beim Auftauchen des Übels zugezogen würde; die noch zarten und der Bearbeitung noch wartenden Psychen würden willig dem rechten Führer folgen. Bei niemandem fällt es schwer, ihn der Natur zuzuführen,

<sup>134</sup> Fußnote Apelt: Euripides, >Phönikierinnen<, 479.

<sup>135</sup> Fußnote Hrg.: Senecas erste Frau war entweder bereits gestorben, wahrscheinlich während seiner Verbannung auf Korika, oder die Ehe wurde geschieden. Wir wissen es nicht.

außer bei dem, der bereits von ihr abfiel. Wir schämen uns, uns darüber belehren zu lassen, wie man zu vernünftiger Einsicht gelangt. Aber wahrlich, wenn es eine Schande ist, einen Lehrer dafür zu suchen, so lasse man nur auch alle Hoffnung fahren, als könne durch Zufall ein so herrliches Glücks-Gut uns zufallen. Wir müssen unsere eigene Kraft dafür einsetzen, und, um die Wahrheit zu sagen, dieser Einsatz ist nicht einmal groß, vorausgesetzt, wie gesagt, dass wir mit der Bildung und Regelung unseres psychischen Lebens beginnen, ehe noch die Verkehrtheit sich fest eingewurzelt hat. Aber selbst wenn dies der Fall ist, verzweifle ich noch nicht. Es gibt nichts, was nicht beharrliches Bemühen und unermüdliche und eifrige Sorge bewältigen könnte. Noch so verbogene Baumstämme lassen sich wieder gerade biegen; verkrümmte Balken lassen sich durch Wärme wieder gerade strecken und, ursprünglich anderen Zwecken dienend, in diejenige Form bringen, die unserem Bedürfnis entspricht. Wieviel leichter passt sich die Psyche, biegsam wie sie ist und folgsamer als jede Flüssigkeit, der gewünschten Form an. Denn was ist die Psyche anderes als ein Lufthauch von bestimmter Beschaffenheit<sup>136</sup>? Sichtlich aber ist solcher Lufthauch, je feiner er ist, um so leichter als jeder andere Stoff. Der Umstand, mein Lucilius, dass das Böse uns schon in seiner Gewalt hat und von uns Besitz ergriffen hat, darf dich nicht irre machen an deiner guten Hoffnung für uns. Bei jedem Mensch stellt sich die schlechte Gesinnung eher ein als die gute. Wir alle sind schon vom Bösen in Beschlag genommen. Tugenden lernen heißt Fehler verlernen. Wir müssen uns um so entschlossener unserer Besserung zuwenden, weil der Besitz des Guten, wenn einmal uns zu Teil geworden, ein dauernder ist. Die Tugend verlernt man nicht. Denn was mit uns nicht in Einklang steht, haftet schlecht im fremden Boden und kann eben deshalb hinausgedrängt und verjagt werden; was aber an die ihm zugehörige Stelle kommt, das sitzt fest.

Die [vier stoischen] Tugenden sind unserer Natur gemäß. Die Laster sind ihr feindselig und verderblich. Allein, wenn auch die Tugenden, einmal aufgenommen, sich nicht wieder ablösen können und sich leicht in unserem Besitz erhalten lassen, so ist doch der erste Zugang zu ihnen steil, weil das schwache und kränkliche Menschengemüt dazu neigt, sich vor dem zu fürchten, womit es sich noch nicht vertraut gemacht hat. Daher muss es mit Zwang dazu gebracht werden den Anfang zu machen. Ist dies geschehen, so verliert die Arznei ihren bitteren Geschmack. Ja, indem sie ihre Heilkraft bewährt, gewährt sie sogar bald einen gewissen Genuss. Über andere Heilmittel freut man sich erst nach erlangter Gesundheit: die [stoische] Philosophie ist gleichermaßen heilsam und erfreulich.

## 51. Brief

[Baiae – eine Warnung]

Wie ein jeder kann, mein Lucilius! Du hast dort den Ätna, diesen hochberühmten Berg [Vulkanberg] Siziliens. Warum ihn Messala oder Valgius<sup>137</sup> - denn ich las es bei beiden - den einzigen [Vulkanberg] nennen, ist mir nicht erklärlich, denn es gibt zahlreiche Stellen mit Feuerausbrüchen, nicht nur hochgelegene - wie meistens, weil das Feuer so hoch wie möglich steigt - sondern auch in flachem Gelände.

<sup>136</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe oben die stoische Physiktheorie, 2. Kapitel: Die (stoische) Theorie von der Psyche.

<sup>137</sup> Fußnote Apelt: M. Valerius Messala Corvinus und C. Valgius Rufus sind uns aus den Oden des Horaz bekannt, der mit ihnen in Freundschaft stand.

Wir [Seneca und sein Reisebegleiter] sind, so weit es eben gehen will, mit Baiae zufrieden, das ich übrigens am Tag meiner Ankunft gleich wieder verließ. Denn es ist dies ein Ort, den die Natur zwar mit reichen Vorzügen ausgestattet hat, den aber die Üppigkeit sich auserkoren hat, um dort ihre Feste zu feiern.

Wie also? Soll man irgend einem Ort Hass ankündigen? Nein, durchaus nicht. Aber wie einem weisen und ehrsamem Mensch das eine Kleid besser ansteht als ein anderes, und wie er nicht irgend welche Farbe hasst, aber doch die eine oder andere für weniger passend erachtet für einen Mensch von ausgesprochen nüchterner Denkungsart, so gibt es auch Gegenden, die der Weise oder der nach Weisheit Strebende meidet als unverträglich mit strenger Moral. Darum wird, wer an seinen Rückzug aus dem öffentlichen Leben denkt, niemals Canopus wählen, obschon Canopus niemandem verbietet ein ehrsames Leben zu führen<sup>138</sup>, ja selbst Baiae nicht, diese Herberge der Laster, zu der sich dieser Ort zu entwickeln begonnen hat. Dort erlaubt sich die Üppigkeit das Undenkbare, dort lässt sie sich mehr als irgendwo sonst gehen, als wäre man der Örtlichkeit besondere Ausgelassenheit schuldig.

Bei der Wahl eines Ortes sollten wir nicht nur das Wohl unseres Körpers, sondern auch das Heil unserer Psyche im Auge haben. So wenig ich mir die Gesellschaft von Folterknechten wünschen möchte, so wenig auch den Dunstkreis der Garküchen. Was nützt es, Betrunkene zu sehen, wie sie am Strand umher taumeln, oder üppige Gesellschaften auf Lustfahrten durch die See begriffen unter Gesang und mit Musikbegleitung, und wer weiß was alles sonst noch, als wäre hier die Üppigkeit nicht nur aller Gesetze ledig, sondern hätte den Beruf, sich öffentlich zur Schau zu stellen? All unser Sinnen und Trachten soll darauf gerichtet sein, den Lockungen der Laster so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Wir müssen uns innerlich stählen und den Verführungen der Genusssucht schon aus der Ferne ausweichen. Ein Winter reichte aus, Hannibals Kraft zu brechen; die üppige Weichlichkeit Kampaniens entnervte den Mann, dem die Schneemassen und die Kälte der Alpen nichts hatten anhaben können. Die Waffen gaben ihm den Sieg, das Lasterleben machte ihn zum Überwundenen. Auch wir müssen Kriegsdienste leisten und zwar Kriegsdienste eigener Art, die keiner Ruhe, keiner Rast Raum geben. Vor allem gilt es, die Lustbegierden zu bekämpfen, die, wie du siehst, auch harte Gemüter in ihren Bannkreis gerissen haben. Hat sich einer die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt hat, klar vor Augen gehalten, dann wird er wissen, dass man die Begierden nicht mit zarter und weichlicher Hand anfassen darf.

Was sollen mir jene Wasserbecken mit gewärmtem Wasser? Was sollen mir jene Schwitzräume, in denen trockene Hitze den überfüllten Körper wieder entlasten soll? Arbeit soll es sein und nichts anderes, wodurch wir den abführenden Schweiß erzeugen. Wollten wir tun, was Hannibal tat, wollten wir den Verlauf der Dinge unterbrechen und die Waffen ruhen lassen, um allen Ernstes nur unserem leiblichen Wohlbehagen zu dienen, so würde jedermann diesen unzeitigen Müßiggang tadeln als eine Gefahr selbst für den, der schon den Sieg errungen hat, geschweige denn für den, der erst noch um den Sieg ringt.

Wir [Stoiker] aber dürfen uns noch weniger herausnehmen als jene, die der punischen Fahne folgten: Größere Gefahr lauert auf uns, wenn wir weichen, härtere Arbeit, auch wenn wir ausharren. Das Schicksal führt Krieg mit mir: Ich bin nicht gewillt, mich seinen Befehlen zu fügen. Ich lasse mir das Joch nicht

<sup>138</sup> Fußnote Apelt: Canopus lag an einem Nilarm in der Nähe von Alexandria und war ebenso berüchtigt für sein üppiges Wohlleben wie Baiae.

gefallen, nein, ich schüttele es ab, und dazu gehört noch größere Tapferkeit. Meine innere Kraft darf nicht erschlaffen. Lasse ich den Lustreiz über mich Herr werden, so mache ich auch den Schmerz, die Mühsal, die Armut zu Herren über mich, und den gleichen Herrschaftsanspruch machen dann auch Ehrgeiz und Zorn an mich. So viele Leidenschaften werden mich zerreißen, oder richtiger gesagt, werden mich zerstückeln. Die Freiheit ist es, der der Kampf gilt; um diesen Preis wird gerungen. Und worin besteht die Freiheit? - So magst du fragen. - Darin, dass man keinem Zwang, keinem Zufall die Herrschaft über sich einräumt und das Schicksal sich nicht über den Kopf wachsen lässt. Von dem Tag ab, wo ich merke, dass ich ihm überlegen bin, wird es mit seiner Macht vorbei sein. Ich sollte mir seine Macht gefallen lassen, obwohl ich den Tod in meiner Gewalt habe?

Trägt man sich ernsthaft mit solchen Gedanken, so kann man nicht anders als sich für einen ernsten und ehrwürdigen Ort zu entscheiden. Eine allzu reizvolle Gegend hat etwas Verweichlichendes an sich und übt zweifellos einen nachteiligen Einfluss auf unsere Tatkraft aus. Die Zugtiere nehmen es mit jedem Weg auf, denn der harte Boden hat ihre Hufe hart gemacht, während das auf weichem und feuchtem Weidegelände gemästete Vieh sich schnell die Hufe abläuft. So ist auch der Soldat, der vom Land kommt, von stärkerer Art als der Städter und der verwöhnte Haussklave. Keine Anstrengung scheut der Arm, der den Pflug mit der Waffe vertauscht; schon beim ersten Waffengang dagegen fällt jener salbenduftende Weichling ab. Der strengere Ordnungssinn mancher Landschaft stärkt den Geist und macht ihn großen Aufgaben gewachsen. Es stand dem Scipio besser an, sich Liternum zum Verbannungsort zu wählen als Baiae. Sein Sturz verträgt sich nicht mit einem so weichlichen Unterkommen. Und selbst jene Männer, in deren Hand das Schicksal des römischen Volkes die gesamte öffentliche Macht legte, ein C. Marius, ein Gnaeus Pompeius, ein Caesar ließen sich zwar Villen bauen in der Umgebung von Baiae, doch wählten sie als Bauplatz die höchsten Berggipfel aus. Ihrem kriegerischen Geist entsprach es mehr, von hoher Warte aus auf die ringsum zu ihren Füßen weit sich ausbreitende Umgebung herabzuschauen. Wirf einen Blick auf die Lage, welche sie für die Errichtung ihrer Häuser wählten, und auf die Bauart, und du wirst dir sagen, dass es nicht Landhäuser sind sondern Burgen.

Meinst du etwa, Cato würde jemals ein zierliches Landhaus bezogen haben, um die vorüberfahrenden Dirnen zu zählen und das bunte Gewirr der in den verschiedensten Farben prangenden Gondeln zu durchmustern, und die im Teich schwimmenden Seerosen zu betrachten, und die Spottlieder nächtlicher Sänger zu hören? Würde er nicht lieber am Hang des Walls gewohnt haben, den er für eine einzige Nacht eigenhändig mit aufgebaut hatte? Wer sich als Mann fühlt, wird sich der nicht lieber durch Trompetensignal als durch Chorgesang wecken lassen?

Doch genug des Missbehagens mit Baiae, wenn auch niemals genug des Missbehagens gegen die Laster, die ich dich, Lucilius, mit endlosem und maßlosem Hass zu verfolgen bitte; denn auch sie kennen weder Ende noch Maß. Wirf von dir, was dein Herz zerfleischt, und könnte es nicht auf andere Weise entfernt werden, so müsste das Herz selbst mit ihm herausgerissen werden. Vor allem treibe die Lustbegierden hinaus und sieh in ihnen deine ärgsten Feinde. Wie jene Räuber, welche die Ägypter Philetan [Betrüger] nennen, sie umarmen uns, um uns zu erwürgen.

## 52. Brief

[Wer kann uns zum Ethischguten verhelfen?]

Was ist es, mein Lucilius, was uns einem erstrebten Ziel entfremdet und uns dem zutreibt, was wir los zu werden wünschen? Welcher mächtige Widersacher bestürmt unsere Psyche und duldet nicht, dass wir dem einmal Gewollten auch treu bleiben? Wir schwanken zwischen wechselnden Vorsätzen. Nichts wollen wir uneingeschränkt, nichts unbedingt, nichts endgültig. Du sagst: „Unsere geistige Unzulänglichkeit ist es, die keinen festen Halt findet, der nichts lange gefällt.“ - Aber wie oder wann werden wir uns von ihr losreißen? Niemand hat für sich Kraft genug, aus der Tiefe des Elends aufzutauchen; es muss sich einer finden, der ihm die Hand reicht, der ihn herauszieht.

Epikur sagt: „Einige haben zur Wahrheit gefunden ohne irgend jemandes Beistand.“ Sie haben sich selbst den Weg gebahnt. Diese lobt er am meisten, sie, die ganz dem eigenen Antrieb folgten, die ihre Vervollkommnung ganz sich selbst verdanken. Andere, sagt er, bedürfen fremder Hilfe, außerstande vorwärts zu kommen, wenn ihnen nicht einer vorangeht, aber als Gefolgsleute bewähren sie sich trotzdem gut. Zu ihnen gehört Metrodor, wie Epikur sagt. Auch diese Art Geister erklärt er für vortrefflich, wenn auch nur zweiten Ranges. Was uns beide anbelangt, so gehören wir nicht in die erste Reihe; wir können zufrieden sein, wenn wir für die zweite als ausreichend befunden werden. Verachte den Menschen nicht, der nur durch fremde Hilfe gerettet werden kann; es will schon etwas heißen, nur gerettet werden zu wollen. Außer diesen findet sich noch eine andere Art von Menschen, und selbst diese verdienen es nicht, dass man sie verachte. Es sind dies diejenigen, die man zum Rechten nötigen und drängen kann, die nicht nur eines Führers bedürfen, sondern eines Gehilfen und sozusagen eines Zwangsvollstreckers. Das ist die dritte Klasse. Als Beispiel hierfür kann ich dir den Hermarch nennen, den Epikur als einen solchen bezeichnet. So kommt es denn, dass er den Metrodor mehr beglückwünscht, dem Hermarch dagegen mehr Anerkennung zollt. Denn beide sind zwar zum selben Ziel gelangt; indes will es mehr besagen, das gleiche Ergebnis erreicht zu haben, wenn man einen schwierigeren Stoff zu bewältigen hat.

Nimm an, es seien zwei Gebäude errichtet worden, beide wie für Götter geschaffen, gleich hoch aufragend und prächtig. Das eine wurde auf tadellosem Boden errichtet; da wuchs das Werk rasch der Vollendung entgegen. Bei dem anderen verursachte das nachgiebige und sumpfige Erdreich große Schwierigkeiten bei der Grundlegung, und es kostete reichliche Mühe bis man auf festen Grund gelangte. An Ort und Stelle findet man alles, was unmittelbar ins Auge fällt, das eine von beiden entzieht sich aber zum nicht geringen Teil, der gerade der schwierigere war, dem Blick. Manche Köpfe sind anstellig und behend, andere lassen sich sozusagen nur mit Schrauben in Bewegung bringen und bleiben lange in ihrer Lage stecken. Ich möchte daher sagen: der ist glücklicher, der sich nicht mit sich selbst abzumühen braucht, während derjenige auf größere Anerkennung Anspruch hat, der die Trägheit seiner Natur überwindet und sich nicht in ruhiger Annäherung sondern nur mit Gewalt zum Freund der Weisheit macht. Wir wollen uns nicht verhehlen, dass eine so harte und beschwerliche Geistesart auch unser Los ist. Unser Weg ist ein Kampf mit Hindernissen. Nehmen wir diesen Kampf also auf und suchen wir uns dazu ein oder den anderen Bundesgenossen.

„Aber wen“, fragst du, „soll ich aufrufen?“ - Diesen oder jenen. Vergiss dabei aber auch nicht die Alten, die dir zur Verfügung stehen: nicht nur die



Lebenden sondern auch die Toten können uns Hilfe leisten. Von denen aber, die noch leben, lass uns nicht diejenigen wählen, die hastig mit großen Worten um sich werfen und sich in Gemeinplätzen ergehen und private Zuhörerkreise um sich versammeln, sondern solche, die das Leben selbst zur Lehrmeisterin machen, die, wenn sie sich über Regeln des ethischen Verhaltens haben vernehmen lassen, durch ihr eigenes Verhalten die Bestätigung geben; die lehren, was man zu meiden habe, und die nie dabei angetroffen werden, ihrerseits das zu tun, was sie für verwerflich erklärt haben. Wähle dir zum Bundesgenossen einen Mann, den du mehr bewunderst, wenn du ihn siehst als wenn du ihn nur hörst. Gleichwohl will ich dich nicht hindern, auch volkstümliche Redner zu hören, wenn ihrem Auftreten vor der Menge die Absicht zu Grunde liegt, selbst besser zu werden und andere zu bessern, wenn sie also nicht aus Eitelkeit sich auf diese Tätigkeit werfen. Denn was ist widerwärtiger als [angebliche] Weisheitslehre, die auf Beifallsgeschrei abzielt? Lobt etwa ein Kranker laut seinen ihn operierenden Arzt? Schweigt, wahrte eure Zunge und unterwerft euch der Kur. Auch wenn ihr in Beifallsrufe ausbrecht, werde ich sie nur in dem Sinne aufnehmen, als hörte ich euch seufzen über eure Gebrechen, die ich berührt habe. Wollt ihr damit eure Aufmerksamkeit und die innere Bewegung bezeugen, in die euch die Wucht der vorgeführten Tatsachen versetzt? Es sei euch unverwehrt. Warum sollte ich euch auch nicht erlauben, euch euer Urteil zu bilden und eure Stimme zugunsten des Besseren abzugeben? Im Kreis des Pythagoras mussten die Schüler fünf Jahre lang schweigen. Glaubst du nun etwa, es sei ihnen dann mit dem Sprechen zugleich auch das Loben erlaubt worden? Was muss das doch für ein Narr sein, der entzückt über den Beifallssturm der krassesten Laien den Hörsaal verlässt. Was ist das für eine Freude, sich von Menschen gelobt zu sehen, die man selbst nicht loben kann? Fabianus pflegte auch vor dem Volk zu reden; aber man hörte ihm mit andächtiger Ruhe zu. Ab und zu ließ sich wohl auch ein großer Beifallssturm vernehmen, aber dann war es die Wucht der Gedanken, die diesen Beifall hervorrief, und nicht der aufreizende Ton einer hemmungslos und geschmeidig dahinfließenden Rede.

Es muss ein Unterschied sein zwischen dem Beifall des Theaters und des Hörsaals. Es gibt auch einen gewissen Anstand beim Lob. Man braucht nur genau Acht zu geben, dann finden sich bezeichnende Merkmale für alles, und schon die kleinsten Andeutungen reichen hin, einen Schluss auf den Charakter zu machen. Den Lasterhaften verrät schon sein Gang, eine Handbewegung, ja ein einziges Wort, oder auch das Befühlen des Kopfes mit dem Finger, und das wechselnde Spiel der Augen. Den Boshaften kennzeichnet sein Lachen, den Narren seine Miene und Haltung. All dies gibt sich durch sichtbare Kennzeichen kund. Was von jedem zu halten ist, kannst du erkennen, wenn du die Art beobachtest, wie er lobt und wie er gelobt wird. Von allen Seiten regen sich die Hände der Hörer, um dem Philosoph Beifall zu klatschen, und der Schwarm seiner Bewunderer umdrängt ihn, sich vor ihm verbeugend. Das ist, wohlverstanden, nicht mehr Lob, sondern eher Grabgeläute. Überlasse man diese Kundgebungen den Künsten, deren Bestimmung es ist, dem Volk zu gefallen. Die Philosophie will durch Achtung belohnt sein. Wohl mag es ab und zu den Jünglingen gestattet sein, dem ungestümen Drang ihres Herzens zu folgen, aber nur dann, wenn dies aus unwiderstehlichem Drang geschieht, und sie außerstande sind sich Stillschweigen aufzuerlegen. Ein derartiger Lobesausbruch hat etwas Ermunterndes auch für die Hörer selbst und spornt die Psychen der Jünglinge an. Die Sache sei es, die sie in Begeisterung versetzt, nicht die wohlgesetzten Worte. Sonst schadet die

Beredsamkeit nur: sie darf nicht für sich werben sondern für die Sache.

Doch ich will mir die Behandlung dieses Themas für eine spätere Zeit vorbehalten. Denn es ist Sache einer besonderen und weitläufigen Ausführung, um die Fragen zu beantworten, wie man zum Volk sprechen soll, was man sich gegen das Volk und was man dem Volk gegen sich erlauben darf. Dass die Philosophie Schaden gelitten hat, seitdem sie sich der Öffentlichkeit preisgab, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen.

### 53. Brief

[Gefährliche Seefahrt mit daran sich knüpfenden Betrachtungen]

Wozu kann man mich nicht noch bringen, da ich mich habe beschwatzen lassen, eine Seefahrt zu unternehmen? Wir fuhren bei ruhiger See ab. Allerdings war der Himmel mit dunklen Wolken behangen, die gewöhnlich entweder Regen oder Sturm ankündigen. Allein ich glaubte die wenigen Meilen von deinem Parthenope<sup>139</sup> bis Puteoli mich durchschmuggeln zu können, so zweifelhaft und bedrohlich der Himmel auch aussah. Um also um so rascher davonzukommen, ließ ich den Kurs sofort durch die hohe See auf die Nesisinsel nehmen, zur Ersparung der langen Fahrt an den Buchten entlang. Bereits war ich soweit gekommen, dass die Entfernung dieselbe war, wenn ich weiterfuhr oder wenn ich umkehrte, da war es vorbei mit dem gleichmäßig ruhigen Seegang, der mich zur Fahrt verführt hatte. Noch war es kein Sturm, aber schon wurde das Meer wilder, und bald verstärkte sich der Wellenschlag. Ich säumte nicht, den Steuermann zu bitten, mich irgendwo ans Land zu setzen. Er erklärte mir, dazu sei die Küste zu zerklüftet, sie hätte keinen Hafen, und bei Sturm fürchte er nichts so sehr wie ein Stranden. Aber mir war so übel zu Mute, dass mir jeder Gedanke an die Gefahr fern lag; es quälte mich nämlich die Seekrankheit, dieses zähe und hoffnungslose Leiden, das die Galle in Aufruhr bringt, ohne sie doch sich ausschütten zu lassen. Ich drang also in den Steuermann und zwang ihn, er mochte wollen oder nicht, nach der Küste zu steuern. Kaum waren wir in deren Nähe, so ließ es mir keine Ruhe, und von Innehaltung von Maßnahmen wie denen bei Vergil [Aen. VI, 2 und III, 277]:

„Meerwärts drehn sie die Schnäbel der Schiffe“  
oder

„Vorne ruht am Kiel der Anker“

war nicht die Rede. Nein, als ein alter Verehrer kalten Wassers wagte ich mich, meiner Schwimmkunst gewiss, ins Meer, in leichter Bekleidung, wie es einem Kaltbadenden zusteht. Was glaubst du, was ich da alles auszuhalten hatte bei meinem Emporsteigen an dem rauen Felsgestade, beim Suchen nach dem Weg und meinem Bemühen, ihn mir zu bahnen! Da wurde mir klar, dass die Seeleute das Land nicht mit Unrecht fürchten. Unglaublich, was ich alles zu ertragen hatte, da ich mir selbst unerträglich war! Glaube mir: wenn Odysseus überall Schiffbruch erlitt, so kam das nicht daher, dass er unter der Missgunst des Meeres geboren worden wäre; nein, er war ein sicheres Opfer der Seekrankheit. Auch ich würde, wohin ich auch meine Fahrt richten würde, erst im zwanzigsten Jahr ans Ziel gelangen.

Sobald ich mit meinem Magen, der, wie du weißt, nicht gleich beim Verlassen des Meeres die Seekrankheit los wird, in Ordnung war und meinen Körper durch Salböl erfrischt hatte, begann ich darüber nachzudenken, ein wie

<sup>139</sup> Fußnote Apelt: Der ältere Name für Neapolis, wahrscheinlich Heimatstadt des Lucilius.

kurzes Gedächtnis wir doch für unsere Fehler haben; selbst für unsere körperlichen Fehler, die doch immer von Zeit zu Zeit an sich erinnern, und nun vollends für diejenigen, die sich um so mehr verbergen, je größer sie sind. Ein leichter Fieberanfall täuscht manchen, aber wenn sich der Anfall steigert und das wirkliche Fieber ausbricht, dann hält auch der gegen sich unnachsichtigste und geduldigste Patient nicht mehr mit dem Geständnis zurück. Man hat Schmerz in den Füßen, man spürt leise Stiche in den Gelenken: noch lassen wir uns nichts merken und sagen entweder, wir hätten uns einen Knöchel verrenkt oder hätten uns bei einer Übung Schaden getan. Man sucht nach einem Namen für die noch zweifelhafte und erst beginnende Krankheit; sobald sie sich aber auch auf die Knöchel wirft und diese anschwellen lässt und beide Füße in einen Zustand der Verrenkung versetzt, dann lässt sich nicht länger leugnen - es ist die Gicht.

Das Gegenteil macht sich bemerkbar bei denjenigen Krankheiten, von denen unsere Psyche heimgesucht wird: je schlechter es in dieser Beziehung mit einem Mensch steht, um so weniger merkt man davon. Du brauchst dich darüber nicht zu wundern, mein lieber Lucilius, denn wer nur leicht schlummert, bei dem entsprechen nicht nur die Traumerscheinungen dem Zustand der Ruhe, sondern trotz seines Schlafs ist er auch bisweilen sich dessen bewusst, dass er schläft, wogegen ein tiefer Schlaf auch die Traumbilder auslöscht und die Psyche sich so in sich verliert, dass sie jedes Selbstbewusstseins ledig ist. Warum gesteht niemand seine Fehler? Weil er noch ganz von ihnen gefesselt ist. Seine Träume erzählt nur, wer wach ist; so ist es denn auch ein Zeichen der Gesundheit, seine Fehler einzugestehen.

Schütteln wir also den Schlaf ab, um zum vollen Bewusstsein unserer Fehler zu gelangen. Was uns aber aus ihm erwecken wird, das ist allein die Philosophie; sie allein wird den tiefen Schlaf verscheuchen. Ihr gib dich mit ganzer Psyche hin, du bist ihrer würdig, sie ist deiner würdig. Zögert nicht, euch in die Arme zu fallen. Allen anderen Zumutungen versage dich entschieden und offen. Die Erlaubnis zum Philosophieren brauchst du dir nicht zu erbetteln. Wärest du krank, so würdest du dich losmachen von der Sorge für die Verwaltung deines Hauses, deine gerichtlichen Obliegenheiten würden ruhen und du würdest niemanden für wichtig genug halten, um ihm [dem Klienten], wenn die Krankheit etwa ein Weilchen nachlässt, Beistand zu leisten. Mit ganzer Psyche würdest du danach trachten, dich sobald als möglich von der Krankheit befreit zu sehen. Was zögerst du also jetzt, das Gleiche zu tun? Wirf alle Hindernisse von dir und lass dein einziges Ziel die Veredelung deiner Psyche sein. Zu ihr gelangt niemand, der mit Geschäften überhäuft ist. Die Philosophie macht ihr Herrscherrecht geltend; sie gewährt uns Zeit, aber sie lässt sich nicht Zeit von uns geben. Sie ist keine Nebensache; sie ist die Hauptsache, sie ist die Herrin, sie ist zur Stelle und befiehlt. Einer Stadtgemeinde, die Alexander [dem Großen] einen Teil ihres Gebiets und die Hälfte ihres ganzen beweglichen Besitzes anbot, erteilte dieser die folgende Antwort: „Ich bin nach Asien gekommen, nicht in der Absicht, um zu empfangen was ihr mir geben würdet, sondern um euch das als Besitz zuzuweisen, was ich nicht für mich mit Beschlag belege.“ Ebenso lautet der nach allen Seiten hin gerichtete Spruch der Philosophie: „Ich bin nicht gewillt, mir die Zeit gefallen zu lassen, die euch etwa übrig bleibt, sondern ihr sollt die Zeit haben, die ich euch zuweise.“

Ihr [der stoischen Philosophie] wende dich mit ganzer Psyche zu; lass sie deine Lehrerin sein, begegne ihr mit Ehrfurcht. Über alle Sterblichen wirst du dich weit erheben, und dieser Abstand wird größer sein als der, der den Aether-Logos

von dir trennt. Du fragst nach dem Unterschied, der dann noch zwischen dir und dem Aether-Logos bestehen wird: sein Dasein wird ein längeres sein. Aber es gehört in der Tat ein gewaltiger Künstler dazu, um ein Ganzes in so enge Grenzen zu bannen. Für den Weisen ist seine Lebensdauer wie für den Aether-Logos die Ewigkeit. Ja, es gibt etwas, worin der Weise den Aether-Logos übertrifft: wenn jener frei ist von Furcht, so verdankt er es dem Naturgesetz, der Weise verdankt es sich selbst. Wahrlich, es will etwas heißen, die Schwäche des Menschen zu verbinden mit der Unbesorgtheit einer Gottheit. Die [stoische] Philosophie hat eine unglaubliche Kraft alle Gewalttätigkeiten des Zufalls zunichte zu machen. Kein Geschoss haftet an ihr, sie ist gepanzert, ist unerschütterlich. Manchen Geschossen nimmt sie alle Wucht und fängt sie spielend in ihrem bauschigen Gewand auf, andere zerstreut sie und lenkt sie auf die Entsender zurück.

#### 54. Brief

[Todesgedanken]

Meine Kränklichkeit hatte mir eine lange Pause verordnet; plötzlich überfiel sie mich wieder. „In welcher Art?“ fragst du. - Eine durchaus berechtigte Frage an einen, der auf diesem Gebiet bis ins Kleinste Bescheid weiß. Eine Krankheit ist mein ganz besonderes Los: Ich brauche sie nicht mit ihrem griechischen Namen zu benennen, denn man kann sie eben so passend als Atemnot [susprium] bezeichnen. Ihr Anfall ist sehr kurz und einem Wirbelwind ähnlich: Eine Stunde und sie ist vorüber. Denn wer gibt lange den Geist auf? Alle Arten körperlichen Ungemachs und alle Gefahren dieser Art habe ich aus eigener Erfahrung durchgemacht: Aber keine Krankheit scheint mir qualvoller als diese: Habe ich nicht recht damit? Alles andere, was es auch sein mag, hat als Krankheit zu gelten, diese [Erstickungsanfälle] aber sind ein Ringen mit dem Tod. Daher nennen es die Ärzte auch „eine Vorübung auf das Sterben“. Schließlich tut der Atem dann doch wieder, was er häufig vergebens versucht hat.<sup>140</sup>

Glaubst du, ich schreibe dir dies in heiterer Stimmung, weil ich glücklich davongekommen bin? Wollte ich diesen Verlauf der Krankheit als eine Gewähr für dauernde Gesundheit ansehen, so würde ich mich ebenso lächerlich machen wie einer, der sich einbildet einen Prozess gewonnen zu haben, nur weil ihm ein längerer Termin der Verkündung [des Todesurteils] gewährt wird. Habe ich doch selbst unter den Qualen des Erstickungsanfalls nicht aufgehört, mich mit Gedanken zu beschäftigen, die erleichternd und ermutigend auf meinen Zustand wirkten. „Was will das besagen?“ spreche ich zu mir selbst. „Oft schon hat sich der Tod mit mir zu schaffen gemacht, so dass ich mich schon längst mit ihm abgefunden habe.“ - „Wann?“ fragst du! - „Schon ehe ich geboren war.“ - Tot sein heißt so viel wie nicht sein. Wie es damit steht, weiß ich schon. Was nach mir sein wird, ist nichts anderes, als was vor mir war. Ist damit ein Zustand der Qual verbunden, so müsste es einen solchen auch gegeben haben, ehe wir zur Welt kamen; allein wir haben damals nichts von solcher Qual verspürt. Ich frage: Würdest du es nicht höchst albern finden, wenn jemand der Meinung wäre, es stehe schlimmer mit der Lampe, wenn sie erloschen ist, als ehe sie angezündet

<sup>140</sup> Fußnote Hrsg.: Der Mediziner Dr. K. F. H. Marx, >Über die Anfälle mit dem Gefühl des Verscheidens ...<, Göttingen 1872, ist der Überzeugung, Seneca habe unter Angina Pectoris gelitten. Jetzt wissen wir auch, warum Seneca sich so intensiv mit Todesgedanken beschäftigt hat: Wegen seiner stoisch-materialistischen Weltanschauung, wegen seiner unbedingten Treue zu Kaiser Nero und auch wegen seiner lebensbedrohlichen Krankheit.

wurde? Auch wir werden angezündet und erlöschen wieder. Die Zwischenzeit vergeht uns als empfindenden Wesen: Vorher und nachher aber ist tiefe Ruhe. Denn ich müsste mich doch sehr täuschen, mein Lucilius, wenn es nicht ein Irrtum wäre zu glauben, der Tod werde nur erst folgen, während er doch eben so wohl vorangegangen ist wie er folgen wird. Alles, was vor uns war, ist Tod. Denn was macht es für einen Unterschied, ob man überhaupt nicht anfängt oder aufhört, da beides auf dasselbe hinauslaufen, nämlich auf das Nichtsein.

Mit diesen und ähnlichen inneren Ermunterungen, natürlich stillschweigenden, denn zur Sprache konnte es nicht kommen, habe ich nicht aufgehört, mich selber zu ermutigen. Dann machte allmählich diese Beklemmung, die sich schon zur schweren Atemnot gesteigert hatte, längere Pausen, ließ nach und verzog sich. Die Atemnot hat nun zwar aufgehört; gleichwohl hat es mit dem Atmen auch weiter einige Schwierigkeiten. Noch immer fühle ich eine gewisse Hemmnis und Beschwerlichkeit. Mag dem so sein, wenn nur mein Herz an dem Seufzen unbeteiligt ist. Darauf kannst du dich verlassen: ich werde vor dem letzten Augenblick nicht zittern, ich bin auf alles gefasst, ich rechne nie auf einen ganzen Tag, den ich etwa noch zu leben hätte. Den lobe und folge ihm nach, der sich nichts daraus macht zu sterben, wenn er noch in voller Lust lebt. Denn was wäre es Rühmliches, von hier wegzugehen, wenn man hinausgeworfen wird? Gleichwohl gibt es auch hier ein ehrenhaftes Verhalten: Ich werde zwar [aus dem Leben] hinausgeworfen, aber mache den Eindruck, als ginge ich aus eigenem Entschluss fort. Und eben deshalb wird der Weise niemals hinausgeworfen; denn hinausgeworfen werden ist so viel als vertrieben zu werden von einer Stelle, die man nur mit Widerstreben verlässt. Der Weise tut nichts widerwillig. Er entzieht sich der Notwendigkeit, indem er seinen Willen mit dem Zwang der Notwendigkeit [der Naturgesetze] in Übereinstimmung bringt.

## 55. Brief

[Die Villa des Vatia]

Eben kehre ich von einem kleinen Ausflug zurück, der mich ebenso ermüdete, als hätte ich die ganze Strecke nicht sitzend sondern zu Fuß zurückgelegt. Denn auch sich lange Zeit tragen zu lassen ist eine Anstrengung, die vielleicht um so größer ist, weil sie gegen die Natur ist, die uns Füße gegeben hat, um selbst zu gehen, so gut wie Augen, um selbst zu sehen. Wenn wir uns schwach zeigen, so ist das eine Folge unserer Verwöhnung: Was wir lange nicht gewollt haben, das hören wir auf zu können.

Für mich war es unerlässlich, den Körper gehörig durchschütteln zu lassen; sei es nun, dass in meinem Rachen sich ein galliger Schleim festgesetzt hatte, sei es, dass sonst irgendwelche Störung mir das Atmen erschwerte, der Körper bedurfte einer durchgreifenden Bewegung, die mir denn auch wohl getan hat. Ich dehnte meinen Ausflug länger aus, wozu die landschaftlichen Reize der zwischen Cumae und der Villa des Servilius Vatia sich in Krümmungen hinziehenden Küstenstrecke ohnedies einluden.

Diese Strecke ist gleichsam ein schmaler Weg; auf der einen Seite begrenzt vom Meer, auf der anderen von dem [acherusischen] See. Denn infolge des kurz voraufgegangenen Sturms war die Sandfläche noch dicht und tragfähig. Unter dem Druck der überflutenden Wogen nämlich wird sie, wie du weißt, zu einer gleichmäßigen Fläche, während eine längere Meeresstille wieder auflösend wirkt, indem die Feuchtigkeit dem Sand entweicht, die wie ein Bindemittel wirkt.

Nach meiner Gewohnheit sah ich mich nach irgend etwas um, dessen Auffindung mir Gewinn bringen könnte; da fielen meine Augen auf das Landgut, das einst dem Vatia gehörte. Das war also der Platz, wo jener mit Reichtum ausgestattete ehemalige Prätor seine Altersjahre verlebte, der durch nichts als durch seine Muße bekannt war und wegen dieser allein für glücklich galt. Denn jedesmal, wenn die Freundschaft des Asinius Gallus<sup>141</sup> oder der Hass und später auch die Liebe des Seian, war es doch gleich gefährlich, ihn zu beleidigen oder zu lieben, einen [Römer] zu Fall gebracht hatte, riefen die Leute: „O Vatia, du bist der einzige, der zu leben versteht!“ Allein, was er verstand, war nicht die Kunst zu leben, sondern sich verborgen zu halten.

Es ist wirklich ein großer Unterschied zwischen einem Leben, das in Muße, und einem, das in Untätigkeit dahingeht. Nie ging ich, als Vatia noch lebte, an diesem Landhaus vorüber, ohne zu sagen: „Hier liegt Vatia begraben.“ Aber, mein Lucilius, die Philosophie hat etwas so Hoheitsvolles und Ehrfurchtgebietendes, dass schon die bloße, nur scheinbare Ähnlichkeit mit ihr genügt, um Wohlgefallen zu erwecken. Denn wer in Muße lebt, den hält die Welt für einen wohl geborgenen, aller Sorge überhobenen und mit sich zufriedenen Menschen; alles Vorzüge, deren nur der Weise teilhaftig werden kann. Nur dieser weiß alle Sorgen von sich fern zu halten und mit seinem Leben wirklich sich selbst zu dienen. Denn nur er versteht, was die Hauptsache ist, überhaupt zu leben. Denn wer Geschäfte und Menschen meidet, wen das Fehlschlagen seiner begehrtlichen Hoffnungen der Einsamkeit zugeführt hat, wer es nicht über sich gewinnen konnte, andere glücklicher zu sehen als sich, wer wie ein scheues und träges Tier aus Furcht sich verkriecht, der lebt nicht sich, sondern, Schande über Schande, dem Bauch, dem Schlaf, der Wollust. Wer für niemand lebt, lebt darum noch nicht auch gleich für sich. Doch ist die Beharrlichkeit und die Ausdauer bei dem, was man sich einmal vorgenommen hat, eine so gewichtige Sache, dass auch eine hartnäckig durchgeführte Untätigkeit nicht verfehlt, einen gewissen Eindruck zu machen.

Von der Villa selbst kann ich dir nichts Näheres schreiben, denn ich kenne nur ihre Front, was auch jedem Vorübergehenden bemerkbar ist. Sie hat zwei künstlich hergestellte, großartige Grotten, an Umfang einem geräumigen Empfangssaal gleich, von denen die eine der Sonne ganz unzugänglich ist, während die andere den Strahlen derselben bis zu ihrem Untergang offen liegt. Einen Platanenhain durchschneidet kanalartig ein Bach, dessen Lauf von dem Acherusischen See her nach dem Meer geht und einen großen Reichtum an Fischen birgt, der selbst bei beständiger Ausnutzung nicht versagen würde. Wenn das Meer den Fischern zugänglich ist, schont man ihn, wogegen bei stürmischem Wetter, das die Fischer nicht an ihre Arbeit gehen lässt, der Vorrat des Baches erhalten muss.

Der willkommenste Vorzug der Villa besteht aber darin, dass sie trotz unmittelbarer Nachbarschaft doch durch eine Mauer von Baiae getrennt ist: Sie hat die Annehmlichkeiten Baiaes, ohne dessen Schattenseiten zu teilen. Wenn ich dies rühmend hervorhebe, so rede ich aus eigener Erfahrung. Ich glaube, die Villa bewährt sich das ganze Jahr hindurch. Sie ist die unmittelbare Empfängerin des linden Westwindes und fängt diesen dem Nachbarort Baiae ab. Es war keine sinnlose Wahl, die Vatia mit diesem Platz traf, um dort als Greis seine untätige Muße zu verleben.

Gleichwohl trägt der Ort nicht viel zur Lebensruhe bei, denn auf die psychische Verfassung kommt es an: Sie ist es, die allem ihren Stempel aufdrückt.

---

<sup>141</sup> Fußnote Apelt: Asinius Gallus war der Sohn des Asinius Pollio.

Ich habe es erlebt, dass die Bewohner eines heiteren und anmutigen Landhauses Kopfhänger waren, während ich mitten in einer Einöde Leute traf, die den Vielbeschäftigten in nichts nachgaben. Daher glaube ja nicht, dass es mit deinem Befinden darum nicht auf das Beste bestellt sei, weil du nicht in Kampanien weilst. Was hindert dich aber hier zu weilen? Du brauchst ja nur deine Gedanken hierher zu senden. Man kann mit seinen abwesenden Freunden verkehren, und zwar so oft man will und solange man will. Ja, wir genießen dies größte Vergnügen in höherem Maße, wenn wir abwesend sind. Denn die Gegenwart verwöhnt uns nur; und weil wir ab und zu miteinander reden, mit einander spazieren gehen, uns miteinander niederlassen, um uns auszuruhen, so schlagen wir uns die, mit denen wir eben zusammen waren, ganz aus dem Sinn. Eben der Umstand, dass auch, wenn die Freunde gegenwärtig sind, es an mancherlei Unterbrechungen nicht fehlt, müsste darauf hinwirken, ihre Abwesenheit weniger schmerzlich zu empfinden. Denke doch zuerst an die Nächte, die uns trennen, sodann an die Verschiedenartigkeit der Geschäfte, an die Vielfältigkeit der geistigen Liebhabereien, an die geschäftlichen Abwesenheiten in der Umgebung Roms; dann musst du dir doch sagen, dass es nicht eben viel ist, was ein Aufenthalt in der Ferne uns entzieht. Die Psyche ist es, mit der man den Freund besitzen muss; diese aber ist niemals abwesend.

Sie sieht, wen sie will, täglich. Also studiere mit mir, esse mit mir, sei mein Begleiter auf meinen Spaziergängen. Es wäre doch ein sehr beschränktes Dasein, wenn es für unsere Gedanken irgend welche Trennwand gäbe. Ich sehe dich, mein Lucilius, ich höre dich, eben in diesem Augenblick; ich bin dir so nahe, dass ich nicht recht weiß, ob ich dir nicht lieber kleine Billette als Briefe schreiben soll.

## 56. Brief

[Das geräuschvolle Leben zu Baiiae]

Zum Henker mit mir, wenn wirklich für den in Studien Vertieften die Stille der Umgebung so unentbehrlich ist wie man gemeinhin meint. Umrauscht mich doch hier der vielfachste Lärm von allen Seiten. Meine Wohnung ist gerade über dem Bad. Nun stelle dir das bunte Stimmengewirr vor, das einen dazu bringen könnte, die eigenen Ohren zu verfluchen.

Wenn Leute kräftigeren Schlags ihre Übungen anstellen und ihre mit Blei beschwerten Hände nach allen Richtungen hin in Bewegung setzen, wenn sie sich anstrengen, sei es wirklich oder bloß dem Anschein nach, dann vernehme ich allerhand Stöhnen, und wenn sie den angehaltenen Atem wieder von sich geben, mancherlei Zischen unter schwerem Aufatmen. Gerate ich in die Nähe eines energielosen Menschen von der Sorte derjenigen, die sich auf die übliche Einsalberei beschränken, dann vernehme ich ein Klatschen der auf die Schultern aufprallenden Hände, das seine Tonart wechselt, je nachdem die Hand entweder flach oder hohl auffällt. Kommt nun noch ein Ballspieler hinzu, der seine Bälle zählt, dann gute Nacht! Dazu noch all das Gezänke, der Lärm bei Ergreifung eines Diebes und die Stimmproben der gesangsfreudigen Badenden. Dazu das Aufspritzen des Wassers beim Sprung der sich mit gewaltigem Schwung in das Bassin stürzenden Badenden. Neben allen diesen, die doch wenigstens mit unverstellter Stimme sich bemerklich machen, denke dir einen dienstbeflissenen Haarzupfer, der, um sich nach Möglichkeit bemerkbar zu machen, immer wieder seine dünne und schrille Stimme vernehmen lässt und seinen Mund nur dann hält, wenn er Haare ausrupft und einen anderen für sich schreien lässt. Dazu nimm nun

noch das Stimmengewirr der Kuchenbäcker, der Wursthändler, der Süßigkeitskrämer und aller der im Dienst der Garküchen stehenden Händler, die ihre Ware, ein jeder in seiner besonderen Tonart, feilbieten.

„Du hast eine eiserne Natur“, wirst du sagen, „oder bist taub, wenn du unter derartigem Lärm und Stimmengewirr deine fünf Sinne noch beisammen halten kannst, während unser Chrysippus<sup>142</sup> sich schon infolge der ewigen [unaufhörlichen] Besuche sterbenskrank fühlte.“ - Doch ich versichere dir: mich kümmert dies Getöse ebenso wenig wie ein Wellengebrause oder ein Wasserfall, obschon mir nicht unbekannt ist, dass ein großes Volk seine Stadt aus keinem anderen Grund verlegte, als weil es das Tosen des Nilfalles nicht länger ertragen konnte. Was Ablenkung anbelangt, so scheint mir die menschliche Stimme gefährlicher zu sein als bloßes Geräusch. Denn die Stimme wirkt immer auf die Psyche, während ein Geräusch nur an unser Ohr schlägt und es füllt.

Zu den Dingen, die mich umrauschen, ohne mich zu stören, rechne ich einen vorüberfahrenden Wagen, einen im Haus oder in der Nachbarschaft arbeitenden Handwerker oder einen mit Sägen Beschäftigten oder den Mann, der an der Brunnensäule (meta sudans) seine Trompeten und Flöten probiert und es nicht auf Musik, sondern nur auf Reklame abgesehen hat. Ferner ist mir ein Schall, der zuweilen unterbrochen wird, lästiger als ein anhaltender. Doch bin ich gegen all dergleichen bereits so abgehärtet, dass ich selbst den Rudermeister anhören kann, der mit gellender Stimme den Rudernden den Takt angibt. Ich zwingen nämlich meinen Geist, nur auf sich gerichtet zu sein und sich nicht von etwas Äußerem ablenken zu lassen. Mag immerhin draußen alles von Lärm erfüllt sein: wenn nur im Inneren kein Aufruhr tobt, wenn nur Begierde und Furcht nicht miteinander ringen, wenn nur Habsucht und üppige Begehrlichkeit nicht miteinander im Streit liegen und eine der anderen übel mitzuspielen trachtet. Denn was nützt die Grabesstille der ganzen Umgebung, wenn die Leidenschaften toben?

*„Alles deckte die Nacht mit dem Schleier friedlicher Ruhe.“*

Das ist nicht richtig. Es gibt keine friedliche Ruhe außer der, die eine Wirkung der Vernunft ist. Die Nacht bringt Verdruss, räumt nicht auf damit, sie ändert nur unsere Sorgen. Denn für die Schlafenden sind die Träume nicht weniger wirrnisreich als die Tage. Nur das ist wahre Ruhe, die sich als Wirkung richtiger Gesinnung erweist. Richte dagegen deinen Blick auf den, der in den weiten Räumen seines Hauses nach Schlaf sucht, dessen Ohr kein Laut berühren darf, weshalb denn die ganze Dienerschaft in tiefstem Schweigen verharren muss und nur mit schwebendem Fuß seinem Lager sich nähert; denn er wälzt sich von einer Seite zur anderen und lechzt inmitten seiner Beängstigungen nach einem Schimmer von Schlaf. Was er nicht hört, das glaubt er gehört zu haben. Was mag der Grund dafür sein? Seine Psyche ist es, die ihn beunruhigt. Diese muss zu ihrem Frieden gelangen, ihr Aufruhr muss bewältigt werden. Glaube nicht, dass sie beruhigt ist, wenn der Körper auf dem Ruhebett ausgestreckt liegt. Bisweilen ist die Ruhe unruhig. Daher gilt es, uns zu einem tätigen Leben aufzuraffen und uns unverdrossen in die Wissenschaften zu versenken, so oft die sich selbst unausstehliche Trägheit uns in Missstimmung versetzt. Große Feldherren bringen, wenn der Gehorsam ihrer Soldaten erlahmt, diese dadurch wieder in Zucht, dass sie ihnen irgend eine Anstrengung auferlegen und ihnen größere Unternehmungen in ferne Gegenden zumuten. Wer voll beschäftigt ist, hat nicht Zeit zu übermütigen Streichen, und nichts ist so gewiss als dies, dass die Laster des Müßiggangs durch pflichtmäßige Beschäftigung verscheucht werden. Oft geben

<sup>142</sup> Fußnote Apelt: Lipsius las anstatt Chrysippus - Crispus.



wir uns dem Glauben hin, wir hätten uns aus berechtigtem Überdruß von den Staatsgeschäften und aus Reue über eine unglückliche und undankbare Stellung zurückgezogen; und doch bricht bisweilen in jenem Schlupfwinkel, in den uns Furcht und Abspannung getrieben haben, der Ehrgeiz wieder aus. Dieser hatte aufgehört, nicht weil er mit der Wurzel ausgerodet, sondern nur, weil er matt gemacht oder auch in Zorn versetzt war durch den ihm ungünstigen Verlauf der Dinge. Das Gleiche behaupte ich von der Schlemmerei, die bisweilen sich verloren zu haben scheint, aber nur, um alsbald die neuen Jünger der Genügsamkeit wieder zu umstricken und mitten im Sparsamkeitsdrang die alten Gelüste, die nicht verurteilt, sondern nur bei Seite geschoben waren, wieder erwachen zu lassen und zwar um so heftiger je mehr im geheimen. Denn alle Fehler verlieren an Kraft, wenn sie offen zu Tage treten. Auch die Krankheiten zeigen dann schon eine Neigung zur Genesung, wenn sie aus der Verborgenheit hervorbrechen und ihre Kraft erkennen lassen. Das trifft auch auf Habsucht, Ehrgeiz und die übrigen seelischen Gebrechen zu: sie sind, das merke dir wohl, am gefährlichsten, wenn sie sich hinter erheuchelter Gesundheit verstecken. Wir scheinen nur der Muße ergeben, aber sind es nicht wirklich.

Denn wenn wir es wirklich ganz ehrlich meinen, wenn wir wirklich unseren Rückzug vollzogen haben, wenn wir allen äußeren Glanz verachten dann wird, wie schon eben erst gesagt, nichts uns davon abbringen, kein lockender Gesang von Menschen oder von Vögeln wird unseren guten und bereits gefestigten und gesicherten Vorsätzen Abbruch tun. Dem Geist fehlt es noch an Halt und innerer Sammlung, der sich durch Stimmlaute und zufällige Äußerlichkeiten reizen lässt. Er hat in sich noch einen gewissen Vorrat von Sorge und scheuer Angst, die ihn neugierig macht [Vergil, Aen. II 725 f.]:

*Und mich, den noch jüngst kein fliegender Sturm der Geschosse  
Kümmerte, oder entgegenstürmende Scharen der Grajer.  
Schreckt nun jedes Gesäusel der Luft, regt jedes Geräusch auf,  
Dass ich im Gang oft stutze, für Bürde besorgt und Begleitung.*

Jener andere ist der Weise, den nicht geschwungene Speere, nicht das Gegeneinanderprallen der Waffen im dichten Heeresgetümmel, nicht das Krachen einer in Trümmer sinkenden Stadt schrecken. Dieser dagegen ist der Unerfahrene, der, durch das geringste Geräusch in Angst versetzt, um sein Wohlsein besorgt ist, dem jeder Laut als bedrohliches Murren und Auflehnung gilt, den eine unbedachte Bewegung außer Fassung bringt. Sein Gepäck lässt ihn nicht furchtlos werden.

Nimm dir den Erstbesten aus der Mitte dieser „Glücklichen“, die vieles mit sich schleppen, deren Schultern die Last kaum tragen können; nimm ihn heraus und prüfe ihn, du wirst sehen, du wirst finden: er ist besorgt „für Bürde und Begleitung“. Lass dir also gesagt sein: erst dann bist du ein Mensch wie er sein soll, wenn du gleichgültig bist gegen jeden Lärm, wenn keine Stimme dich aus der gewohnten Fassung bringt, gleichviel, ob sie schmeichelt, ob sie droht oder mit leerem Schall dich umtönt. Wie also? Ist es nicht ratsamer, endlich einmal allem Geschrei aus dem Weg zu gehen? - Allerdings. Eben deshalb werde ich diesen Ort verlassen. Ich habe mich üben und auf die Probe stellen wollen. Was hat man nötig sich länger zu quälen, während es dem Odysseus so leicht gelang, für seine Gefährten ein Mittel selbst gegen die Sirenen zu finden?

## 57. Brief

### [Die Grotte von Posilippo]

Als ich von Baiæ nach Neapel zurückkehren wollte, ließ ich mir gerne einreden, es sei stürmisches Wetter, um nicht abermals das Wagnis einer Seefahrt auf mich zu nehmen. Aber gleichwohl war es so etwas ähnliches wie eine Seefahrt, denn der ganze Weg war ein wahres Meer von Schmutz. Das Tagwerk der Athleten musste ich an diesem Tage durchkosten: erst die weiche Wachssalbe des Schmutzes und dann den feinen Sandstaub der Neapolitanischen Grotte, die sich wie ein endloser Kerker hinzieht und durch Fackeln mehr verdunkelt als erleuchtet wird, da sie weniger dazu dienen, die Finsternis durchsichtig, als diese selbst sichtbar zu machen. Auch wenn der Raum Licht hätte, würde der Staub es unwirksam machen, diese schon in feiner Luft beschwerliche und lästige Erscheinung, die vollends unerträglich wird, wenn der Staub sich zusammenballt und ohne irgend welchen Luftzug im geschlossenen Raum auf die zurückfällt, die ihn erregten. So haben wir denn zwei einander entgegengesetzte Unannehmlichkeiten über uns ergehen lassen müssen: auf dem gleichen Weg, am gleichen Tag hatten wir an Schmutz und an Staub zu leiden.

Übrigens gab mir diese dunkle Stätte auch Veranlassung zum Nachdenken. Ich spürte dabei einen starken Eindruck auf meine Psyche und einen von keiner Furcht begleiteten Stimmungswandel, den das völlig Außergewöhnliche und dabei zugleich Abstoßende des Erlebten erzeugt hatte. Es soll dabei nicht von mir die Rede sein, der ich noch lange kein vollkommener Mensch, ja noch nicht einmal ein erträglicher bin; nein, meine Rede zielt auf den, der sich von den Launen des Schicksals völlig unabhängig gemacht hat. Auch er ist noch einer gewissen Gemütserschütterung, auch eines Wandels der Gesichtsfarbe noch fähig. Denn gewissen Eindrücken, mein Lucilius, kann sich auch der Tugendhafteste nicht entziehen, die Natur mahnt ihn an seine Sterblichkeit. Daher wird er bei traurigen Anlässen auch eine ernste Miene annehmen, bei überraschenden Ereignissen erschrecken und schwindlig werden, wenn er, am Rande eines jähen Abgrundes stehend, in die schauerliche Tiefe hinabblickt. Das ist nicht Furcht, sondern eine natürliche Ergriffenheit, gegen welche die Vernunft vergebens ankämpft. So gibt es manchen heldenhaften Mann, der auf der Stelle bereit ist, sein eigenes Blut zu vergießen, der aber fremdes Blut nicht fließen sehen kann. Manche versagen und fallen in Ohnmacht beim Anblick einer frischen Wunde, manche auch bei Berührung und Betrachtung einer älteren und eiternden. Manche lassen sich lieber von einem Schwerthieb treffen als dass sie zusehen, wie andere getroffen werden. Ich spürte also, wie gesagt, zwar keine heftige Gemütsregung, aber doch einen gewissen Stimmungswandel.

Sobald ich aber dem Tageslicht zurückgegeben war, stellte sich die alte Munterkeit ganz von selbst und ungebeten wieder ein. Das führte mich auf eine Betrachtung über die Torheit, manche Dinge mehr, manche weniger zu fürchten, da doch das Ende bei allen dasselbe ist. Denn was macht es für einen Unterschied, ob über uns ein Wachturm oder ein Berg zusammenstürzt? Ich wüsste keinen. Und doch wird es manche geben, die den Bergsturz mehr fürchten, obschon beide gleich tödlich sind; so sehr lässt sich die Furcht statt durch die Wirkung selbst durch die wirkenden Gegenstände bestimmen.

Du denkst vielleicht, ich ziele damit auf die Stoiker, welche glauben, dass die Psyche eines durch ein schweres Gewicht erdrückten Mannes sich nicht mehr erhalten könne, vielmehr sofort sich auflöse, weil sich ihr kein Ausweg biete. Nein, an die Stoiker denke ich nicht; wenn sie dies behaupten, so sind sie meines

Erachtens im Irrtum. So wenig eine Flamme niedergedrückt werden kann, denn sie schlängelt sich um das herum, womit man sie drückt, so wenig die Luft durch Schlag oder Stoß leidet, ja nicht einmal getrennt wird, sondern dasjenige, dem sie ausgewichen ist, allseitig umgibt, sowenig kann die Psyche, die aus dem feinsten Stoff besteht, gewaltsam erfasst und innerhalb des Körpers erstickt werden, sondern dank ihrer Feinheit bahnt sie sich einen Ausweg durch alles, was auf sie drückt. Wie der Blitzstrahl, wenn er auch noch so weithin alles erschüttert und erleuchtet hat, doch durch einen schmalen Spalt seinen Rückweg [in den Äther] findet, so steht dem Geist [oder der Psyche], der [die] noch feiner ist als Feuer, die Flucht durch jeden Körper offen.<sup>143</sup> Also ist die Frage nur, ob die Psyche unsterblich sein kann. Soviel, glaube mir, steht fest: wenn sie den Körper überlebt, so kann sie durch nichts vernichtet werden.<sup>144</sup>

## 58. Brief

[Über das griechische Wort „on“ (das Seiende) des Platon - Betrachtungen über den Unbestand alles Sichtbaren]

Wie arm, ja wie versagend an Worten unsere Sprache ist, das ist mir nie lebhafter zum Bewusstsein gekommen als heute. Wir kamen zufällig auf Platon zu sprechen, und da gab es tausend Begriffe, die durch Worte bezeichnet sein wollten, deren sich aber keine fanden; einige allerdings auch, für die es früher bei uns Bezeichnungen gab, die uns aber infolge unseres wählerischen Geschmacks längst abhanden gekommen sind. Wie verträgt sich aber mit Wortarmut noch ein wählerischer Geschmack? Das Insekt, welches die Griechen „oistros“ (Bremse) nennen, diese Plage der Viehherden, die durch sie über ganze Waldungen hin zerstreut werden, hieß bei unseren Vorfahren „asilus“. Das müssen wir dem Vergil glauben:<sup>145</sup>

*Est lucum silari juxta ilicibusque virentem  
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo  
Romanum est, oestrum Graii vertere vocantes,  
Asper, acerba sonans ; quo tota exterrita silvis  
Diffugiunt armenta.*

Daraus kann man ersehen, dass das Wort verloren gegangen ist. Ich will mich kurz fassen: es waren früher gewisse Zeitwörter in Gebrauch. So sagte man „cernere ferro inter se“ [eine Entscheidung durch die Waffen treffen]. Dies mag dir gleichfalls Vergil bezeugen:<sup>146</sup>

*ingentis genitos diversis partibus orbis  
inter se coiisse visos et cernere ferro.*

Jetzt sagen wir dafür „decernere“. Der Gebrauch des einfachen Zeitwortes für die Sache ist verloren gegangen. Die Alten sagten „si iusso“ für „si iussero“.

<sup>143</sup> Fußnote Hrsg.: Die Stoiker hatten eine absolut materialistische Vorstellung von der Psyche. Siehe oben die stoische Physiktheorie.

<sup>144</sup> Fußnote Hrsg.: Man könnte glauben, die Stoiker hätten an ein ewiges Leben geglaubt (und die Christen im Mittelalter hielten die Stoiker für ewigkeitsgläubige Theisten), aber es war ein fataler Irrtum. Der Aether-Hauch im Herzen des Menschen (das sogenannte Aether-Pneuma) kehrt zum Aether-Logos im Weltraum zurück, wenn der Mensch gestorben ist; dabei geht natürlich das individuelle Bewusstsein des Menschen verloren. Also doch kein ewiges Leben. Den ausgelassenen Text halte ich wiederum für eine mittelalterliche christliche Interpolation, bzw. für eine Fälschung.

<sup>145</sup> Fußnote Apelt: Vergl. Vergil, Georg. III, 144 f.

<sup>146</sup> Fußnote Apelt: Vergl. Vergil, Aen. XII, 708 f.

Dafür sei wiederum statt meiner Vergil Bürge.<sup>147</sup>

*Cetera qua jusso, mecum manus inferat arma,*

Mit dieser Pedanterie will ich dir nicht zeigen, wieviel Zeit ich mit dem grammatischen Unterricht vertrödelt habe, sondern du sollst daraus nur erkennen, wieviel Sprachgut bei Ennius und Accius in einem Zustand der Vermoderung vergraben liegt, da auch schon bei Vergil, den man doch täglich zur Hand hat, uns einigens fremd geworden ist.

„Aber wozu diese Vorbereitung?“ fragst du, „was soll sie?“ - Du sollst es wissen: mein Wunsch ist, von dem Wort „essentia“ (Wesenhaftigkeit) Gebrauch zu machen, ohne deine Ohren damit zu verletzen; wo nicht, nun dann mögen sie [deine Ohren] mir zürnen. An Cicero<sup>148</sup> habe ich einen Gewährsmann für dieses Wort und zwar einen, der sich sehen lassen kann; und wenn du einen neueren verlangst, an Fabianus<sup>149</sup>, einem gewandten und beredten Sprecher, dessen Redeweise auch unserem überfeinen Geschmack noch entspricht. Denn wie sollen wir uns denn helfen, mein Lucilius? Welchen Ausdruck sollen wir gebrauchen für [das griechische Wort] *ousia* [Wesen, Sein], für dieses Notwendige, für diese natürliche Grundlage der Gesamtheit der Dinge? Ich bitte dich also mir den Gebrauch dieses Wortes zu gestatten. Gleichwohl werde ich mir Mühe geben, von diesem, mir durch dich gewährten Recht, den denkbar sparsamsten Gebrauch zu machen. Vielleicht werde ich mich mit der bloßen Erlaubnis begnügen. Denn was nützt mir dein Entgegenkommen, wenn ich das, weswegen ich unsere Sprache tadele, auf keine Weise lateinisch ausdrücken kann? Du wirst über diese Armut unserer Sprache noch härter urteilen, wenn du erfährst, dass es nur eine einzige Silbe ist, die ich nicht übersetzen kann. Und welche ist das? Das [griechische Wort] *on* [das Seiende]. Vielleicht meinst du, es liege dies nur an meiner geistigen Schwerfälligkeit; denn es liegt ja nahe, für die Übersetzung mich des Ausdruckes zu bedienen: „*quod est*“ [was ist].

Allein es macht sich doch ein erheblicher Unterschied bemerklich: ich sehe mich gezwungen, ein Zeitwort zu gebrauchen für ein Hauptwort. Aber lässt sich dies nun einmal nicht ändern, so muss es eben dabei bleiben. Dieses „*quod est*“ wird von Platon, wie unser sehr wohl unterrichteter Freund heute sagte, in sechsfacher Weise gebraucht. Ich werde dir eine nach der anderen klar machen, nur muss ich dich zuvor über den Unterschied von Gattung (*genus*) und Art (*species*) belehren.

Jetzt aber gilt es zunächst diejenige Gattung zu suchen, der alles andere in Gestalt ihrer Arten untergeordnet ist, von der also alle Einteilung überhaupt ausgeht und die alles in sich befasst. Man findet sie, wenn man ausgehend vom einzelnen die Rechnung rückwärts macht, denn so wird man auf das erste geführt werden.

Der Mensch ist eine Art, wie Aristoteles sagt, das Pferd ist eine Art, der Hund ist eine Art. Es gilt hier also ein gemeinsames Band zu suchen, das diese alle umfasst und in sich begreift. Und welches ist dies? Das Tier. Also Tier ist die gemeinsame Gattung für alles Genannte: für Mensch, Pferd, Hund. Aber es gibt manche, die einen Lebensatem haben und doch keine Tiere sind. Denn man nimmt an, dass auch Pflanzen und Bäumen ein Lebensatem innewohnt, weshalb wir denn auch sagen, dass sie leben und absterben. Was mit Lebensatem ausgerüstet ist, das

<sup>147</sup> Fußnote Apelt: Vergl. Vergil Aen. XI 467.

<sup>148</sup> Fußnote Apelt: In den uns bekannten Schriften Ciceros findet sich das Wort nicht. Es hat also in einer der verlorenen Schriften gestanden.

<sup>149</sup> Fußnote Apelt: Fabianus war ein von Seneca sehr geschätzter Philosoph. Siehe auch 11. Brief.

bildet also wieder eine höhere Klasse, inbegriffen sowohl Tiere wie Pflanzen unter sich. Aber es gibt auch Dinge, die keinen Lebensatem haben, wie zum Beispiel die Steine. Deshalb gibt es noch eine über den lebenden Wesen stehende Klasse, nämlich die der Körper.

Hier gilt die folgende Einteilung: die Körper sind entweder belebt oder unbelebt. Aber auch über den Körper hinaus gibt es noch etwas Höheres. Denn wir machen noch einen Unterschied zwischen körperlichen und unkörperlichen Dingen. Was wird also das sein, aus dem dieser Unterschied entspringt? Eben jenes, dem wir soeben die wenig befriedigende Bezeichnung „quod est“ [was ist] beilegen; dies nämlich wird in seine Arten zerlegt, indem wir sagen: Was ist, ist entweder körperlich oder unkörperlich. Dies also ist das erste und ursprünglichste und sozusagen die „Generalgattung“. Das übrige sind auch wieder Gattungen, aber nur spezielle. Mensch ist in gewisser Weise auch ein Gattungsbegriff, denn er begreift alle Völkerarten in sich: Griechen, Römer, Parther; und ihre [Haut-] Farben: weiße, schwarze, gelbe; und ebenso auch die einzelnen Personen: Cato, Cicero, Lucretius. So ist denn dieser Begriff ein Gattungsbegriff, insofern er vieles in sich umfasst; ein Artbegriff aber, insofern er einem anderen untergeordnet ist. Jene Gattung „quod est“ [was ist – das Seiende] hat nichts über sich, sie ist der Urbeginn aller Dinge, alles ist unter ihr.

Die Stoiker wollen auch über diese Gattung noch eine andere, eine ursprünglichere setzen, von der ich gleich nachher sprechen will; doch vorerst will ich, dass die genannte Gattung mit Recht als die erste hingestellt werde, da sie alle Dinge in sich fasst. Das Seiende [quod est] teile ich in die beiden Arten des Körperlichen und Unkörperlichen. Ein drittes gibt es nicht. Und für das Körperliche gilt meiner Meinung nach die Teilung in Belebtes und Unbelebtes. Das Belebte hinwiederum teile ich so: es hat entweder eine Psyche [Vernunftkraft] oder nur Lebenskraft. Oder auch so: einiges [Belebte] hat es in seiner Gewalt, seinen Standort zu verändern, vorwärts zu schreiten, seinen Platz zu verändern, anderes hinwiederum ist an den Boden gefesselt und die Wurzeln sind es, die ihm Nahrung und Wachstum gewähren. Und die geistig belebten Wesen [die Tiere] hinwiederum, in welche Arten zerfallen sie? Sie sind entweder sterblich oder unsterblich.

Einige Stoiker dagegen setzen als oberste Gattung das Seiende. Und der Grund? - „In der Natur“, sagen sie, „gibt es manches, was wirklich ist, anderes, was nicht wirklich ist, wie z. B. Zentauren, Giganten und dergleichen Ausgeburten einer willkürlichen Phantasie, die nur bildliche Bedeutung, aber kein wahres Sein [substantia] haben.“

Nun kehre ich zu dem zurück, was ich dir versprochen habe, und lege dir das Platonische Fachwerk des Seienden in seiner sechsfachen Gliederung dar.

Die 1. Stelle unter dem Seienden [quod est] nimmt das ein: was weder durch Gesicht noch Betastung noch sonstige sinnliche Auffassung wahrgenommen wird, sondern nur denkbar ist. Der allgemeine Begriff, wie z. B. der Mensch im allgemeinen, ist kein sichtbarer Gegenstand, wogegen der besondere Mensch dies ist, wie z. B. Cicero und Cato. Der Begriff Tier wird nicht gesehen, sondern gedacht, aber die einzelne Art, wie Pferd und Hund, wird gesehen.<sup>150</sup>

Als 2. Art des Seienden stellt Platon dasjenige Wesen hin, welches alles überstrahlt und überragt. Ihm kommt vorzugsweise das Sein zu, wie er sagt. Der

---

<sup>150</sup> Fußnote Apelt: Die Art wird ebensowenig gesehen wie die Gattung; gesehen wird nur das einzelne, die Individuen. Art ist ein Begriff und keine Anschauung. Es ist wohl nur Flüchtigkeit des Ausdrucks, wenn Seneca hier etwas anderes sagt.

Name „Dichter“ hat zwar eine allgemeine Bedeutung, denn er wird auf alle angewendet, die Verse machen; doch schon bei den Griechen diente er fast ausschließlich zur Bezeichnung eines einzigen: ist vom Dichter die Rede, so denkt man an Homer. Was ist also (bei Platon) dies oberste Wesen? Nichts anderes als Gott, der an Größe und Macht alles hinter sich lässt.

Die 3. Gattung umfasst das eigentlich Seiende, unzählig im einzelnen, aber unserem Auge nicht wahrnehmbar. „Was ist es also?“ fragst du. Es ist sozusagen Platons eigentliches Handgerät. Er bedient sich dafür des Namens „Ideen“. Aus ihnen stammt alles her, was wir sehen, ihnen verdankt alles seine Gestaltung. Diese Ideen sind unsterblich, unwandelbar, jeder Verletzung unzugänglich. Vernimm also, was „Idee“ ist, das heißt, was sie nach Platons Ansicht ist: „Ideen sind die ewigen Vorbilder alles dessen, was in der Natur im Werden begriffen ist.“ Ich füge dieser Definition eine Erläuterung bei, die dir die Sache klarer machen soll. Nimm an, ich wollte ein Bild von dir anfertigen. Du bist dann das Musterbild zu meinem Gemälde, dem mein Geist die Züge entlehnt, die ich meinem Werk beilege. So wäre denn hier deine Gesichtsform, die für meine Nachahmung führend und maßgebend ist, die Idee. Solche Urbilder hat die Natur eine unzählbare Menge: Menschen, Fische, Bäume, nach denen alles Schöpferwerk der Natur sich richtet.

Die 4. Gattung ist die Eigenart [gr. eidos]. Was es mit dieser „Eigenart“ auf sich hat, das zu erkennen erfordert besondere Aufmerksamkeit, eine Schwierigkeit, die du nicht mir zur Last legen darfst sondern dem Platon. Jede feinere Unterscheidung hat eben ihre Schwierigkeit.

Eben erst führte ich vergleichsweise den Maler ein. Er wollte den Vergil in Farben wiedergeben, hielt also den Blick scharf auf ihn gerichtet. Vergils Antlitz war die Idee, das Urbild für das werdende Werk. Was der Künstler ihm entnimmt und auf sein Werk überträgt, ist die Idee. Was ist also der Unterschied zwischen beiden [Ideen und Eidos]? So fragst du. Das eine ist das Urbild, das andere die dem Urbild entlehnte und auf das eigene Werk übertragene Form. Das erstere ahmt der Künstler nach, die letztere ist sein eigenes Werk. Eine Statue hat ein gewisses Gepräge. Das ist die Eigenart [gr. eidos]. Aber auch das Urbild selbst hat ein gewisses Gepräge, das dem Auge des Künstlers vorschwebte, als er seine Natur gestaltete: das ist die Idee. Verlangst du noch eine weitere Unterscheidung, so vernimm: Die Eigenart ist in dem Werke selbst, die Idee ist außerhalb des Werks, und nicht bloß dies, sondern sie liegt auch vor demselben.

Die 5. Gattung umfasst alles, was in gewöhnlichem Sinne ist. Damit kommt denn die Reihe auch an uns, denn hierher gehört alles, Menschen, Vieh, Sachen.

Die 6. Gattung umfasst alles, was nur gleichsam ist, wie das Leere, wie die Zeit.<sup>151</sup>

Was wir sehen oder berühren, das rechnet Platon nicht zu den Dingen, denen er ein eigentliches Sein zuerkennt. Denn alles ist da im Fluss begriffen und in einem Zustand beständigen Ab- und Zunehmens. Niemand von uns ist als Greis noch derselbe, der er als Jüngling war, niemand von uns ist heute noch derselbe, der er gestern war. Unser Körper befindet sich in einem Zustand ständiger Veränderung. Was du auch immer sehen magst, es verändert sich mit der Zeit. Nichts von allem, was wir sehen, hat dauernden Bestand. Ich selbst bin ein anderer geworden, noch während ich es ausspreche, dass sich alles verändere. Das ist es, was Heraklit sagt: „In denselben Fluss steigen wir und steigen wir doch

<sup>151</sup> Fußnote Apelt: Vergleiche hierzu die kurze Übersicht in meinem Platon-Index unter dem Stichwort „Sein, Seiendes“.

nicht.“ Denn der Name des Flusses bleibt derselbe, sein Wasser aber ist vorbeigeflossen. Beim Fluss ist das augenfälliger als beim Mensch; aber auch uns treibt eine ebenso rasche Kraft dahin. Darum kann ich mich nicht genug wundern über unseren Wahnwitz, dass wir so stark verliebt sind in das Flüchtigste, das wir haben, in den Körper; und dass wir Angst haben vor dem einstigen Tod, während doch jeder Augenblick nichts anderes ist als der Tod des unmittelbar vorhergehenden Zustands.

Fort mit dieser Angst vor dem einmaligen Eintritt dessen, was täglich geschieht! Was ich sagte, bezog sich auf den Menschen, diesen nichtigen, hinfälligen und allen Einflüssen ausgesetzten Erdenkloß; auch die Welt, dieser mächtige und unzerstörbare Bau, ändert sich und bleibt nicht immer derselbe. Denn hat sie auch alles noch in sich, was sie vordem hatte, so hat sie es doch in anderer Weise als ehemals: sie ändert die Ordnung.

„Was habe ich von diesen Spitzfindigkeiten?“ - Fragst du mich so, dann antworte ich: nichts. Aber wie ein Metallstecher [am Schmelzofen] seinen überanstrengten und ermüdeten Augen zuweilen eine Erholung und Pause gönnt und ihnen, wie man sagt, eine „Augenweide“ bietet, so müssen wir unserer Psyche zuweilen eine Entspannung gönnen und ihr durch gewisse Erfrischungsmittel ihre Kraft wieder zurückgeben. Aber diese Mittel müssen auch ihrerseits der Psyche etwas zumuten. Auch aus dem eben von mir Behandelten wirst du bei einiger Achtsamkeit etwas entnehmen, was dir heilsam sein kann.

Aus jeder Untersuchung, mag sie der Philosophie auch noch so fern liegen, versuche ich etwas herauszuziehen und es nutzbar zu machen. Was den von uns hier behandelten Gegenstand anbelangt, was scheint wohl weniger danach angetan, veredelnd auf unseren Charakter zu wirken? Wie können mich die Platonischen Ideen zu einem besseren Menschen machen? Was soll ich aus ihnen entnehmen, das meinen Begierden Einhalt tun könnte? Und doch! Wie hoch ist schon das anzuschlagen, dass Platon allem, was den Sinnen dient, was uns reizt und verführt, das wahre Sein abspricht. Also all diese Dinge gehören nur unserer Einbildung an und tragen nur für einige Zeit ihr Antlitz zur Schau, nichts von alledem ist dauernd und fest. Gleichwohl sind sie Gegenstand unserer Begierden, als ob sie von dauerndem Bestand wären und wir sie immer haben würden. Als schwächliche und vergängliche Geschöpfe befinden wir uns in einer nichtigen Umgebung; geben wir also unserem Geist die Richtung auf das, was [gleichsam] unvergänglich ist. Geben wir uns der bewundernden Betrachtung jener in erhabener Höhe schwebenden Urformen aller Dinge hin, sowie der Bewunderung für den Aether-Logos, der unter ihnen waltet und Sorge trägt, wie er das, was er nicht unsterblich machen konnte, weil die Materie es verhinderte, doch vor dem Tod schützt und der Vernunft den Sieg verschafft über die Schwächen des Körpers. Denn ihren Bestand verdanken alle Dinge nicht etwa einer ihnen zu teil gewordenen Ewigkeit, sondern dem fürsorgenden Schutz des Allwalters [des Aether-Logos]; wären sie unvergänglich, so bedürften sie keines Beschützers.

Der Meister, der ihnen ihre Gestalt gab, erhält sie auch durch die Kraft, mit der er über die Materie siegt. Blicken wir auf alles mit Verachtung herab, das so wenig Wert hat, dass es zweifelhaft bleibt, ob es überhaupt existiert. Zugleich lass uns dies bedenken: Wenn die Voraussicht des Aether-Logos selbst das Weltgebäude, das doch nicht weniger sterblich ist als wir, vor Gefahren sichert, so kann vielleicht auch durch unsere [menschliche] Voraussicht unserem armseligen Körper ein etwas längeres Verweilen [im Leben] zuteil werden, wenn wir uns fähig erweisen, die Lustbegierden, durch welche die Mehrzahl zu Grunde geht, zu

regeln und in Zucht zu halten.

Platon selbst hat es durch gewissenhafte Regelung seines Lebens zu hohem Alter gebracht. Die Natur hatte ihn mit einem kräftigen und starken Körper ausgestattet, und seiner breiten Brust verdankt er seinen Namen; aber Seereisen und Gefahren hatten dieser seiner kräftigen Natur viel Abbruch getan. Allein Genügsamkeit und Maßhaltung in allem was die Gier reizt, sowie gewissenhafte Achtsamkeit auf sich selbst, hat ihm trotz mancher Hemmnisse zu einem hohen Greisenalter verholfen. Denn wie du ja wohl weißt, verdankt es Platon dieser seiner streng geregelten Lebensweise, dass er, und zwar gerade an seinem Geburtstag, genau einundachtzig Jahre alt starb. Daher brachten Magier, die gerade zufällig in Athen waren, dem Verstorbenen ein Opfer dar, in der Meinung, dass ihm ein mehr als gewöhnliches Menschenlos zuteil geworden ist, da er die vollkommenste Zahl, nämlich neun mal neun, genau erreicht habe. Ich zweifele nicht: Platon wäre gern bereit gewesen, auf einige Tage von dieser Summe zu verzichten, wie nicht weniger auch auf das Opfer. Genügsamkeit vermag das Greisenalter zu verlängern, das an sich, meiner Ansicht nach, nicht begehrenswert, aber doch auch nicht abzuweisen ist. Es hat einen gewissen Reiz, so lange als möglich mit sich selber zusammen zu sein, wenn man sich würdig gemacht hat, an sich selber Genuss zu finden.

Daher wollen wir uns klar darüber werden, ob man nicht gut tue, die äußerste Altersgrenze zu meiden und das Ende nicht abzuwarten, sondern ihm durch eigene Hand zuvorzukommen. Der ist sozusagen ein Feigling, der ohne die Hand zu rühren dem Schicksal seinen Lauf lässt, so wie der dem Wein unmäßig ergeben ist, der den Krug bis auf den letzten Tropfen austrinkt und selbst die Hefe nicht verschmäht. Indes darüber lässt sich streiten, ob jenes Endstück des Lebens wirklich die Hefe ist, oder ob es nicht vielmehr etwas ist, das an Ehrlichkeit und Reinheit nicht seinesgleichen hat, vorausgesetzt natürlich, dass die Psyche nicht beeinträchtigt ist, dass die Sinne in unverminderter Kraft der Psyche ihre Dienste leisten und dass der Körper nicht entkräftet und vor der Zeit verkümmert ist. Denn es kommt sehr viel darauf an, ob man das Leben verlängert oder das Sterben.

Aber wenn der Körper den Dienst versagt, was sollte dann den Leidenden davon abhalten der Psyche ihre Freiheit zu geben? Und unter Umständen müsste man sich noch früher dazu entschließen, um nicht, wenn es sein muss, unfähig dazu zu sein. Und da es eine größere Gefahr ist, ein verfehltes Leben zu führen als rechtzeitig zu sterben, so ist derjenige ein Tor, der nicht um den geringen Preis einer kurzen Lebenszeit einer schweren Schicksalswendung zuvorkommt. Nur wenige hat ein besonders langes Greisenalter ohne jede Beeinträchtigung zum Tod gelangen lassen, für viele war das Leben nur noch ein nutzloser Besitz. Hältst du es etwa für grausamer, ein kleiner Teil des Lebens einzubüßen, als auf das Recht zu verzichten, dem Leben rechtzeitig ein Ende zu machen?

Nimm mir das Gesagte nicht übel, als hätte ich dabei gerade an dich gedacht; verstehe mich vielmehr richtig wie folgt: Ich werde auf das Greisenalter nicht verzichten, wenn es mich mir ganz bewahrt, ganz im Sinne meines besseren [geistigen] Teils. Aber wenn es Miene macht, an meinem Geist zu rütteln und in das Gefüge desselben störend einzugreifen, wenn es mir nicht das Leben, sondern nur das leibliche Dasein übrig lässt, dann werde ich den Sprung nicht scheuen, um aus dieser morschen und verfallenden Behausung herauszukommen. Einer Krankheit werde ich mich nicht durch den Tod entziehen, vorausgesetzt, dass sie heilbar und dem Geist nicht schädlich ist. Schmerz soll niemals Veranlassung für mich werden, Hand an mich zu legen; deswegen zu sterben ist nichts anderes als



sich besiegen lassen. Gewinne ich aber die Überzeugung, dass ich den Schmerz nicht mehr loswerde, dann werde ich mich davonmachen; nicht wegen des Schmerzes selbst, sondern weil er mir ein Hemmnis sein wird für alles, um dessentwillen man lebt. Schwach und feig ist, wer um des Schmerzes willen stirbt; aber ein Tor ist, wer lebt, um dem Schmerz seinen Willen zu lassen.

Doch ich schieße über das Ziel hinaus. Zudem handelt es sich um ein Thema, mit dem man einen ganzen Tag vertrödeln kann. Aber wer mit einem Brief nicht zu Ende kommen kann, wie wird der imstande sein, seinem Leben ein Ende zu machen? Also lebe wohl! Mit diesem Lebe wohl wirst du dich als Leser mehr befreunden als mit dem Tod und immer wieder dem Tod.

## 59. Brief

[Anerkennendes Urteil über Lucilius schriftstellerische Leistungen und daran sich knüpfende ethische Betrachtungen]

Es war mir eine wahre Lust [voluptas], deinen Brief zu lesen. Wenn ich mich so ausdrücke, so setzt das allerdings deine Erlaubnis voraus, dass ich mich dem gemeinhin geltenden Wortgebrauch anschließe und von der streng stoischen Bedeutung der Worte absehe. Nach dieser letzteren ist Lust etwas moralisch Verwerfliches. Mag dem so sein, gemeinhin aber brauchen wir diesen Ausdruck zur Bezeichnung einer heiteren Stimmung der Psyche. Nach der strengen Regel des stoischen Wortgebrauches ist die Lust allerdings eine verrufene Sache wie andererseits die Freude [gaudium] eine Sache, deren nur der Weise teilhaftig wird. Denn sie ist die gehobene Stimmung einer Psyche, die sich ihrer Vorzüge und wahren Glücks-Güter bewusst ist. Gleichwohl hält es der gemeinhin gültige Sprachgebrauch damit so, dass man zu einem sagt, es habe einem große Freude gemacht, dass er Konsul geworden sei, oder dass er sich verheiratet habe, oder dass seine Gattin eine glückliche Niederkunft gehabt habe, lauter Ereignisse, die weit entfernt sind, immer Anlass zur Freude zu sein, oft genug nur die Einleitung zu künftiger Trauer bilden. Die Freude aber im wahren Sinne duldet kein Aufhören, keine Verwandlung ins Gegenteil. Wenn also unser Vergil sagt [Aen. VI, 678]:

*„des Herzens leidige Freuden“*

so ist dies zwar gewandt, aber keineswegs im eigentlichen Sinne gesprochen. Diesen Namen hat er hier für die Lust gewählt und hat damit zum Ausdruck gebracht, was er sagen wollte. Denn er bezeichnete damit Leute, die sich über ihr Ungemach freuen. Was meine Äußerung aber anbelangt, ich hätte deinen Brief mit großer Lust gelesen, so habe ich mich doch nicht mit Unrecht dieses Ausdrucks bedient; denn so ehrenwert auch der Grund sein mag, aus dem ein noch nicht zur Weisheit Gelangter sich freut, so nenne ich doch seine leidenschaftliche und bald in das Gegenteil umspringende Stimmung nur Lust, insofern sie nur auf der Vorstellung von einem eingebildeten Gut beruht, und kein Maß und Ziel kennt.

Doch um auf mein eigentliches Thema zurückzukommen, so vernimm, was mir an deinem Brief besonders gefallen hat. Du hast das Wort in deiner Gewalt. Du lässt dich durch den Redefluss nicht fortreißen und hältst dich genau an dein vorgesehtes Ziel. Die Zahl derer ist nicht gering, die sich durch den schmeichlerischen Reiz irgend eines Wortes verleiten lassen etwas zu schreiben, was gar nicht ihrem ursprünglichen Plan entspricht. Das trifft auf dich nicht zu. Alles ist knapp und sachgemäß. Du sagst gerade so viel als du willst und deutest

noch mehr an als du sagst. Das deutet auf etwas noch Wertvolleres hin; man ersieht daraus: deine Psyche hält sich frei von allem unnötigen Ballast, frei von jedem Dunst. Doch finde ich hier und da Metaphern, die zwar nicht bedachtlos, aber doch etwas gewagt sind. Daneben finde ich bildliche Ausdrücke, die uns nur derjenige verbieten kann und als nur den Dichtern erlaubt hinstellen kann, der nie einen der alten Schriftsteller gelesen hat, deren Vortragsweise noch nicht auf den rauschenden Beifall berechnet war. Sie, die sich einer so einfachen, einer so rein sachlichen Darstellung befleißigten, sind voll von Gleichnissen, die sie für unentbehrlich hielten, nicht aus den gleichen Gründen wie die Dichter, sondern um unserer sprachlichen Notlage einigermaßen abzuhelpen und die Vortragenden und die Hörer in die Lage zu bringen, sich mit der Sache gehörig abzufinden.

Ich lese jetzt den Sextius<sup>152</sup>, einen Schriftsteller von schneidiger Art, der in griechischer Sprache, aber in römischem Geist philosophiert. Er führt unter anderem das für mich besonders eindrucksvolle Bild des im Karree marschierenden Heeres ein, das in voller Kampfbereitschaft ist, weil man den Feind von allen Seiten zu befürchten hat. „Ebenso“, sagt er, „muss sich der Weise verhalten: Er muss alle seine Tugenden immer in Bereitschaft haben, um sich ihrer bei jeder feindlichen Regung zur Abwehr zu bedienen, damit sie ihm sofort in vollem Umfang zur Verfügung stehen.“

Was bei den Heeren, die unter dem Befehl großer Feldherren stehen, als Regel gilt, dass alle Truppen gleichzeitig den Befehl des Feldherrn zu hören bekommen, indem sie so aufgestellt sind, dass das von einem einzigen gegebene Zeichen sich gleichzeitig den Reihen des Fußvolkes wie der Reiterei mitteilt, das, sagt er, ist noch weit mehr vonnöten für uns selbst. Denn bei jenen ist die Furcht vor dem Feind oft unbegründet, und zuweilen ist der scheinbar unsicherste Mensch der sicherste. Der Tor kennt keinen Frieden, Angst von oben, Angst von unten, Angst von rechts und links. Gefahren folgen ihm, Gefahren kommen ihm entgegen, beim geringsten Anlass zittert er, gegen nichts ist er gewappnet, ja, er erschrickt selbst vor der Hilfe, die man ihm bringt. Dagegen ist der Weise in seiner gefassten Haltung gedeckt gegen jeden Angriff; mag Armut, mag Trauer, mag Beleidigung, mag Schmerz ihn bedrängen, er wird keinen Schritt zurückweichen. Unerschrocken tritt er ihnen entgegen oder bewegt sich unter ihnen. Uns hemmen mancherlei Fesseln, mancherlei Schwächen. Zulange haben wir in jenem Sündenpfuhl gelegen, es fällt schwer, sich des Schmutzes zu entledigen, denn der Schmutz haftet nicht nur an unserem Äußeren, sondern sitzt auch tief in unserem Inneren.

Um nicht von einem Bild ins andere zu geraten, will ich eine Frage aufwerfen, die ich häufig mir durch den Kopf gehen lasse, nämlich wie es kommt, dass uns die Torheit so hartnäckig festhält. Erstens, weil wir nicht mit männlichem Mut sie uns vom Hals halten und nicht mit voller Hingebung nach unserem Heil streben, sodann, weil wir den von den großen Vertretern der Philosophie gefundenen Heilmitteln nicht unser volles Vertrauen schenken und sie nicht offenen Herzens in uns aufnehmen, sondern es damit nicht ernst genug nehmen. Wie kann aber einer durch Belehrung sich genügend zum Kampf gegen das Laster ausrüsten, wenn er dieser Belehrung nur soviel Zeit zuwendet als er von den Fesseln des Lasters frei bleibt? Niemand von uns will tief schürfen, wir halten uns nur an das, was die Oberfläche bietet, und ein Bruchteil unserer Zeit auf die Philosophie zu verwenden, scheint uns Vielbeschäftigten schon genug und

---

<sup>152</sup> Fußnote Apelt: Quintus Sextius war ein angesehener römischer Philosoph im ersten Jahrhundert v. u. Zr. Sein Schüler Sotion von Alexandria war Lehrer Senecas.

übergenug. Ein besonderes Hemmnis liegt darin, dass wir zu rasch mit uns zufrieden sind. Treffen wir jemand, der uns brav, einsichtsvoll, unsträflich nennt, gleich sind wir damit einverstanden. Wir sind nicht mit maßvollem Lob zufrieden. Womit auch schamlose Schmeichelei uns aufwartet, wir nehmen es hin wie einen schuldigen Tribut. Wer uns für unübertrefflich an Herzensgüte und Weisheit erklärt, dem stimmen wir bei, obwohl wir genau wissen, dass dieser mit solchen lügnerischen Äußerungen häufig um sich wirft. Ja, so schwach sind wir gegen uns selbst, dass wir mit Vergnügen ein Lob für Dinge einstreichen, von denen wir eben jetzt das gerade Gegenteil tun. Da hört es denn einer mitten in der Ausübung furchtbarer Bluturteile gern, wenn man ihn als ein Muster von Gutherzigkeit bezeichnet, ein anderer, wenn man ihn angesichts seiner Räubereien als hochherzigen Spender, ein Trunkenbold und Wollüstling, wenn man ihn als ein Vorbild von Mäßigkeit bezeichnet. Die Folge ist: wir wollen keine Änderung mit uns vornehmen, weil wir glauben, niemand sei besser als wir.

Als Alexander Indien durchzog und seine vernichtende Kraft gegen Völkerschaften richtete, die selbst ihren Nachbarn nur ungenügend bekannt waren, wurde er bei Belagerung einer Stadt beim Umritt um die Mauer zwecks Erkundung ihrer schwächsten Stellen von einem Pfeil getroffen. Gleichwohl hielt er sich auf dem Pferd und setzte sein Vorhaben fort. Als aber dann durch Zurücktreten des Blutes und Vertrocknen der Wunde der Schmerz zunahm und das vom Pferd herabhängende Bein allmählich starr wurde, sah er sich genötigt abzusteigen, wobei er folgende Äußerung tat: „Alle Welt schwört, ich sei Jupiters Sohn, aber diese Wunde bezeugt deutlich genug, dass ich ein Mensch bin.“

Diesem Muster lass uns folgen. Ein jeder hat sein Teil von Eitelkeit, die ihn betört. Sagen wir also: „Ihr nennt mich einsichtsvoll, ich dagegen sehe, von wieviel unnützen Begierden, von wieviel schädlichen Wünschen ich erfüllt bin. Nicht einmal für das, was den Tieren ihre bloße Sättigung zeigt, habe ich den richtigen Blick, nämlich welches Maß Nahrung und Trank gesetzt werden muss. Ich weiß noch nicht, wieviel ich zu fassen vermag.“

Nun will ich dir erklären, wie du zur Einsicht gelangen kannst, dass du noch kein Weiser bist. Der Weise, wie er uns [Stoikern] vorschwebt, ist voller Freude, heiter, zufrieden, unerschütterlich. Er führt ein gleichsam überirdisches Leben. Nun frage dich selbst: wenn du niemals traurig bist, wenn du niemals besorgnisvoll in die Zukunft blickst, wenn du Tag und Nacht in gleichmäßig gehobener und zufriedener Stimmung beharrst, dann hast du die Höhe menschlichen Glücks erreicht. Aber wenn du noch allen Lustreizen folgst, wie sie von allen Seiten auf dich einwirken, dann sei überzeugt, dass dir noch ebenso viel zur Weisheit wie zur Freude fehlt. Du wünschst dies Ziel zu erreichen, doch du irrst, wenn du hoffst, mitten im Genuss des Reichtums und der Ehrenstellen dahin zu kommen, mit anderen Worten, wenn du Freude suchst inmitten der Bedrängnisse des Gemüts. Diese Herrlichkeiten, die du erstrebst als vermeintliche Spenderinnen von Frohsinn und Genuss, sind nur die Bringerinnen von Leid und Schmerz. Gewiss, alle diese Leute haben es auf Freude abgesehen, aber wo die Quelle dauernder und durchschlagender Freude liegt, das ist ihnen ein Geheimnis; der eine sucht sie in Festgelagen und Schlemmereien, der andere in Ehrgeiz und einem Gewimmel von Klienten, der eine in einem Liebesrausch, der andere im eitlen Prunken mit literarischen Bestrebungen, die ihm alles andere, nur keine Besserung gewähren. Sie alle unterliegen der Täuschung trügerischer und kurzer Vergnügungen, wie z. B. der Trunkenheit, welche die heitere Ausgelassenheit einer einzigen Stunde mit lange anhaltendem Ekel büßt, oder des

Beifallklatschens und der lärmenden Gunstbezeugung, die nur mit Sorge und Kummer erkaufte ist und schwere Reue auferlegt. Lass dich also nicht irre machen: die Wirkung der Weisheit besteht in dem dauernden Gleichmaß der Freude. Des Weisen Psyche gleicht der über dem Mond lagernden Weltenschicht [dem Aether-Logos]; dort herrscht beständige Heiterkeit. Du hast also Grund genug zu wollen, dass du ein Weiser wirst; denn dieser ist nie ohne Freude, einer Freude, die nur aus dem Bewusstsein der Tugenden stammt. Nur der Tapfere, nur der Gerechte, nur der Maßvolle ist dieser Freude fähig.

„Toren und Schurken freuen sich also niemals?“ fragst du. - Nur so wie ein Löwe, wenn er seiner Beute habhaft geworden ist. Haben sie durch Zechen und Wollust ihre Kräfte erschöpft, ist ihnen die Nacht unter Lastern vergangen, haben die Lustgenüsse, für deren Aufnahme der Körper nicht geräumig genug war, allerhand Eitergeschwüre zur Folge, dann drängen sich diesen erbärmlichen Gesellen die Worte Vergils auf die Lippen [Aen. VI, 513]:

*„Denn wie die lange Nacht wir unter verräterischen Freunden  
Hingeschwärmt, das weißt du.“*

Jede Nacht verbringt der Schlemmer unter verräterischen Freunden und immer als wäre es die letzte. Jene Freude aber, die der Aether-Logos und die ihn Nacheifernden im Gefolge hat, kennt keine Unterbrechung, kein Ende - was der Fall sein würde, wenn sie von außen her stammte - aber da sie kein Geschenk aus der Hand eines anderen ist, so hat auch fremde Willkür keine Macht über sie. Was das Schicksal nicht gab, das kann es uns auch nicht nehmen.

## 60. Brief

[Verurteilung der maßlosen Begehrlichkeit]

Klage, Missbehagen, Zorn, das ist es, was meine Gefühle gegen dich bezeichnet. Wünschst du wirklich noch immer, was einst deine Amme oder dein Lehrer oder deine Mutter dir wünschten? Siehst du immer noch nicht ein, wieviel Unheil sie dir wünschten? Wie verderblich sind uns oft die Wünsche der Unrigen! Um so verderblicher, je mehr sie vom Glück begünstigt waren. Ich wundere mich nun nicht mehr, wenn uns von Kind auf alles mögliche Unheil verfolgt: wuchsen wir doch [gleichsam] unter den Flüchen unserer Eltern auf. Möchte der Aether-Logos doch nicht unser uneigennütziges Gebet erhören. Wie lange wollen wir ihn noch mit Forderungen belästigen, die so klingen, als könnten wir uns nicht selbst ernähren? Wie lange noch werden wir mit unseren Saaten [für einen einzigen Besitzer] die Flächen großer Städte füllen? Wie lange noch werden Völker für uns ernten? Wie lange noch werden zahlreiche Schiffe auf Fahrten durch mehr als ein Meer die Tafel eines einzigen [Menschen] mit ihrer kostbaren Ladung<sup>153</sup> zu versorgen haben? Für einen Stier reicht zur Sättigung eine Weide von wenigen Jochen aus; ein einziger Wald bietet einer ganzen Anzahl von Elefanten hinreichende Nahrung. Nur der Mensch mästet sich von Land und Meer zugleich. Wie steht es also? Hat die Natur uns bei so mäßigem Körpervolumen einen so unersättlichen Magen gegeben, dass wir die Gier der gewaltigsten und gefräßigsten Tiere hinter uns lassen? Keineswegs. Denn mit wie wenigem ist die Natur zufrieden, mit wie wenigem nimmt sie vorlieb. Nicht der Hunger kommt uns teuer zu stehen, sondern unsere Begierden. Leute also, welche, mit Sallust zu reden, „dem Dienst des Bauches ergeben“ sind, wollen wir nicht zu den Menschen

<sup>153</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca meint die Handelsschiffe mit Gewürzen und Lebensmitteln aus Indien und angrenzenden fernen Ländern.

rechnen sondern zu den Tieren, manche nicht einmal zu den Tieren sondern zu den Toten. Es lebt nur, wer sich vielen nützlich erweist; es lebt nur, wer von sich selbst den rechten Gebrauch zu machen weiß. Aber wer sich versteckt hält und im Stumpfsinn dahinlebt, für den bedeutet sein Haus soviel wie sein Grab. Man könnte unmittelbar über der Schwelle ihres Hauses eine Marmortafel mit ihren Namen [als Grabschrift] anbringen, denn sie haben ihr Leben schon abgeschlossen vor ihrem Ende.

## 61. Brief

[Erneute Todesgedanken]

Wir dürfen nicht immer wollen, was wir früher einmal gewollt haben. Dem müssen wir ein Ende machen. Ich wenigstens bin beflissen, als alter Mann nicht dasselbe zu wollen, was ich als Knabe wollte. Das ist Tag und Nacht mein unausgesetztes Sinnen und Trachten, mit meinen alten Fehlern gründlich aufzuräumen. Ich will es dahin bringen, dass jeder einzelne Tag mir wie das ganze Leben erscheint. Dabei liegt es mir wahrlich ganz fern, ihn als den letzten auszuplündern, ich sehe ihn vielmehr nur so an als könnte er der letzte sein.

Ich schreibe diesen Brief an dich in einer Stimmung, als ob gerade jetzt der Tod mich abrufen würde. Ich bin bereit zum Aufbruch; und eben dieser Umstand verhilft mir zum Genuss des Lebens, weil ich kein Gewicht darauf lege, wie lange es noch dauern wird. Vor dem Greisenalter war es mein Bestreben in Ehren zu leben, nun, da es da ist, in Ehren zu sterben. Das aber heißt so viel als gerne sterben. Sei darauf bedacht, nie etwas gegen deinen Willen zu tun. Für den Wollenden gibt es keine zwingende Notwendigkeit, die der Widerstrebende gegebenen Falles doch über sich ergehen lassen muss. Das will heißen: Wer sich gerne einem Gesetz unterzieht, dem bleibt die schlimmste Zumutung, die die Knechtschaft an uns stellt, erspart, nämlich zu tun, was man nicht will. Nicht der ist unglücklich, der nach dem Gesetz [der Natur] handelt, sondern der, der es widerwillig tut: Versuchen wir also eine derartige Stimmung uns zu eigen zu machen, dass wir selbst wollen, was die Umstände erfordern; und vor allem, dass wir ohne Traurigkeit an unser Ende denken. Wir müssen uns mehr noch auf den Tod als auf das Leben vorbereiten. Das Leben erfordert keine besondere Fürsorge, aber wir haschen mit Begierde nach Mitteln für dasselbe. Es scheint uns, als fehle uns etwas; und so wird es immer sein.

Das Gefühl, genug gelebt zu haben, ist nicht eine Frucht der Jahre und Tage [des Alters], sondern der psychischen Verfassung. Ich, mein lieber Lucilius, habe genug gelebt. Mein Hunger ist gestillt; ich sehe dem Tod ruhig entgegen.

## 62. Brief

[Arbeitstätigkeit ist kein Hindernis für philosophische Studien]

Diejenigen lügen, die sich den Schein geben wollen, als hindere sie die Arbeitslast an philosophischen Studien. Sie stellen sich, als wären sie wer weiß wie sehr beschäftigt, übertreiben die Sache und bringen sich selbst um ihre Zeit. Ich, mein Lucilius, habe Muße, ja ich habe Muße, und wo ich auch bin, da gehöre ich mir selbst. Was die gewöhnlichen Tagesanforderungen anbelangt, so gehe ich nicht an sie verloren, sondern leihe mich ihnen nur, und suche die Anlässe zur Zeitvergeudung nicht auf. Und egal, wo ich stehe, ich hänge meinen Gedanken nach und lasse mir irgend welche nützliche Betrachtung durch den Kopf gehen.

Auch wenn ich mich meinen Freunden widme, werde ich doch mir selbst nie untreu; und was den Verkehr mit Leuten betrifft, mit denen mich irgend welche besonderen Umstände oder ein bürgerliches Geschäft zusammenführt, so mache ich die Sache kurz ab. Dagegen verweile ich gerne ausgiebig in Gesellschaft der Besten: Mit ihnen trete ich, gleichviel wo sie wohnen oder in welchem Jahrhundert sie gelebt haben, in enge geistige Verbindung. Den trefflichen Demetrius<sup>154</sup> habe ich gern an meiner Seite; die Unterhaltung mit ihm, dem Halbnackten, ziehe ich jeder Gesellschaft von Herren vor, die von Purpur strotzen; ihn [Demetrius] bewundere ich. Und warum? Ich weiß, es fehlt ihm nichts. Alles zu verachten, ist dem Menschen möglich; alles zu besitzen unmöglich. Der kürzeste Weg zum [inneren] Reichtum ist der, dass man den [äußeren] Reichtum verachtet. Unser Demetrius aber lebt nicht so, als verachte er alles, sondern als habe er ihn [den materiellen Reichtum] anderen zum Besitz überlassen.

### 63. Brief

[Über die Trauer beim Tod unserer Freunde]

Ich beklage den Tod deines Freundes Flaccus, doch möchte ich nicht, dass du dich deinem Schmerz zu sehr hingibst. Dass du dich überhaupt jeden Schmerzes entschlägst, das wage ich kaum zu fordern, obschon ich weiß, dass es besser wäre. Aber wem wäre eine solche Stärke der Psyche zuzutrauen? Doch höchstens demjenigen, der schon weit über das Schicksal erhaben ist. Und selbst diesem wird in solchem Fall eine leichte Erschütterung nicht erspart bleiben, wenn es dabei auch sein Bewenden haben wird. Was aber uns anbelangt, so ist es verzeihlich, wenn wir Tränen vergießen, sofern wir sie nur nicht maßlos strömen lassen, sondern ihnen wehren. Weder trocken sollen die Augen bleiben beim Verlust eines Freundes noch überströmen. Weinen sollen wir, nicht jammern.

Scheine ich dir damit eine zu harte Forderung zu stellen? Hat nicht Griechenlands größter Dichter das Recht zu weinen auf einen einzigen Tag beschränkt durch den Hinweis auf Niobe, die bei all ihrem Leid doch an Nahrung gedacht habe? Fragst du, woher all das Jammern, woher dieser endlose Tränenstrom kommt? - Die Tränen sollen als Beweis unserer Sehnsucht dienen; wir geben uns nicht dem Schmerz hin, sondern zeigen ihn. Niemand zielt mit seiner Trauer auf sich selbst.

Die unglückbringende Torheit! Es gibt auch eine Eitelkeit der Trauer. - „Wie?“ höre ich dich erwidern, „ich soll also meinen Freund vergessen?“ - Du gewährst ihm nur ein kurzes Andenken, wenn das Andenken zugleich mit der Trauer erlöschen soll. Nicht lange und irgendein Zufall wird deine Miene aufheitern und dir ein Lachen abgewinnen. Ich stelle die Heilung nicht der Länge der Zeit anheim, die ja alle Sehnsucht lindert und auch den heftigsten Schmerz der Psyche sich beruhigen lässt. Du darfst nur nicht immer dich selbst im Auge haben, dann wird sich dieses Trauergespens verabschieden. Jetzt hütetest du deinen Schmerz. Auch dieser Obhut entzieht er sich und verliert sich um so schneller, je heftiger er ist. Seien wir im Umgang mit den Unsrigen darauf bedacht, dass das Andenken an sie, wenn der Tod sie uns geraubt hat, uns etwas Angenehmes ist. Niemand kehrt gern zu dem zurück, woran er nicht ohne quälende Selbstvorwürfe

<sup>154</sup> Fußnote Hrsg.: Demetrius war ein Kyniker, Seneca erwähnt ihn mehrmals; auch beim Suizid des Stoikers Paetus Thrasea war er unter den Anwesenden. Siehe dazu ausführlich: L. Baus >L. Annaeus Seneca – neue Biographie und Werke<, Homburg/Saar 2019, darin das Kapitel >Die Senatsopposition der Stoiker ...<, ab S. 117. Demetrius überlebte Seneca.

zu denken vermag. Dann ist es auch unausbleiblich, dass der Name der uns durch den Tod entrissenen Freunde eine gewisse Verstimmung hervorruft. Aber selbst diese Verstimmung hat doch wieder einen eigenartigen Reiz. Denn, wie unser Attalus zu sagen pflegte: „Die Erinnerung an verstorbene Freunde hat einige Ähnlichkeit mit gewissen Früchten, die herb und süß zugleich sind, und mit besonders altem Wein, dessen etwas bitterer Geschmack es gerade ist, was einen gewissen Reiz für uns hat. Nach Verlauf einer längeren Zeit verschwindet alles Unangenehme, und was zurückbleibt ist dann reines Vergnügen.“ Schenken wir ihm Glauben, so ist der Gedanke an lebende und in Wohlsein befindliche Freunde ein Genuss gleich dem von Honig und Kuchen. Frischen wir das Andenken von Verstorbenen wieder auf, so entbehrt die Freude nicht einer gewissen Bitterkeit.

Doch wer möchte leugnen, dass auch diese Schärfe und Bitterkeit etwas mit sich führt, was den Geschmack reizt? Ich bin nicht dieser Ansicht; mir ist der Gedanke an verstorbene Freunde [und Verwandte] erfreulich und reizvoll. Denn so lange ich sie hatte, schwebte mir immer ihr möglicher Verlust vor Augen; nachdem ich sie verloren habe, ist es mir, als hätte ich sie immer noch.

So lass denn, mein Lucilius, dein Verhalten deiner Gerechtigkeit entsprechen. Lege des Schicksals Gunst nicht zu dessen Ungunsten aus. Es hat dir etwas genommen, aber auch gegeben. Genießen wir also unsere Freunde mit einer Art Unersättlichkeit, denn es ist ungewiss, wie lange uns das noch vergönnt wird. Bedenken wir, wie oft wir uns von ihnen getrennt haben, um eine längere Reise zu machen, wie oft wir es verabsäumt haben sie zu sehen trotz gleichen Wohnorts, dass wir den Lebenden gegenüber keine große Zeitverschwendung getrieben haben.

Soll man es sich aber gefallen lassen, wenn Menschen, die sich um ihre Freunde so gut wie gar nicht gekümmert haben, aufs kläglichste um sie trauern und niemanden lieben, außer wen sie verloren haben? Und sie trauern dann um so ausgiebiger, weil sie fürchten, dass man an der Ehrlichkeit ihrer Liebe zweifele; sie haschen nach verspäteten Beweisen ihrer Ergebenheit. Haben wir noch andere Freunde, so erweisen wir diesen einen schlechten Dienst und stellen ihnen ein schlechtes Zeugnis aus, wenn sie sich als unvermögend erweisen, uns über den Tod eines einzigen zu trösten. Haben wir aber keine, dann haben wir uns selbst schwereren Schaden zugefügt, als der ist, den uns das Schicksal bereitet. Dieses hat uns nur einen Freund entrissen, wir haben uns um alle gebracht, weil wir sie uns nicht zu Freunden gemacht haben.

Ferner hat der, der nicht mehr als einen zu lieben vermochte, auch diesen einen nicht allzu innig geliebt. Wenn ein Ausgeplünderter nach Verlust seines einzigen Kleidungsstücks sich beklagen wollte statt sich umzusehen, wie er sich die Kälte vom Leibe halten und etwas finden könne zum Schutz seiner Schultern, würdest du den nicht für den größten Tor halten? Den du liebtest, den hast du begraben: suche dir einen neuen Freund. Es ist vernünftiger, einen Freund zu ersetzen als ihn zu beklagen. Ich weiß, es ist eine abgedroschene Wahrheit, die ich jetzt vorbringen will; gleichwohl werde ich sie nicht deshalb übergehen, weil jedermann sie im Munde führt: auch wer nicht vorsätzlich seinem Schmerz ein Ende macht, findet es doch im Verlauf der Zeit. Für einen vernünftigen Menschen gibt es kein schimpflicheres Mittel gegen die Traurigkeit als das allmähliche Erlahmen des Trauerns. Besser, du gibst deinen Schmerz auf, als er dich; besser, du lässt so bald als möglich von dem ab, was, auch wenn du wolltest, du nicht lange tun kannst. Ein Jahr haben unsere Alvorderen festgesetzt für die Trauer der Frauen, nicht als ob ihre Trauer so lange andauern müsse, sondern in dem Sinne,

dass sie nicht länger dauern dürfe. Für Männer gibt es keine gesetzliche Zeit, denn das verträgt sich nicht mit ihrer Ehre. Doch von jenen Vertreterinnen des schwächeren Geschlechts, die man kaum mit aller Gewalt vom Scheiterhaufen entfernen, kaum von dem Leichnam losreißen kann, von ihnen zeige mir auch nur eine einzige, bei der der Tränenstrom einen ganzen Monat angehalten hätte. Nichts macht einen rascher unbeliebt als die Traurigkeit; ist sie noch neu, so findet sich mancher Tröster für sie und mancher kommt zu einem Besuch vorbei; ist die Trauer aber fest eingewurzelt, so wird sie verlacht, und nicht mit Unrecht, denn entweder ist sie erheuchelt oder töricht.

Ich selbst, der Schreiber dieses Briefes, habe den Annaeus Serenus<sup>155</sup>, meinen teuren Freund, so über alles Maß beweint, dass ich zu meiner nicht geringen Beschämung ein Muster bin für solche, die keine Gewalt über ihren Schmerz haben. Jetzt aber bedauere ich mein Verhalten und erkenne auch klar den hauptsächlichen Grund zu dieser meiner tiefen Trauer: Ich hatte nämlich niemals daran gedacht, dass er vor mir sterben könnte. Mir schwebte immer nur vor, dass er jünger sei als, ich und zwar viel jünger, als ob sich das Schicksal genau nach den Jahren richten würde. Wir sollen daher beständig an unsere, sowie an all unserer Lieben Sterblichkeit denken. Ich hätte damals zu mir sagen müssen: „Mein Serenus ist jünger als ich; was macht das aus? Er muss wohl nach mir sterben, aber er kann auch vor mir sterben.“ Ich habe es nicht getan, und so hat das Schicksal mich unvorbereitet plötzlich überrascht. Denke du gleich jetzt daran, dass alles sterblich ist und zwar sterblich nach einem unbestimmbaren Gesetz. Was irgend einmal geschehen kann, das kann auch heute geschehen. Sagen wir uns also, mein teuerster Lucilius, dass auch wir bald dahin gelangen werden, wohin er [Flaccus] zu unserer Trauer gelangt ist. Und wer weiß, wenn das, was die Weisen sagen, wahr ist, und uns irgendeine Stätte aufnimmt, dann ist er uns nur vorausgegangen, den wir uns als vernichtet vorstellen.

#### 64. Brief

[Lob der Schriften des Quintus Sextius, des Älteren]

Gestern warst du [Lucilius] bei uns. Dies [nur] „gestern“ könnte dich vielleicht verstimmen, und deshalb sagte ich „bei uns“, denn bei mir bist du immer. Es hatten sich einige Freunde bei mir zu Besuch eingefunden, denen zu Ehren etwas stärkerer Rauch der Küche entstieg, nicht ein Qualm, wie er aus den Küchen der großen Herren hervordringt und den Feuerwächtern Sorge zu machen pflegt, sondern der maßvolle, der nur auf die Ankunft von Gästen hinweist. Wir unterhielten uns über die verschiedensten Dinge, wie es solch eine gastliche Bewirtung mit sich bringt, nichts gründlich durchsprechend, sondern von einem Thema zum anderen überspringend.

Dann wurde eine Schrift des Quintus Sextius vorgelesen, eines sehr bedeutenden Mannes, das kannst du mir glauben, und [gleichsam] eines Stoikers, mag er es auch nicht wahrgehabt haben. Beim Kosmos, was steckt in ihm für eine feurige Kraft, was für ein Geistesschwung! Das wirst du bei so manchen Philosophen vergebens suchen. Gar mancher hat einen berühmten Namen, aber seine Schriften sind kraftlos. Sie bieten Belehrung, Streiterörterung, neckende

<sup>155</sup> Fußnote Apelt: Annaeus Serenus, ein vertrauter Freund Senecas, war Präfekt der Neronischen Leibwache. Tacitus berichtet über ihn in den Annalen, XIII, 13. Aus Plinius (hist. nat. XXII, 23, 96) erfahren wir, dass er zusammen mit anderen Tischgenossen durch giftige Pilze ums Leben kam. An ihn sind drei von den zwölf Dialogen Senecas gerichtet.



Spitzfindigkeiten, aber Begeisterung wecken sie nicht, weil sie selbst keine haben. Aber liest du den Sextius, dann wirst du sagen: „Er hat Leben, Kraft, Freiheit, er erhebt sich über das gemeinhin geltende Menschenmaß, ich fühle mich durch ihn wunderbar gestärkt in meinem Selbstvertrauen.“

Vernimm, in welche Gemütsverfassung ich mich versetzt fühle, wenn ich ihn lese. Allen Wechselfällen des Schicksals möchte ich die Stirn bieten, möchte ausrufen: „Was zauderst du, Schicksal, nimm den Kampf mit mir auf, du siehst mich gerüstet.“ Ich fühle mich erfüllt von dem Mut eines Menschen, der nach einer Gelegenheit sucht, sich zu erproben und seine Tapferkeit zu zeigen [Verg. Aen. IV 158]:

*„Dass dem feigen Geschlecht doch ein wilder Eber sich zeige  
Fleht er, und dass von den Höhen doch steige ein gelber Berglöwe“.*

Ich möchte etwas haben, dem ich meine Überlegenheit zeigen, an dessen Erliegen ich meine Kraft erproben könnte. Denn auch das ist an Sextius so sehr zu rühmen, dass er einerseits die Erhabenheit des glücklichen Lebens dir vor Augen stellt, andererseits dich nicht verzweifeln lässt an dessen Erreichbarkeit. Du sollst wissen: das Ziel ist hochgesteckt, aber dem Willen erreichbar. Es steht damit ganz so wie mit den [vier stoischen] Tugenden: du bewunderst und erhoffst sie. Mir wenigstens pflegt schon die bloße Betrachtung der Weisheit viele Zeit wegzunehmen: voll Staunen betrachte ich sie, nicht anders als zuweilen die Welt selbst, die ich häufig wie ein ganz neuer Zuschauer ansehe.

So verehere ich denn die Erfindungen der Weisheit sowie ihre Erfinder. Es ist mir eine wahre Lust, mich damit zu beschäftigen als mit einem Vermächtnis vieler. Für mich sind diese Güter erworben, für mich sind sie mühsam geschaffen worden. Aber wir sollen es damit halten wie ein guter Hausvater mit seinem Anwesen: wir müssen das Empfangene vermehren. In erweitertem Umfang soll das Erbe von mir auf die Nachwelt übergehen. Viel bleibt noch zu tun übrig, und das wird auch fernerhin so sein; und mag einer auch erst nach tausend Generationen geboren werden, er wird immer noch die Möglichkeit haben, etwas hinzuzufügen. Doch gesetzt auch, es sei alles schon von den Früheren gefunden worden, so bliebe dabei doch immer etwas neu, nämlich der Gebrauch und die Kenntnis des von anderen Gefundenen, sowie seine zweckmäßige Anordnung. Denke etwa an Heilmittel, die uns für kranke Augen hinterlassen worden sind. Ich brauche dann keine neuen zu suchen, aber die vorhandenen müssen den jeweiligen Krankheiten und Zeitumständen angepasst werden. Das eine lindert die Überreizung des Auges, das andere mindert ein Geschwulst der Augenlider, ein drittes hilft gegen plötzliche Störungen und Augenentzündungen, ein viertes schärft die Sehkraft. Man muss diese Mittel richtig verarbeiten, die richtige Zeit abpassen und überall das richtige Maß treffen. Was die Psyche anbelangt, so haben die Alten die Heilmittel gefunden; wie sie aber anzuwenden sind oder wann, das herauszufinden ist unsere Aufgabe. Vieles ist von denen getan worden, die vor uns waren, aber doch nicht alles. Gleichwohl muss man mit Verehrung zu ihnen aufblicken und sie größter Ehren für würdig erachten. Was sollte mich abhalten, an den Bildnissen großer Männer meine Freude zu haben als Anregungen für meinen Geist, oder ihre Geburtstage festlich zu begehen? Wie sollte ich nicht ihre Namen immer mit Ehrfurcht nennen? Schulde ich meinen Lehrern Verehrung, so nicht weniger jenen Lehrern der Menschheit, denen wir den Anstoß zu so viel Gutem verdanken. Wenn ich einen Konsul oder einen Prätor sehe, so werde ich nicht versäumen, ihm die seiner Stellung gebührende Hochachtung zu erweisen: Ich werde vom Pferde springen, werde meine

Kopfbedeckung lüften, ihm aus dem Weg gehen. Und ich sollte mich nicht dazu verstehen, das Bild der beiden Cato, des weisen Laelius, das Bild eines Sokrates, eines Platon, eines Zenon und Kleanthes anders als mit höchster Achtung in meinem Geiste aufsteigen zu lassen? Ja, ich verehere diese Männer und verabsäume nie, bei Nennung ihrer Namen mich [geistig] zu erheben.

## 65. Brief

### [Über Ursache und Materie – Wert solcher Betrachtungen]

Den gestrigen Tag teilte ich mit meinem Unwohlsein: den ganzen Vormittag nahm es in Anspruch, den Nachmittag gönnte es mir. Das erste, was ich meinem Geist zumutete, war etwas Lektüre. Da er sich dafür empfänglich erwies, so wagte ich Höheres von ihm zu fordern oder vielmehr ihm zu erlauben. Ich brachte etwas zu Papier und zwar mit größerer Anstrengung als gewöhnlich; denn es galt einen widerspenstigen Stoff zu bändigen, dem ich den Sieg nicht einräumen wollte. Inzwischen stellten sich Freunde ein, die entschieden Einspruch erhoben und mich wie einen ungeduldigen Kranken mit Gewalt zurückhielten. An die Stelle des Schreibstifts trat nunmehr die Unterhaltung, von der ich dir denjenigen Teil mitteilen will, der noch strittig ist. Wir haben dich zum Schiedsrichter erkoren. Es gibt dabei mehr zu tun als du glaubst. Es kommen dabei drei Punkte in Frage .

Du weißt, unsere Stoiker, nehmen zwei Urgründe für alles Werden in der Natur an, die Materie und die Ursache. Die Materie an sich ist träge, empfänglich für alles, aber ruhend, so lange nicht jemand sie in Bewegung setzt. Die Ursache aber, also die Vernunftkraft [der Logos] gibt der Materie die Form, lässt die Materie die von ihr [der Vernunft] gewünschten Wandlungen durchlaufen und lässt mancherlei Erscheinungen aus ihr hervorgehen. Es muss also etwas geben, aus dem etwas entsteht, sodann etwas, wodurch es wird. Dies letztere ist die Ursache, das erstere die Materie. Alle Kunst ist Nachahmung der Natur. Was ich also von dem Weltganzen sagte, das gilt auch von den durch Menschenhand hergestellten Werken. Zur Herstellung einer Statue gehört einerseits die Materie, die dem Künstler die Möglichkeit seiner Betätigung gibt, andererseits der Künstler, der der Materie ihre Form gibt. Bei einer Statue also ist die Materie das Erz, die Ursache ist der Meister. Ebenso steht es mit allen Dingen: sie bestehen aus dem was bewirkt wird [aus Materie] und aus dem Bewirkenden [dem Logos, alias der Vernunftkraft oder dem Naturgesetz].<sup>156</sup>

Nach der Meinung der Stoiker gibt es nur eine Ursache, nämlich die bewirkende. Aristoteles dagegen nimmt eine dreifache Ursache an: „Die erste Ursache“, sagt er, „ist die Materie selbst, ohne die nichts hervorgebracht werden kann; die zweite ist der Werkmeister; die dritte die Form, die jedem Werk wie einer Statue ihr eigentümliches Gepräge gibt.“ Aristoteles bezeichnet sie mit dem Ausdruck „eidos“ [Gestalt, Eigenart]. „Dazu“, sagt er, „kommt noch eine vierte Ursache, der Zweck des ganzen Werks.“ Über ihre Bedeutung sei folgendes gesagt: Das Erz ist die erste Ursache einer Statue. Denn sie wäre überhaupt nicht

<sup>156</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe oben >Die stoische Physiktheorie<: Der Aether ist die Urmaterie. Also einerseits die Grundlage der sichtbaren Welt, die Materie, die sich daraus entwickelte, und andererseits das Naturgesetz, die schöpferische Kraft, Logos genannt. Der Aether ist also Materie und Naturgesetz gleichermaßen. Die Materie ist passiv und das Naturgesetz, der Logos, aktiv. Wir können uns dies tatsächlich so vorstellen wie die Gravitation. Die Materie ist an sich passiv, jedoch große Materieansammlungen wie Fixsterne, Planeten und Schwarze Löcher, bewirken etwas durch ihre Massenanziehungskraft: die Gravitation. Die Aethertheorie der Stoiker erscheint mir wie eine Vorahnung der Gravitation.

entstanden, wenn nicht das vorhanden gewesen wäre, aus dem sie gegossen oder hervorgebracht wurde. Die zweite Ursache ist der Künstler. Denn jenes Erz hätte nicht zur Gestalt einer Statue geformt werden können, wenn nicht geschickte Hände dabei im Spiel gewesen wären. Die dritte Ursache ist die Form. Denn diese Statue würde nicht Doryphoros [Speerträger] oder Diadumenos [Stirnreifträger] genannt werden, wenn sie nicht dieses besondere Aussehen erhalten hätte. Die vierte Ursache ist der Zweck der Herstellung überhaupt. Denn ohne einen solchen wäre sie überhaupt nicht in Angriff genommen worden. Und der Zweck, was ist er? Das, was den Künstler veranlasst hat, was für sein ganzes Schaffen bestimmend war. Und zwar ist das entweder Geld, wenn er es bei der Herstellung auf den Verkauf [der Statue] abgesehen hatte, oder Ruhm, wenn er sich einen Namen [als Künstler] machen wollte, oder ein religiöser Antrieb, wenn er dem Tempel damit ein Geschenk machen wollte. Also auch das ist eine Ursache für die Entstehung des Werkes. Oder glaubst du nicht, zu den Ursachen des fertigen Werkes sei auch das zu rechnen, ohne dessen Vorhandensein das Werk überhaupt nicht in Angriff genommen worden wäre?

Platon fügt dem noch eine fünfte Ursache hinzu, das Urbild, das er selbst „Idee“ genannt hat. Das ist nämlich dasjenige, was dem Auge des Künstlers bei Herstellung des beabsichtigten Werkes vorschwebt. Es macht für eine Sache nichts aus, ob dies Musterbild außerhalb von ihm ist, so dass er die Augen nach ihm hin richtet, oder in ihm, so dass er es mit seinem Geist erfasst und es sich zum Ziel gesetzt hat. Diese Urbilder aller Dinge trägt [nach Platon] die Gottheit in sich, sie umfasst in ihrem Geist alles, was ins Werk zu setzen ist, nach Zahl und Maß: sie birgt in sich die ganze Fülle der Formen, die Platon „Ideen“ nennt, als unvergängliche, unveränderliche, ewig frische Urbilder. So vergehen denn zwar die Menschen, aber die Idee der Menschheit, nach welcher der Mensch geschaffen wird, die bleibt; und während die Menschen leiden und zu Grunde gehen, bleibt sie [die Idee] frei von jedem Leid. Es gibt also nach Platon fünf Ursachen<sup>157</sup>: das aus was, das durch was, das in was, das nach was, und das um wessen Willen. Das Ergebnis aus alledem ist das daraus zustande gekommene Werk. So ist bei einer Statue, um bei diesem Beispiel zu bleiben, das „aus was“ ist das Erz, das „durch was“ ist der Künstler, das „in was“ ist die Form, die ihr angepasst wird, das „nach was“ ist das Urbild, das der Schaffende nachahmt, das „um wessen Willen“ ist der Zweck, den er mit seinem Werk verfolgt; das Ergebnis von alle dem ist eben die Statue. Das alles findet sich dem Platon zufolge auch beim Weltganzen: der Schaffende, das ist Gott; das, woraus es wird, das ist die Materie; die Form, das ist die Beschaffenheit und Ordnung der Welt, die vor unseren Blicken liegt; das Musterbild, das ist die Idee, nach der Gott dies herrlichste aller Werke in seiner ganzen Großartigkeit schuf. Und schließlich der Zweck dieser Schöpfung. Was ist, fragst du, die Absicht der Gottheit? - Das Gute. So sagt wenigstens Platon [Tim. 29 E]: „Welche Ursache hatte ein Gott, die Welt zu schaffen? Er ist voller Güte; wer aber gut ist, für den gibt es niemals und nirgends einen Grund zum Neid. Daher gab er der Welt die denkbar beste Gestalt.“

Fälle also jetzt als Richter dein Urteil und verkünde, wer nach deiner Ansicht das Wahre sagt.<sup>158</sup>

Diese Häufung von Ursachen, die sich bei Aristoteles und Platon findet,

<sup>157</sup> Fußnote Apelt: Diese schulmäßig gegliederte Zusammenstellung findet sich nirgends bei Platon. Was hier vorgetragen wird, ist eine Kombination zerstreuter Platonischer Gedanken und Gesichtspunkte mit Aristotelischer Systematik. Vgl. meine Platon-Index unter den Worten Ursache, Zweck, Mittel, Teleologie.

<sup>158</sup> Fußnote Hrsg.: An dieser Stelle liegt wahrscheinlich wieder ein Textverlust vor.

umfasst entweder zu viel oder zu wenig. Denn wenn sie als Ursache der schaffenden Tätigkeit alles das hinstellen, was vorhanden sein muss, um eine Sache zustande zu bringen, so haben sie zu wenig genannt. Auch die Zeit gehört dann zu den Ursachen; denn nichts kann ohne die Zeit entstehen. Ebenso der Raum; gibt es keinen Ort, wo es geschieht, so wird es überhaupt nicht geschehen. Nicht weniger die Bewegung; nichts entsteht ohne sie, nichts vergeht ohne sie. Keine Kunst, keine Veränderung ist ohne ständige Bewegung. Allein wir [Stoiker] suchen jetzt eine erste und allgemeine Ursache. Diese muss eine einfache sein; denn auch die Materie ist einfach. Fragen wir also nach der Ursache, so lautet die Antwort: Die bewirkende Vernunft [alias der Aether-Logos], und dies ist die Gottheit [der Stoiker]. Denn alles das, was ihr [anderen Philosophen] aufzählt, ist nicht eine Vielheit einzelner Ursachen, sondern sie hängen von der einen ab, nämlich der wirkenden [dem Logos]. Du erklärst die Form für eine Ursache? Sie prägt der Künstler [der Aether-Logos, alias das Naturgesetz] dem Werk auf, sie ist ein Teil der Ursache, nicht die Ursache selbst. Auch das Urbild ist nicht Ursache, sondern unentbehrliches Werkzeug der Ursache. Das Urbild ist dem Künstler so unentbehrlich wie Meißel und Feile; ohne diese kann die Kunst nichts ausrichten. Doch sind dies keine Teile oder Ursachen der Kunst. „Der Zweck“, heißt es weiter, „ist für den Künstler die Ursache, sich an eine Arbeit zu machen.“ Mag er immerhin Ursache sein, er ist nicht wirkende sondern nur nebenher gehende Ursache. Deren aber gibt es eine Unzahl. Wir [Stoiker] aber fragen nach der allgemeinen Ursache. Wenn jene beiden Philosophen [Platon und Aristoteles] aber das Weltganze als vollendetes Werk eine Ursache nennen<sup>159</sup>, so entspricht das nicht ihrem gewohnten Scharfsinn; denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Werk und der Ursache eines Werkes.<sup>160</sup>

Hierüber gib dein Urteil ab, oder, was in dergleichen Dingen leichter ist, erkläre dich für nicht zuständig und lass uns unverrichteter Sache abziehen.

„Was findest du für Vergnügen daran“, so lässt du dich vernehmen, „deine Zeit mit Dingen zu verbringen, welche dich von keiner Leidenschaft frei machen, dich von keiner Begierde befreien?“ - Für mein Tun und Treiben hat sicherlich auch dasjenige den höheren Wert, was dem Frieden der Psyche dient, und an erster Stelle erforsche ich mich selbst, dann erst die Welt. Aber auch jetzt treibe ich keinen Missbrauch mit meiner Zeit, wie du wohl annimmst. Denn alle derartigen philosophischen Fragen, wenn sie nur nicht in zerstückelnder und nutzlos spitzfindiger Art behandelt werden, wirken erhebend und erleichternd auf die Psyche, die von schwerer Last bedrückt ist, um sich frei zu machen und in jene Umgebung zurückzukehren sich sehnt, der sie vordem angehörte. Denn unser Körper ist für die Psyche nur eine Last und Strafe; unter seinem Druck hat sie zu leiden und liegt in Fesseln, wenn nicht die Philosophie sich ihrer annimmt, ihr die Weisung gibt, sich an dem Schauspiel der Naturerscheinungen zu erfrischen, und sie vom Irdischen zum Überirdischen ablenkt. Das ist ihre Freiheit, das ihr

<sup>159</sup> Fußnote Apelt: Vgl. Cicero, >De nat. deorum<, I, 13, Aristoteles modo menti tribuit omnem divinitatem, modo mundum ipsum deum dicit esse.

<sup>160</sup> Fußnote Hrsg.: Aristoteles, der Begründer der peripatetischen Philosophie, weicht sehr wohl von Platon ab. Siehe die Erläuterungen von Ueberweg und Zeller. In Ciceros Werk >De nat. deorum<, heißt es im I. Buch, Kap. 13 über Aristoteles: „Auch Aristoteles verwirrt im dritten Buch >Über die Philosophie< vieles ... Bald erklärt er den Geist für die alleinige Gottheit, bald soll die Welt selbst Gott sein, bald gibt er ihr einen anderen Vorstand, der die Aufgabe hat, durch eine gewisse Wiederholung die Bewegung der Welt zu leiten und zu erhalten. Dann lässt er wieder die Glut des Himmels [das Sonnenplasma] Gott sein ...“ Siehe oben >Die stoische und peripatetisch-aristotelische Physiktheorie<.

Hinausschweifen an die frische Luft. Sie entzieht sich zuweilen ihrer Gefangenschaft, um sich am Anblick des Kosmos zu erfrischen. Es steht mit der Psyche ähnlich wie mit Künstlern, die es mit besonders feiner Arbeit zu tun haben: wenn sie bei ungünstigem und unzureichendem Licht ihre Augen überanstrengt haben, so gehen sie hinaus ins Freie und lassen auf Plätzen, die zur allgemeinen Erholung bestimmt sind, ihre Augen im Genuss des vollen Tageslichts sich wieder kräftigen; so sucht auch unsere in diese trübselige und dunkle Behausung eingeschlossene Psyche, so oft sie kann, das Freie und erholt sich in Betrachtung der Naturerscheinungen. Der Weise sowie der nach Weisheit Strebende ist zwar an seinen Körper gefesselt, aber mit seinem besseren Ich weilt er anderswo, und hält seine Gedanken auf Höheres gerichtet. Wie durch einen Fahneid gebunden, sieht er in diesem irdischen Leben eine Art Kriegsdienst. Und er ist so geartet, dass er das Leben weder liebt noch hasst und sich mit dem irdischen Los zufrieden gibt, obschon er weiß, dass er noch etwas Besseres zu erwarten hat.

Willst du mir die Betrachtung der Naturerscheinungen verwehren, mich vom Ganzen abziehen und mich auf einen Teil beschränken? Soll ich nicht nach dem Ursprung aller Dinge fragen? Nicht nach dem Bildner des Ganzen? Nicht, wer diese ganze Wirrnis der noch wie im Dunkel liegenden und blindlings zusammengewürfelten Materie zu bestimmten Gestalten getrennt hat? Nicht fragen, wer der Bildner dieser Welt ist? Wie einer so gewaltigen Masse Gesetz und Regel aufgenötigt worden sei? Wer das Zerstreute gesammelt, das Vermischte geschieden und dem völlig formlos Daliegenden ein unterscheidendes Gepräge aufgedrückt hat? Woher sich der gewaltige Lichtstrom ergießt? Ob es Feuer ist oder etwas noch Helleres als Feuer? Nach alle dem soll ich nicht fragen? Soll nicht wissen, von wo ich in diese Niederung gekommen bin? Ob ich nur einmal dies irdische Dasein zu durchleben habe, oder ob mir noch viele Geburten bevorstehen? Wohin ich von hier gelangen werde? Welche Stätte meiner Psyche harrt, wenn sie des Jochs der menschlichen Knechtschaft ledig geworden? Willst du mir die himmlische Wohnstätte versagen, soll ich also gesenkten Hauptes leben? Ich müsste weniger sein als ich bin und zu Geringerem geboren, wenn ich mich dazu hergeben wollte, Sklave meines Körpers zu sein, in dem ich nichts anderes sehe als eine meiner Freiheit angelegte Fessel.

Dieser Körper also mag mein Abwehrmittel sein, an ihm soll das Schicksal hängen bleiben, und keine Wunde soll durch ihn bis zu mir selbst durchdringen. Er, der Körper, ist das einzige an mir, dem Ungerechtigkeit geschehen kann. In dieser vom Schicksal abhängigen Behausung wohnt mein Geist in voller Freiheit. Nie soll mir diese Fleischhülle ein Anlass werden zur Furcht, niemals zu einer eines ehrenhaften Mannes unwürdigen Heuchelei; niemals werde ich diesem armseligen Körper zu liebe die Unwahrheit sagen. Sobald es mir angezeigt scheint, werde ich die Gemeinschaft mit ihm lösen. Und auch jetzt schon, wo wir noch zusammenhängen, sind die beiderseitigen Rechte sehr ungleich verteilt: der Geist wird durchweg den Vorzug haben. Die Verachtung des eigenen Körpers ist die sichere Gewähr für die Freiheit.

Doch nun zurück zur Hauptsache! Dieser Freiheit wird auch die vorhin besprochene Betrachtungsweise sehr zugute kommen. Denn das All [das Urwesen] der Dinge besteht aus Materie und aus dem [ihm innewohnenden] Logos. Der Logos [die Vernunftkraft] regiert die Welt, die, um ihn sich ausbreitend, ihrem Herrscher und Führer folgt. Mächtiger aber und schätzbarer ist das Wirkende, also der Logos, als die Materie, die sich ihm fügt, Was der Logos

für die Welt bedeutet, das bedeutet für den Menschen die Vernunft. Was dort die Materie ist, ist bei uns der Körper. Also ordne sich das Minderwertige dem Besseren unter. Halten wir uns tapfer gegenüber den Angriffen des Schicksals. Zittern wir nicht vor Beleidigungen, vor Wunden, vor Fesseln, vor Armut. Der Tod, was ist er? Entweder das Ende oder ein Übergang. Ich fürchte weder das eine noch das andere. Denn enden heißt so viel wie überhaupt nicht angefangen haben, und was das Übergehen anbelangt, so werde ich nirgends so eng wohnen.

## 66. Brief

[Die vier stoischen Tugenden bewirken das höchste Glücks-Gut]

Nach vielen Jahren habe ich Claranus<sup>161</sup>, meinen einstigen Mitschüler, wiedergesehen, als Greis, wie ich wohl kaum hinzuzusetzen brauche, aber noch munter und frisch an Geist, der Gebrechlichkeit seines Körpers zum Trotz. Denn die Natur hat sich ihm nicht gunstvoll erwiesen: Einem so hervorragenden Geist hat sie einen schlechten Platz angewiesen, es müsste denn sein, dass sie uns an ihm eben dies zeigen wollte, dass jede Hülle gut genug ist, um einen tapferen und begnadeten Geist zu bergen. Genug, er überwindet alle Hemmnisse, und die Verachtung des eigenen Körpers lässt ihn alles übrige verachten. Meines Erachtens ist der Dichter [Vergil, Aeneas, V, 344] im Unrecht, wenn er sagt:

*„Noch vollkommener ist bei reizendem Körper die Tugend.“*

Denn die Tugenden bedürfen keiner weiteren Zierde. Sie sind selber ihr größter Schmuck und geben dem Körper eine gewisse Weihe. Was wenigstens den Claranus betrifft, so stellt er sich meinen Augen wie verwandelt dar: Ich finde ihn schön und seinen Körper so aufrecht wie seine Psyche. Aus einer kleinen Hütte kann ein großer Mensch hervorgehen; und ein reizloser und unscheinbarer Körper kann die Stätte sein, aus der ein schöner und großer Geist hervorleuchtet. Mir will es daher scheinen, als schaffe die Natur dergleichen Besonderheiten zu dem Zweck, um zu zeigen, dass die Tugenden überall ihre Stätte haben können. Könnte die Natur die Psyche ohne Hülle erschaffen, sie hätte es getan. Was sie nun aber leistet, will noch mehr besagen: Sie schafft Psychen, die, durch die Körperhülle gehemmt, gleichwohl aller Hindernisse Herr werden. Mir will es scheinen, als sei uns Claranus von der Natur als ein Muster hingestellt worden, um uns zu der Erkenntnis zu verhelfen, dass körperliche Missgestalt den Geist nicht verunstalten kann, wohl aber die Schönheit der Psyche auch verschönernd auf den Körper einwirkt.

Es waren zwar nur wenige Tage, die wir [Seneca und Claranus] beisammen waren, doch waren sie reich an Unterhaltungen, die ich nach und nach zur Herausgabe niederschreiben und an dich senden werde. Am ersten Tag wurde die Frage erwogen: „Wie können die Glücks-Güter einander gleich sein trotz ihrer Gliederung in drei Ränge?“ - Es gibt nach Ansicht der Stoiker Glücks-Güter ersten Ranges, wie Freude, Friede, Wohlfahrt des Vaterlandes; andere zweiten Ranges, die in schlechten Lebenslagen zur Geltung kommen, wie z. B. Ausdauer bei Schmerzen und Selbstbeherrschung in schwerer Krankheit. Die ersteren wünschen wir uns unbedingt, die letzteren wenn die Not es erfordert. Dann gibt es noch Glücks-Güter dritten Ranges, wie z. B. eine angemessene Gangart, eine gelassene und ausgeglichene Miene und eine innere Haltung, wie sie einem verständigen Menschen geziemt.

Wie können diese unter sich gleich sein, da die einen wünschenswert, die

<sup>161</sup> Fußnote Apelt: Claranus ist sonst nicht bekannt.

anderen von der Art sind, dass man mit ihnen lieber nichts zu tun hat? Wollen wir hier unterscheiden, so müssen wir auf das erste Glücks-Gut zurückgehen und uns von seiner Beschaffenheit Rechenschaft geben: Eine Verfassung der Psyche, die auf Erkenntnis der Wahrheit bedacht ist, die kundig ist dessen, was man zu meiden und was zu erstreben hat, die den Wert der Dinge nicht nach einem eingebildeten, sondern nach ihrem natürlichen Maßstab bestimmt, die den Geheimnissen des Kosmos nachspürt und alle Seiten der Tätigkeit desselben ihre volle Aufmerksamkeit schenkt, schneidig im Denken und Handeln, ebenso hochherzig wie tatkräftig, gegen jedes Wetter gefeit, sei es Sturm oder Sonnenschein, keiner Schicksalslaune sich beugend, erhaben über alle Zufälligkeiten und Vorkommnisse, von unvergleichlicher Schönheit und einer Selbstbeherrschung, in der sich Würde und Kraft vereinigen, besonnen und nüchtern, aller Leidenschaft und Furcht enthoben, von keiner Gewalt gebeugt, durch den Wechsel des Schicksals weder übermütig gemacht noch zu Boden gedrückt: Eine solche Verfassung der Psyche heißt Tugend. So nimmt sie sich aus, wenn man sie als Ganzes mit einem Blick überschaut; dies ist der Eindruck, den sie bei einer Überblickung des Ganzen macht. Indes zerlegt sie sich in viele Arten, die sich aus der Vielfältigkeit des Lebens und der Handlungen ergeben, ohne dass sie selbst dabei kleiner oder größer würde.

Denn das höchste Glücks-Gut ist keiner Abnahme fähig und die [vier stoischen] Tugenden können keine Rückschritte machen; wohl aber können sie verschiedene Gestalten annehmen, je nach der wechselnden Beschaffenheit der von ihr zu vollziehenden Handlungen. Was sie [die vier Tugenden] auch anrühren, machen sie sich ähnlich und geben ihnen ihre Farben: seien es Handlungen, seien es Freundschaften, oder, wie bisweilen, auch ganze Familien, in die sie ihren Einzug halten und an denen sie ihre ordnenden Kräfte bewähren; allen teilen sie ihre Schönheiten mit. Mögen sie anrühren, was sie wollen, sie machen es liebenswert, hervorragend, bewundernswert. Sie haben also eine Kraft und Größe, die sich nicht steigern kann, denn das Größte ist keines Zuwachses fähig. Wo könntest du etwas finden, das richtiger wäre als das Richtige, wahrer als das Wahre, maßvoller als das Maßvolle?

Alle [vier stoischen] Tugenden beruhen auf einem Maß, das seine bestimmte Begrenzung hat. Die Charakterfestigkeit, einmal erlangt, ist keines Fortschritts mehr fähig, ebenso wenig wie das Selbstvertrauen oder die Wahrheit oder die Redlichkeit. Was kann zu dem Vollkommenen noch hinzukommen? Nichts, oder es war noch nicht vollkommen, wenn noch etwas hinzu kam. Also auch die [vier stoischen] Tugenden kennen keinen Zusatz; kann ihnen noch etwas hinzugefügt werden, so waren sie eben noch nicht vollständig. Auch die vollendete Moral lässt keinen Zuwachs zu; denn das eben Aufgeführte machte sie schon zum moralisch vollendeten. Ferner, das Angemessene, das Gerechte, das Gesetzmäßige, wahrt es nicht immer dieselbe Form, in bestimmte Grenzen eingeschlossen? Zunehmen zu können, ist immer ein Zeichen noch nicht erreichter Vollendung. Alles Gute steht unter der Herrschaft der gleichen Gesetze: des einzelnen Menschen Glück ist auch das Glück des Ganzen, das eine ist vom anderen in der Tat ebenso unzertrennlich wie das Lobenswerte vom Erstrebenswerten. Daher sind die Tugenden unter sich gleich; ebenso die Werke der Tugenden, sowie alle Menschen, die der Tugenden teilhaftig sind. Was Pflanzen und Tiere anbelangt, so ist das Beste, was sie haben, sterblicher Art, daher ist es vergänglich, hinfällig und unsicher. Es schießt rasch empor, um dann wieder zu sinken, und hat deshalb einen wechselnden Wert, während für die menschlichen Tugenden nur eines maßgebend ist: Die richtige

Vernunft, und diese ist einheitlich und einfach. Nichts ist vernünftiger als der Aether-Logos [alias das Naturgesetz]. Was sterblich ist, vermindert sich, sinkt, zerbröckelt, wächst, erschöpft sich, füllt sich aber auch wieder. Die natürliche Folge so lebhaften Wechsels ist Ungleichheit.

Das Vernünftige dagegen ist einheitlicher Natur. Die Vernunft ist nichts anderes als ein in den Menschen gesenktes Teil des Aether-Logos. Wenn die Vernunft gleich dem Naturgesetz ist, kein Glücks-Gut aber ohne Vernunft ist, so ist aller Glücks-Güter Ursprung der Aether-Logos [alias das Naturgesetz]. Unter dem Vernünftigen gibt es sodann keinen Unterschied, also auch nicht unter den Glücks-Gütern.

Daher stehen Freude einerseits und tapferes Ertragen von Schmerzen andererseits an Rang einander gleich. Bei beiden ist die Größe der Psyche dieselbe, nur dass sie bei der Freude gelassen und frohgemut ist, bei Qualen dagegen voller Beschwernis und Anstrengung. Hat etwa in deinen Augen die Tapferkeit dessen, der in kühnem Ansturm sich der feindlichen Mauern bemächtigt, nicht den gleichen Wert wie die Tapferkeit dessen, der mit hingebender Ausdauer der Belagerung standhält? Groß ist Scipio, der Numantia einschließt, bedrängt und die unbesiegte Bewohnerschaft zwingt, ihr Schwert gegen sich selbst richtend den Tod zu suchen; groß aber ist auch der Mut der Belagerten, der sich sagt, dass derjenige keinen Kerker kennt, dem der Tod sich als Ausweg bietet, und der in Freiheit den letzten Atemzug tut. Dieselbe Gleichheit findet sich auch bei den übrigen tugendhaften Eigenschaften, bei der Ruhe der Psyche, der Aufrichtigkeit, der Freigebigkeit, der Beständigkeit, dem Gleichmut, der Dulderkraft. Denn ihnen allen liegen die [vier stoischen] Tugenden zugrunde, die der Psyche ihre richtige und unabänderliche Verfassung gibt.

„Wie? Es wäre demnach kein Unterschied zwischen Freude und unbeugsamem Ertragen von Schmerzen?“ - Keiner, soweit es sich um die Tugenden als solche handelt, ein um so erheblicherer aber hinsichtlich der Umstände, unter denen beide Tugenden in Erscheinung treten. In dem einen Fall handelt es sich um eine natürliche Entspannung und Erholung der Psyche, in dem anderen um etwas Widernatürliches, um Schmerz. Dies sind also mittlere Zustände, die große Abstufungen zulassen: die Tugenden sind in beiden gleich. An den Tugenden ändern die jeweiligen Umstände nichts: harte und schwierige Umstände machen sie nicht schlechter, heitere und erfreuliche nicht besser. Sie müssen also immer sich gleich bleiben. Denn was in beiden Lagen geschieht, geschieht mit gleicher Rechtmäßigkeit, mit gleicher Einsicht, mit gleicher ethischer Hoheit. Das Ethischgute ist also in beiden Fällen einander gleich, indem weder der eine in erfreulicher Lage noch der andere unter Schmerzen eine bessere Haltung zeigen kann. Zwei Verhaltensweisen aber, die die besten in ihrer Art sind, sind gleich. Denn wenn das, was außerhalb der Tugenden liegt, imstande ist sie zu vermindern oder zu vermehren, so hört das moralisch Gute auf, das einzige Gut zu sein, und dies zugestanden, ist es mit dem Ethischguten überhaupt vorbei. Warum? Vernimm es: weil nichts Ethischgut ist, was man mit Widerstreben, was man unter Zwang tut. Alles Ethischgute ist freiwillig. Jeder etwaige Zusatz von Verdrossenheit, Klage, Zögerung, Furcht bringt dasselbe um das Beste, was es in sich birgt, um das Wohlgefallen an sich selbst. Alles Ethischgute setzt die Freiheit des Entschlusses voraus. Furcht ist immer ein Zeichen der Knechtschaft. Alles, was der Tugenden teilhaftig ist, fühlt sich sicher und ist seiner Ruhe gewiss; jede Anwandlung einer sich sträubenden, einer klagenden, einer unzufriedenen Stimmung ist Zeichen einer eingetretenen Störung und tiefen inneren Zwietracht.



Auf der einen Seite steht mahrend das Tugendideal, auf der anderen die hemmende Angst vor Unheil. Wer also den Tugenden gemäß handeln will, der darf, was auch immer sich ihm entgegenstellt, zwar für eine Belastung, aber nicht für ein Übel halten; sein Wille soll sich fügen, er soll es ohne Widerstreben tun. Alles Tugendgemäße geschieht ohne Befehl und Zwang, ohne fälschenden Zusatz, ohne Beimischung irgendwelchen Übels.

Ich weiß, was man mir hier erwidern könnte: „Du versuchst uns einzureden, es sei kein Unterschied, ob einer in freudiger Stimmung ist oder auf der Folter liegt und seinem Folterer die Arbeit erschwert?“ - Ich könnte antworten: Auch Epikur sagt, der Weise würde, auch wenn er im Stier des Phalaris braten müsste, ausrufen: „Wie süß! Mir macht das nichts aus!“ - Darfst du dich wundern, wenn ich die Glücks-Güter beider für gleich erkläre, dessen nämlich, der sich an der Tafel zum Gastmahl gelagert hat, und dessen, der in Qualen tapferen Mutes ausharrt?<sup>162</sup>

Ist es nicht viel unglaublicher, wenn Epikur<sup>163</sup> sagt, es sei süß, sich rösten zu lassen? Meine Antwort lautet: Es ist ein sehr erheblicher Unterschied zwischen Freude und Schmerz, und handelt es sich um eine Wahl, so werde ich die erstere suchen, die andere meiden. Jene ist der Natur gemäß, diese ihr zuwider. Solange es sich um diese Beurteilung handelt, ist eine tiefe Kluft zwischen ihnen; sobald aber die Tugenden dabei in Frage kommen, so bleiben sie sich gleich, ob ihr Weg nun durch Freude oder durch Leid führt. Keinen Einfluss hat Peinigung, Schmerz oder sonstiges Ungemach. Vor den Tugenden verschwindet alles Leid. Wie der Glanz der Sonne die kleineren Lichter verdunkelt, so schlagen die Tugenden durch ihre Größe alle Schmerzen, allen Verdruss, alle Ungerechtigkeit nieder und verscheuchen sie; wohin sie leuchten, da verliert alles seine Bedeutung, was ohne sie erscheint; und alles Ungemach, das etwa den Tugenden zustößt, hat keinen größeren Einfluss auf sie als ein Platzregen auf das Meer.

Um dich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, schau auf den tugendhaften Menschen: Er wird keinen Augenblick zögern, wenn es gilt, eine ethischgute Tat zu vollbringen. Mag auch der Henker, mag auch der Folterknecht, mag auch der Scheiterhaufen vor ihm stehen, er wird nicht wanken und nicht in Betracht ziehen, was er zu leiden sondern was er zu tun habe; die edle Tat wird ihm so vertrauenswürdig sein wie ein Mann von erprobten Tugenden, sie wird ihm nützlich, sicher und ersprießlich erscheinen. Die edle, aber mit Schmerz und Qual verbundene Tat wird bei ihm in der gleichen Achtung stehen wie ein Mensch von bewährter Tüchtigkeit, der aber verarmt, oder verbannt und machtlos ist. Folge meiner Aufforderung: stelle auf die eine Seite einen tugendhaften, in der Fülle des Reichtums lebenden Menschen, auf die andere einen, der ohne jede äußere Habe alles in sich hat: beide werden gleich tugendhaft sein trotz aller Verschiedenheit ihrer äußeren Lage. Die gleiche Beurteilung gilt für die Menschen wie auch für die Dinge. Keinen höheren Preis verdienen die Tugenden in einem kräftigen und freien Körper als in einem kränklichen und gefesselten. Darum wirst du auch deinen Tugenden nicht höheres Lob zusprechen, wenn durch des

---

<sup>162</sup> Fußnote Hrsg.: Dass ein Mensch Qualen als „süß“ empfinden könnte, ist natürlich absurd. Was Seneca und Epikur sagen wollten ist meines Erachtens dies: Der freie Mensch muss für seine Freiheit und für seine Überzeugung auch mit seinem Leben (unter Lebensgefahr) einstehen können. Und die Methoden der Unterdrücker der Freiheit, die Tyrannen und Diktatoren, sind in ihren Mitteln zur Unterdrückung und Ausbeutung der Menschen nicht zimperlich. Siehe den „Stier des Phalaris“.

<sup>163</sup> Fußnote Hrsg.: Der erneute Hinweis auf Epikur ist ein weiteres Indiz, dass Lucilius mehr zur epikureischen Philosophie tendierte als zur stoischen.

Schicksals Gunst ihnen dein Körper in tadellosem Zustand als Wohnstätte zugewiesen wurde, als wenn er irgendwie verstümmelt wäre. Sonst würde es aussehen, als wollte man den Herrn nach dem Aussehen seiner Sklaven beurteilen. Denn alles, worüber des Zufalls Laune herrscht, hat Sklavenrang, Geld, Körper, Ehrenstellen, lauter haltlose, hinfällige, vergängliche Dinge ohne jede Sicherheit des Besitzes. Ganz anders die Werke der Tugenden: sie sind frei und jedem Widerstand gewachsen, nicht erstrebenswerter für den Fall, dass sie etwa vom Glück mehr begünstigt werden, oder weniger erstrebenswert für den Fall, dass sie unter Ungunst der Umstände zu leiden haben. Der Freundschaft unter den Menschen entspricht, was ihr Verhältnis zu den Dingen anbelangt, das Verlangen nach diesen. Du würdest vermutlich einen tugendhaften Mann nicht mehr lieben, wenn er reich, als wenn er arm ist, und einen starken und muskelkräftigen nicht mehr als einen schwächtigen und schwächlichen. So auch gegenüber den Dingen: Das Heitere und Friedvolle wirst du nicht mehr erstreben und lieben als das Zwiespältige und Mühevollere. Oder sollte dem so sein, so wirst du auch von zwei gleich tugendhaften Männern den schmucken und wohlgesalbten mehr lieben als den staubbedeckten und rauhen. Das wird denn schließlich zur Folge haben, dass du den in jeder Beziehung körperlich Tadellosen mehr liebst als den Schwächlichen oder den Einäugigen. Und mit der Zeit wird deine Geschmacksverirrung so weit gehen, dass du von zwei gleich gerechten und einsichtigen Männern den in vollem Haarschmuck prangenden vorzögest. Wo zwei in der Tugend einander gleich stehen, kommt die Ungleichheit in anderen Dingen nicht in Betracht. Denn alles andere gehört nicht zu den unentbehrlichen Bestandteilen, sondern ist bloßer Zusatz.

Welcher Vater würde sich zu einer so ungerechten Wertschätzung seiner Kinder verirren, dass er den gesunden Sohn etwa mehr liebte als den kranken, oder den schlanken und hochgewachsenen mehr als den kleinen, oder nicht stark emporgeschossenen? Die wilden Tiere machen keinen Unterschied unter ihren Jungen; sie bieten, auf den Boden gelagert, allen gleichmäßig die Nahrung dar; die Vögel verteilen gleichmäßig das Futter. Odysseus strebt mit gleicher Eile seinem felsigen Ithaka zu wie Agamemnon den stolzen Mauern seines Mykene. Denn niemand liebt seine Heimat, weil sie groß, sondern weil sie die seinige ist. Wozu dies alles? Um dich erkennen zu lassen, dass die Tugenden all ihre Werke wie ihre Kinder mit gleichen Augen betrachtet, dass sie allen die gleiche Liebe zuwendet und noch mehr besorgt ist für die Hilfsbedürftigen, wie ja auch die Liebe der Eltern sich mehr noch denen zuneigt, die ihr Mitleid erwecken. Auch die Tugend liebt ihre Werke, die sie angefochten und bedrängt sieht, zwar nicht in höherem Grade, nimmt sich ihrer aber doch, wie gütige Eltern, mit noch größerer Hingebung an.

Warum ist ein Glücks-Gut nicht größer als das andere? Weil es nichts Passenderes geben kann als das Passende, nichts Ebeneres als das Ebene. Du kannst nicht sagen, dies ist einem anderen mehr gleich als jenes; also ist auch nichts tugendhafter als das Tugendhafte. Ist nun das Wesen aller Tugenden gleich, so sind auch die drei Arten der Glücks-Güter gleich. Das will sagen: Maßvolles Verhalten in der Freude und maßvolles Verhalten im Schmerz stehen einander gleich.

Jener Frohsinn hat nichts voraus vor dieser Stärke des Gemüts, die unter den Qualen keinen Schmerzenslaut vernehmen lässt; jene Güter sind wünschenswert, diese bewundernswert, beide nichts desto weniger gleich, weil alles Ungemach unter der Kraft des um so gewichtigeren Guten verschwindet. Wer hier eine

Ungleichheit annimmt, der wendet seinen Blick von den Tugenden selbst ab und richtet ihn auf Äußerlichkeiten: die wahren Güter haben dasselbe Gewicht, denselben Umfang; jene falschen haben viel Nichtiges. Blendend und großartig für das Auge, erweisen sie sich doch als trügerisch, wenn man sie auf die Waagschale legt.

Ja, so ist es, mein Lucilius: was die wahre Vernunft empfiehlt, ist gediegen und unveränderlich, kräftigt den Geist und erhebt ihn zu einer Höhe, die ihm zur dauernden Heimat wird. Andererseits versetzt alles, was man gemeinhin als Übel fürchtet, die Psyche in einen Zustand bedrückender Angst und erzeugt eine Panik ganz ähnlich der, wie sie die Tiere bei Gefahr zeigen. In beiden Fällen ist es ein nichtiger Grund, der die Psyche hier erheitert, dort erschrecken lässt: Weder die Freude auf der einen, noch die Furcht auf der anderen Seite ist berechtigt. Nur die Vernunft ist unveränderlich und in ihrem Urteil unerschütterlich. Denn sie ist den Sinnen nicht untertänig, sondern deren Herrscherin.

Vernunft und Vernunft sind einander gleich wie das Richtige dem Richtigen; also auch die Tugend der Tugend. Denn die Tugend ist nichts anderes als die richtige Vernunft. Alle Tugenden sind Betätigungen der Vernunft. Dies sind sie, sofern sie richtig sind; sind sie richtig, so sind sie einander gleich. Der Beschaffenheit der Vernunft entsprechen auch ihre Handlungen; also sind alle einander gleich. Denn da sie der Vernunft gleichartig sind, so sind sie auch unter sich gleichartig.

Einander gleich aber nenne ich die Handlungen insofern als sie den Anforderungen der Moral und des Richtigen entsprechen. Gleichwohl werden sie große Verschiedenheiten zeigen je nach der Art der Gegenstände, mit denen sie es zu tun haben; da handelt es sich bald um Größeres, bald um Geringeres, bald um Glanzvolles, bald um Unscheinbares, bald um das allgemeine Interesse, bald um das nur weniger Menschen. Durchgehend aber ist das eigentlich Wertvolle an ihnen sich gleich, nämlich ihre tadellose Moral. Es steht damit so wie mit tüchtigen Menschen: Sie sind alle einander gleich, insofern sie tugendhaft sind; dabei unterscheiden sie sich aber in mancherlei Hinsicht wie z. B. im Alter, in Körpergestalt, in Lebensstellung: Der eine ist älter, der andere jünger, der eine schön, der andere hässlich, der eine reich, der andere arm, der eine hochangesehen, mächtig, bekannt in Stadt und Land, der andere den meisten unbekannt und unbemerkt. Aber insofern sie tugendhaft sind, sind sie gleich.

Über ein Glücks-Gut und ein Übel hat die reine Sinneswahrnehmung kein Urteil. Sie weiß Nützliches und Unnützes nicht voneinander zu scheiden, sie kann nur über das unmittelbar Gegenwärtige eine Meinung haben; das Zukünftige sieht sie nicht voraus, ebenso wenig wie sie sich des Vergangenen erinnert. Über etwaige Folgen weiß sie nichts. Gerade davon aber hängt die Ordnung und Folge der Dinge ab, hängt die Einheit des Lebens ab, wenn sie den richtigen Weg einschlagen soll. Die Vernunft ist also die Richterin über ein Glücks-Gut und ein Übel: Auf Fremdes und Äußeres gibt sie nichts, und was weder gut noch schlimm ist, das hat für sie nur die Bedeutung verschwindend kleiner Zugaben. Für sie liegt alles Gute in der Psyche. Gleichwohl kennzeichnet sie einige Glücks-Güter als solche ersten Ranges, die sie sich ständig als Ziel setzt, wie z. B. Sieg, gute Kinder, Wohlfahrt des Vaterlandes; andere als solche zweiten Ranges, die nur in Unglückslagen in Erscheinung treten, wie z. B. geduldiges Ertragen einer schweren Krankheit oder der Verbannung; noch andere als mittlere, die ebenso wenig der Natur gemäß als ihr zuwider sind, wie z. B. eine bedachtsame Gangart, eine anständige Haltung beim Sitzen. Denn es ist nicht weniger naturgemäß, zu

sitzen als zu stehen oder zu gehen. Die beiden höheren Arten von Gütern stehen in einem gewissen Gegensatz zueinander. Denn die der ersten Klasse sind der Natur gemäß; so die Freude an dem liebevollen Verhalten der Kinder und an der Wohlfahrt des Vaterlandes; die der zweiten Klasse sind gegen die Natur, tapferer Widerstand gegen Qualen und Ertragen des Durstes bei brennender Fieberglut.

„Also wie? Gibt es doch ein Glücks-Gut, das gegen die Natur ist?“ -  
Durchaus nicht; nur das ist zuweilen gegen die Natur, was dazu führt, dass jenes Glücks-Gut zur Wirksamkeit gelangt. Verwundet zu werden, unter Feuerglut zu sterben, von tückischer Krankheit heimgesucht zu werden, ist gegen die Natur, aber inmitten dieser Heimsuchungen ungebeugten Mutes zu bleiben, ist gemäß der Natur. Und um es kurz zu sagen, worauf ich hinaus will: Die äußeren Bedingungen, unter denen das Gute auftritt, sind zuweilen gegen die Natur, das Gute selbst niemals; denn es gibt kein Glücks-Gut, das ohne Vernunft wäre, die Vernunft aber folgt der Natur. „Was ist also die Vernunft?“ - Die Nachahmung der Natur. - „Und was ist das höchste Glücks-Gut des Menschen?“ - Sich dem Willen der Natur anzupassen.

Man kann erwidern: „Ein nie gestörter Friede ist doch ohne Zweifel glücklicher als ein unter vielem Blutvergießen hergestellter; und eine unerschütterte Gesundheit ist doch ein größeres Glück als eine aus schwerster Krankheit und Todesgefahr durch Aufbietung aller Kraft und durch geduldiges Ausharren wiederhergestellte Gesundheit. So wird es denn auch nicht zweifelhaft sein, dass die Freude ein größeres Glücks-Gut ist als der hartnäckig ausharrende Widerstand der Psyche gegen die Qualen der Wunden und des Feuers.“ - Keineswegs. Denn die Fügungen des Zufalls lassen vielfache Verschiedenheiten zu; maßgebend für die Beurteilung ist hier der Nutzen derer, die als Beteiligte in Betracht kommen. Für die Glücks-Güter dagegen ist das einzig Bestimmende die Übereinstimmung mit der Natur. Diese ist bei allen die gleiche. Wenn wir im Senat dem Antrag eines Mitgliedes beitreten, so wäre es verkehrt zu sagen: dieser stimmt mehr bei als jener; alle erklären sich für die gleiche Meinung. Dasselbe behaupte ich von den Tugenden: alle stimmen mit der Natur überein. Dasselbe behaupte ich von den Gütern: alle stimmen mit der Natur überein.

[Sieh hin auf den Tod.] Der eine stirbt als Jüngling, der andere als Greis, noch ein anderer als Knabe, dem nichts weiter vergönnt war als ein kurzer Ausblick aufs Leben; sie alle waren gleicherweise sterblich, mag auch der Tod dem einen ein längeres Leben vergönnt, dem anderen es mitten in der Blüte abgeschnitten, und noch andere gleich bei Beginn dahingerafft haben. Den einen hat der Tod an der Tafel überrascht; bei einem anderen ist der Tod eine Fortsetzung des Schlafes; mancher hat im Liebesgenuss sein Leben ausgehaucht. Im Gegensatz dazu denke auch an solche, die vom Schwert durchbohrt wurden, oder durch Schlangenbiss, durch Häusereinsturz, oder durch langandauernde, allmähliche Verkrüppelung umkamen. Das eine Ende mag besser, das andere schlimmer genannt werden: der Tod selbst ist bei allen der gleiche. Was ihr Ende verursacht, ist verschieden, ihr Ende selbst ist nur eines. Kein Tod ist größer oder kleiner: er hat bei allen dasselbe Maß, er bringt das Leben zum Abschluss. Dasselbe gilt meiner Behauptung nach von den Glücks-Gütern. Das eine Glücks-Gut erscheint unter lauter frohen Empfindungen, das andere unter traurigen und bitteren Umständen, das eine weist der Gunst des Schicksals die rechte Bahn an, das andere legt seiner Gewalttätigkeit Zügel an; beide sind gleich gut, mag auch das eine auf ebenem und weichem Boden daher schreiten, das andere auf rauem. Aller Ziel ist dasselbe: sie sind Glücks-Güter, sind lobwürdig, sind Begleiter der

Tugend und Vernunft; die Tugenden machen unter sich gleich, was sie als vollwertig anerkennen.

Und du brauchst dich nicht zu wundern, uns Stoiker für diese Lehrsätze eintreten zu sehen. Besteht doch nach Epikur das höchste Glück in der Erfüllung zweier Anforderungen: dass der Körper von Schmerz, die Psyche von jeder störenden Erregung frei sei.<sup>164</sup> Diese Güter wachsen nicht; denn welchen Wachstums ist das Vollständige fähig? Der Körper ist frei von Schmerz: was kann zu dieser Schmerzlosigkeit noch hinzukommen? Die Psyche ist in vollem Gleichgewicht und in friedlicher Verfassung: was kann zu dieser Ruhe noch hinzukommen? Wie die Heiterkeit des im reinsten Glanz strahlenden Himmels keiner weiteren Klärung mehr fähig ist, so hat der Zustand des Menschen, der Körper und Psyche in richtiger Pflege erhält und beide der Gewinnung des höchsten Glücks-Gutes dienstbar macht, seine [menschensmögliche] Vollendung erreicht. Dem Menschen bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, wenn die Psyche von Leidenschaft und der Körper von Schmerz frei ist. Gesellen sich dem noch andere Annehmlichkeiten bei, so ist das keine Vergrößerung des höchsten Glücks-Gutes, wohl aber eine Art Würze und erfreuliche Beigabe. Dieses vollendete Glücks-Gut der Menschennatur erfordert nichts weiter als den Frieden von Körper und Psyche.

Ich will dich auch noch hinweisen auf eine Einteilung der menschlichen Güter bei Epikur, die große Ähnlichkeit hat mit dieser bei uns. Es gibt nämlich für ihn Güter, die er sich vorzugsweise wünscht, wie Ruhe des Körpers unter Ausschluss von jeglichem Ungemach und ein von jeder Aufregung freier Zustand der Psyche, die ihre Freude hat an der Betrachtung ihrer [inneren geistigen] Glücks-Güter. Daneben gibt es aber auch Zustände, deren Eintritt er zwar nicht wünscht, die er aber gleichwohl lobt und billigt, wie das vorhin erwähnte geduldige Ausharren bei schwerer Krankheit, oder unter grässlichen Schmerzen, für das Epikur selbst ein Beispiel gab an jenem seinem letzten und glücklichsten Tag. Denn er sagt, er leide Qualen an der Blase und dem vereiterten Unterleib, die einer weiteren Steigerung nicht fähig seien; gleichwohl sei ihm dieser Tag ein Tag höchsten Glücks. Das kann nur bei einem der Fall sein, der sich im Besitz des höchsten Glücks-Gutes weiß. Also auch für Epikur sind das Güter, die man lieber an sich nicht erproben möchte, die aber, wenn es die Umstände so mit sich bringen, hochzuhalten, zu loben und den höchsten gleich zu schätzen sind. Man kann nicht sagen, es sei dies kein dem höchsten gleichzustellendes Gut, das den Beschluss eines glücklichen Lebens macht und dem der letzte Dank des Epikur galt.

Erlaube mir, mein bester Lucilius, eine noch kühnere Äußerung: könnten irgendwelche Glücks-Güter größer sein als andere, so würde ich diese scheinbar harten jenen weichlichen und lieblichen vorziehen, würde gerade sie als die höher stehenden bezeichnen. Denn es will mehr heißen, Schwieriges zunichte zu machen als Erfreuliches in den rechten Schranken zu halten. Ich weiß, es ist dieselbe Vernunft, welche macht, dass man dem Glück in geziemender Weise und dem Unglück mit Tapferkeit begegnet. Es kann gleich tapfer sein der Krieger, der vor dem Wall in Sicherheit die Wache hält, nicht beunruhigt durch feindliche Angriffe gegen das Lager, und der, der mit zerschmettertem Bein sich auf den Knien aufrecht erhält, ohne sich seiner Waffen zu entledigen. Der Ruf „Sei gepriesen wegen deiner Tapferkeit“ ertönt doch nur denen, die blutüberströmt aus der Schlacht zurückkehren. Daher möchte ich das höhere Lob jenen Gütern

---

<sup>164</sup> Fußnote Hrsg.: Weiteres Indiz, dass Lucilius ein Epikureer ist.

spenden, die so viel Prüfungen, so viel Tapferkeit, so starkes Ringen mit dem Schicksal erfordern. Sollte ich etwa Bedenken tragen, die verstümmelte und zusammengeschrumpfte Hand des Mucius [Scaevola] mehr zu preisen als die unverletzte des tapfersten Helden? Mit verächtlichem Blick auf den Feind und die Flammen steht er da und sieht seine Hand über dem feindlichen Lagerfeuer verkohlen, bis Porsenna, der im Herzen zwar die Strafe wünschte, aber auf den Ruhm des Mannes neidisch war, ihn vom Feuer entfernen ließ.<sup>165</sup> Was sollte mich abhalten, dies Gut [der Tapferkeit] unter die ersten zu zählen und es jenen gesicherten und der Gewalt des Schicksals entzogenen Gütern um so mehr vorzuziehen je seltener es ist, den Feind nicht mit bewaffneten sondern mit verlorener Hand zu besiegen? „Wie also?“ sagst du, „dies Glücks-Gut wirst du dir wünschen?“ - Warum nicht? Nur, wer ein solches Gut auch wünschen kann, ist imstande es zu verwirklichen. Oder sollte ich lieber wünschen, meine Glieder von einem Bedienten weichkneten zu lassen? Oder dass irgend eine Frau oder ein aus einem Mann zur Frau gewordenen Sklaven mir die Finger geschmeidig massiert? Wie sollte ich nicht den Mucius für glücklicher halten, der mit dem Feuer so umging als hätte er seine Hand dem streichelnden Sklaven dargereicht? Er machte wieder gut, was ihm fehl gegangen war; wehrlos und verstümmelt beendete er den Krieg, und mit der verkümmerten Hand überwand er zwei Könige.<sup>166</sup>

## 67. Brief

[Das Wünschenswerte beschränkt sich nicht nur auf das Erfreuliche]

Der Frühling, um mit alltäglichen Dingen zu beginnen, hat seinen Einzug gehalten, doch schon dem Sommer sich zuneigend ist er wieder lau geworden, und noch ist ihm nicht zu trauen, denn oft fällt er in den Winter zurück. Willst du hören, wie zweifelhaft er noch ist? Noch wage ich mich nicht ins frische Wasser, sondern mildere seine Kälte. „Das heißt“, sagst du, „weder Wärme noch Kälte ertragen.“ - Ja, so ist es, mein Lucilius, mein Alter hat schon genug an seiner eigenen Kälte; kann ihm doch kaum der Sommer wieder zur Wärme verhelfen. Daher verläuft mein Leben jetzt meistens in Kleiderhüllen. Ich bin dem Alter dankbar, dass es mich ans Bett fesselt. Warum sollte ich ihm hierfür auch nicht dankbar sein? Was ich nicht wollen dürfte, das kann ich auch nicht. Ich unterhalte mich meistens mit meinen Büchern. Kommt ab und zu ein Brief von dir, so ist mir, als wäre ich mit dir zusammen, und es kommt mir vor, als ob ich dir nicht schriftlich sondern mündlich antwortete. So wollen wir denn auch über die von dir angeregte Frage unsere Gedanken wie im Zwiegespräch miteinander austauschen.

Du fragst, ob jedes Gut wünschenswert sei. „Wenn es ein Gut ist,“ sagst du, „Qualen tapfer zu ertragen und ohne Furcht sich der Feuersglut preiszugeben und geduldig Krankheiten über sich ergehen zu lassen, so folgt, dass alles dies wünschenswert ist. Doch kann ich in alledem nichts sehen, was verdiente gewünscht zu werden. Ich wüsste wenigstens bis jetzt niemanden, der dem

<sup>165</sup> Fußnote Hrsg.: Was Seneca nicht wusste: Es gibt ein krankhaftes Fehlen von Schmerzen, die sog. Analgesie, die Schmerzempfindlichkeit. Sie kann sowohl durch Verletzung im Krieg als auch von einem angeborenen Gendefekt verursacht werden. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, dass Mucius Scaevola diesen Defekt besaß und auch davon wusste, sodass er keine Schmerzen verspürte, als er seine Hand über das Feuer hielt. Bei angeborener Schmerzempfindlichkeit fügen sich die Betroffenen häufig selbst schwere Schäden zu, da die warnende Wirkung des Schmerzes nicht vorhanden ist.

<sup>166</sup> Fußnote Apelt: Nämlich Porsenna, den Etruskerkönig, und Tarquinius, der durch ihn sich wieder in den Besitz der römischen Königswürde setzen wollte.

Kosmos dafür gedankt hätte, dass er mit Geißelhieben bearbeitet, oder durch Gicht verkrüppelt, oder auf die Folter gespannt worden ist.“

Unterscheide nur richtig, mein Lucilius, und du wirst einsehen, dass dabei doch etwas Wünschenswertes ist. Qualen wünsche ich mir allerdings nicht; aber komme ich in die Lage sie ausstehen zu müssen, so wünsche ich, dass ich mich dabei tapfer, ehrenwert, mutig zeige. Lieber ist es mir jedenfalls, wenn es nicht zum Krieg kommt; aber kommt es dazu, dann wünsche ich, dass ich Hunger und alles, was die Kriegsnot mit sich bringt, heldenmütig ertrage. Ich bin nicht so törricht, mir Krankheit zu wünschen; aber werde ich von einer solchen überfallen, so wünsche ich jede Spur von Unfügsamkeit und Weichlichkeit zu meiden. Nicht das Ungemach also ist wünschenswert sondern die Tugend, mit der man das Ungemach erträgt. Einige Vertreter unserer [stoischen] Schule sind der Meinung, das tapfere Ertragen aller dieser Leiden sei zwar nicht zu verwerfen, aber doch nicht wünschenswert, denn der Wunsch dürfe nur einem reinen, aller Beunruhigung und Beschwerde enthobenem Gut gelten. Dem kann ich nicht beistimmen und zwar aus folgenden Gründen. Erstens ist es undenkbar, dass etwas gut sei, aber nicht wünschenswert. Ferner: wenn die Tugend wünschenswert ist, kein Glücks-Gut aber ohne Tugend ist, so ist jedes Glücks-Gut wünschenswert. Und weiter: wenn das Ertragen von Qualen tapfer ist, so ist es auch wünschenswert. Ferner frage ich: Tapferkeit ist doch wohl wünschenswert? Und doch macht sie sich nichts aus der Gefahr, ja, fordert sie heraus. Ihre schönste und bewundernswerteste Aufgabe ist die, den Flammen nicht zu weichen, den Wunden sich ohne Scheu auszusetzen, ja zuweilen die feindlichen Geschosse, statt sie zu meiden, mit der Brust aufzufangen; ist die Tapferkeit wünschenswert, so ist es auch wünschenswert, Qualen geduldig zu ertragen. Denn das gehört zu den Aufgaben der Tapferkeit.

Aber, wie gesagt, unterscheide nur gehörig, dann wird nichts dich irre machen. Nicht Qualen zu leiden ist wünschenswert, sondern sie tapfer zu erleiden. Auf dies „tapfer“ bezieht sich der Wunsch, und dies ist eine [der vier] Tugenden. „Aber wer hat sich das je gewünscht?“ - Es gibt gewisse offene und ausdrückliche Wünsche, wenn sie sich auf bestimmte Einzelne beziehen. Andere Wünsche bergen ein gewisses Dunkel in sich, nämlich dann, wenn ein Wunsch vieles in sich begreift. So wünsche ich mir z. B. ein ehrenwertes Leben. Ein ehrenwertes Leben aber besteht aus vielfachen Handlungen. Dahin gehört der Kasten des Regulus<sup>167</sup>, Catos eigenhändig aufgerissene Wunde, des Rutilius Verbannung und jener Giftbecher, der dem Sokrates den Weg aus dem Kerker öffnete. Habe ich mir also ein ehrenwertes Leben gewünscht, so habe ich mir zugleich Verhängnisse gewünscht, ohne die dies mein Leben kein ehrenwertes sein kann [Verg. Aen. I 93]:

*dreimal selig und viermal  
Denen vor Trojas Mauern im Angesicht der Väter  
Nahte das Ziel.*

Was ist für ein Unterschied, ob du dies einem wünschst oder ob du gestehst, es sei wünschenswert gewesen? Decius opferte sich für das Vaterland: dem Pferde die Sporen gebend stürzte er sich, den Tod suchend, mitten unter die Feinde. Und ein zweiter Decius, wetteifernd mit der Tapferkeit des Vaters, stürmte, nachdem er die Weiheworte gesprochen hatte, die seinem Geschlecht schon fast zur Gewohnheit geworden war, gegen die Schlachtreihe der Feinde vor, wo sie am

---

<sup>167</sup> Fußnote Apelt: Das qualvolle Ende des Regulus in Afrika im ersten punischen Krieg, von Seneca häufig erwähnt.

dichtesten war, einzig besorgt um die Gunst der Götter, ganz erfüllt von dem Wunsch, einen rühmlichen Tod zu finden. Zweifelst du also noch? Kann es etwas Besseres geben als ein ruhmwürdiges Ende und als ein der Tugend geweihtes Werk?

Wer Qualen standhaft erträgt, ist im Besitz aller Tugenden. Vielleicht macht sich hier die Geduld allein bemerkbar und fällt besonders ins Auge; allein einen wesentlichen Anteil hat doch die Tapferkeit; sie ist der Stamm, an dem Geduld, Ausharren und Ertragen nur Zweige sind. Auch die Einsicht hat ihren Anteil; wird doch ohne sie kein Entschluss gefasst; ist sie es doch, welche uns rät, mit Aufbietung aller Tapferkeit das Unvermeidliche zu ertragen. Auch die Beharrlichkeit hat ihren Anteil, die sich nicht von ihrem Platz verdrängen lässt und ihrem Vorsatz treu bleibt, mag man ihr auch noch so sehr zusetzen. Kurz, es ist hier der ganze, unteilbare Verein der Tugenden wirksam. Jede ehrenhafte Handlung ist Werk einer einzelnen Tugend, aber nach Maßgabe des Gesamtrates. Was aber von allen Tugenden gebilligt wird, das ist wünschenswert, auch wenn es scheinbar nur von einer vollzogen wird.

Oder sollte deiner Meinung nach nur das wünschenswert sein, was sich unter Lustbarkeit und in Gemächlichkeit abspielt und zu dessen Empfang man die Türen bekränzt? Es gibt auch Güter, die kein heiteres Antlitz zeigen. Es gibt Wünsche, denen keine Gratulantenschar zujubelt, die aber Anbeter und Verehrer finden. Glaubst du, Regulus habe nicht gewünscht, wieder zu den Karthagern zu gelangen? Versetze dich in die Psyche dieses großen Mannes und mache dich zeitweise frei von den Vorurteilen der großen Menge, erfasse mit aller schuldigen Hochachtung das Bild der herrlichen und erhabenen Tugend, der wir nicht mit Weihrauch und Blumengewinden sondern mit Schweiß und Blut huldigen müssen. Richte deinen Blick hin auf den M. Cato, wie er seine unbefleckte Hand an seine reine Brust legt und die Wunde, weil sie nicht tief genug ist, wieder öffnet, Was wirst du zu ihm sagen? Ich kann mich nicht darein finden und bedaure dein Vorhaben, oder: ich wünsche dir Glück dazu?

Hierbei muss ich an unseren Demetrius denken, der ein sorgloses und allen Zufällen des Schicksals entrücktes Leben ein totes Meer nennt. Nichts zu haben, was dich aufmuntert, was dich anspornt, dessen drohender Ansturm deiner Psyche volle Festigkeit zumutet, sondern in ungestörter Muße daliegen, das ist nicht Ruhe, es ist Windstille, Der Stoiker Attalus pflegte zu sagen: „Lieber will ich unter dem Kommando des Schicksals Kriegsdienste tun, als sein Liebling sein.“ Ich leide unter den Qualen, doch ohne den Mut zu verlieren: es steht gut. Ich sehe das Eisen [das Schwert] zum Todesstoß gegen mich gezückt, doch ohne den Mut zu verlieren: es steht gut. Dazu höre auch noch den Epikur: „auch süß ist es“, wird er sagen. Was mich anbelangt, so würde ich einer von so hoher Gesinnung zeugenden und ernstesten Sache nie einen so weichlichen Namen geben. Ich stehe auf dem angezündeten Scheiterhaufen, aber ungebrochenen Mutes. Warum sollte ich das nicht für wünschenswert halten? Nicht, weil das Feuer mich verzehrt, sondern weil es nicht siegt. Nichts überragt die Tugenden an Herrlichkeit und Schönheit; was auf ihr Geheiß geschieht, ist nicht nur gut sondern auch wünschenswert.

68. Brief

[Die Muße des Weisen]

Ich billige deinen Entschluss: zieh dich zurück in die Stille der Muße, aber



lass auch um diese Muße selbst die Stille walten. Hältst du es so, dann darfst du überzeugt sein, dass du dem Beispiel der Stoiker folgst, wenn auch nicht ihrer ausdrücklichen Lehre. Und doch auch ihrer Lehre wirst du folgen. Das kannst du dir wie jedem anderen glaubhaft machen. Wir sollen nicht jedem Staat dienen und nicht immer und ohne Ende. Zudem ist der Weise nicht außerhalb des Staates, auch wenn er in der Zurückgezogenheit lebt; haben wir ihm doch einen Staat gegeben, der seiner würdig ist, nämlich die Welt. Nein, vielleicht hat er den einen Winkel nur verlassen, um in einen größeren und weiteren Raum überzugehen und, dem Kosmos nahe gerückt, zu erkennen. Was für einen niedrigen Platz er eingenommen hat, als er den kurulischen Sessel oder den Richterstuhl bestieg. Lass dir im Vertrauen gesagt sein: niemals hat der Weise mehr zu tun, als wenn sein Blick Kosmos und Erde umspannt.

Nun zurück zu dem Rat, mit dem ich begann, zu der Ermahnung nämlich, von deiner Muße kein Aufhebens zu machen. Es empfiehlt sich nicht, sie mit dem Titel der Philosophie oder der Ruhe zu belegen. Gib der Sache einen anderen Namen: nenne sie Kränklichkeit, Schwäche, Abneigung vor Geschäften. Sich der Muße zu rühmen ist ein unersprießlicher Ehrgeiz. Es gibt Tiere, die die Fußspuren rings um ihre Lagerstätte herum verwischen, um nicht aufgefunden zu werden: du musst ein Gleiches tun. Es wird nicht an Leuten fehlen, die dir nachstellen. Viele gehen an dem, was offen liegt, vorbei, während sie das Versteckte und Verborgene auskundschaften; den Dieb reizt, was unter Verschluss und Versteck liegt. Wertlos scheint, was offen liegt; an dem Unverschlossenen geht der Einbrecher vorüber. So wird es gemeinhin gehalten, und so hält es auch der Mann der niedrigsten Bildungsschicht: das Geheimgehaltene ist es, in das er einzubrechen versucht. Das Beste ist also, kein Aufhebens zu machen von seiner Muße; es sieht aber wie ein Versuch dazu aus, wenn man allzu verborgen lebt und sich den Blicken der Menschen entzieht. Der eine sucht sein Versteck in Tarent, der andere vergräbt sich in Neapel, wieder ein anderer ist viele Jahre nicht über die Schwelle seines Hauses hinausgekommen. Wer seine Muße zum Tagesgespräch werden lässt, der hat die Menge auf dem Hals.

Hast du dich zurückgezogen, so musst du nicht darauf bedacht sein, dass die Menschen von dir reden, sondern dass du mit dir selber redest. Diese Selbstunterredung aber, was soll sie zum Gegenstand haben? Was die Menschen in Bezug auf andere sehr gern tun, das tue mit dir selbst: Denke schlecht von dir. So wirst du dich gewöhnen, die Wahrheit zu sagen und zu hören. Dabei richte aber dein Augenmerk vor allem auf das, worin du dich besonders schwach fühlst. Seine körperlichen Gebrechen kennt jeder. So erleichtert der eine seinen Magen durch Brechmittel, der andere führt ihm zur Stärkung doppelte Mahlzeiten zu, wieder ein anderer entleert und reinigt den Körper durch zeitweiliges Fasten. Wer an Fußgicht leidet, enthält sich des Weines oder des Bades. Das übrige macht ihnen keine Sorge, nur eben das Übel, von dem sie öfters heimgesucht werden, wird von ihnen bekämpft. So hat unsere Psyche ihre krankhaften Seiten, die geheilt sein wollen. Und die Muße, was gibt sie mir zu tun? Ich heile, was an mir wund ist. Wenn ich dir einen geschwollenen Fuß zeigen würde oder eine blau angelaufene Hand, oder die steifen Sehnen eines kontrakten Beines, so würdest du mir erlauben, auf einer Stelle ruhig liegen zu bleiben und mich ganz der Heilung meiner Krankheit zu widmen. Größer aber ist das Übel, das ich dir nicht zeigen kann: im Herzen selbst habe ich ein Geschwür, eine Eiterbeule. Liebe mich nicht, sage nicht: „Welch ein großer Mensch! Er ist ein Verächter alles Irdischen, bricht den Stab über allen menschlichen Wahn und hat sich in die Stille zurückgezogen.“

- Nein, wen ich verurteile, ist kein anderer als ich selbst. Du hast keinen Grund, um deiner Besserung willen zu mir zu kommen. Du irrst, wenn du Hilfe von hier erhoffst; es ist nicht ein Arzt, der hier wohnt, es ist ein Kranker. Lieber wäre es mir, wenn du dich mit folgenden Worten [eines Tages von mir] verabschiedest: „Ich hielt diesen Menschen für glücklich und glaubte ihn am Ziel aller Bildung, ich war gespannt vor Erwartung. Ich habe mich getäuscht; ich sah, ich hörte nichts, wonach ich Verlangen trug, nichts, was mich veranlassen könnte meinen Besuch zu wiederholen.“ - Wenn du so fühlst, wenn du so sprichst, dann ist etwas gewonnen. Es ist mir lieber, wenn du meine Muße entschuldigst als wenn du sie beneidest.

Du wirfst mir ein: „Die Muße empfiehlst du mir, mein Seneca? Das klingt ja, als käme es aus dem Mund des Epikur.“ - Ich empfehle dir eine Muße, in der du wichtigere und schönere Dinge treiben sollst als die, von denen du dich getrennt hast. An die stolzen Pforten der Mächtigen zu klopfen, über kinderlose Greise ein Register zu führen, auf dem Forum eine wichtige Rolle zu spielen, das ist eine gehässige, kurz andauernde und bei Licht besehen verächtliche Herrlichkeit. Der eine ist mir weit überlegen an Einfluss auf dem Forum, der andere an Dienstjahren als Soldat und an dabei errungenen Ehren, noch ein anderer an Zahl der Klienten. Was will es besagen, alle Welt mich besiegen zu lassen, wenn es mir nur gelingt, das Schicksal zu besiegen. Mehr besagen will diejenige Macht, der ich als Glied des großen Haufens nicht gewachsen sein kann. O, hättest du längst schon dich entschlossen, diesem Ziel zuzustreben! Dächten wir doch an ein glückliches Leben nicht erst im Angesicht des nahen Todes! Aber auch jetzt noch gilt es nicht zu zögern. Denn vieles, was wir längst im Vertrauen auf unsere Vernunft für überflüssig und verderblich hätten halten sollen, das erscheint uns jetzt so im Vertrauen auf unsere Erfahrung.

Wir wollen es jetzt machen wie diejenigen, die sich zu spät auf den Weg gemacht haben und ihre Zeit durch Schnelligkeit wieder einholen möchten: wir wollen uns der Sporen bedienen. Unser Alter eignet sich vortrefflich zu dergleichen Bestrebungen: es hat die Zeit der Begierden bereits hinter sich, es hat die in der brausenden Jugend noch ungebändigten Leidenschaften schon gemildert, ja beinahe schon getilgt. Aber du fragst: „Wann soll es dir denn nützen, was du am Ausgang des Lebens lernst, und wo zu?“ - Dazu, dass ich als ein Besserer hinausgehe. Du darfst nicht glauben, dass irgend ein Alter geeigneter sei zur ethischen Förderung als dasjenige, das durch viele Erfahrungen und lange und häufige Zeiten der Reue über begangene Fehler gelernt hat sich zu beherrschen, und bei beruhigter Psyche den Weg zum wahren Heil gefunden hat. Dies ist die Zeit für dieses Glücks-Gut. Wer als Greis zur Weisheit gelangt, gelangt durch seine Jahre [seine Lebenszeit] zu ihr.

## 69. Brief

### [Erneute Warnung vor häufigem Ortswechsel]

Folgst du meinem Rat, so meide den häufigen Ortswechsel und das Springen von einem Wohnort zum anderen. Denn erstens verrät ein solcher Wandertrieb eine unstete Psyche. Es fehlt ihr die Ruhe zu rechter Sammlung und Festigung, wenn sie unaufhörlich um sich schaut und in die Irre geht. Willst du die Psyche in Schranken halten, so musst du zuerst dem flüchtigen Treiben des Körpers Einhalt tun. Sodann sind diejenigen Heilmittel die wirksamsten, die stetig angewendet werden. Die Ruhe darf nicht unterbrochen und die Erinnerung an das

frühere Leben nicht immer wieder geweckt werden. Lass deine Augen verlernen, lass deine Ohren dauernd vernünftiger Rede zugänglich werden. Bei jedem Schritt vorwärts wird im Gehen selbst dir mancherlei begegnen, was deine Begierden wieder wachrufen kann. Wie derjenige, der sich einer Liebe ent schlagen will, jede Erinnerung an die geliebte Gestalt meiden muss, da nichts leichter wieder aufbricht als eine Liebeswunde, so muss der, der sich der Sehnsucht nach allem entledigen will, worauf seine leidenschaftliche Begehrlichkeit gerichtet war, Augen und Ohren abwenden von dem, von dem er sich getrennt hat. Schnell erneuert die Leidenschaft ihr gefährliches Spiel. Wohin sie sich auch wendet, überall wird sie etwas sehen, das der Besitzergreifung wert ist. Wo fände sich ein Übel, das nicht seinen Reiz mit sich führte? Die Habsucht verspricht Geld, die Üppigkeit viele und große Freuden, der Ehrgeiz Purpur, rauschenden Beifall und als Frucht davon Macht, dazu alles, was ihrem Gebot untersteht. Durch solchen Lohn reizen die Laster. Hier [in der Muße] aber musst du ohne Entgelt leben.

Reicht doch kaum ein ganzes Menschenalter hin, um die, durch so lange Ungebundenheit ungebührlich angeschwollenen Laster in die Schranken zurückzuweisen und unter das Joch [der Vernunft] zu beugen. Was soll also werden, wenn wir die so kurze Zeit durch Unterbrechungen zerstückeln? Nimm irgend eine beliebige Sache: nur durch beständige Wachsamkeit und Anstrengung kann sie, und auch so kaum, zur Vollendung gebracht werden. Willst du mich hören, so sei darauf bedacht und bereit dazu, den Tod, sei es zu empfangen, sei es, wenn die Umstände es ratsam machen, ihn sogar herbeizurufen. Es macht keinen Unterschied, ob er zu uns kommt oder wir zu ihm. Von der Unrichtigkeit jenes jedem Alltagsmenschen geläufigen Wortes musst du dich selbst überzeugen: „Eine schöne Sache ist es, seines eigenen Todes zu sterben.“ - Es gibt niemanden, der nicht seines Todes stirbt. Überdies magst du nachdenken über das Wort: Es gibt niemanden, der nicht an seinem Tag stirbt. Du verlierst nichts von deiner Zeit; denn die, die du noch außerdem hast, gehört eben nicht dir.<sup>168</sup>

## 70. Brief

### [Über den freiwilligen Tod]

Nach langer Zeit habe ich dein Pompeji wiedergesehen: ich fühlte mich zurückversetzt in die Zeit meiner Jugend. Sie stand mir wieder vor Augen. Alles, was ich als Jüngling getan, es kam mir vor, als könnte ich es jetzt noch tun und als hätte ich es eben erst getan. Wir sind am Leben vorüber gefahren, mein Lucilius, und wie bei einer Meeresfahrt unserem Vergil zufolge [Aen. III, 72]:

„zurück gehen Fluren und Städte.“

So haben wir im Verlauf der rastlos eilenden Zeit zuerst unsere Kindheit dahinschwenden sehen, dann unsere Jünglingszeit, dann die zwischen Jugend- und Greisenalter liegende Zeit, die an beide grenzt, dann die besten Jahre des Greisenalters selbst, und nun nähern wir uns der Grenze, die allen Menschen gesetzt ist. Wir halten sie für eine Klippe. Wir Toren! Ein Hafen ist sie, zuweilen erstrebenswert, niemals zu verschmähen. Wer in den ersten Lebensjahren dahin verschlagen wird, darf sich eben so wenig beklagen wie der, welcher in schneller Fahrt dahin gelangte. Denn den einen hält, wie du weißt, das launenhafte Spiel der Winde zurück, ihn durch ihre ausgesuchte Trägheit bis zu völligem Überdruß ermüdend, während einen anderen eine immer frische Brise schnellstens ans Ziel

<sup>168</sup> Fußnote Apelt: Mit anderen Worten: Nur die Zeit ist dein, die du auf dein wahres Glück verwendest.

bringt. Ebenso ergeht es uns: die einen führt das Leben in raschem Verlauf dahin, wohin sie auch bei zögerndem Schritt gelangen müssten, andere macht es mürbe und gar.<sup>169</sup> Du weißt, dass das Leben nicht immer wert ist, festgehalten zu werden; denn nicht jedes Leben an sich ist ein Glücks-Gut sondern nur das ethisch reine Leben. Daher lebt der Weise nicht, so lange er kann, sondern so lange die angemessene [ethische] Handlung es erfordert. Er wird Umschau halten, mit wem und wie er leben wird und was er vornehmen wird, sein Sinnen und Denken geht nicht auf die Länge des Lebens sondern auf dessen Beschaffenheit. Tritt ihm viel Belästigendes und seine Gemütsruhe Störendes entgegen, dann wirft er die Fessel von sich, und er tut das nicht bloß in der äußersten Not, sondern sobald das Schicksal anfängt ihm verdächtig zu werden, geht er gewissenhaft mit sich zu Rate, ob er sofort ein Ende machen soll. Ihm kommt es nicht darauf an, ob er oder ein anderer sein Ende herbeiführt, ob es früher oder später eintritt. Er ist nicht in Furcht, als handle es sich um einen großen Verlust: an der Dachtraufe ist für niemanden viel verloren. Früher oder später zu sterben ist nicht von Belang; von Belang ist allein, ob du tadellos oder schimpflich stirbst. Tadellos sterben heißt der Gefahr entgehen, schlecht zu leben.

Ich halte es für eine unmännliche Äußerung, wenn jener Rhodier, den ein Tyrann in einen Käfig einsperren und wie ein wildes Tier füttern ließ<sup>170</sup>, einem, der ihm riet, sich der Nahrung zu enthalten, die Antwort gab: „Solange der Mensch lebt, darf er alles hoffen.“ - Angenommen, dies sei wahr, so ist doch das Leben nicht um jeden Preis zu erkaufen. Mag manches, was uns winkt, auch noch so groß, noch so sicher sein, so möchte ich doch nicht durch ein schimpfliches Geständnis meiner Schwäche dazu gelangen. Was von beiden soll ich lieber denken? Dass das Schicksal gegen den, welcher leben will, alles vermag, oder dass das Schicksal gegen den, welcher zu sterben weiß, nichts vermag? Doch es gibt Fälle, wo der Weise, auch wenn ihm der sichere Tod bevorsteht und er weiß, dass seine Todesstrafe beschlossen ist, seine Hand nicht hergeben wird zur Vollziehung derselben<sup>171</sup>: Für sich selbst würde er sie hergeben. Torheit ist es, aus Furcht vor dem Tode zu sterben. Er kommt der, der dich tötet; erwarte ihn. Warum hast du es so eilig? Warum machst du dich zum Vollstrecker der grausamen Anordnung eines anderen? Gönnst du es deinem Henker nicht, oder willst du ihn schonen?

Sokrates hätte durch Enthaltensamkeit seinem Leben ein Ende machen und durch Hunger statt durch Gift sterben können. Gleichwohl verbrachte er dreißig Tage im Kerker und in Erwartung des Todes, nicht etwa in der Annahme, es könne noch alles Mögliche geschehen, eine so lange Zeit gebe mancherlei Hoffnungen Raum, sondern um seine Gesetzestreue zu wahren und um seine Freunde in die Lage zu bringen, sich des Umganges mit dem an der Schwelle des Todes stehenden Sokrates zu erfreuen. Was wäre törichter gewesen als den Tod zu verachten und das Gift zu fürchten? Scribonia<sup>172</sup>, eine würdevolle Frau, war die Vaterschwester des Drusus Libo, eines jungen Mannes, der ebenso töricht wie adelsstolz mit seinen ehrgeizigen Plänen höher hinauswollte als zu jener Zeit sonst einer, oder er selbst zu irgendeiner Zeit sich zutrauen durfte. Als er in leidendem

<sup>169</sup> Fußnote Apelt: Ein der Färberei entlehntes Bild.

<sup>170</sup> Fußnote Apelt: Der Rhodier Telesphoros wurde von Lysimachos wie ein wildes Tier in einen Käfig eingesperrt. Näheres darüber siehe in der Abhandlung Senecas >Über den Zorn< [de ira] III, 17.

<sup>171</sup> Fußnote Apelt: Mit anderen Worten: Er würde nicht durch Selbstmord der Vollstreckung des Todesurteils zuvorkommen.

<sup>172</sup> Fußnote Apelt: Scribonia war die frühere Gemahlin des Kaisers Augustus.

Zustand vom Senat in einer Sänfte nach Hause gebracht worden war, mit geringem Gefolge, denn alle ihm Nahestehenden hatten ihn lieblos verlassen, als wäre er bereits tot und nicht bloß angeklagt, trat er mit den Seinigen in eine Beratung darüber ein, ob er sich den Tod geben oder ihn erwarten solle. Da sagte Scribonia: „Was hast du denn davon, wenn du anderer Geschäfte besorgst?“ - Ihre Worte hatten keinen Erfolg: er legte Hand an sich und nicht ohne Grund. Denn wer drei oder vier Tage später nach seines Gegners Entscheidung sterben soll und sein Leben noch schont, der besorgt auch die Geschäfte anderer.

Man kann also schwerlich ein schlechthin allgemeines Urteil darüber abgeben, ob man, durch äußere Gewalt mit dem Tode bedroht, sich selbst im voraus den Tod geben oder ihn erwarten soll. Denn es gibt mancherlei, was uns nach beiden Seiten ziehen kann. Wenn die eine Todesart mit Qualen verbunden ist, die andere einfach und leicht, warum soll ich mich nicht an die letztere halten? Wie ich zu einer Seefahrt mir ein Schiff und zu meiner Wohnung mir ein Haus wähle, so kann ich auch eine Todesart wählen, um aus dem Leben zu gehen. Zudem ist ja ein längeres Leben nicht unbedingt auch ein besseres, während das längere Hinausziehen des Todes [das längere Sterben] unbedingt das schlimmere ist. Es gibt nichts, worin wir so sehr der Stimmung der Psyche Rechnung tragen müssen, als den Tod [richtiger: als das Sterben]. Wähle die Psyche sich ihren Ausweg gemäß dem Umstand, der sie treibt; mag sie nach dem Schwert greifen, oder nach einem Strick, oder nach einem die Adern durchdringenden Gifttrank, gleichviel, sie zerreißt ohne Zögern die Ketten der Knechtschaft! Für das Leben muss jeder auch Rücksicht nehmen auf die Zustimmung anderer, den Tod bestimme er ganz nach eigener Wahl; je mehr nach eigener Überzeugung, um so besser. Ein Tor, wer sich Gedanken macht wie diese: „Der eine wird mir mangelnden Mut, der andere Übereilung vorwerfen, ein dritter wird sagen, es hätte doch irgend eine beherztere Todesart gewählt werden können.“ - Lass dich nicht irre machen! Nur der Entschluss ist wirklich der deinige, mit dem das Gerede der Leute nichts zu tun hat. Dein Augenmerk sei allein darauf gerichtet, dich so schnell als möglich der Gewalt des Schicksals zu entziehen. Ohnehin wird es an Leuten nicht fehlen, die über deine Tat ungünstig urteilen.

Es finden sich sogar Vertreter der Philosophie, die ein gewaltsames Lebensende für unerlaubt erklären und es für eine Schandtat halten, sein eigener Mörder zu werden: man müsse des Ausganges harren, den die Natur bestimmt hat. Wer so spricht, sieht nicht, dass er der Freiheit den Weg versperrt. Wie hätte das Naturgesetz besser verfahren können als so, dass es uns nur einen Eingang ins Leben gab, Ausgänge aber viele. Soll ich wirklich auf die Grausamkeit einer Krankheit oder eines Menschen warten, während es in meiner Macht steht, allen Qualen aus dem Weg zu gehen und mich aller Widerwärtigkeiten zu entschlagen? Dies ist das einzige, das uns keinen Grund gibt, über das Leben zu klagen: es hält niemanden fest. Es ist ein Trost für uns Menschen, dass niemand unglücklich ist, außer durch eigene Schuld. Gefällt dir das Leben, so lebe; gefällt es dir nicht, so kannst du wieder hingehen, woher du gekommen bist [zur Aether-Region]. Um die Kopfschmerzen los zu werden, hast du schon öfters Blut gelassen. Um die Körperfülle zu vermindern, wird dir zu Ader gelassen. Es ist nicht nötig, die Brust durch eine weit klaffende Wunde zu spalten: ein Messerchen genügt, den Weg zu bahnen zu jener herrlichen Freiheit, ein einziger Stich sichert uns die sorglose Ruhe.

Was ist es also, was uns träge und schlaff macht? - Keiner von uns denkt daran, dass er doch einmal diese Wohnung verlassen muss. Daher sehen sich alte

Mietsleute durch die Gewohnheit an liebgewordene Örtlichkeit gefesselt, trotz aller Unzuträglichkeiten. Willst du dich unabhängig machen von diesem Körper? Dann bewohne ihn als ein zur Auswanderung Bereiter. Stelle dir vor, dass du einst auf diese Gemeinschaft verzichten musst; dann wirst du mutiger sein, wenn es gilt ihn zu verlassen. Doch wie sollen diejenigen an ihr Ende denken, deren Begehrlichkeiten bei allem ins Endlose gehen? Nichts erfordert so dringend unser Nachdenken. Für andere Dinge übt man sich vielleicht ganz überflüssigerweise. Man hat sich innerlich auf die Armut vorbereitet; aber der Reichtum ist nicht von uns gewichen. Wir haben uns gerüstet zum Kampf gegen den Schmerz als einen verächtlichen Gegner; allein die glückliche Veranlagung unseres unverletzten und gesunden Körpers verlangte nie von uns eine Probe dieser Tugend. Wir haben es uns zur Vorschrift gemacht, bei schmerzlichen Todesfällen das Leid tapfer zu bekämpfen; aber all unsere Lieben hat das Schicksal am Leben erhalten. Jene Vorbereitung dagegen [die auf den Tod] ist die einzige, für deren Erprobung der entscheidende Tag mit Bestimmtheit erscheinen wird.

Man glaube nicht, nur gemütsstarke Menschen hätten die Kraft, die Bande der menschlichen Knechtschaft zu sprengen. Man meine nicht, dergleichen könne nur von einem Cato geschehen, der mit bloßer Hand dem Leben den Ausgang verschaffte, den er mit dem Schwert nicht hatte erzielen können. Menschen niedrigster Herkunft haben sich mit feurigem Ungestüm in dieser Hinsicht zu sichern gewusst, und da sie nicht nach ihrem Wunsche sterben und sich die Werkzeuge dazu nicht nach Belieben auswählen durften, so griffen sie nach allem, was ihnen gerade in die Hand kam, und machten mit ihrer Kraft zu Waffen, was von Natur nicht schädlich ist.

Kürzlich trat im Tierkampf ein Germane, der für das Vormittagsspiel bestimmt war, angeblich zur Befriedigung eines Bedürfnisses aus; es gab für ihn sonst keinen Ort, wohin er ohne Begleiter sich hätte entfernen können. Dort stieß er sich die zur Beseitigung des Unrates mit einem Schwamm versehene Holzstange tief in die Kehle hinein und gab infolge dieser Versperrung der Luftröhre den Geist auf. Das hieß dem Tod Hohn antun. Recht so. Allerdings, Sauberkeit und Anstand kommen dabei zu kurz. Aber was wäre törichter als beim Tode nach Anstand zu fragen? Heil diesem Helden, der würdig gewesen wäre, seinen Tod sich wählen zu dürfen! Wie tapfer hätte er das Schwert gehandhabt, wie mutig hätte er sich in die Tiefe des Meeres oder in den Abgrund einer Felsenschlucht gestürzt! Aller Hilfe beraubt fand er doch den Weg, sich zum alleinigen Herrn über seinen Tod und die dazu dienliche Waffe zu machen, zum Beweis, dass es zum Tode kein Hemmnis gibt als den Willen. Urteile jeder nach Gutdünken über die Tat dieses trotzig entschlossenen Mannes; aber so viel steht fest: Der schmutzigste Tod ist der saubersten Knechtschaft vorzuziehen.

Einmal hineingeraten in das Fahrwasser der den niederen Schichten entnommenen Beispiele, will ich dabei auch bleiben. Denn jeder wird an sich selbst höhere Anforderungen stellen, wenn er sieht, dass der Tod auch von den Verachtetsten verachtet werden kann. Einen Cato, einen Scipio und wie sie sonst heißen, deren Namen wir mit Bewunderung zu hören gewohnt sind, halten wir für erhaben über alle Nachahmung. So will ich denn zeigen, dass nicht weniger Beispiele dieser Tugend [der Tapferkeit] bei dem Schauspiel der Tierkämpfe vorkommen als bei führenden Männern im Bürgerkrieg. Als kürzlich ein für die Tierkämpfe Bestimmter unter starker Bewachung auf einem Karren zu diesem Morgenspiel gefahren wurde, stellte er sich, als ob er von Müdigkeit überwältigt, eingenickt wäre und senkte seinen Kopf so tief, bis er in die Speichen des Rades

geriet, wobei er so lange auf seinem Sitze ausharrte, bis er durch den Umschwung des Rades das Genick brach. Derselbe Karren, der ihn zu dem tödlichen Spiel führen sollte, verhalf ihm zur Flucht vor demselben.

Nichts steht dem im Weg, der sich seiner Lage [durch Tod] entziehen will. Die Natur hält uns in ihrer Obhut, lässt uns aber reichliche Freiheit. Wem seine bedrängte Lage es noch erlaubt, der suche einen leicht erträglichen Ausgang; wem mehrere Mittel zur Hand sind, um sich in Freiheit zu setzen, der treffe eine Auswahl und erwäge, welches das Beste ist, um zur Freiheit zu gelangen; für wen sich aber nur schwer eine Gelegenheit finden will, der greife zum Erstbesten, mag es auch ungewöhnlich, mag es auch unerhört sein. Wem zum Tod der Mut nicht fehlt, der wird dazu auch Erfindungsgabe genug haben; siehst du doch, wie auch die Sklaven niederster Sorte, wenn ihre traurige Lage sie zu dem Äußersten antreibt, sich ermannen und die strengsten Wächter täuschen. Der ist ein starker Mensch, der den Tod nicht nur über sich verhängt, sondern auch die Art desselben zu finden weiß.

Ich habe dir aus dem gleichen Milieu mehrere Beispiele versprochen. Bei der zweiten Aufführung der Seeschlacht<sup>173</sup> stieß sich einer der Barbaren die Lanze, die er zum Kampf gegen die Feinde empfangen hatte, tief in die Kehle. Er sagte sich: „Warum, warum entziehe ich mich nicht schon längst jeder Macht, jedem Hohn? Jetzt habe ich eine Waffe, warum warte ich noch auf den Tod?“ Dieses Schauspiel war um so großartiger, je ehrenvoller es für den Menschen ist, rechter zu sterben als töten zu lernen. Wie steht es also? Einen Mut, den die Vertreter der niedrigsten und gefährlichsten Menschenschicht besitzen, sollen diejenigen nicht haben, die sich für solche Fälle durch anhaltendes Nachdenken unter Führung der Vernunft, dieser Lehrerin aller Dinge, gerüstet haben? Sie, die Vernunft, lehrt uns, dass das Schicksal mancherlei Eintrittsweisen in das Leben gestattet, dass das Ziel aber das gleiche ist und dass es nichts ausmacht, welches der Ausgangspunkt dessen sei, was da kommt.

Eben diese Vernunft rät uns, wenn es angeht, nach unserer Wahl zu sterben, im anderen Fall aber nach Maßgabe dessen, was in unserer Macht steht, und jedes sich bietende Mittel zu benutzen, um uns Gewalt anzutun. Es ist ein Unrecht, von Raub zu leben, aber nichts schöner als durch das zu sterben, was man durch Raub in seine Gewalt gebracht hat.

## 71. Brief

[Die vier stoischen Tugenden sind die höchsten Glücks-Güter]

Immer wieder fragst du mich über Einzelheiten um Rat, ohne zu bedenken, dass ein weites Meer uns trennt. Da nun bei einem Rat viel auf die Zeit ankommt, so ist es unvermeidlich, dass du meine Meinung über manche Dinge erst dann erfährst, wenn es bereits richtiger wäre, das Gegenteil zu raten. Unsere Ratschläge richten sich ja doch nach den Umständen. Diese aber sind in beständigem Fluss, oder, besser gesagt, in beständigem Wandel. Also muss der Rat ein Erzeugnis des Tages sein, und auch dann kommt er manchmal schon zu spät; er muss, wie man zu sagen pflegt, uns unter den Händen entstehen. Wie er aber zu finden ist, will ich dir zeigen.

Jedesmal, wenn du dich fragst, was man zu meiden oder was man zu erstreben habe, richte deinen Blick auf das höchste Glücks-Gut als auf das

<sup>173</sup> Fußnote Apelt: Wohl die im Jahr 64 von Nero auf dem Marsfeld veranstaltete zweite Seeschlacht.

eigentliche Ziel deines ganzen Lebens. Denn was wir auch vornehmen mögen, es muss mit diesem in Einklang stehen. Will man das Einzelne richtig anfassen, so muss einem schon der Endzweck des Lebens klar vor Augen stehen. Ein Maler mag alle Farben bereit haben, von einem Gelingen des Bildes kann doch nur dann die Rede sein, wenn er bestimmt weiß, was er malen will. Das ist die Hauptquelle unserer Fehler, dass wir alle bei unseren Entschlüssen das Leben immer nur stückweise in Betracht ziehen, niemals das Ganze. Wer einen Pfeil entsenden will, muss sein Ziel kennen und demgemäß den Bogen so handhaben, dass der Pfeil die angemessene Richtung bekommt. Unsere Ratschläge verfehlen oft ihr Ziel, weil sie kein bestimmtes Ziel haben. Wer nicht weiß, welchem Hafen er zusteuern soll, für den gibt es keinen günstigen Fahrwind. Allerdings spielt in unserem Leben der Zufall eine erhebliche Rolle, denn wir leben meistens nach dem Zufall. Manchen Menschen begegnet es auch, nicht zu wissen, dass sie etwas wissen. Häufig suchen wir Leute, die in unserer unmittelbaren Nähe stehen; so wissen wir häufig nicht Bescheid über das höchste Glücks-Gut, das uns als Endzweck vorschweben soll.

Es bedarf nicht vieler Worte und großen Umschweifes, um dir das Kennzeichen des höchsten Glücks-Gutes klar zu machen; ich brauche nur sozusagen mit dem Finger darauf zu zeigen und kann mir eine eingehende Zergliederung sparen. Denn wozu bedarf es einer Zerlegung ins Einzelne? Kannst du doch einfach sagen: das höchste Glücks-Gut ist das Ethischgute. Und, was du noch auffallender finden wirst: das Ethischgute ist das einzige Glücks-Gut, die übrigen sind falsche und unechte Glücks-Güter. Ist dir dies zur festen Überzeugung geworden, und hast du die [vier stoischen] Tugenden innig lieb gewonnen, denn bloße Liebe genügt hier nicht, so wird alles, was durch sie dir zuteil werden, zum Vorteil und Glück gereichen, was auch immer andere darüber denken mögen. Dies trifft selbst auf Qualen zu, wenn deine Psyche in sich nur mehr Frieden hat als die des Folterers, und auf Krankheiten, wenn du dem Schicksal nicht fluchst und dem Übel nicht nachgibst. Kurz alles, was den anderen als Unglück erscheint, wird sich mildern und zum Guten umwandeln, wenn du dich darüber zu erheben weißt. Nur darüber darf kein Zweifel bestehen, dass es kein Glücks-Gut gibt außer dem Ethischguten; und alles Ungemach, wenn die Tugenden es adeln, darf mit vollem Recht ein Glücks-Gut genannt werden. Es fehlt nicht an solchen [Philosophen], denen, was wir [Stoiker] versprechen, über das dem Menschen Mögliche hinauszugehen scheint. In ihrer Art haben sie recht: ihr Blick ist nur auf das Körperliche gerichtet. Aber wenden sie sich wieder der Psyche zu, dann werden sie den Menschen an der Gottheit [der Stoiker, dem Aether-Logos, alias dem Naturgesetz] messen.

Erhebe dich, mein trefflicher Lucilins, gib dich nicht länger ab mit dieser Spielerei mancher Philosophen, welche die erhabenste Sache zu einer Art Silbenstecherei machen, und durch ihre kleinliche Schulmeisterei die Psyche niederdrücken und ihre Kraft zuschanden machen. Werde den erfinderischen Denkern ähnlich, welche die [stoische] Philosophie ins Leben gerufen haben, nicht denen, die als Lehrmeister derselben auftreten und es mehr darauf anlegen, dass sie [die stoische Philosophie] schwer als dass sie groß erscheint. Sokrates, der die ganze Philosophie auf die moralische Ertüchtigung zurückführte und es für die Krone der Weisheit erklärte, dass man Gutes und Böses richtig zu unterscheiden wisse, sagt: „Wenn du auf meinen Rat etwas gibst, so folge, um dich des Lebensglückes teilhaftig zu machen, jenen alten Meistern und mache dir nichts daraus, dass du manchem als Tor erscheinst. Mag dir, wer da will, Schimpf



und Schaden antun, es wird dir doch kein Leid widerfahren, wenn nur die Tugenden mit dir sind. Wenn du glücklich sein willst, wenn du nach bestem Wissen und Gewissen ein Mensch von tadelloser Moral sein willst, so lass ruhig die Verachtung dieses oder jenes Toren über dich ergeben.“ - Doch das wird nur dem Menschen gelingen, der selbst zuvor alles verachtet, der alle materiellen Güter für nichtig erachtet, weil kein Glücks-Gut ohne Tugenden und die Tugenden in allen gleich sind.

Wie also? Es soll kein Unterschied sein, ob Cato Prätor wird oder durchfällt? Es soll kein Unterschied sein, ob Cato in der Schlacht bei Pharsalus besiegt werde oder siege? Wenn er trotz der Niederlage seiner Partei unbesiegt bleibt, ist ihm dies Gut gleich hoch anzurechnen, als wenn er als Sieger und Friedensstifter in die Vaterstadt zurückgekehrt wäre ?" - Warum nicht? Denn es sind die gleichen Tugenden, welche über das Unglück Herr und des Glücks ordnender Meister wird. Die Tugenden können aber nicht größer oder kleiner werden; sie haben nur eine Größe.

„Aber Cnaeus Pompeius wird sein Heer verlieren, und jene herrliche Zierde des Staates, der Vorkämpfer der Pompejanischen Partei, der waffenstarrende Senat, wird in einer einzigen Schlacht zu Boden sinken, und die Zertrümmerung des gewaltigen Reiches wird ihre Spuren über den ganzen Erdkreis verbreiten: in Ägypten, in Afrika, in Spanien werden die verheerenden Folgen sichtbar werden. Nicht einmal das soll dem beklagenswerten Staat vergönnt sein, dass er auf einmal stürzt.“ - Mag auch dies alles geschehen, mag auch Juba seine Ortskenntnis im eigenen Reich so wenig nützen wie die beharrliche Tapferkeit seiner Numidier für ihren König, mag selbst die Treue der Bürgerschaft von Utica versagen, durch das Unglück erschüttert, und Scipio in Afrika sich von dem Glück seines Namens im Stich gelassen sehen: es ist längst schon dafür gesorgt, dass dem Cato kein Schaden widerfährt. - „Aber er wurde doch besiegt.“ - Das steht auf demselben Blatt wie seine Wahlniederlagen. Wenn ihm die Siegeshoffnung fehl schlug, so wird er das mit demselben edlen Gleichmut ertragen wie das Fehlschlagen seiner Bewerbung um die Prätur. Am Tag seiner Wahlniederlage spielte er Ball [auf dem Marsfeld]; in der Nacht, die er für seinen Tod bestimmt hatte, stärkte er seine Psyche durch Lektüre. Verzicht auf die Prätur und der Austritt aus dem Leben galten ihm gleich. Mit allen Schicksalsfügungen muss man sich abfinden: das war seine unumstößliche Überzeugung. Warum sollte er die Umwandlung der Staatsverfassung [von der Republik zur Diktatur] nicht tapfer und gleichmütig ertragen? Denn was ist ausgenommen von der Gefahr einer Veränderung? Die Erde nicht, der Kosmos nicht, nicht dieser ganze Weltenbau, der unter der Leitung des Aether-Logos steht. Nicht immer wird er diesen wohl geregelten Zustand behalten, sondern der Tag wird kommen, der diesen Drehbewegungen [der Planeten] ein Ende macht. Alles hat seine bestimmte Zeit; alles muss werden, wachsen und vergehen. Alle Sterne, die du über uns hinwegziehen siehst, und diese gleichsam unerschütterliche Erdenmasse, auf die wir gestellt sind und mit der unser Dasein verflochten ist, sie gehen dem Tag ihrer Reife und ihres Endes entgegen. Alles hat sein bestimmtes Alter; in ungleichmäßigen Abständen führt die Natur alles dem gleichen Ende zu. Alles, was ist, wird nicht bleiben, doch wird es nicht untergehen sondern aufgelöst werden. Für uns [Menschen] bedeutet diese Auflösung soviel wie Untergang, denn unser Blick ist nur auf das Nächste gerichtet; auf das, was weiter hinaus liegt, blickt unser stumpfes und dem Körper untätiges Auffassungsvermögen nicht hin. Sonst würde man mutiger sein und das Ende der Seinigen standhafter ertragen, wenn man nämlich zuversichtlich

glaubte, dass, wie all das Genannte, so auch Leben und Tod nur wechselnde Erscheinungsformen sind und dass, was durch Zusammensetzung entstanden ist, auch wieder aufgelöst wird, und was aufgelöst wurde, auch wieder zusammengesetzt wird, und dass eben dies der Wirkungskreis des mit seiner ewigen Kunst alles leitende Aether-Logos ist.

So wird denn ein Marcus Cato, wenn er den Weltenlauf mit seinem Geist überschaut, sagen: „Das gesamte Menschengeschlecht, das gegenwärtige so gut wie das künftige, ist zum Tode verurteilt. Alle Städte, die irgendwo zu herrschender Stellung gelangen oder hervorragende Zierden fremder Reiche sind, sie werden auf verschiedene Weise ihren Untergang finden und kaum eine auffindbare Spur ihres einstigen Daseins hinterlassen. Die einen werden durch Kriege dahinsinken, die anderen wird Trägheit und ein zur Schlawheit führendes Friedensleben, sowie Üppigkeit, die so gefährliche Begleiterin großer Macht, zu Fall bringen. All diese fruchtbaren Gefilde wird ein plötzlicher Einbruch der Meereswogen verschwinden lassen, oder ein Einsturz des sinkenden Bodens in einem unvermutet sich öffnenden Hohlraum begraben. Wie sollte es mir also Verdruss oder Schmerz machen, wenn ich mir vor dem allgemeinen Untergang einen kleinen [zeitlichen] Vorsprung verschaffe?“

Eine große Psyche gehorcht der Gottheit [dem Aether-Logos] und lässt, was das Weltgesetz gebietet, über sich ergehen, ohne zu zögern: sie wird entweder entlassen zu einem besseren Leben, um in kosmischer Umgebung ein lichter und ruhevolleres Dasein zu führen, oder wenigstens, jedes Ungemachs enthoben, mit der Natur wieder vermischt werden und ins Ganze zurückkehren. So ist also des Marcus Cato tugendhaftes Leben kein größeres Glücks-Gut als sein tugendhafter Tod, denn die Tugenden sind keiner Steigerung fähig. Sokrates erklärte Wahrheit und Tugend für ein und dasselbe; die eine duldet so wenig eine Zunahme wie die andere. Den Tugenden fehlt also zur Vollkommenheit nichts: sie sind vollständig.

Du hast also keinen Grund dich zu wundern, dass die Glücks-Güter gleich sind, sowohl die, die vorsätzlich zu erstreben sind, wie die, welche uns aus der Hand des Schicksals geboten werden. Denn wolltest du in dieser Beziehung Ungleichheit gelten lassen und etwa das tapfere Ertragen von Schmerzen zu den kleineren Gütern rechnen, dann musst du sie auch zu den Übeln rechnen und müsstest einen Sokrates unglücklich nennen, weil er im Kerker weilte, einen Cato unglücklich, weil er die Wunde, die er sich mutig beigebracht hatte, mit noch größerem Mut wieder aufriss, bejammernswerter aber als alle anderen den Regulus, der für seine auch dem Feind bewährte Treue büßen musste. Aber dies zu behaupten hat noch niemand den Mut gehabt, auch der verwöhnteste Weichling nicht. Denn sie wollen ihn zwar nicht für glücklich gelten lassen, ihn aber doch auch nicht unglücklich nennen.

Die alten Akademiker räumen zwar ein, dass man auch unter solchen Martern glücklich sein könne, aber doch nicht vollständig und nicht ohne Abzug: ein durchaus unzulässiger Standpunkt. Denn wer nicht glücklich ist, ist nicht im Besitz des höchsten Glücks-Gutes. Das höchste Gut duldet keine Stufe über sich; was es fordert, ist dies, dass die Tugenden ihm innewohnen, dass diese durch keine Widerwärtigkeit gemindert werden und voll erhalten bleiben, auch bei verstümmeltem Körper; und sie leisten dies. Denn ich rede hier von jenen beherzten und erhabenen Tugenden, für die jede Widerwärtigkeit nur ein neuer Ansporn ist. Das ist die Sinnesart, die oft an edel veranlagten Menschen hervortritt, die, hingerissen von Begeisterung für irgend ein herrliches Ziel, alle

zufälligen Hemmnisse verachten. Glaube mir, die Weisheit ist es, die uns diese Sinnesart einflößen und zu eigen machen wird. Sie wird uns zu der Überzeugung verhelfen, das einzige Glücks-Gut sei die moralische Tüchtigkeit, und diese lasse keine Änderung zu, weder nach Seiten der Schlaffheit, noch nach Seiten der Straffheit, so wenig wie der Richtstab gebeugt werden kann, mit dem man eine gerade Linie prüft. Jede Veränderung an ihm bedeutet einen Verstoß gegen das Gerade. Dasselbe behaupten wir von der Tugenden. Auch ihre Richtung ist die gerade Linie, die keine Biegung duldet. Starr, wie sie ist und bleiben wird, wie wäre sie einer weiteren Steigerung fähig? Sie ist das Richtmaß für alles, für sie gibt es keines. Kann sie selbst nicht gerader werden, so kann auch das, was durch sie geschieht, an Geradheit nicht voneinander verschieden sein; dann alles Gerade muss ihr entsprechen: es herrscht also Gleichheit.

„Wie?“ fragst du, „als Gast an der Tafel zu liegen oder sich foltern zu lassen wäre gleich?“ - Darüber wunderst du dich? Wundere dich noch mehr über folgende Behauptung: an der Tafel zu liegen ist ein Übel, auf der Folter zu liegen ein Gut, sofern jenes erstere in Schanden, dieses in Ehren geschieht. Nicht die Umstände machen diese Dinge zum Gut oder zum Übel, sondern die Tugenden. Wo diese in Erscheinung treten, da hat alles dasselbe Maß, denselben Preis. Da droht mir einer mit der Faust vor den Augen, der aller Menschen Sinnesweise nach der seinigen beurteilt und mir nicht glauben will, das Gut dessen, der ehrenhaft richtet, und dessen, der ehrenhaft die Gefahr besteht, sei das gleiche, der nicht glauben will, das Gut dessen, der triumphiert, sei das gleiche wie dessen, der ungebeugten Sinnes vor dem Triumphwagen zur Schau gestellt wird. Diese Leute glauben eben, was sie nicht tun können, das geschehe überhaupt nicht: ihrer eigenen Schwäche entlehnen sie den Maßstab, nach dem sie die [vier stoischen] Tugenden beurteilen. Was wunderst du dich, wie man sich die Bedrängnis durch Feuer, durch Wunden, durch Scharfrichter, durch Fesseln gefallen lässt, ja mitunter sogar seine Freude daran hat? Für den Schlemmer ist Genügsamkeit eine Strafe, für den Faulpelz harte Arbeit gleichsam ein Todesurteil, der Lüstling bemitleidet den tätigen Geschäftsmann, dem Trägen ist geistige Anstrengung eine Qual. Wir halten das, wozu wir alle schwach sind, für hart und unerträglich, ohne daran zu denken, für wieviele es schon eine Folter ist, nur auf den Weingenuss zu verzichten oder beim ersten Sonnenstrahl geweckt zu werden. Lauter Dinge, die nicht schwer sind von Natur, sondern weil wir schlaff und entnervt sind. Großes will nicht mit kleinlichem Sinne beurteilt sein, sonst fällt die Schuld scheinbar auf die beurteilten Dinge, nicht auf uns, denen sie zukommt. So erweckt der geradeste Stab, den man ins Wasser hält, bei den Zuschauern den Schein des Geknickten und Gebrochenen. Beim Sehen kommt es nicht nur auf das Was an, sondern auch auf das Wie. Unser Geist tappt in der Finsternis bei seinem Suchen nach der Wahrheit.

Ruf einen unverdorbenen, geistesfrischen Menschen herbei; er wird erklären, dass der Mensch, der eine volle Last von Widerwärtigkeiten auf seinem unbeugsamen Nacken trägt, der über das Schicksal erhaben ist, ihm als der glücklichere erscheint. Es ist nichts Wunderbares, im Zustand gänzlicher Ruhe seinen Gleichmut zu behaupten; aber den magst du bewundern, der sich hoch aufrichtet, wo alle anderen niedergedrückt werden, der steht, wenn alle anderen am Boden liegen. Was ist das Schlimme bei Schmerzen und bei allem anderen, was wir als Widerwärtigkeiten bezeichnen? Nichts anderes, denke ich, als dass der Geist in sich zusammenbricht, geknickt wird und unterliegt. Alles Dinge, die einem Weisen nie begegnen können; er steht aufrecht unter jedem noch so

schweren Druck. Nichts macht ihn kleiner; nichts von allem, was er ertragen soll, erweckt sein Missfallen. Denn alles, was den Menschen treffen kann, lässt der Weise ohne Klage über sich ergehen. Er kennt seine Kraft, er weiß, dass er der Last gewachsen ist.

Ich mute dem Weisen nichts Übermenschliches zu, ich behaupte nicht, dass er wie ein Fels von jedem Schmerzgefühl frei ist. Ich weiß sehr wohl, dass er aus zwei Teilen besteht: der eine ist vernunftlos, der ist es, der gekränkt, gebrannt, gequält werden kann; der andere ist vernünftig; ihm gehören die unerschütterlichen Grundsätze an, er kennt keine Angst, keine Übermacht. In ihm hat jenes höchste Glücks-Gut des Menschen seine Stätte. Solange es noch nicht zu voller Reife gelangt ist, haftet der Psyche noch etwas Schwankendes an; ist die Reife aber erreicht, so ist damit auch die unerschütterliche Festigkeit des höchsten Gutes begründet. Daher wird der Anfänger auf dem Weg zum Höchsten, wird der Verehrer der Tugenden, auch wenn er sich schon dem höchsten Glücks-Gut nähert, ohne indes noch die letzte Hand daran gelegt zu haben, bisweilen auch noch einen Rückschritt machen und etwas nachlassen in der Anstrengung seiner Psyche. Denn noch ist er nicht über das Ungewisse hinaus, auch jetzt noch bewegt er sich auf schwankendem Boden. Der Glückliche aber, der Mensch von vollendeten Tugenden, hat an sich das größte Wohlgefallen, wenn er die stärkste Probe seines Mutes abgelegt hat; was andere fürchten, erträgt er nicht nur, sofern es der Preis für irgend welche angemessene Handlungen ist, sondern drückt es förmlich an seine Brust und will lieber sich „um so viel besser“ nennen lassen, als „um so viel glücklicher“.

Ich komme nun auf den Punkt zu reden, auf dessen Erörterung du schon längst gespannt bist. Unsere Tugenden sollen nicht in den Verdacht kommen, dass sie die Grenzen der [menschlichen] Natur überschreiten. So höre denn: Der Weise ist den Anfällen von Zittern, von Schmerz, von Erbleichen [von Panik] nicht frei. Denn das sind alles körperliche Empfindungen. Wo hat also das Unglück, wo das wahre Übel seinen Sitz? Nirgends anders als in der Psyche, sofern diese durch sie niedergedrückt, zum Bekenntnis ihrer Hingabe an die Dienstbarkeit gebracht und zur Unzufriedenheit mit sich selbst geführt wird. Der Weise überwindet das Schicksal durch seine Tugenden, aber es hat genug Bekenner der Weisheit gegeben, die bei den leisesten Bedrohungen in [panischen] Schrecken versetzt wurden. Hier liegt der Fehler auf unserer Seite; denn wir fordern vom Anfänger soviel wie vom Weisen.

Ich [Seneca meint sich selber] will mir das Lobenswerte erst noch aneignen, noch bin ich nicht im Besitz desselben. Und wäre das letztere mir auch eben schon gelungen, so wäre das Errungene doch noch nicht in solcher Bereitschaft und mir so geläufig, dass es für alle Fälle Schutz böte. Wie die Wolle gewisse Farben gleich auf das erste Mal annimmt, während sie andere erst nach öfterer Einweichung und Durchkochung in sich einsaugt, so ist die Psyche auf gewissen Wissensgebieten, wenn sie sie einmal in sich aufgenommen hat, auch sofort völlig leistungsfähig; dasjenige Wissen aber, um das es sich hier handelt, muss schon tief eingedrungen sein und sich lange festgesetzt haben, der Psyche nicht nur seine Farbe mitgeteilt, sondern sie ganz durchdrungen haben, wenn es [das Wissen] irgend etwas von dem leisten soll, was es versprochen hatte. Diese Lehre lässt sich ohne weiteres mit ganz wenigen Worten so geben: das einzige Glücks-Gut sind die [vier stoischen] Tugenden; ohne die Tugenden ist wenigstens kein Glücks-Gut denkbar, und die Tugenden selbst haben ihren Sitz in unserem besseren, das heißt in unserem vernünftigen Teil. Diese Tugenden, was bewirken sie? Ein wahres und

unverrückbares Urteil. Dieses ist bestimmend für die Regung der Psyche, von ihm erhält jegliche Erscheinung, die uns anregt, die erforderliche Klarheit. Diesem Urteil gemäß wird man alle Handlungen, die mit den Tugenden in Berührung stehen, nicht nur für gut, sondern auch für einander gleich erklären. Was aber die Güter des Körpers anbelangt, so sind sie zwar gut für den Körper, aber sie sind keine unbedingten Güter. Sie haben zwar einen gewissen Wert, aber Würde kommt ihnen nicht zu. Sie werden große Unterschiede unter sich zeigen, werden teils kleiner, teils größer sein. Selbst bei den strebsamsten Schülern der Weisheit können wir nicht umhin, große Unterschiede zu machen. Der eine hat es erst so weit gebracht, dass er es wagt, dem Schicksal frei ins Auge zu schauen, aber nicht anhaltend; denn geblendet von dem Übermaß des äußeren Glanzes muss er den Blick wieder abwenden; der andere so weit, dass er mit ihr schon Auge in Auge verkehrt, falls er nämlich schon auf der Höhe angelangt und voller Vertrauen ist. Das Unvollkommene muss notwendig schwanken und bald den Schritt vorwärts richten, bald wieder niedersinken oder einknicken. Es wird aber zu Boden sinken, wenn es nicht unablässig in Übung bleibt und seine ganze Kraft dazu aufbietet. Schon das geringste Nachlassen im Eifer und in dem vollen Einsatz der Kraft bedeutet einen unausbleiblichen Rückschritt. Hat einer den Fortgang unterbrochen, so findet er die Stelle, an der er früher stand, nicht wieder.

Bleiben wir also bei der Stange und lassen uns durch nichts von unserem Vorhaben abbringen! Was uns noch zu tun bleibt, ist mehr als was wir bereits hinter uns haben; aber es ist schon ein großer Fortschritt, den Willen zum Fortschritt zu haben. Dieses Bewusstseins darf ich [Seneca] mich rühmen: ich habe den Willen zum Fortschritt und habe ihn mit ganzer Psyche. Auch dich sehe ich von diesem Drang erfüllt, mächtig fühlst du dich hingetrieben nach diesem schönsten aller Ziele. Eilen wir also; so erst gewinnt das Leben für uns seinen vollen Wert. Sonst ist es nur ein Rückzug, und zwar ein schimpflicher, wenn wir in verabscheuungswürdiger Umgebung länger verweilen. Seien wir darauf bedacht, keinen Augenblick ungenutzt für uns vergehen zu lassen. Das wird aber nicht der Fall sein, wenn wir nicht zuvor von uns selber Besitz zu ergreifen einig geworden sind. Wann werden wir so weit sein, äußeres Glück und Unglück zu verachten, wann so weit sein, nach Überwältigung aller Leidenschaften und erlangter voller Herrschaft über alle Übel, uns selber zuzurufen: „Ich habe gesiegt.“ - „Über wen?“ fragst du. - Nicht über die Perser, nicht über die fernen Meder oder über irgend einen Kriegerstamm, der noch jenseits der Daher<sup>174</sup> wohnt, nein, über die Habsucht, über den Ehrgeiz, über die Todesfurcht, die selbst über die Besieger der Völker siegt.

## 72. Brief

[Streben nach Weisheit hat Vorrang vor aller Geschäftstätigkeit]

Die Sache, nach der du fragst, war mir damals, als ich mich gründlich damit beschäftigt hatte, an sich klar. Doch bin ich lange nicht wieder auf sie zurückgekommen und habe sie fast aus dem Gedächtnis verloren; daher finde ich mich nicht so ohne Weiteres wieder hinein. Es geht mir, scheint es, wie den Bücherrollen, deren Blätterlagen bei langer Nichtbenutzung zusammenkleben. Der Geist muss sich erst wieder frei entfalten; was in ihm gesammelt und niedergelegt ist, muss von Zeit zu Zeit aufgerüttelt werden, damit er seine Dienste leiste, wenn es erforderlich ist. Sehen wir also vor der Hand von diesem

<sup>174</sup> Fußnote Apelt: Eine skythische Völkerschaft jenseits des Kaspischen Meeres.

Gegenstand ab; denn er fordert viel Mühe, viel Fleiß. Sobald ich aber auf einen längeren Aufenthalt an ein und demselben Ort hoffen darf, dann werde ich mich der Sache annehmen. Es gibt Dinge, über die man auch im leichten Reisewagen schreiben kann; andere aber wollen in voller Ruhe und Abgeschiedenheit behandelt sein. Gleichwohl muss auch an diesen geschäftreichen Tagen, und zwar an jedem, etwas getan werden. Denn an neuen Geschäften wird es nie fehlen. Es ist, als würden wir sie säen; so gehen denn aus jedem einzelnen immer mehrere hervor. Sodann gewähren wir uns selbst mancherlei Aufschub: „Bin ich nur erst damit fertig, so will ich mich mit ganzer Psyche der Sache annehmen.“ Oder: „Habe ich dies Geschäft erledigt, dann will ich ganz der Wissenschaft leben.“ - Nicht erst, wenn du von Geschäften [Arbeiten] frei bist, sollst du philosophieren, sondern um zu philosophieren sollst du dich von Geschäften frei machen. Alles andere ist zurückzustellen hinter eine anhaltende Beschäftigung mit der [stoischen] Philosophie, wofür keine Zeit lang genug ist, auch wenn sich das Leben von Kindheit bis an die äußersten Grenzen menschlichen Daseins erstreckt. Es macht keinen großen Unterschied, ob du auf die Philosophie ganz oder nur zeitweise verzichtest. Denn der Punkt, wo man abbrach, ist kein Ruhepunkt; es geht damit wie mit elastischen Körpern, die bei zu großer Spannung zerspringen; denn wer auf die stetige Fortsetzung verzichtet, der sieht sich wieder an den Anfang zurückgewiesen.

Man muss dem Arbeitsdrang Einhalt tun, darf ihn nicht fördern, sondern muss ihm den Abschied geben. Keine Zeit ist völlig ungeeignet für das Studium, das dem Heil unserer Psyche dient; aber viele versäumen dies Studium inmitten einer Umgebung, die ihrerseits geradezu dazu auffordern sollte. „An irgend einem Hindernis wird es nicht fehlen.“ - Das trifft nicht auf denjenigen zu, dessen Psyche bei aller Geschäftigkeit heiter und frisch ist. Nur wer noch nicht zur Vollkommenheit gelangt ist, sieht sich in seiner freudigen Stimmung immer wieder gestört; bei dem Weisen dagegen hat die Freude ununterbrochene Dauer, wird durch keinen Anlass, durch kein Missgeschick unterbrochen, ist immer und überall ungetrübt. Denn der Weise hängt nicht von Dingen ab, die außer ihm liegen und rechnet nicht mit der Gunst des Schicksals oder eines Menschen. Sein Glück ist ein inneres. Vom Austreten desselben aus der Psyche ist bei ihm ebensowenig die Rede wie vom Eintreten: die Psyche ist seine Geburtsstätte. Zuweilen wird er von außen durch irgendwelchen Vorfall an seine Sterblichkeit erinnert, doch das ist unerheblich und streift nur die Oberfläche. Ein leises Wehen des Ungemachs verspürt er zwar ab und zu; aber unerschütterlich fest steht bei ihm jenes höchste Glücks-Gut. Ich meine es so: es gibt für ihn einiges äußere Ungemach, ähnlich den Pusteln und kleinen Geschwüren, wie sie zuweilen auch an einem kräftigen und gedrungenen Körper hervortreten; aber im tiefen Inneren verbirgt sich kein Übel. Zwischen dem vollendeten Weisen und dem erst im Voranschreiten<sup>175</sup> Begriffenen zeigt sich ein ähnlicher Unterschied wie zwischen dem Gesunden und dem von einer langen und schweren Krankheit wieder Genesenden, dem ein leichter Fieberanfall noch als Gesundheit gilt; nimmt er sich nicht gehörig in Acht, so verschlimmert sich sein Zustand wieder, und es erfolgt ein Rückschlag in die alte Krankheit, während bei dem Weisen weder an einen Rückfall noch überhaupt an eine Krankheit zu denken ist. Die Gesundheit des

<sup>175</sup> Fußnote Hrsg.: Über den sog. Protrephtikos siehe L. Baus, >Neue Werkfragmente der Stoiker Poseidonios von Apameia und Athenodoros von Tarsos - zugeschrieben und herausgegeben von L. Baus<, Homburg/Saar 2019, darin das Kapitel >Aufruf zum Philosophieren: Der Protrephtikos der Stoiker – Ein Werk des Poseidonios von Apameia?<, ab S. 65.

Körpers nämlich gilt immer nur für eine unbestimmte Zeit, und der Arzt, der sie wiederherstellte, kann für ihre Dauer nicht einstehen, er wird häufig wieder zu dem früheren Patienten gerufen. Die Heilung der Psyche aber, einmal vollführt, gilt für immer. Vernimm, was ich unter einer gesunden Psyche verstehe: sie ist mit sich selbst zufrieden, sie hat volles Vertrauen zu sich, sie weiß, dass alle Wünsche der Menschen, dass alle gewährten und erbetenen Wohltaten für das glückliche Leben keine Bedeutung haben. Denn was einen Zuwachs erfahren kann, das ist noch nicht vollkommen; was eine Verminderung erfahren kann, ist nicht von beständiger Dauer; wessen Freude dauernd sein soll, dessen Frohsein kann nur dem gelten, was sein Eigentum ist. Alles dagegen, worauf die Begierden der großen Menge gerichtet sind, wogt hin und her. Nichts gibt das Schicksal zu festem Besitz. Indessen auch seine zufälligen Gaben sind erfreulicher Art, vorausgesetzt, dass die Vernunft allem Übermaß und aller Verwirrung dabei vorgebeugt hat. Die Vernunft ist es, die auch diesen äußeren Gaben Wert verleiht, die in der Hand der Gierigen keine rechte Freude stiften können.

Attalus<sup>176</sup> pflegte sich folgenden Gleichnisses zu bedienen: „Hast du einmal einem Hund zugesehen, wie er die von seinem Herrn zugeworfenen Stücke Brot oder Fleisch mit offenem Maul aufschnappt? Alles, was er auffängt, schlingt er sofort gierig hinunter und steht mit offenem Maul bereit in Erwartung weiterer Gaben. Ebenso steht es mit uns: was auch immer das Schicksal uns Wartenden zuwirft, das lassen wir ohne irgend welchen Genuss in unserem Rachen verschwinden, gespannt und wie besessen auf weitere Beute.“ - So etwas ist bei dem Weisen undenkbar: er ist gesättigt. Gesetzt auch, es fällt ihm etwas zu, so nimmt er es ruhig hin und bringt es in Verwahrung. Er ist im Genuss der höchsten Freude, die von Dauer und sein Eigentum ist. So mancher hat den guten Willen, macht Fortschritte, aber noch fehlt ihm viel zum Höchsten. Bei ihm wechseln Tiefe und Höhe: bald fühlt er sich in den Kosmos gehoben, bald zur Erde niedergedrückt. Bei den geistig tief Stehenden aber und Ungebildeten ist des Absturzes kein Ende; sie sinken hinab in jenes epikureische Chaos, ins Leere, ins Grenzenlose. Es gibt noch eine dritte Art, nämlich diejenigen, welche nahe an die Weisheit streifen, die sie zwar noch nicht erreicht haben, aber die sie vor sich sehen und von der sie nur noch sozusagen auf Wurfweite getrennt sind. Diese lassen sich nicht aus der Fassung bringen und gleiten nicht im Geringsten ab von ihrer erreichten Stellung; aber noch sind sie nicht auf dem Trockenen, doch schon im Hafen. Da nun so große Unterschiede zwischen den Ersten und Letzten bestehen und auch die Mittleren noch von der Flut [der Begierden] bedroht sind, so dass also eine große Gefahr des Rückfalls zum Schlimmeren besteht, so dürfen wir uns nicht den Geschäften überlassen; sie sind auszuschließen. Sind sie einmal eingedrungen, so werden immer wieder neue an die Stelle der alten treten. Erwehren wir uns ihrer gleich bei Beginn. Besser ist es, sie gar nicht erst anfangen als sie aufhören zu lassen.

### 73. Brief

[Das Verhältnis des Weisen zu den Staatslenkern]

Meines Erachtens sind diejenigen im Irrtum, die glauben, die treuen Anhänger der Philosophie seien Trotzköpfe und erfüllt von Widerspruchsgeist, Verächter der Behörden, der Herrscher sowie all derer, die es mit der Verwaltung des Staates zu tun haben. Im Gegenteil: niemand ist ihnen dankbarer als diese

<sup>176</sup> Fußnote Apelt: Der Stoiker Attalus war Lehrer Senecas.

Philosophen; und nicht mit Unrecht. Denn niemand verdankt ihnen mehr als diejenigen, denen es vergönnt ist, in Frieden und Ruhe zu leben.

Daher müssen diejenigen, für welche die öffentliche Sicherheit eine wesentliche Bedingung ist zur Erreichung ihres vorgesteckten Ziels, eines tadellosen Lebens nämlich, den Urheber dieses Glücks-Gutes als einen Vater ehren, weit mehr als jene unruhigen und mitten im Weltgetriebe stehenden Geister, die den Herrschern vieles verdanken, aber auch viel von ihnen fordern, sie, deren Begehrlichkeit keine auch noch so unermüdliche Freigebigkeit befriedigen kann; denn ihre Begierden wachsen mit ihrer Erfüllung. Wer aber nur an das Empfangen denkt, vergisst, was er empfangen hat, wie denn der Begehrlichkeit kein größeres Übel anhaftet als das der Undankbarkeit. Dazu kommt noch, dass keiner von denen, die im Staatsdienst tätig sind, darauf achtet, wieviele er [an Rang] überholt hat, sondern nur darauf, wieviele ihm voraus sind; und sie freuen sich weniger, viele hinter sich zu haben, als sie sich ärgern noch irgend einen vor sich zu sehen. Das ist das Bedenkliche, was allem Ehrgeiz anhaftet: er blickt nicht rückwärts. Und nicht nur der Ehrgeiz ist unersättlich, sondern jedwede Begierde, denn sie fängt immer am Ende an. Aber jener lautere und ethischgute Mensch, der auf Kurie, Forum und jede Staatsverwaltung verzichtet hat, um in der Abgeschiedenheit höheren Aufgaben zu leben, hat ein warmes Herz für diejenigen, die es ihm möglich machen, dies in Sicherheit zu tun, und er ist der einzige, der für sie ohne Rücksicht auf Entgelt eintritt und sich ihnen zu großem Dank verpflichtet fühlt, ohne dass diese [Herrscher – wie Kaiser Nero] eine Ahnung davon haben. Wie er seine Lehrer verehrt und schätzt, denen er die Befreiung von so manchem Irrtum verdankt, so auch die, unter deren Schutz er seinen wissenschaftlichen Studien obliegt.<sup>177</sup>

„Aber der Prinzeps“, wirft man ein, „schützt mit seiner Macht auch andere.“ - Wer stellt das in Abrede? Aber nimm an, es hätte eine Anzahl von Leuten bei gleich ruhigem Wetter in ihren Schiffen eine Fahrt über einen See gemacht: von ihnen wird derjenige sich dem Neptun zu größerem Danke verpflichtet fühlen, der mehr Gut und kostbareres über das Meer geführt hat; der Kaufmann wird freudigeren Herzens als der bloße Fahrgast sein Gelübde lösen, und von den Kaufleuten selbst wird derjenige mit reichlicheren Gaben seine Dankbarkeit bezeugen, der Luxuswaren, Purpurkleider und sonstige Waren, die mit Gold aufzuwiegen sind, an Bord hatte, als derjenige, der nur elenden Plunder als eine Art Ballast geladen hatte. Ganz ähnlich steht es mit der Wohltat dieses Friedens [unter dem Prinzipat des Nero]: sie erstreckt sich auf alle, wird aber tiefer von denen empfunden, die einen lobwürdigen Gebrauch davon machen. Denn unter den Menschen des Friedens gibt es viele, für die der Friede mühevoller ist als der Krieg. Oder glaubst du etwa, diejenigen erfreuten sich des Friedens mit gleicher Dankbarkeit, die ihn der Trunkenheit, oder der Wollust, oder anderen Lastern widmen, denen man selbst durch Krieg den Garaus machen müsste? Oder hältst du etwa den Weisen für ungerecht genug, um zu meinen, er sei nicht auch persönlich Dank schuldig für das, was der Gesamtheit zu Gute kommt? Der Sonne und dem Mond verdanke ich viel, und doch gehen sie nicht für mich allein auf.

Dem Jahr und dem das Jahr lenkenden Aether-Logos bin ich persönlich zu Dank verpflichtet, obschon diese Anordnungen nicht mir zu Ehren getroffen sind.

<sup>177</sup> Fußnote Hrsg.: Hierbei dachte Seneca mit Sicherheit an Kaiser Nero, dem er die Sicherheit seines Alters und seine weiteren philosophischen Studien verdankte! Siehe dazu mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12. erw. Aufl., Homburg 2016.



Die törichte Habgier der Menschen unterscheidet zwischen Besitz und Eigentum und hält nichts für „sein Eigentum“, was allen gehört. Aber der Weise hält gerade das am meisten für das Seinige, in dessen Besitz er sich mit der ganzen Menschheit teilt. Denn es wäre kein Allgemeingut, wenn es nicht jedem einzelnen gehörte. Auch was nur zum kleinsten Teil Gemeingut ist, hat doch allgemein verbindende Wirkung.

Ferner hat man sich die Verteilung großer und wahrer Güter nicht so zu denken, dass auf den einzelnen nur ein kleiner Teil käme: ein jeder erhält sie ganz. Bei öffentlichen Verteilungen bekommt der einzelne so viel, als pro Kopf versprochen ist. Ein öffentliches Festessen, ein Opfermahl sowie alles Handgreifliche scheidet sich in Teile; aber Güter wie Friede und Freiheit sind unteilbar und gehören in vollem Umfang sowohl allen wie jedem einzelnen. Der Weise also denkt daran, durch wen ihm Gebrauch und Genuss solcher Glücksgüter zuteil wird und wer ihm dazu verhilft, so dass er nicht nötig hat zu den Waffen zu greifen, Wachdienst zu leisten, die Mauern zu verteidigen und den zahlreichen Forderungen des Krieges zu genügen; und er dankt seinem Staatslenker dafür. Gerade das versteht die Philosophie vorzüglich zu lehren, für Wohltaten sich verpflichtet zu fühlen und sie in angemessener Weise zu erwidern; zuweilen aber ist die bloße Anerkennung schon hinreichende Erwidern. Er wird also nicht zurückhalten mit dem Bekenntnis, dass er großen Dank schuldig sei dem, dessen Staatsleitung und Fürsorge ihm zu ergiebiger Ruhe, zu freier Verfügung über seine Zeit und zu einer durch keine öffentlichen Geschäfte gestörten Ruhe verholfen hat [Vergil Ecl. I, 6f]:

*O Meliböus, ein Gott hat uns diese Ruhe gewähret:  
Denn fortab ist jener ein Gott mir.*

Schon jene Ruhe verdankt ihrem Urheber viel, deren größte Wohltat der Dichter mit folgenden Worten schildert [Vergil Ecl. I, 9f]:

*Siehe, die Rinder, sie irren auf sicherer Weide, mir selber  
Hat er ein harmlos Spiel auf ländlichem Rohre gestattet.*

Das kannst du mir glauben, mein Lucilius, und ich führe dich geraden Wegs in den Kosmos. Sextius pflegte zu sagen, Jupiter vermöge nicht mehr als der tugendhafte Mann. Jupiter hat mehr, was er den Menschen verleihen kann; aber zwischen zwei vollendet Guten ist der nicht besser, der reicher ist, so wenig wie man von zwei gleich tüchtigen Steuermännern den den besseren nennen würde, dem ein größeres und ansehnlicheres Schiff zu Gebote steht. Welchen Vorzug hat Jupiter vor dem tugendhaften Menschen? Sein längeres Dasein. Der Weise aber schätzt sich um nichts geringer, weil seine Tugenden in engere Zeitgrenzen geschlossen sind. Wie von zwei Weisen derjenige, der in höherem Alter stirbt, darum nicht glücklicher ist als der, dessen Tugenden eine geringere Zahl von Jahren umspannt, so übertrifft der Aether-Logos den Weisen nicht an Glück, so sehr er ihn auch an Dauer übertrifft. Die Tugenden werden durch ihre Dauer nicht größer. Jupiter [alias der Aether-Logos] hat alles; aber er überlässt es anderen zur Verwaltung; er selbst macht nur insofern Gebrauch davon, als er es ist, der allen den Gebrauch überlässt. Der Weise sieht, mit demselben Gleichmut wie Jupiter, alles im Besitz anderer und verachtet es, und er schätzt sich um so höher, als Jupiter diese Dinge nicht brauchen kann, der Weise sie nicht brauchen will.

Glauben wir also dem Sextius, der uns den schönsten Weg zeigt und ruft: „Dies ist der Weg zu den Sternen“. Seine Wahrzeichen sind [die Tugenden] Genügsamkeit, Mäßigung, Tapferkeit. Der Aether-Logos ist nicht hochmütig und missgünstig: er gestattet den Eintritt und reicht dem Emporsteigenden die Hand.

Wunderst du dich, dass der Mensch zum Aether-Logos gelangt? Der Aether-Logos kommt zu den Menschen, ja, was noch näher ist, er kommt in die Menschen; keine edle Psyche ist ohne ein winziges Stück des Aether-Logos. Der Menschenkörper birgt Samen von ihm; nimmt ein sorgsamer Pfleger ihn auf, dann ist das Entstehende dem Ursprung ähnlich, und die Frucht gleicht dem, woraus sie hervorgegangen ist; unter der Hand eines schlechten Pflegers erstirbt der Same wie auf unfruchtbarem und sumpfigem Boden, und statt der Früchte wächst Unkraut.

#### 74. Brief

[Die vier stoischen Tugenden als einzig wahres Glücks-Gut]

Dein Brief hat mir Freude gemacht und meiner Schläffheit einen heilsamen Stoß versetzt; auch mein Gedächtnis, das schon Spuren von Mattigkeit und Trägheit zeigt, hat er wieder aufgefrischt. Was könnte dich abhalten, mein Lucilius, für das wirksamste Mittel zu einem glücklichen Leben die Überzeugung zu haben, dass Tugendhaftigkeit das einzige Glücks-Gut sei? Denn wer andere [materielle] Dinge für Glücks-Güter hält, der gerät in des Schicksals Gewalt und macht sich fremder Willkür dienstbar.

Wer dagegen das Glücks-Gut ausschließlich in der Tugendhaftigkeit sieht, der hat sein Glück ganz in sich selbst. Der eine trauert maßlos, wenn er seine Kinder verliert; der andere macht sich maßlose Sorgen, wenn sie krank sind; wieder ein anderer ist voll Kummer darüber, dass sie ihm Schande machen und dass man ihnen Böses nachredet. Sieh dich nur um: der eine wird gequält von der Liebe zu einer fremden Frau, der andere durch die Untreue der eigenen Frau. Manche bringt ein Misserfolg bei Amtsbewerbung ganz außer Fassung, andere bringt die glücklich erlangte Stellung selbst um alle Lebensfreude. Am größten aber ist in dem ganzen Menschengewimmel die Schar jener Unglücklichen, die die Angst vor dem von allen Seiten drohenden Tod nicht zur Ruhe kommen lässt; denn es gibt nichts, was dazu nicht Veranlassung böte. Man fühlt sich also wie in Feindesland; nach allen Seiten muss man ängstlich um sich blicken und den Hals nach jedem Geräusch wenden. Dieser Angst also muss man sich gründlich entledigen; sonst hört das Herzklopfen nicht auf. Verbannte werden uns begegnen und aus ihrem Besitz Vertriebene. Begegnen werden uns auch solche, und das ist die drückendste Art der Armut, die inmitten allen Reichtums armselig sind. Begegnen werden uns ferner Schiffbrüchige oder von ähnlichem Schicksal Betroffene, die entweder die entfesselte Volkswut oder der Neid, diese auch den Besten verderbliche Vernichtungsmacht, ohne dass sie die geringste Ahnung davon hatten, aus ihrer geträumten Sicherheit zu Fall gebracht hat, einem Sturm gleich, das oft bei vollem Vertrauen auf des Himmels Heiterkeit hereinbricht, oder auch dem Blitz gleich, der plötzlich einschlagend auch die Umgebung erbeben lässt. Denn wie dort der dem Blitz Nahestehende ähnlich betäubt wird wie der Getroffene, so geht es auch hier. Bei irgend welchen Gewaltvorgängen schlägt das Unglück einen zu Boden, auf die anderen übt die Furcht eine ähnliche Wirkung aus, und die bloße Möglichkeit des Leidens hat die gleiche niederschlagende Wirkung wie das wirklich erfahrene Leid. Fremdes, plötzliches Unglück beunruhigt die Gemüter aller. Wie das bloße Geräusch auch der leeren Schleuder die Vögel schreckt, so werden wir aufgescheucht nicht nur beim Schlag selbst, sondern schon beim bloßen Donnergetöse.

Niemand kann also glücklich sein, der in solchen Wahnvorstellungen lebt.

Denn es gibt kein Glück, das nicht die Furchtlosigkeit zur Voraussetzung hätte; wo man überall Arges wittert, da gibt es kein glückliches Leben. Wer sein Herz an die Gaben des Zufalls hängt, der schafft sich dadurch eine gewaltige und unentwirrbare Fülle von Anlässen zu geistigem Wirrsal. Es gibt nur einen Weg, der zur Sicherheit führt: alles Äußere zu verachten und sich mit den [vier stoischen] Tugenden zu begnügen. Denn wer den Tugenden irgend etwas vorzieht oder irgend etwas außer ihnen für ein Glücks-Gut erachtet, der stellt erwartungsvoll seine Rechnung auf die Gaben, die vom Schicksal ausgestreut werden, ist dabei aber doch auch beängstigt durch die Furcht vor seinen Geschossen.

Lass dir folgendes Bild vorschweben: Denke dir vomn Schicksal, dass es Spiele veranstaltet und über die Menschen Ehrenstellen, Reichtum und Ansehen ausschüttet;<sup>178</sup> diese Herrlichkeiten werden teils in Stücke gerissen unter den Händen der gierig danach Greifenden, teils in betrügerischer Gemeinschaft verteilt, teils verursachen sie denen, in deren Hände sie geraten, großen Nachteil, indem einiges an Gleichgültige gerät, anderes bei allzugierigem Zugreifen abhanden kommt und unter räuberischen Händen verschwindet. Aber auch wem der Raub glücklich gelungen ist, hat keine dauernde Freude an dem Geraubten. Wer also klüger ist als die große Masse, der macht sieh, sobald er merkt, dass die Geschenkverteilung beginnt, schleunigst aus dem Theater davon; denn er weiß, dass Kleinigkeiten ihm oft teurer zu stehen kommen. Er verzichtet auf die Balgerei, er verzichtet auf die Stöße; denn niemand behelligt die Fortgehenden, während drinnen der Kampf um den Gewinn tobt.

Dasselbe spielt sich bei den Dingen ab, die das Schicksal von oben herabwirft. Wir Narren geraten in hitzige Leidenschaft, wir wissen nicht aus noch ein, wir möchten mehr als zwei Hände haben, bald blicken wir dahin, bald dorthin. Zu lange, meinen wir, wird mit den Gaben gezögert, auf die unsere Begierden gespannt sind und die nur an wenige kommen, während alle auf sie warten. Wir möchten ihnen entgegeneilen und sie mit den Händen auffangen. Wir freuen uns, wenn wir etwas erwischt haben, während andere in der gleichen Hoffnung betrogen worden sind. Unsere erbärmliche Beute büßen wir mit irgendwelchem erheblichen Schaden, oder sehen uns gänzlich getäuscht. Gehen wir also dergleichen Spielen ganz aus dem Weg und machen dem Raubgesindel Platz! Sie mögen ihr Auge weiden an diesen schwankenden Gütern und dabei noch selber mehr ins Schwanken geraten.

Wer sich ein glückliches Leben zum Ziel setzt, der muss die Tugenden für das einzige Glücks-Gut halten. Denn hält er irgend etwas anderes dafür, so stellt er zunächst dem Schicksal ein übles Zeugnis aus; denn es gibt erstens so manchen rechtschaffenen Mann, dem viel Ungemach widerfährt, und sodann ist alles, was es über uns verhängt, nur von verschwindend kurzer Dauer, wenn man es mit der Dauer des Weltganzen vergleicht. Das Jammern darüber macht uns ungerecht in der Beurteilung der Weltlenkung [des Aether-Logos]. Wir klagen, dass wir nicht immer nach Wunsch bedacht werden, dass uns so wenige Geschenke gemacht werden, die noch dazu unsicher und von kurzer Dauer sind. Daher kommt es, dass wir weder zu leben noch zu sterben wünschen: das Leben verachten wir, den Tod fürchten wir. Jeder Entschluss wird schwankend, und kein Glück gibt uns volle Befriedigung. Und der Grund dafür? Wir sind noch nicht zu jenem unermesslichen und unübertrefflichen Glücks-Gut gelangt, wo unsere Wünsche

---

<sup>178</sup> Fußnote Hrsg.: Während der Zirkusspiele in Rom wurden tatsächlich Geschenke ins Volk geworfen.

haltmachen müssen, weil das Höchste nichts mehr über sich hat. Du fragst, warum die Tugenden nichts mehr bedürfen. Sie haben ihre Freuden an dem Gegenwärtigen und verlangen nicht nach dem Abwesenden. Für sie ist alles groß, was genügt. Lässt du diese Behauptung nicht gelten, so ist es aus mit der Treue, aus mit der Ehrlichkeit. Denn wer diese beiden für seine Handlungen zur Richtschnur machen will, der muss vieles über sich ergehen lassen, was man Unglück nennt, muss auf vieles verzichten von dem, dem wir uns zuneigen als vermeintlichen Gütern. Dann ist es auch aus mit der Tapferkeit, die sich in Gefahren erproben muss, und nicht weniger mit der Hoheit der Psyche, die nur dann hervortreten kann, wenn sie alles als kleinlich verachtet, woran das Herz der Menge als an dem Höchsten hängt; nicht weniger auch mit der Dankbarkeit und der Erwidern der Wohltat [des Aether-Logos], wenn wir Mühen scheuen, wenn uns irgend etwas an Wert höher steht als die richtige Gesinnung, wenn unser Sinn nicht auf das Edelste gerichtet ist.

Doch ich will nicht länger hierbei verweilen. Entweder ist das, was man gewöhnlich als Güter bezeichnet, kein wirkliches Gut, oder der Mensch ist glücklicher als der Aether-Logos, weil dieser kein Bedürfnis hat für das, was unserem Bedürfnis dient. Denn er hat nichts zu schaffen mit Wollust, oder mit Tafelprunk, oder mit Geldgier, oder was sonst die Menschen ködert und durch verächtliche Lust besticht. Entweder also müsste man annehmen, dem Aether-Logos fehle diese [materiellen] Güter, oder es liegt eben darin, dass sie der Gottheit abgehen, der Beweis, dass sie keine Glücks-Güter sind. Dazu bedenke, dass sich manches, was sich als ein Glücks-Gut aufdringlich macht, den Tieren in größerer Fülle zuteil wird als den Menschen. Sie verschlingen gieriger ihre Nahrung, fühlen sich durch den Liebesgenuss weniger erschlaft, ihre Kräfte zeigen eine größere und gleichmäßigere Festigkeit. Daraus würde folgen, dass sie weit glücklicher sind als der Mensch. Denn ihr Leben verläuft ja ohne Niederträchtigkeit und Trug. Sie genießen ihre Lust, die ihnen in reichlichem Maße vergönnt ist und zwar ohne Schwierigkeit und ohne jede Furcht vor Scham oder Reue. Überleg dir also, ob man das ein Glücks-Gut nennen kann, was der Mensch hat, die Gottheit [der Aether-Logos] aber nicht.

Das höchste Glücks-Gut gehört ganz nur unserer Psyche an; es verliert seinen Wert, wenn es von unserem besten Teil in unseren schlechtesten verlegt und den Sinnen überantwortet wird, die bei den unvernünftigen Tieren noch regsamer sind. Das Glück hat seinem eigentlichen Wesen nach nichts mit dem Fleisch zu tun. Nur das sind wahre Glücks-Güter, die die Vernunft uns gibt; sie sind unerschütterlich und unvergänglich, sie sind keines Sturzes, ja nicht einmal einer Abnahme oder Verminderung fähig. Das übrige sind nur eingebildete Güter, die zwar den Namen mit den wahren teilen, aber von dem eigentümlichen Wesen des Guten nichts in sich haben. Daher mag man sie als Annehmlichkeiten oder nach unserer [stoischen] Schulsprache als schätzbare Dinge [gr. proegmena] bezeichnen. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, dass sie uns dienstbar sind, nicht Teile von uns. Sie mögen bei uns sein; dabei müssen wir aber immer dessen eingedenk sein, dass sie außerhalb von uns sind. Und auch wenn sie bei uns sind, dürfen wir sie nur zu den untergeordneten und niedrigen Dingen rechnen, die zu keiner Überhebung Anlass geben. Denn was wäre törichter als stolz zu sein auf etwas, was man nicht selbst gemacht hat? All diese Dinge mögen sich zu Begleitern von uns machen, dürfen sich aber nicht an uns festhängen, damit die etwaige Trennung sich nicht ohne klaffende Wunde für uns vollzieht. Bedienen wir uns also ihrer, doch ohne uns zu rühmen, und gehen wir behutsam damit um,

wie mit einer uns zur Bewahrung anvertrauten und wieder abzugebenden Sache. Wer sie ohne Vernunft besitzt, behält sie nicht lange. Denn das Glück will gemäßigt sein, wenn es nicht unter seinem eigenen Druck leiden soll. Wer den flüchtigen [äußeren] Gütern traut, sieht sich bald verlassen, oder, wenn dies nicht der Fall ist, von Angriffen heimgesucht. Nur wenigen war es vergönnt, sich ihres Glückes in schonender Weise zu entäußern. Alle übrigen sehen sich mit denen, unter denen sie hervorragten, zu Boden geworfen, und eben das, was sie emporgehoben hatte, liegt jetzt als schwere Last drückend auf ihnen.

Daher halte man sich an die vernünftige Einsicht, die in Bezug auf jene [materiellen] Güter Maß und Enthaltensamkeit vorschreibt, denn die Zügellosigkeit verschwendet in drängender Hast ihre Mittel. Was maßlos ist, ist nie von Dauer; nur die regelnde Vernunft weist jene Ausschreitungen in die Schranken zurück. Dafür wirst du den Beleg im Schicksal vieler Städte finden, deren stolze Macht mitten in der Blüte dahinsank: was Tugenden aufgerichtet hatten, wurde durch Maßlosigkeit zu Fall gebracht. Gegen dergleichen Schicksalswendungen müssen wir uns sichern. Es gibt aber keine Mauer, die dem Schicksal unüberwindlich wäre. Unser Inneres also müssen wir wehrhaft machen. Ist unsere Psyche gut verwahrt, dann kann uns wohl mancher Schlag treffen, aber überwältigt können wir nicht werden.

Worin dieses Rüstzeug besteht, wünschst du zu wissen? Der Mensch soll nicht murren gegen irgend welches Missgeschick, das ihn trifft; er soll sich überzeugt halten, dass eben das, was ihm Leid zu bereiten scheint, zur Erhaltung des Ganzen gehört und dem beizuzählen ist, wodurch der Lauf der Welt und seine Bestimmung erfüllt wird. Dem Menschen gefalle, was dem Aether-Logos gefällt; seine Bewunderung für sich und das Seine soll eben nichts anderes zum Gegenstand haben als dies, dass er unüberwindlich ist, dass er alles Unheil unter sich beugt, dass er mit seiner Vernunft, dieser stärksten Waffe, jeden Zufall, jeden Schmerz, jede Ungerechtigkeit überwältigt. Liebe die Vernunft! Diese Liebe wird dich wappnen gegen das Härteste. Die Liebe zu ihren Jungen treibt wilde Tiere in den Jagdspieß, ihre Wildheit und ihr leidenschaftliches Ungestüm macht sie unüberwindlich; jugendliche Begeisterung lässt sich durch Liebe zum Ruhm hinreißen, und zur Verachtung von Schwert und Feuer; ein bloßer Schein oder Schatten von Tugenden treibt manchen in den freiwilligen Tod. Je mehr diesen allen die Vernunft an Tapferkeit und Standhaftigkeit überlegen ist, um so entschiedener wird sie aus allen Bedrängnissen und Gefahren den Ausweg finden.

[Du erwidertest:] „Mit eurer [stoischen] Behauptung, es gebe kein anderes Glücks-Gut als die Tugenden, kommt ihr nicht durch. Diese Schutzwehr wird euch nicht sichern gegen das Schicksal, wird euch nicht frei machen. Denn zu den Glücks-Gütern rechnet ihr doch auch die wohlgerateten Kinder und ein ehrsames Vaterland und brave Eltern. Kommen diese in Gefahr, so könnt ihr dem nicht in Ruhe zusehen. Belagerung der Vaterstadt, Tod der Kinder, Knechtschaft der Eltern wird euch um euren Gleichmut bringen.“ - Ich will zunächst das vorführen, was gegen diese Angriffe gewöhnlich zu unserer Verteidigung geantwortet wird; sodann werde ich noch einiges beifügen, was meines Erachtens verdient als weitere Antwort auf jenen Einwurf zu dienen.

Anders verhält es sich mit den Dingen, an deren Stelle, wenn sie uns genommen sind, irgend ein Ungemach tritt, wie z. B. die Gesundheit, wenn sie Schaden gelitten, in Krankheit sich umwandelt; erlischt unser Augenlicht, so sind wir mit Blindheit behaftet; sind uns die Kniesehnen durchschnitten, so ist es nicht nur um unsere Behendigkeit geschehen, sondern es stellt sich Gebrechlichkeit

dafür ein, alles Gefahren, die in den kurz vorher angeführten Fällen nicht in Rede stehen. Und der Grund? Habe ich einen guten Freund verloren, so tritt für mich nicht die Notwendigkeit ein, an Stelle von dessen Treue nunmehr Untreue zu erleiden, und habe ich wohlgeratene Kinder begraben, so tritt an deren Stelle nicht das Missraten (von Kindern). Sodann handelt es sich da nicht um einen Verlust der Freunde oder der Kinder selbst, sondern ihres Körpers. Das Gute geht nur auf eine Weise verloren, nämlich wenn es zum Übel wird; das aber ist gegen die Natur, denn alle Tugenden und jedes tugendhafte Werk haben unvergängliche Dauer. Ferner gibt es für den Verlust von Freunden, oder von trefflichen und den Wünschen des Vaters entsprechenden Kindern einen Ersatz, der die Lücke füllen kann. Und was wäre das? Das Gleiche, was auch sie zu Guten machte, die Tugenden. Diese duldet keine leere Stelle, sie nimmt die ganze Psyche ein, lässt jedes heftige Verlangen nach anderen Dingen verschwinden, ist sich selbst genug; denn alles Gute hat in ihr seinen festen Halt und Ursprung. Was macht es aus, ob herab fließendes Wasser abgefangen wird und verschwindet, wenn der Quell, dem es entstammt, gesicherten Bestand hat? Du wirst nicht behaupten wollen, ein Leben an der Seite von blühenden Kindern mache dasselbe gerechter oder geregelter oder einsichtiger oder tugendhafter als ein solches, das der Kinder verlustig gegangen ist: also auch nicht besser. Der Zuwachs an Freunden macht uns nicht weiser, ihr Verlust macht uns nicht törichter, also auch weder glücklicher noch unglücklicher. So lange die [vier stoischen] Tugenden noch in voller Kraft bestehen, wirst du dich über jeden Verlust zu trösten wissen.

„Wie also? Sollte wirklich der nicht glücklicher sein, der von Freunden und Kindern umgeben ist?“ - Keineswegs. Denn das höchste Glücks-Gut duldet weder eine Verminderung noch eine Vermehrung; es beharrt bei seinem Maß, mag das Schicksal sich auch noch so sonderbar gebaren. Mag dem Weisen auch ein noch so hohes Greisenalter beschieden sein, oder mag er das Greisenalter überhaupt nicht erreichen, das Maß des höchsten Glücks-Gutes bleibt dasselbe, so verschieden auch die Lebenszeit zugemessen ist. Ob du einen größeren oder einen kleineren Kreis beschreibst, ist für die Form des Kreises gleichgültig und bezieht sich nur auf den Raum, den er einnimmt. Mag der eine sich lange erhalten, der andere sofort wieder verwischt und seine Spuren aus dem Sand, in den er eingezeichnet war, getilgt werden, die Form beider war dieselbe. Das Rechte [das Tugendhafte] wird weder nach Größe noch Zahl noch Zeit bemessen: es kann ebensowenig verlängert wie verkürzt werden.

Gib einem Leben statt hundert Jahren eine beliebig verkürzte Dauer, lass es auf einen einzigen Tag zusammenschrumpfen: an Tugendhaftigkeit ist es gleich. Die Tugenden umfassen bald weitere Kreise, haben regelnden Einfluss auf Staaten, Städte, Provinzen, geben moralische Gesetze, legen Wert auf Freundschaften, bestimmen die gegenseitigen angemessenen Handlungen von Verwandten und Kindern, bald beschränken sie sich auf die engen Verhältnisse der Armut, der Verbannung, der Kinderlosigkeit; gleichwohl verlieren sie nichts an Größe, wenn sie von höherer Warte sich in das Privatleben, von königlicher Stellung in die Niedrigkeit herablassen und den weiten Kreis öffentlicher Wirksamkeit vertauschen mit der Enge eines Hauses oder eines versteckten Winkels.

Die Tugenden sind gleich groß, auch wenn sie, allseits abgewiesen, sich ganz auf sich selbst angewiesen sehen. Denn sie entbehren trotzdem nicht des hohen und erhabenen und geistigen Schwunges, der vollendeten Einsicht, der unbeugsamen Gerechtigkeit. Daher sind sie [die Stoiker] immer gleich glücklich.

Denn dieses Glück hat seinen Sitz an keiner anderen Stelle als in der Psyche. Achtung gebietend, beständig, in voller Ruhe, eine Erhabenheit, die ohne Kenntnis der naturgesetzlichen und menschlichen Dinge sich nicht erreichen lässt.

Nun zu dem zweiten versprochenen Punkt, nämlich zu dem, was ich selbst auf jenen Einwurf zu antworten habe. Der Weise lässt sich nicht niederschlagen durch den Verlust von Kindern oder von Freunden. Mit der selben Fassung trägt er ihren Tod, mit der er den seinen erwartet. Er fürchtet diesen ebenso wenig, wie er über jenen trauert. Denn die Tugenden beruhen auf ihrer inneren Übereinstimmung: alle Handlungen stehen im Einklang und Einvernehmen mit ihnen. Um diese Eintracht ist es geschehen, wenn die Psyche, die aufgerichtet bleiben soll, zu Trauer und Sehnsucht herabgestimmt wird. Entehrend ist jedes Verzagen, jeder Kummer, jede Schlawheit bei irgendwelchem Vorhaben. Die Tugenden sind ihrer selbst gewiss, sind schlagfertig, unerschrocken, kampfbereit.

„Wie? Sollte der Weise wirklich niemals eine Erschütterung seiner Gemütsstimmung erfahren? Wird er nie die Farbe wechseln, wird sein Antlitz nie eine Spur von Aufregung zeigen, wird seine Glieder nie ein kalter Schauer durchlaufen? Und was sonst noch nicht nach dem Gebot der Psyche, sondern vermöge eines unwillkürlichen Naturdranges sich vollzieht?“ - Ich gebe es zu [es kommt vor]. Aber seine Überzeugung wird dieselbe bleiben, dass nichts von allem ein Übel und wert ist, dass eine gesunde Psyche sich dadurch irre machen lässt. Alles, was sie tun muss, wird sie kühnen Mutes und ohne Bedenken tun. Gerade darin liegt, wie jeder zugeben wird, ein besonderes Kennzeichen geistiger Beschränktheit, wenn ein Mensch nur zögernd und widerspenstig tut, was man tun muss, und den Körper in andere Richtung in Bewegung setzt als die Psyche, und es so zu einem klaffenden Zwiespalt der Antriebe kommen lässt. Denn gerade durch das, worauf sie sich etwas zu Gute tut und was sie bewundert, macht sie sich uns verächtlich; ja selbst das, dessen sie sich rühmt, tut sie nur ungerne. Hat man aber Angst vor irgend einem Übel, so fühlt man sich durch die bloße Erwartung schon ebenso bedrängt wie durch den wirklichen Eintritt desselben, und so bereitet uns die bloße Furcht schon eben den Schmerz, vor dem wir uns fürchten. Wie bei geschwächten Körpern sich Krankheiten durch gewisse Anzeichen von Ermattung ankündigen, wie kraftlose Trägheit, Müdigkeit ohne jede vorausgegangene Anstrengung, große Schläfrigkeit, ein die Glieder durchschüttelnder Schauer, so wird eine schwächliche Psyche schon lange bevor ein wirkliches Unglück geschieht in Erschütterung versetzt. Sie nimmt das Unglück vorweg und sinkt vor der Zeit zu Boden. Was ist aber törichter als sich über Zukünftiges zu ängstigen und nicht ruhig zu warten bis das Unheil kommt, sondern es selbst heranzuwinken und herbeizuziehen?

Das Richtige wäre doch, es wenigstens hinauszuschieben, wenn man es nicht verscheuchen kann. Lass dir gesagt sein, dass sich niemand mit der Zukunft quälen soll. Wenn einer wüsste, dass er nach fünfzig Jahren die Todesstrafe werde erleiden müssen, so wird er nur dann außer Fassung gebracht, wenn er die ganze dazwischen liegende Zeit überspringt und sich in eine Traurigkeit versetzt, die ihn erst nach mehr als einem Menschenalter treffen soll. Das ist derselbe Drang, der krankhafte Gemüter, die eine Freude daran haben, Anlass zum Schmerz zu finden, dazu führt, sich über Altes und längst Vergessenes zu betrüben. Was kommen wird, ist ebenso wenig da wie das, was vergangen ist. Beides fühlen wir nicht. Schmerz entsteht auch aus dem, was man sich einbildet.

## 75. Brief

[Die Redeweise des Philosophierenden soll nichts weiter sein als ein schmuckloses Abbild seiner Gedanken. Leben und Rede sollen in Einklang stehen. Niemand wird in kurzer Zeit ein fertiger Weiser. Die moralische Bildung erfordert Zeit und hat ihre Stufen]

Du klagst, dass meine Briefe die gehörige Sorgfalt vermissen lassen. Doch wer auf den Ausdruck ganz besonderes Gewicht legt, wie kann der anders als gekünstelt reden? Wie meine Rede wäre, wenn wir beisammen säßen oder Seite an Seite umher spazierten, unvorbereitet und zwanglos, so sollen auch meine Briefe sein; sie sollen nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes haben. Wäre es möglich, so würde ich, was ich denke, lieber sehen lassen, als aussprechen. Und auch wenn ich mich mit dir unterhielte, würde ich nicht mit dem Fuße stampfen, würde nicht mit der Hand fuchteln und meine Stimme anschwellen lassen; alles dies würde ich den Rednern überlassen, zufrieden meine Gedanken dir mitzuteilen ohne sie auszuschnücken, aber auch ohne sie wegzuschleudern. Nur das eine möchte ich dir zu voller Überzeugung bringen, dass alle meine Äußerungen genau dem entsprechen, was ich denke, und dass mir, was ich denke, auch ans Herz gewachsen ist. Auf eine Art küsst man seine Geliebte, auf eine andere seine Kinder; gleichwohl ist auch bei dieser letzteren so reinen und maßvollen Äußerung der Zärtlichkeit der Zug des Herzens unverkennbar. Ich wünsche wahrhaftig nicht, dass so wichtige Dinge in einem nüchternen und trockenen Ton vorgetragen werden; denn die Philosophie will nicht gefühllos behandelt sein. Aber viel Mühe auf die Worte zu verwenden ist nicht vonnöten. Unser leitender Grundsatz sei, zu reden, was wir denken, und zu denken, was wir reden. Die Rede stimme mit dem Leben zusammen. Der [Philosoph] hat erfüllt, was wir uns von ihm versprechen, wenn er ständig derselbe ist, du magst ihn nun sehen oder hören. Von welcher Beschaffenheit und Größe er ist, das wird sich ja zeigen, aber ein einheitlicher muss er sein und nur einer.

Unsere Worte sollen nicht der Unterhaltung dienen, sie sollen Nutzen schaffen. Stellt sich aber der Redeschwung mühelos ein, ist er uns geläufig oder kostet er uns nur wenig, so trete er in Wirksamkeit und gebe dem herrlichen Inhalt das Geleit. Dabei sei er von der Art, dass er die Sache und nicht sich selber ins Licht stellt. Andere Wissensfächer haben es nur mit der Psyche zu tun; hier aber handelt es sich zugleich um eine Angelegenheit des Herzens. Ein Kranker sucht nicht einen durch Beredsamkeit glänzenden Arzt; trifft es sich aber, dass eben der, der sich auf Heilkunst versteht, auch gut über seine zu treffenden Maßregeln zu reden weiß, so wird er gerne einwilligen. Doch hat er keinen Grund, sich Glück zu wünschen, dass er an einen Arzt geraten ist, der zugleich einen guten Redefluss hat. Denn das ist ein Zusammentreffen ähnlich dem, wie wenn ein kundiger Steuermann zugleich auch schön ist. Was kitzelst du mir die Ohren? Was soll mir ein solcher Genuss?

Hier handelt es sich um andere Dinge. Durch Brennen, Schneiden, Enthaltbarkeit muss mir geholfen werden; dazu habe ich dich gerufen. Du sollst eine alte, schwere, allgemein verbreitete Krankheit heilen. Deine Berufung [zum Philosophen] macht Ansprüche an dich so groß wie an einen Arzt während einer Pest- [oder Pockenepidemie]. Und dir ist es um leere Worte zu tun? Sei froh, wenn du der Sache Herr wirst. Wozu willst du so vielerlei lernen? Wann willst du, was du gelernt hast, dir so zum festen Eigentum machen, dass du es nicht wieder verlieren kannst? Wann wirst du es durch Erfahrung erproben? Denn hier genügt es nicht wie in anderen Fällen, die Sache dem Gedächtnis anvertraut zu haben: sie



will durch die Tat erprobt sein. Nicht das bloße Wissen macht glücklich sondern die [moralische] Tat.

„Wie? Es soll keine Stufen unter den Glücklichen [den Weisen] geben? Eine tiefe Kluft soll unmittelbar von da sich auftun?“ - Nein, das glaube ich nicht. Denn wer Fortschritte [in der stoischen Philosophie] macht, wird zwar noch zu den Toren gerechnet, ist jedoch durch einen weiten Abstand von ihnen getrennt. Auch finden sich unter den Fortschreitenden selbst noch erhebliche Unterschiede. Es sind drei Klassen, in die sie nach der Annahme einiger zerfallen.

Die erste [oberste] Klasse [der Fortgeschrittenen] besteht aus denen, die noch nicht im Besitze der Weisheit sind, aber sich bereits in ihrer Nähe befinden.<sup>179</sup> Aber die Nähe bedeutet eben noch nicht die eigentliche Zugehörigkeit. Wer diese sind, fragst du? Es sind diejenigen, die bereits alle Leidenschaften und Laster abgelegt und sich Belehrung verschafft haben über das zu Erstrebende, doch ohne noch das volle Selbstvertrauen erreicht zu haben. Sie haben ihren moralischen Trieb noch nicht vollständig in ihrer Gewalt, sind aber doch schon weit genug, um vor einem Rückfall in ihre Fehler bewahrt zu sein; allein sie sind sich darüber noch nicht völlig klar. Es steht mit ihnen so, wie ich meiner Erinnerung nach in einem Briefe mich darüber ausdrückte [71. Brief]: „sie wissen nicht, dass sie etwas wissen“. Sie können sich zwar ihres moralischen Standpunkts erfreuen, ermangeln aber noch des unbedingten Vertrauens [zur stoischen Philosophie]. Einige kennzeichnen die hier besprochene Klasse der Fortschreitenden in der Weise, dass sie sagen, sie hätten die Krankheiten der Psyche bereits hinter sich, aber noch nicht die leidenschaftlichen Erregungen, und ihr Standpunkt sei noch kein sicherer, denn niemand sei der Gefahr des Bösen völlig entrückt als der, der es mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat. Das aber hat niemand getan als der, der die Weisheit in sich aufgenommen hat an Stelle des Bösen.

Wie sich aber die Krankheiten der Psyche von ihren leidenschaftlichen Erregungen unterscheiden, darüber habe ich mich schon öfters geäußert. Auch jetzt will ich dich darauf hinweisen: Moralische Krankheiten sind Fehler, die sich fest und dauernd eingenistet haben, wie Habsucht und Ehrgeiz; sie haben sich tief in die Psyche eingesenkt und sind zu dauernden Übel geworden. Auf den kürzesten Ausdruck gebracht: Krankheit [der Psyche] ist die starr festgehaltene irriige Meinung, man müsse mit aller Kraft erstreben, was nur in einem sehr geringen Grad erstrebenswert ist. Oder, wenn du dies vorziehst, wollen wir so definieren: Sein Herz allzusehr an Dinge hängen, die nur in ganz geringem Maße oder überhaupt nicht erstrebenswert sind, oder auf Dinge großen Wert legen, die nur einen bedingten oder gar keinen Wert haben. Affekte aber sind verwerfliche Gemütsregungen, die plötzlich und stürmisch hervorbrechend bei öfterer Wiederholung und Vernachlässigung zur Krankheit werden, wie eine einzelne und noch nicht chronisch gewordene Erkältung Husten verursacht, ist sie aber anhaltend und eingenistet, zur Schwindsucht wird. So sind denn die am weitesten Fortgeschrittenen [in der stoischen Philosophie] über die Krankheiten hinaus, den Affekten aber sind sie noch zugänglich, auch wenn sie dem Weisen schon ganz nahe stehen.

Die zweite Klasse besteht aus solchen, die sich zwar von den schwersten psychischen Übel und Erregungen befreit haben, aber doch nur so, dass sie noch

---

<sup>179</sup> Fußnote Hrsg.: Der sogenannte Protrephtikos [der Fortgeschrittene]. Siehe L. Baus >Die atheistischen Werke der Stoiker<, Kapitel: >Aufruf zum Philosophieren – Der Protrephtikos der Stoiker<.

nicht in sicherem Besitz ihrer Gemütsruhe sind; denn sie können noch in den alten Zustand zurückfallen.<sup>180</sup>

Die dritte [unterste] Klasse [der Fortgeschrittenen] ist frei von vielen und großen Gebrechen, aber noch nicht von allen. Sie hat der Habsucht den Abschied gegeben, aber ist dem Zorn noch zugänglich. Sie wird nicht mehr von Begierden beunruhigt, wohl aber noch vom Ehrgeiz. Sie steht nicht mehr unter dem Einfluss von Begierden, wohl aber der Furcht. Und was die Furcht selbst anbelangt, so fühlt sie sich gewissen Eindrücken gegenüber sicher, anderen gegenüber aber zaghaft: Den Tod verachtet sie, den Schmerz scheut sie.

Hier wollen wir innehalten zu einer kurzen Selbstbetrachtung. Wir können uns immerhin Glück wünschen, wenn wir auch nur dieser letzten Gruppe zugerechnet werden.<sup>181</sup> Nur bei reicher natürlicher Ausstattung und großer und unausgesetzter Anstrengung in unseren wissenschaftlichen Bemühungen kann die zweite Stufe erreicht werden; doch schon diese dritte [unterste] Klasse ist nicht zu verachten. Bedenke, wieviel des Bösen du rings um dich siehst, achte darauf, wie es keinerlei Frevel gibt, für den sich nicht ein Beispiel fände, wie die Schurkerei täglich Fortschritte macht, wie öffentlich und von einzelnen gesündigt wird, und du wirst dir sagen, dass wir es weit genug gebracht haben, wenn wir nicht zu den Schlimmsten gehören. „Ich aber hoffe“, sagst du, „mich auch zu einer höheren Klasse emporarbeiten zu können.“ - Das möchte ich uns mehr wünschen, als ich es versprechen kann. Wir sind von vornherein in Beschlag genommen; von Schandtaten umstrickt, bemühen wir uns um die Tugenden. Ja, ich schäme mich es zu sagen: wir huldigen dem Tugendstreben nur, solange wir Zeit dafür übrig haben. Aber Welch herrlicher Lohn erwartet uns, wenn wir unsere Geschäftslast und die uns so zäh anhaftenden Übel von uns werfen. Nicht Begierde, nicht Furcht wird uns noch bedrängen. Nicht hin und her gejagt von Furcht, nicht durch Lustbegierde verdorben, werden wir weder vor dem Tod noch vor falschen Göttern erschauern. Es wird uns zur Gewissheit geworden sein, dass der Tod kein Übel ist, falsche Götter keine Unheilstifter sind. Was Schaden verübt, ist ebenso schwach wie das, dem der Schaden zugefügt wird; das Beste hat keine schadende Kraft.

Arbeiten wir uns aus diesem Schlamm heraus zu jener erhabenen Höhe, so erwartet uns da die Gemütsruhe, und nach Verbannung allen Irrwahns eine schrankenlose Freiheit. - „Und worin besteht diese?“ so fragst du. - Weder vor Menschen noch vor [eingebildeten angeblichen] Göttern Furcht zu haben; seine Wünsche weder auf Schimpfliches noch auf Übermäßiges zu richten, über sich selbst unbedingte Gewalt zu haben. Es ist ein unschätzbare Gut, sein eigener Herr zu sein.

#### 76. Brief.

[Die vier stoischen Tugenden als einzig wahre Glücks-Güter]

Du drohst mir mit Kündigung der Freundschaft, wenn ich dich nicht alles und jedes wissen lasse von dem, was ich täglich treibe. Hier sollst du nun eine Probe haben von der Aufrichtigkeit meines Zusammenlebens mit dir; denn ich

<sup>180</sup> Fußnote Hrsg.: Im 72. Brief ist die Einteilung anders. Die dritte (unterste) Klasse stimmt ungefähr überein, die erste und zweite Klasse ist nur eine.

<sup>181</sup> Fußnote Hrsg.: Hier untertreibt Seneca. Er selber gehört gewiss zur ersten Klasse der zur Weisheit Vorangeschrittenen. Er rechnet aber Lucilius erst zur dritten Klasse.

will dir auch folgendes anvertrauen. Ich bin gerade Hörer eines Philosophen<sup>182</sup>, und es sind schon fünf Tage, dass ich zu ihm in die Schule gehe und ihn von der achten Stunde ab<sup>183</sup> vortragen höre. - „Da bist du gerade alt genug dazu“, höre ich dich sagen. - Warum nicht? Was wäre törichter, als auf das Lernen zu verzichten, weil man sich des Lernens lange nicht befließigt hat? - „Wie also? Soll ich es so halten wie die Snobs und Vornehmtuer?“ - Die Schule [der stoischen Philosophie] macht keinen Unterschied im Alter der Schüler. - „Sollen wir dazu alt werden, um dem Beispiel der reichen Jugend zu folgen?“ - Ins Theater soll ich mir erlauben zu gehen und mich in den Zirkus tragen lassen und kein Fechterpaar [Gladiatorenpaar] ohne mich auftreten lassen, während ich erröten soll, Hörer eines Philosophen zu sein? Man muss so lange lernen, als man ein Nichtweiser ist, oder, wenn wir dem Sprichwort glauben, so lange man lebt. Und nichts erfordert so sehr die Erfüllung dieser Forderung als unser vorliegender Gegenstand: wie man leben soll, muss man sein Leben lang lernen. Indes, was mich anbelangt, so erweise ich mich dabei bis zu einem gewissen Grad als Lehrer. „Inwiefern?“ fragst du. - Ich lehre durch mein Beispiel, dass auch der Greis noch zu lernen hat. Ich schäme mich aber meiner Mitmenschen [im Sinne von: ich bedaure aber meine Mitmenschen] bei jedem Gang nach der Schule. Du weißt: der Weg nach dem Haus des Metronax führt unmittelbar am Theater Neapels vorbei. Das ist zum Erdrücken voll, und mit erstaunlichem Eifer gibt man seine Meinung kund über die Kunst eines Flötenspielers, auch griechische Trompeter und Ausrufer haben großen Zulauf. Aber in dem Raum, in dem man über das Wesen des tugendhaften Menschen Aufschluss findet, in dem man lernt, ein tugendhafter Mensch zu sein, sitzt nur ein winziges Häuflein, und diese wenigen haben, wenn man den meisten glaubt, angeblich nichts Rechtes zu tun, Querköpfe nennt man sie und Müßiggänger. Ich will mir diesen Spott ruhig gefallen lassen; die Beleidigungen der Toren muss man mit Gleichmut über sich ergehen lassen, und wer den [vier] Tugenden [der Stoiker] nachgeht, der muss selbst die Verachtung verachten.

Also, mein Lucilius, nur wacker fortgefahren und nicht geruht, sonst blüht dir mein Schicksal: als Greis in die Schule zu gehen. Ja, eile um so mehr, weil du dich erst jetzt an Dinge gemacht hast, die du kaum als Greis auszulernen imstande bist. - „Aber wie weit werde ich es bringen?“ fragst du. - So weit, wie du es als Strebender bringen willst. Worauf wartest du? Keinem ist die Weisheit durch Zufall in den Schoß geworfen worden. Geld kann von selbst an dich kommen, eine Ehrenstelle dir angeboten, Einfluss und Rang dir entgegengebracht werden; aber die Tugenden fallen dir nicht zufällig zu. Ja, es gehört mehr als nur leichte Mühe und geringe Anstrengung dazu, um sie mit unserer Psyche zu erfassen; aber es lohnt sich, sich anzustrengen, wo man sich durch diesen einen Erfolg den Besitz aller Glücks-Güter sichert; denn es gibt nur diese Glücks-Güter, die [vier stoischen] Tugenden. In den anderen Dingen, die von der Menge lauthals gepriesen werden, findest du nichts Wahres, nichts Sicheres.

Warum aber nur die Tugenden Glücks-Güter sind, will ich dir sagen, weil ich dies deiner Meinung nach in einem früheren Brief<sup>184</sup> nicht genügend ausgeführt und dir die Sache mehr gelobt als überzeugend dargestellt habe, und das darüber bereits Gesagte werde ich nur in kurzem Überblick wiedergeben.

<sup>182</sup> Fußnote Apelt: Der Brief ist wohl aus Neapel geschrieben, wo der Philosoph Metronax Vorträge hielt. Sein Tod wird im 93. Brief erwähnt.

<sup>183</sup> Fußnote Apelt: Also ab 14 Uhr am Nachmittag.

<sup>184</sup> Fußnote Apelt: Siehe 71. Brief. (Anmerkung des Hrsg.: Indiz, dass Seneca Abschriften seiner Briefe an Lucilius anfertigen ließ, die Kaiser Nero nach der Ermordung Senecas herausgeben konnte.)

Alles hat seinen eigentlichen Bestand in dem, was ihm seinen Wert und Vorzug gibt. Bei der Rebe kommt es auf die Fruchtbarkeit an und auf den Wohlgeschmack des Weins<sup>185</sup>, beim Hirsch auf die Schnelligkeit, bei Lasttieren fragt man nach der Tragfähigkeit des Rückens, denn ihr ganzer Nutzen liegt im Schleppen von Lasten, beim Hund kommt es vor allem auf Spürsinn an, wenn er das Wild aufsuchen, auf Schnelligkeit, wenn er es verfolgen, auf unbedingten Mut, wenn er es beißen und anfallen soll. An jedem Ding ist das Beste das, wozu es bestimmt ist und wonach es geschätzt wird.

Was ist das Beste am Menschen? Die Vernunft. Durch sie ist er den Tieren überlegen, steht er dem Aether-Logos nahe. Die Vernunft also, in ihrer [menschennöglichen] vollendeten Gestalt, ist das eigentümliche Glücks-Gut des Menschen, alles übrige hat er mit den Tieren und Pflanzen gemeinsam. Er ist stark: der Löwe desgleichen; er ist schön: der Pfau desgleichen; er ist schnell: das Pferd desgleichen. Ich könnte auch sagen: in alledem steht er hinter den Tieren zurück. Doch nein! Ich frage nicht, was er vergleichsweise in höchstem Maße hat, sondern was ihm als seine besondere Eigenart zusteht. Er hat einen Körper: die Bäume auch. Er hat inneren Trieb und willkürliche Bewegung: die Tiere auch, selbst das Gewürm. Er hat Stimme: aber wieviel lauter ist die des Hundes, wieviel kreischender die des Adlers, wieviel wuchtiger die des Stiers, wieviel süßer und modulationsfähiger die der Nachtigallen. Was ist des Menschen besondere Eigentümlichkeit? Die Vernunft. Ist diese in Ordnung und voll ausgebildet, so liegt in ihr das volle Glück des Menschen beschlossen.

Jedes Ding also ist lobenswert, wenn es die ihm eigentümliche Vollkommenheit erreicht und den ihm von der Natur bestimmten Zweck erfüllt: wenn nun des Menschen besonderes Glücks-Gut die Vernunft ist, so ist er, wenn er diese zur Vollkommenheit gebracht hat, lobenswert und ist am Ziel seiner natürlichen Bestimmung angelangt. Diese zur [menschennöglichen] Vollkommenheit erhobene Vernunft ist daher eine Tugend, und sie ist eins mit dem Ethischguten. Das ist also das einzige Glücks-Gut, das dem Menschen alleine zukommt. Denn jetzt fragen wir nicht, was ein Glücks-Gut überhaupt, sondern was des Menschen [höchstes] Glücks-Gut ist. Wenn es kein anderes für ihn gibt als die Vernunft, so wird diese sein einziges sein, und alles Übrige aufwiegen. Ist einer ein Bösewicht, so wird man ihn tadeln, ist einer ein guter Mensch, so wird man, denke ich, ihn loben. Lob und Tadel bestimmt sich also ganz nach der moralischen Beschaffenheit, und diese ist dann im Menschen das erste und alleinige Glücks-Gut.

Du zweifelst nicht, dass dies ein Glücks-Gut ist; wohl aber zweifelst du, ob es des Menschen einziges Glücks-Gut ist. Gesetzt, es habe einer alles andere, Gesundheit, Reichtum, eine zahlreiche Ahnengalerie, eine große Schar von Klienten, aber er sei anerkanntermaßen ein Schurke, so wirst du ihm dein Lob versagen. Wenn andererseits einer nichts hat von alledem, was ich aufzählte, wenn er also weder über Geld zu verfügen hat, noch über eine Klientenschar, noch über Adel und eine stattliche Reihe von Ahnen, aber ein anerkannt braver Mann ist, so wirst du ihn loben. Also ist dies das einzige Glücks-Gut des Menschen: Wer es hat, ist des Lobes würdig, auch wenn ihm alles andere fehlt; wogegen der, der es nicht hat, dem verdammenden Urteil verfällt und auf keine Nachsicht Anspruch hat, mag er auch von allem anderen die Fülle haben. Es steht mit den Menschen ebenso wie mit den sonstigen Gegenständen. Ein gutes Schiff heißt nicht ein solches, das mit kostbaren Farben bemalt ist, das einen goldenen oder silbernen

<sup>185</sup> Fußnote Apelt: Siehe 41. Brief.

Schiffsschnabel hat und dessen Schutzgott aus Elfenbein gefertigt ist, auch nicht das, welches schwer beladen ist mit königlichen Geldern und Schätzen, sondern ein solches, das widerstandsfähig, fest und wasserdicht ist, weil gutverfugt, dem Anprall der Wogen durch seinen starken Bau gewachsen ist, dem Steuerruder folgsam, schnell und unabhängig von den Launen des Windes. Ein gutes Schwert wirst du nicht ein solches nennen, das ein vergoldetes Wehrgehänge und eine Scheide, die mit Edelsteinen besetzt ist, sondern ein solches, das eine scharfe Klinge hat und eine Spitze, der kein Panzer gewachsen ist. Bei einem Lineal kommt es nicht auf die Schönheit an, sondern auf die gerade Richtung. Jedes Ding wird nach dem eigenartigen Zweck gelobt, für den es bestimmt ist. So kommt es auch beim Menschen nicht darauf an, wieviel Ackerland er besitzt, wieviel Geld er ausleiht, wieviele Leute ihm den Hof machen, was für ein kostbares Ruhebett er hat, aus was für einem funkelnden Becher er den Wein schlürft, sondern wie ethischgut er ist. Ethischgut aber ist er, wenn seine Vernunft ihre volle Entfaltung erreicht und ihre rechte Gestaltung erlangt hat und mit ihrem naturgemäßen Wollen in Einklang gebracht ist. Das nennen wir Tugend, das ist das Ethischgute und das einzige Glücks-Gut des Menschen. Denn da die Vernunft allein es ist, die den Menschen zum Menschen macht, so ist die zur vollen Reife gelangte Vernunft es auch allein, die ihn glücklich macht. Sie ist des Menschen höchstes Glücks-Gut, was ihn allein glücklich macht.<sup>186</sup>

Wir nennen auch Glücks-Güter alle diejenigen Dinge, die ihren Ursprung in den [vier] Tugenden haben und von ihnen bewirkt sind, mit anderen Worten, alle ihre Hervorbringungen. Aber eben deshalb sind sie selber das einzige Gut, weil es keines gibt, das nicht auf ihnen beruht. Wenn alles Ethischgute seine Stätte in der Psyche hat, so ist alles gut, was der Psyche zur Kräftigung, zur Erhebung, zur Erweiterung dient; was aber die Psyche stärker, erhabener und weiter macht, das ist das Werk der Tugenden. Denn im übrigen steht es so: was unsere begehrliehen Triebe anreizt, wirkt zugleich auch niederdrückend und lähmend auf die Psyche, und scheinbar sie erhebend, bläht es sie nur auf und treibt mit ihr ein trügerisches Eitelkeitsspiel. Das allein also ist gut, was der Psyche zur Besserung dient. Unser ganzes Leben lang ist für alle unsere Handlungen der oberste Gesichtspunkt der Beurteilung der des Ethischguten und des Ethischschlechten. Er ist maßgebend für unser Tun und Lassen. Was das besagen will, sollst du hören: der Tugendhafte wird tun, was seiner Überzeugung vom Rechten entspricht, wird es tun, auch wenn es mühsam ist, wird es tun, selbst wenn es schädlich ist, wird es tun, auch wenn es gefahrvoll ist; andererseits wird er das Unethische nicht tun, auch wenn es ihm zu Geld, Genuss oder Macht verhilft. Vom Ethischen wird ihn nichts abschrecken, zum Unethischen nichts verleiten. Wenn er also durchweg dem Ethischen folgen, durchweg das Unethische meiden und bei jedem für das Leben wichtigen Entschluss sich an diese bei den Grundsätze halten wird, dass nur das Ethische gut, nur das Unethische verwerflich ist, wenn die Tugenden das einzige ist, das keiner Verderbnis zugänglich ist, wenn sie allein sich in ihrer Haltung immer gleich bleiben, so sind die Tugenden das einzige Glücks-Gut, und sie können nie in die Lage kommen, kein Glücks-Gut zu sein. Jeder Gefahr einer Veränderung sind die Tugenden überhoben. Der Unweise arbeitet sich zur Weisheit empor, die Weisheit fällt nicht in Unwahrheit zurück.

Du wirst dich vielleicht meiner Äußerung erinnern<sup>187</sup>, die dahin ging, es habe manchen gegeben, der, was die große Menge leidenschaftlich begehrt oder

<sup>186</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe oben das Kapitel >Die materialistische Ethik der Stoiker<.

<sup>187</sup> Fußnote Apelt: Siehe 74. Brief.

fürchtet, in unwillkürlicher Gemütsaufwallung als völlig nichtig verachtet hat. Es fand sich mancher, der seinen Reichtum von sich warf; es fand sich einer, der seine Hand in die Herdflamme hielt, ein anderer, der seinem Folterer mit unausgesetztem Hohnlachen begegnete; mancher, der bei Beerdigung seiner Kinder keine Träne vergoss, und so mancher, der dem Tod ohne ein Spur von Angst entgegenging. Liebe, Zorn, Begierde beschworen die Gefahren herauf. Was eine kurze, durch irgend einen Stachel hervorgerufene Widerstandskraft der Psyche vermag, wie viel mehr werden das die [vier stoischen] Tugend vermögen, deren Kraft nicht aus ungestümem Drang, nicht plötzlich, sondern gleichmäßig wirken, die immer gleich stark bleiben. Hieraus folgt, dass, was viele, ohne sich grundsätzlich darüber klar zu sein, der Weise aber immer verachtet, weder gut noch übel ist. Das einzige Gut also sind die Tugenden selbst, die zwischen Glück und Unglück gehobenen Hauptes einerschreiten, beides tief verachtend.

Lässt du die Ansicht gelten, es gebe ein Glücks-Gut außer dem Ethischguten, so wird es mit jeder Tugend misslich stehen. Denn keine lässt sich unbedingt festhalten, wenn sie irgend etwas außer sich berücksichtigt. Ist dies der Fall, so steht das im Widerspruch mit der Vernunft, aus der die Tugenden stammen, sowie im Widerspruch mit der Wahrheit, die ohne Vernunft undenkbar ist. Jede Meinung aber, die der Wahrheit widerstreitet, ist falsch. Du musst zugeben, dass ein tugendhafter Mann von höchster Ehrfurcht gegen die Götter erfüllt ist. Was ihm also auch zustoßen mag, er wird es mit Gleichmut auf sich nehmen. Weiß er doch, dass dies zufolge desselben göttlichen Gesetzes geschieht, das den Gang des Ganzen regelt. Ist dem so, dann wird es für ihn nur ein Gut geben, das Ethischgute. Denn auf dieses gründet sich die Fähigkeit und der Wille, den Göttern folgsam zu sein, bei plötzlichen Störungen nicht aufzubrausen und über sein Los nicht zu jammern, sondern geduldig sein Schicksal auf sich zu nehmen und dem Gebot sich zu fügen. Gibt es irgend ein anderes Gut als das Ethischgute, so werden wir die Begierde nach dem Leben, die Begierde nach allem, was der Ausstattung des Lebens dient, nicht loswerden, ein unerträglicher, endloser, unsteter Zustand. Das einzige Gut also ist das Ethischgute, das sein Maß hat.

Ich behauptete<sup>188</sup>, das Leben der Menschen würde glücklicher sein als das der Götter, wenn [materielle] Dinge Glücks-Güter wären, für welche die Götter keine Verwendung haben, wie Geld und Ehrenstellen. Dem füge nun folgendes zur Ergänzung hinzu: Falls die Psyche vom Körper befreit fortduert, so harrt ihrer ein glücklicherer Zustand als der in ihrer körperlichen Hülle. Allein, wenn die Dinge, deren wir in unserer Körperlichkeit bedürfen, Glücks-Güter sind, so wird es, wenn wir ihrer ledig geworden sind, unserer Psyche schlechter ergehen, eine Annahme, die keinen Glauben verdient; denn wie kann sie, in den Körper eingeschlossen und von ihm beengt, glücklicher sein als in voller Freiheit und dem Weltganzen [dem Aether-Logos] zurückgegeben? Auch die Bemerkung hatte ich gemacht, wenn das, was der Mensch mit dem unvernünftigen Tier gemeinsam hat, Güter wären, dann müssten auch die unvernünftigen Tiere ein glückliches Leben führen, was doch eine Unmöglichkeit ist. Für die Tugenden muss man alles Leid auf sich nehmen, was nicht nötig wäre, wenn es irgend ein anderes Gut gäbe als die Tugend.

Das alles habe ich zwar in größerer Ausführlichkeit schon in einem früheren Brief dargelegt, habe es aber nun in kürzerer Fassung wieder in Erinnerung gebracht. Indes, eine solche Ansicht wird dir in ihrer Wahrheit nur dann zu vollem

---

<sup>188</sup> Fußnote Apelt: Siehe 74. Brief.

Bewusstsein kommen, wenn du deiner Psyche einen Schwung gibst und an dich selbst die Frage richtest: werde ich auch, wenn die Lage es fordert, dass ich für das Vaterland in den Tod gehe und das Heil aller Bürger mit meinem Leben erkaufe, meinen Nacken nicht nur geduldig, sondern auch gern darbieten? Bist du gewillt danach zu handeln, so gibt es kein anderes Glücks-Gut. Denn du verzichtest auf alles, nur um dieses zu haben. Du wirst für das Vaterland sterben, auch wenn dies unmittelbar geschehen soll, nachdem du zu der Einsicht gekommen bist, dass es die angemessene Handlung von dir fordert. Zuweilen erwächst aus so herrlicher Tat, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, eine beglückende Freude, und obschon der Dahingeschiedene und seiner irdischen Umgebung Entrückte die Frucht seiner Tat nicht genießt, so hat doch schon der Hinblick auf die zu vollziehende Tat etwas Erhebendes: der tapfere und gerechte Mann schwelgt, wenn er sich den Preis seines Todes, die Freiheit des Vaterlandes, das Heil der Gesamtheit vor Augen stellt, für die er sein Leben dahingegeben, in höchstem Wonnegefühl und genießt sozusagen seinen Wagemut. Aber auch der, dem dieses Frohgefühl versagt ist, das aus der Hingabe an diese größte und letzte Leistung entspringen kann, wird ohne Zögern in den Tod gehen, zufrieden mit dem Bewusstsein, recht und pflichtgemäß zu handeln. Halte ihm auch im letzten Augenblick noch allerlei mahnende Gründe vor, sprich zu ihm: „Deine Tat wird bald vergessen sein und bei deinen Mitbürgern wenig günstige Beurteilung finden.“ - Er wird dir antworten: „Mit alle dem hat meine Handlung nichts zu tun; ich sehe allein auf diese selbst, und ich weiß, sie ist eine Forderung ethischer Gesinnung. Wohin sie mich also führt und ruft, dahin gehe ich.“

Das also ist das einzige Glücks-Gut, das nicht nur die völlig ausgereifte, sondern schon jede edle und wohlveranlagte Psyche als solches unwillkürlich anerkennt: alles andere ist flüchtiger, veränderlicher Art. Daher ist der Besitz solcher Äußerlichkeiten immer mit Sorgen verbunden. Auch wenn die Gunst des Schicksals alles auf einen Menschen gehäuft hat, lastet es schwer auf seinem Herrn als ein beständiger Druck, ja treibt zuweilen sogar mit ihm seinen Spott. Niemand von den in Purpurgewändern Prangenden ist glücklich, ebensowenig wie die, die in den Bühnenstücken mit Szepter und im Purpurmantel auftreten. Vor der Zuschauermasse schreiten sie stolz auf ihrem Kothurn umher: sobald sie abgetreten sind, entledigen sie sich ihres Schuhwerkes und kehren zu ihrer natürlichen Gestalt zurück. Keiner von denen, die durch Reichtum und Ehrenämter auf eine glänzende Höhe gestellt sind, ist groß. Warum erscheint er aber groß? Weil du ihn mit seinem Fußgestell misst. Der Zwerg ist nicht groß, auch wenn er auf einem Berg steht; der Koloss verliert nichts von seiner Größe, auch wenn er in die Tiefe eines Brunnens versenkt ist. Das ist der Irrtum, an dem wir leiden, dadurch werden wir hinters Licht geführt: wir schätzen niemanden nach dem, was er ist, sondern rechnen alles dasjenige mit, womit er geschmückt ist. Willst du aber den Wert des Menschen ermitteln und ihn in seiner wirklichen Beschaffenheit kennen lernen, so musst du ihn nackt betrachten. Lass ihn sein Erbgut, lass ihn seine Ehrenstellen samt allen trugvollen Gaben des Glückes von sich werfen, ja sich seines Körpers entäußern: beschaue nur seine Psyche und betrachte sie nach ihrer Beschaffenheit und Größe, frage, ob sie durch fremden Schmuck oder durch sich selbst groß sei. Wenn er, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, das Schwert gegen sich gezückt sieht, wenn er der festen Überzeugung ist, dass es ihm gleichviel gelten kann, ob seine Psyche durch den Mund oder durch die Kehle entweiche, dann nenne ihn glücklich. Nenne ihn glücklich, wenn er angesichts bevorstehender Körperqualen, wie sie entweder das Schicksal oder

die Gewalttätigkeit eines Mächtigeren herbeiführt, seine Ruhe bewahrt und gelassen die Ankündigungen von Kerker, Verbannung und sonstigen nichtigen Schrecknissen des Menschengemütes vernimmt und sie mit den Worten begleitet [Vergil, Aen. VI, 103]:

*Von keinerlei Drangsal,  
Jungfrau, steigt die Gestalt mir unerwartet und neu auf.  
Alles erwog ich zuvor und bin mit mir selber im reinen.*

„Du kündigst mir heute diese Schrecknisse an: ich habe sie mir immer angekündigt und habe den Menschen auf Menschliches vorbereitet.“ - Ist man auf ein Unglück im voraus gefasst, so trifft der Schlag nicht schwer. Aber den Toren und den mit all ihren Hoffnungen am Schicksal Hangenden erscheint jede Gestaltung der Dinge neu und unerwartet. Ein großer Teil des Unglücks indessen liegt bei Unkundigen eben in der Neuheit. Das wirst du begreiflich finden, wenn du bedenkst, dass sie das für hart Gehaltene tapferer ertragen, wenn sie sich daran gewöhnt haben. Daher gewöhnt sich der Weise an das künftige Übel, und was andere nur dadurch sich leichter machen, dass sie es lange ertragen, das macht er sich leicht durch lange Denkarbeit. Wir hören zuweilen die Stimme von Laien, die sagen: „Ich wusste, dass mir dies bevorsteht“. Der Weise weiß, dass ihm alles bevorsteht. Mag eintreten was will, er sagt: „Ich wusste es“.

## 77. Brief

[Hänge nicht zu sehr am Leben]

Ganz unerwartet trafen heute die leichten Schiffe aus Alexandria ein, die vorausgeschickt zu werden pflegen, um die Ankunft der großen Flotte anzukündigen. Man nennt sie Paketschiffe. Für Campanien ist das ein freudiger Anblick. Die ganze Bevölkerung von Puteoli drängt sich zusammen auf dem Hafendamm. Man erkennt an der besonderen Art der Segel die Alexandrinischen Schiffe aus der großen Menge der Fahrzeuge heraus. Denn sie allein dürfen das Bramsegel aufziehen, welches alle übrigen Schiffe nur auf hoher See führen. Denn nichts befördert in gleichem Maße die Fahrt wie dieses hoch oben befestigte Segel. An ihm hat das Schiff die stärkste Triebkraft. Wenn also der Wind sich verstärkt und das zuträgliche Maß überschreitet, wird die Segelstange herabgelassen, weil der Wind weiter unten weniger Kraft hat. Haben die Schiffe Capri erreicht und das Vorgebirge, von dem [der Tempel der] Pallas aus stürmischer Höhe auf das Meeressgewoge herabschaut, so müssen sich alle anderen Schiffe mit dem unteren Segelwerk begnügen: Also ist das Bramsegel das unverkennbare Merkmal der Alexandrinischen Schiffe.

Während sich nun alles in voller Hast nach dem Gestade drängte, machte es mir ein besonderes Vergnügen, mich nicht aus meiner Trägheit aufrütteln zu lassen. Ich erwartete nämlich Briefe von den Meinigen aus Alexandria, hatte es aber gleichwohl nicht eilig zu erfahren, wie es dort mit den Meinigen stünde und was sie sonst für Neuigkeiten brächten. Für mich gibt es schon lange keinen Verlust und keinen Zuwachs mehr. Das ist die rechte Sinnesart, auch wenn ich nicht schon ein Greis wäre. Nun aber um so mehr; denn gesetzt, ich hätte auch noch so wenig [Geld], so würde ich doch noch mehr als ausreichendes Reisegeld haben für meinen Weg, zumal da es sich hier um einen Weg handelt, den ganz zu durchlaufen nicht notwendig ist. Eine Reise ist unvollendet, wenn man in der Mitte des Weges oder überhaupt diesseits des Zieles stehen bleibt; das Leben aber ist nicht unvollendet, wenn es ein tugendhaftes ist. Wie es auch endet: Ist das



Ende ein löbliches, so ist das Leben auch ein ganzes. Oft muss man ihm durch einen tapferen Entschluss ein Ende machen und zwar nicht immer aus den dringendsten Gründen; sind doch auch die Gründe nicht dringend, die uns am Leben festhalten.

Der dir wohlbekanntes Tullius Marcellinus<sup>189</sup>, der nach einer ruhigen Jugend schnell alterte, verfiel in eine zwar nicht unheilbare, aber lange und lästige Krankheit, die viel Umstände nötig machte. Er kam auf den Gedanken, seinem Leben ein Ende zu machen, und ließ mehrere Freunde zu sich kommen. Jeder gab seinen Rat auf seine Art. Der eine, von furchtsamer Natur, riet ihm, was er sich selbst geraten hätte, ein anderer, von geschmeidiger und und schmeichlerischer Natur, gab dem Fragenden den mutmaßlich erwünschteren Rat. Am besten, wie mir scheint, meinte es mit ihm unser Freund, der Stoiker, dieser treffliche und, um ihn seinem Verdienst gemäß zu loben, tapfere und charaktervolle Mann<sup>190</sup>. Mahnend ließ er [der Stoiker] sich so vernehmen: „Quäle dich nicht, mein Marcellinus, als ob es sich um eine wichtige Sache handeln würde. Mit dem Leben hat es nicht viel auf sich: Alle deine Sklaven leben, alle Tiere leben, aber etwas Großes ist es, ehrenhaft, besonnen und tapfer zu sterben. Bedenke, wie lange du dich schon in dieser Einförmigkeit hinschleppst: Essen, Schlafen, Lustbefriedigung, das ist der Kreis, in dem das Leben sich bewegt. Sterben wollen kann nicht nur der Besonnene, der Tapfere oder Unglückliche, sondern auch, wer des Lebens überdrüssig ist.“

Der Kranke bedurfte keines Rats, sondern des Beistands. Die Sklaven wollten [beim Suizid] nicht gehorchen. Ihnen nahm der [stoische] Philosoph ihre Furcht durch den Nachweis, dass für die Dienerschaft nur dann Gefahr bestehe, wenn es ungewiss sei, ob der Tod des Herren ein freiwilliger gewesen war. Im übrigen sei es ebenso verwerflich, den Herrn am Tod zu hindern als ihn zu töten. Dann wandte er sich wieder an Marcellinus selbst mit der Ermahnung, der Menschenliebe eingedenk zu sein: Wie nach aufgehobener Tafel die Reste an die Umstehenden verteilt würden, so empfehle es sich, bei Abschluss des Lebens denen etwas zugute kommen zu lassen, die sein Leben lang ihm gedient hätten. Marcellinus war stets gutmütig und freigebig, auch als es noch auf seine Kosten ging. Er verteilte also kleine Summen an die weinenden Sklaven und sprach ihnen noch obendrein Trost zu. Es bedurfte für ihn weder des Schwertes noch des Blutes. Drei Tage lang enthielt er sich der Nahrung und ließ in seinem Schlafzimmer ein Zelt aufschlagen, unter das eine Wanne gestellt wurde. In dieser lag er lange und indem von Zeit zu Zeit warmes Wasser nachgegossen wurde, fühlte er, wie er selbst sagte, seine Kräfte allmählich schwinden, nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen, wie es eine so sanfte Auflösung mit sich zu bringen pflegt. Ich [Seneca] habe an mir selbst ähnliche Erfahrungen gemacht, da ich ab und zu von Ohnmachten heimgesucht wurde.

Ich bin ins Erzählen gekommen, was dir vielleicht nicht unwillkommen ist. Denn du siehst daraus, dass dein Freund kein schweres, kein unglückliches Ende gehabt hat. Obwohl er sich den Tod selber gab, hat er doch einen ganz sanften Ausgang gehabt und ist dem Leben gleichsam entschlüpft. Nicht ohne Nutzen dürfte diese kleine Erzählung sein. Denn oft fordert eine drangvolle Lage solche Beispiele. Oft sollen wir sterben und wollen doch nicht, wir sterben wirklich und

<sup>189</sup> Fußnote Apelt: Vielleicht wurde der Brief angeregt durch den Tod des begabten Spötters, der seinen Freunden durch seinen schlagfertigen Witz manche heitere, aber auch manche schmerzliche Stunde bereitete. Siehe über ihn auch den 29. Brief.

<sup>190</sup> Fußnote Apelt: Ob unter dem Stoiker Attalus gemeint ist, wie Schweighäuser vermutet, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden.

wollen doch nicht. Niemand ist töricht genug, um nicht zu wissen, dass er einmal sterben muss; ist es aber wirklich so weit, dann macht man Ausflüchte, zittert und jammert. Wirst du den nicht für den allergrößten Tor halten, der da weint, dass er nicht vor tausend Jahren gelebt hatte? Gleich töricht ist der, welcher weint, dass er nach tausend Jahren nicht mehr leben wird. Das kommt auf dasselbe hinaus: du wirst nicht sein und bist nicht gewesen. Mit beiden Zeiten haben wir nichts zu tun. Du bist auf diesen Punkt angewiesen,<sup>191</sup> gesetzt, du könntest ihn ausdehnen, wie weit wirst du damit kommen?

*Was weinst du? Was ergehst du dich in Wünschen? Verlorene Mühe!  
Hoffe nicht durch Bitten den Willen der Götter zu beugen.*<sup>192</sup>

Ihr Ratschluss ist ein- für allemal gültig, nach dem Gesetz einer erhabenen und ewigen Notwendigkeit [der Naturgesetze]. Du wirst dahin gehen, wohin alles geht. Was widerfährt dir denn Unerhörtes? An diese Bestimmung bist du gebunden von Geburt an. So ist es deinem Vater ergangen, so deiner Mutter, so deinen Vorfahren, so allen Menschen vor dir, allen Menschen nach dir. Eine unverrückbare und durch keine Macht zu verändernde Abfolge hält alles an sich gefesselt und zieht es mit sich fort. Welche gewaltige Zahl künftig Sterbender wird dir folgen; wie viele werden dich begleiten! Du würdest vielleicht größeren Mut haben, wenn viele Tausende zugleich mit dir stürben; und doch geben viele Tausende von Menschen und Tieren in vielfach verschiedener Weise ihre Psyche in demselben Augenblick auf, in dem zu sterben du dich sträubst. Glaubst du denn, du würdest nicht auch einmal dahin kommen, wohin du immer unterwegs warst? Kein Weg ist ohne Ende.

Du erwartest vielleicht, ich werde dir jetzt Beispiele großer Männer vorführen. Nein, Knaben sind es, von denen du zu hören bekommst. Man erzählt von einem noch ganz jungen Lakonier [Spartaner], der, in Gefangenschaft geraten, in seiner dorischen Mundart ausrief: „Nein, ich will kein Sklave sein!“ Und er hielt Wort. Denn gleich bei der ersten Zumutung einer sklavenmäßigen und schimpflichen Dienstleistung - er sollte ein Nachtgeschirr herbeiholen - rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, dass die Schädeldecke brach.

So nahe ist die Freiheit, und doch gibt es noch Sklaven? Würdest du deinem Sohn nicht lieber einen solchen Tod als ein träges Greisenalter wünschen? Was hast du also für einen Grund, außer Fassung zu geraten, wenn selbst Knaben freiwillig zu sterben den Mut haben? Nimm an, du weigerst dich zu folgen: man wird dich mit Gewalt zur Stelle schaffen. Mach dich deinem eigenen Willen untertänig, der jetzt einem fremden folgen muss. Fühlst du dich nicht getrieben, die Sinnesart eines [spartanischen] Knaben dir anzueignen und zu sagen: „Ich bin kein Sklave?“ - Unglücklicher! Du bist ein Sklave der Menschen, der Objekte, des Lebens. Denn wenn der Mut zum Sterben fehlt, so ist das Leben nichts als Knechtschaft. Hast du irgend etwas, was dich veranlassen könnte zu zögern? Selbst was die Genusssucht anbelangt, so gibt es nichts für dich, was dich noch zurückhalten und fesseln könnte; du hast alles mehr als zur Genüge genossen: kein Genuss, der dir neu wäre, keiner, der dir nicht zuwider wäre durch das Übermaß der Sättigung. Des Weines, des Bieres Wohlgeschmack ist dir wohlbekannt. Es macht keinen Unterschied, ob hundert oder tausend Amphoren durch deine Blase gehen: du bist ein Filtriersack. Den Geschmack von Austern, von Meerbarben, du kennst ihn vortrefflich; nichts hat deine Schwelgerei dir für künftige Jahre als noch nicht ausprobiert übrig gelassen. Und doch ist es eben

<sup>191</sup> Fußnote Apelt; Nämlich auf die Gegenwart. Siehe auch den 49. Brief, Abs. 3.

<sup>192</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, >Aeneas<, VI, 376.

dies, wovon du dich so ungern trennst. Was wäre es etwa sonst noch, wovon du dich nur mit Schmerzen trennen könntest? Etwa Freunde? Ja, du wärst mir der Mann, dich auf Freundschaft zu verstehen!<sup>193</sup> Oder das Vaterland? Steht es dir hoch genug, um seinetwegen zu spät bei der Tafel zu erscheinen? Oder die Sonne? Wenn du es könntest, du würdest sie auslöschen. Denn was hast du je getan, das wert wäre, von ihr beschienen zu werden? Gestehe es nur: nicht die Kurie ist es, nicht das Forum, auch nicht das traute Verhältnis zur reinen Natur, was dich so träge zum Sterben macht: Nein, du kannst dich nicht vom Fleischmarkt trennen, auf dem du doch nichts zurückgelassen hast: du fürchtest den Tod. Aber wie willst du ihn auch mitten im Pilzgenuss verachten?<sup>194</sup> Du willst leben. Verstehst du dich auch darauf? Du fürchtest den Tod. Wie? Und dies dein Leben, was ist es anderes als der Tod?

Als Caius Caesar [Caligula] einmal die latinische Straße entlang ging, bat ihn einer aus einer Schar von Gefangenen, dem sein grauer Bart bis auf die Brust herabhing, um den Tod. Seine Antwort lautete: „Lebst du denn noch?“ - Das wäre die rechte Antwort für die, denen der Tod ein Heilmittel wäre: du fürchtest den Tod? Lebst du denn jetzt? - „Aber ich“, sagt ein anderer, „will leben, da ich mir einer reichen, ehrenhaften Tätigkeit bewusst bin. Ungern trenne ich mich von den angemessenen Handlungen des Lebens, die ich treu und fleißig erfülle.“ - Wie? Du weißt nicht, dass eine von den angemessenen Handlungen des Lebens ist, auch zu sterben? Du lässt keine angemessene Handlung unerfüllt zurück. Denn es gibt keine fest umgrenzte Zahl von angemessenen Handlungen, die du erfüllen müsstest. Welches Leben wäre nicht kurz. Ein Blick auf die Natur genügt, um auch das Leben des Nestor oder der Sattia<sup>195</sup> kurz zu finden, die auf ihr Grabmal die Inschrift setzen ließ: „Ich habe neunundneunzig Jahre gelebt.“

Du siehst, man kann sich auch eines hohen Alters rühmen. Wer hätte es mit ihr aushalten können [vor Prahlerei], wenn sie das hundertste Jahr erreicht hätte? Es steht mit dem Leben ähnlich wie mit einem Theaterstück: Nicht auf die Länge kommt es an, sondern auf die Qualität des Spiels. Es liegt nichts daran, wo du aufhörst. Höre auf, wo du willst. Nur an einem guten Schluss lass es nicht fehlen.

## 78. Brief

### [Das Verhalten des Weisen gegenüber Krankheiten]

Dass du von häufigem Schnupfen und Fieberanfällen, wie sie als Folge langer und zur Gewohnheit gewordener Erkältungen auftreten, heimgesucht wirst, ist mir um so schmerzlicher, weil ich selbst aus eigener Erfahrung diese Art von Unwohlsein kenne. Ich war anfangs gleichgültig dagegen. Ich war noch jung genug, diese Beschwerden zu ertragen und den Krankheiten zu trotzen. Im weiteren Verlauf aber unterlag ich; und es kam so weit mit mir, dass ich, völlig abgezehrt, beinahe selbst in Tropfen zerrann. Wiederholt nahm ich den Anlauf dazu, mir das Leben zu nehmen; was mich zurück hielt, war nur die Rücksicht auf meinen hochbetagten, mich zärtlich liebenden Vater. Um meinen Mut zum Sterben war mir nicht bange, wohl aber darum, ob er den Mut finden würde, der

<sup>193</sup> Fußnote Apelt: Hier handelt es sich wieder um eine Ergänzung, die wir dem Kodex Q verdanken, wenigstens dem genauen Wortlaut nach, während die dem Sinn nach schon von Madwig gegeben war.

<sup>194</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca dachte an die giftigen Pilze, durch die schon viele Menschen ums Leben kamen.

<sup>195</sup> Fußnote Apelt: Siehe Plinius, nat. hist. VII, 158.

Sehnsucht nach mir Herr zu werden. Daher machte ich es mir zum Gebot, am Leben zu bleiben. Denn mitunter ist es auch eine tapfere Tat, am Leben zu bleiben.

Ich will dir sagen, was mir [Seneca] damals Trost gewährte, doch möchte ich erst die Bemerkung vorausschicken, dass eben das, was mir zur inneren Ruhe verhalf, auch wie eine Arznei auf meine [körperliche] Krankheit wirkte. Moralisch fördernder Trost wird auch zur Arznei; und was die Psyche aufrichtet, das kommt auch dem Körper zugute. Unsere [stoischen] wissenschaftlichen Beschäftigungen waren es, die mir zum Guten gereichten. Der [stoischen] Philosophie danke ich es, dass ich mich aufrichtete, dass ich genas; ihr danke ich mein Leben, und das ist noch das Allergeringste, was ich ihr danke. Zur Besserung meiner Gesundheit haben auch meine Freunde viel beigetragen, deren Zuspruch, hingebende Wachsamkeit und Unterhaltung mir Erleichterung verschafften. Nichts, mein trefflicher Lucilius, ist so belebend und heilsam für den Kranken als die herzliche Zuneigung seiner Freunde; nichts lässt in gleichem Maße die angstvolle Erwartung des Todes verschwinden. Ich glaubte nicht zu sterben, wenn ihr Leben das meine überdauerte. Ja, gewiss, ich glaubte, ich würde weiter leben, nicht mit ihnen, aber durch sie. Es war mir, als gäbe ich meine Psyche nicht auf, sondern übertrüge sie auf meine Freunde. Dies weckte immer den Willen in mir, anderen zu helfen und jede Qual zu ertragen. Wäre es doch das Jammervollste, wenn man den Entschluss zum Sterben aufgegeben hat, aber den Willen zum Leben nicht mehr hätte.

Mit diesen Mitteln helfe auch du dir. Dein Arzt wird dir sagen, wie lange du dich an der Luft bewegen, in welchem Ausmaß du Körperübungen vornehmen sollst. Er wird dich vor Müßiggang warnen, wozu ein schwächlicher Körperzustand neigt; er wird dir raten, laut sprechend zu lesen und dem Atem, der nicht weiß, wo er ein und wo er aus soll, durch Übung aufzuhelfen; eine Seefahrt zu machen und dem Körper eine sanfte Durchrüttelung zuteil werden zu lassen; er wird dir deinen Speisezettel ordnen und dir die Zeiten angeben, wann du zu deiner Kräftigung dem Weingenuss huldigen, wann ihn unterlassen sollst, um deinen Husten nicht zu reizen und zu verschärfen. Ich aber lege dir ein Heilmittel ans Herz, das nicht nur für diese Krankheit gilt sondern für das ganze Leben: verachte den Tod. Haben wir uns der Furcht vor ihm ent schlagen, so gibt es nichts Trauriges mehr.

Drei Dinge sind es, die jede Krankheit zu einer schweren Prüfung machen: Die Furcht vor dem Tod, der körperliche Schmerz und der Verzicht auf Befriedigung der Sinnenlust. Vom Tod ist schon genug geredet worden; nur das eine sei noch bemerkt: Nicht die Krankheit ist hier der eigentliche Gegenstand der Furcht sondern die Natur. Für so manche hat eine Krankheit die Bedeutung einer Hinausschiebung des Todes gehabt, und das scheinbar nahe Ende verhalf ihnen zur Rettung.<sup>196</sup> Du wirst sterben, nicht weil du krank bist, sondern weil du lebst. Der Tod wartet auf dich, auch wenn du geheilt bist: Mit deiner Gesundheit entgehst du nicht dem Tod, sondern nur der Krankheit.

Lass uns also zurückkommen auf jenen eigentlichen Übelstand der Krankheit: sie bringt große Schmerzen mit sich. Allein es treten auch Pausen ein, die sie erträglich machen. Denn die höchste Spannung des Schmerzes bezeichnet

<sup>196</sup> Fußnote Apelt: Seneca spricht hier wahrscheinlich aus eigenem Erleben. Kaiser Caligula hatte Senecas Tod beschlossen. Doch eine Frau aus der Umgebung des Kaisers, möglicherweise sogar eine Schwester Caligulas, rettete Senecas Leben mit der Bemerkung, Seneca werde ohnedies bald sterben, da er ein Lungenleiden habe. Siehe Dio Cassius, LIX, 19.

zugleich sein Ende. Heftigen Schmerz kann niemand lange aushalten. In ihrer Liebe zu uns hat die Natur es so veranstaltet, dass sie den Schmerz entweder erträglich oder kurz machte. Die stärksten Schmerzen heften sich an die feinsten Teile des Körpers. Nerven, Gelenke und andere unscheinbare Körperteile sind der Sitz der stärksten Krankheitswut. Da drängt sich die ganze Wucht der Krankheit auf den kleinsten Raum zusammen. Aber es dauert nicht lange, so stumpfen sich diese Teile ab und verlieren durch den Schmerz selbst die Empfindung des Schmerzes, sei es, dass der Lebenshauch, in seiner natürlichen Bewegung gehemmt und entartet, seine belebende und uns an sein Dasein erinnernde Kraft verliert, sei es, dass die verdorbenen Säfte, wenn sie für ihren Zufluss keinen Platz mehr haben, sich selbst entkräften und die überfüllten Teile gefühllos machen. So kommt die Gicht und das Reuma sowie jeder Gelenkschmerz zur Ruhe, wenn er die von Qual heimgesuchten Glieder abgestumpft hat. In allen diesen Fällen bereitet der erste zuckende Schmerz große Pein, aber sein Ungestüm nimmt mit der Zeit ab, und das Ende des Schmerzes ist ein Zustand der Besinnungslosigkeit. Zahn-, Augen- und Ohrenschmerz ist deshalb so heftig, weil er sich auf einen kleinen Raum zusammendrängt, aber nicht weniger heftig, glaube mir, ist auch der allgemeine Kopfschmerz; aber er verwandelt sich bei weiterer Zunahme in Bewusstlosigkeit und Betäubung. Ein maßloser Schmerz hat also auch das Tröstliche, dass man notwendig aufhört ihn zu empfinden, wenn die Empfindung allzu heftig wird. Was aber den Ungebildeten körperliche Heimsuchung so unerträglich macht, ist dies: sie haben sich nicht gewöhnt, an ihrer Psyche ihre Befriedigung zu finden; um so mehr haben sie sich mit ihrem Körper zu schaffen gemacht. Daher zieht ein hochgesinnter und einsichtsvoller Mann seine Psyche vom Körper ab und verkehrt lieber soviel als möglich mit dem besseren und naturgesetzlichen Teil, mit dem klagebedürftigen und gebrechlichen Teil dagegen nur soviel, wie unbedingt nötig ist.

„Es ist doch“, sagt man, „keine geringe Zumutung, dass man auf die gewohnten Genüsse verzichten, dass man sich der Nahrung enthalten, dass man dürsten, dass man hungern soll.“ - Diese Entbehrungen sind nur im Anfang schwer. Allmählich ermattet die Begierde, indem die Werkzeuge des Genusses schlaff und stumpf werden. So wird denn der Magen störrisch, und die Folge ist, dass uns die Nahrung zuwider wird, nach der uns gelüstete. Das Verlangen selbst erlischt. Es kann einem nicht schwer fallen zu entbehren, was man nicht mehr wünscht. Dazu kommt, dass es keinen Schmerz gibt, der nicht Pausen macht oder wenigstens nachlässt. Dazu kommt, dass man durch Arzneien ihm vorbeugen und gegen seinen Eintritt sich wehren kann, denn jede schmerzhafteste Krankheit hat ihre Vorboten<sup>197</sup>, zumal wenn es eine regelmäßig wiederkehrende ist. Das Überstehen einer Krankheit wird dadurch erleichtert, dass man das Äußerste, womit sie droht, verachtet.

Mach dir deine Leiden nicht selbst noch schwerer, und vermehre deine Last nicht durch Klagen. Der Schmerz ist leicht, wenn die Einbildung nicht geschäftig ist, ihn zu vergrößern, wenn du im Gegenteil dich aufriffst zu der Ermahnung an dich selbst: „Es hat nichts damit auf sich, oder wenigstens nicht viel. Harren wir aus! Nur ein Weilchen, und er hört auf!“ - So lange du ihn für leicht hältst, wirst du ihn auch dazu machen. Alles hängt von der Einbildung ab; nicht bloß Ehrgeiz, Üppigkeit, Habgier sind es, die durch sie bestimmt werden, auch unser Schmerz heftet sich an die Einbildung. Jeder ist nur so unglücklich, als er es zu sein glaubt. Man muss sich losmachen von Klagen über Vergangenes und von Äußerungen

<sup>197</sup> Fußnote Apelt: Vgl. 74. Brief.

wie die folgenden: „Noch niemandem ist es so schlecht ergangen wie mir. Was für Leiden, was für Unheil habe ich ausstehen gehabt! Niemand glaubte an meine [Senecas] Genesung; wie oft wurde ich von den Meinen beweint, wie oft von den Ärzten aufgegeben! Wer auf der Folterbank liegt, wird nicht so gequält wie ich.“ - Mag es wahr sein, jetzt ist es vorüber. Was nützt es, vergangenes Leid immer wieder aufzurühren und unglücklich zu sein, weil man es einmal war? Man suche den Menschen, der nicht seine Leiden viel größer macht und sich selbst etwas vorlügt. Ferner kann man doch froh sein, ausgehalten zu haben, was zu ertragen so schwer war. Es entspricht doch der natürlichen Sinnesweise, sich über das Ende des Leides zu freuen. Es gilt also, sich von zwei Schwächen zu befreien: von der Furcht vor der Zukunft und von der Erinnerung an vergangenes Leid; das letztere berührt mich nicht mehr, das erstere noch nicht. Ist man noch inmitten der Bedrängnisse selbst, da mag man mit dem Dichter sagen [Vergil, Aen. I, 203]:

*„Einst werde ich mit Lust auch dieses Leids gedenken.“*

Kämpfe mit ganzer Kraft der Psyche dagegen; gibst du nach, so wirst du überwunden; aber wer all seine Kraft gegen den Schmerz einsetzt, der wird sein Überwinder. Tatsächlich aber halten es die meisten so, dass sie das Verderben auf sich lenken, dem sie sich entgegenstemmen sollten. Versuchst du dich dem zu entziehen, was dich bedroht, was dich drückt und drängt, dann wird es sich an dich heften und dich um so schwerer belasten; setzt du dich aber dagegen zur Wehr und entschließt dich zum äußersten Widerstand, dann wird es das Feld räumen. Denke an die Athleten. Wieviele Faustschläge erhalten sie ins Gesicht, wieviele auf den ganzen Körper! Aber sie lassen sich alle Plackerei gefallen aus Ruhmbegierde, und sie nehmen den Schmerz auf sich, nicht weil sie kämpfen, sondern um zu kämpfen. Schon die Vorübungen sind reine Quälereien. So lass denn auch uns aller Schwierigkeiten Herr werden. Ist doch unser Preis nicht ein Kranz oder ein Palmenzweig oder ein Trompeter, der durch sein Signal Ruhe schafft zur Verkündigung unseres Namens, sondern die Tugend, die Stärke der Psyche und jener Friede, der für immer gewonnen ist, wenn auch nur einmal im Kampf mit dem Schicksal der Sieg von uns errungen wird.

„Aber der Schmerz lastet schwer auf mir.“ - Wie? Wird er etwa weniger fühlbar, wenn du dich wie ein Feigling dabei anstellst? Wie eine Feindesmacht gegen Fliehende verderblicher wirkt, so ist jedes zufällige Ungemach bedrängnisvoller für den, der ausweicht und ihm den Rücken kehrt.

„Aber es ist eine schwere Last!“ - Wie? Sind wir dazu tapfer, um Leichtes zu ertragen? Soll die Krankheit lang sein, oder heftig und kurz? Ist sie lang, so hat sie Pausen, gibt der Erholung Raum, gewährt reichlich Zeit; wie sie ihren Aufstieg hat, so muss sie auch wieder aufhören. Eine kurze, jähe Krankheit wird eine von beiden Wirkungen haben: sie wird entweder zunichte gemacht werden oder wird zunichte machen. Was aber macht es aus, ob sie nicht ist, oder ob ich nicht bin? Beides bedeutet das Ende des Schmerzes.

Es wird auch von Nutzen sein, seine Psyche auf andere Gedanken zu richten und sich dadurch vom Schmerz loszureißen. Denk an alles Gute, an alles Tapfere, was du im Leben getan hast; beschäftige dich mit deinem besseren Ich. Frisch die Erinnerung auf an das, was du ganz besonders bewundert hast. Da mögen dir denn die tapfersten Helden und Überwinder des Schmerzes vor die Psyche treten: jener, der, während er sich die Adern ausschneiden ließ, in seinem Buch weiter las, und jener, der nicht aufhörte zu lachen, als seine eben dadurch zum Zorn gereizten Peiniger alle Werkzeuge der Grausamkeit an ihm versuchten. Ein Schmerz aber, der durch Lachen überwunden wurde, sollte er nicht durch die Vernunft

überwunden werden? Zähle alle möglichen Leiden auf, fließenden Schnupfen, andauernden Husten mit böartigem Auswurf, Fieber, das dich bis ins Innerste austrocknet, und Gliederschmerzen durch Verrenkungen in den Gelenken, das alles will doch wenig besagen, verglichen mit dem Feuerbrand, der Folterbank, dem glühenden Blech und dem Eisen, das, hineingestoßen in die aufgedunsene Wunde, diese aufreißt und weiter vertieft! Und doch fand sich einer, der bei all dem keinen Seufzer ausstieß; mehr noch: der sich zu keiner Bitte verstand; mehr noch: auch zu keiner Antwort; mehr noch: der lachte und zwar ganz aufrichtig. Danach müsstest du über deinen Schmerz lachen.

„Aber die Krankheit“, wird erwidert, „lässt mich nichts tun, sie hält mich ab von allem, was mir zu tun obliegt.“ - Dein Körper ist es, nicht dein Geist, den deine Krankheit in Beschlag nimmt. Sie hemmt also den Fuß des Läufers, die Hand des Schusters oder Zimmermannes. Ist aber deine gewöhnliche Beschäftigung eine geistige, so kannst du auch jetzt Rat geben, lehren, hören, lernen, forschen, dich erinnern. Und weiter! Glaubst du nichts zu tun, wenn du als Kranker dich selbst beherrschst? Du zeigst dadurch, dass die Krankheit zu überwinden, wenigstens auszuhalten ist. Glaube mir: die Tugend hat auch auf dem Krankenbett ihren Platz. Nicht nur das Waffengeklirr und das Schlachtgetümmel gibt Beweise frischen und durch keine Schrecknisse gebeugten Mutes: auch im Krankengewand zeigt sich der Held. Du hast genug zu tun: kämpfe rühmlich mit deiner Krankheit. Wenn nichts dich bezwingt, nichts dich zum Nachgeben bringt, dann gibst du ein herrliches Beispiel. Was für ein reiches Feld des Ruhms wäre es doch, wenn wir in unserer Krankheit Zuschauer hätten. So sei denn dein eigener Zuschauer, lobe dich selbst!

Es gibt zwei Arten von Genüssen: die körperlichen werden durch Krankheit gehemmt, aber nicht unmöglich gemacht. Ja, geht man der Sache auf den Grund, so kann sogar eine Steigerung eintreten. Den Dürstenden erquickt der Trank mehr; dem Hungrigen ist die Nahrung willkommener; mit größerer Begierde wird genossen, was uns nach längerer Enthaltbarkeit gereicht wird. Jene geistigen Genüsse aber, die größer und sicherer sind, verweigert dem Kranken kein Arzt. Wer sich an diese hält und für sie das rechte Verständnis hat, der verachtet allen schmeichlerischen Zauber der Sinnlichkeit.

„Der unglückliche Kranke!“ - Wieso? Etwa, weil er das Eis nicht im Wein schmilzt? Weil er die Frische seines Getränks, das er in einem Gefäß gemischt hat, nicht durch Einbröckeln von Eisstücken wieder auf die Höhe bringt? Weil er nicht als Feinschmecker an der Tafel Lucriner Austern öffnet? Weil seine Mahlzeit nicht belebt ist durch das Getümmel der Köche, die die Speisen unmittelbar auf kleinen Kochherden herumreichen? Denn dahin hat es die Erfindungskraft der Schwelgerei schon gebracht: um kein Gericht lau werden zu lassen und es dem schon abgestumpften Gaumen nicht in schon zu sehr abgekühltem Zustand zu reichen, wird die Küche mit auf die Tafel gebracht. Armer Kranker! Du darfst nur so viel essen, als du verdauen kannst. Dein Blick fällt nicht auf einen Eber, der als wohlfeiles Fleisch vom Tisch wieder entfernt wird, und man wird dir keine Vogelbrüste, denn ganze Vögel zu sehen verstößt schon gegen den verwöhnten Geschmack, auf dem Präsentierteller aufgeschichtet darreichen: was widerfährt dir denn damit für ein Leid? Du wirst wie ein Kranker essen, ja vielleicht einmal wieder als Gesunder.

Doch all dies werden wir leicht ertragen, die Brühen, das lauwarne Wasser und alles was sonst noch unerträglich ist in den Augen der verwöhnten, in Üppigkeit schwelgenden und mehr am Geist als am Körper kranken Herren; nur

müssen wir aufhören vor dem Tod zu erschauern. Das werden wir aber, wenn wir uns klar geworden sind über das höchste Glücks-Gut und das höchste Übel. Nur dann werden wir weder dem Überdruß am Leben noch der Furcht vor dem Tod preisgegeben sein. Denn wer sich sein Leben lang in die Betrachtung der Welt versenkt mit der ganzen Vielfältigkeit ihrer Gegenstände in ihrer Größe und Herrlichkeit, der ist gesichert vor Lebensüberdruß; wohl aber kann fader Müßiggang einem das Leben verhasst machen. Wer voll Wissensdrang die Natur durchwandert, der wird der Wahrheit nie überdrüssig werden: das Falsche bekommen wir bald satt. Wenn der Tod kommt und seinen Ruf ertönen läßt, so mag er noch so früh kommen, mag den Lebensfaden schon in der Mitte durchschneiden, des Lebens Frucht ist gewonnen, als wäre es das längste gewesen. Die Natur hat er [der Stoiker] zum großen Teil durchforscht, und was die Tugenden anbelangt, so weiß er, dass sie keines weiteren Wachstums fähig sind; dagegen ist es unausbleiblich, dass denen das ganze Leben kurz erscheint, denen als Maßstab dafür der leere und darum endlose Genuss dient.

Durch solche Betrachtungen erhalte dich frisch und halte dir auch einige Zeit frei zu gelegentlicher Beschäftigung mit meinen Briefen. Es wird vielleicht einmal die Zeit kommen, die uns wieder zusammenführt und in unmittelbaren Verkehr bringt; mag diese Zeitspanne auch noch so kurz sein, wer sie richtig zu benutzen weiß, für den wird sie lang genug. Denn, wie Poseidonius<sup>198</sup> sagt, „ein einziger Tag bietet für hochgebildete Menschen mehr Raum als für Ungebildete das längste Leben“. Inzwischen halte fest an dem Grundsatz und lass um keinen Preis ab davon: dem Unglück nicht zu unterliegen, dem Glück nicht zu trauen und des Schicksals launenhafte Willkür immer im Auge zu behalten in dem Sinn, als werde es, was es ausführen kann, auch zur Ausführung bringen. Worauf man lange gefasst ist, das verliert an Schärfe, wenn es eintritt.

### 79. Brief

[Scylla, Charybdis und Ätna als Ausgangspunkte zu Betrachtungen über den Ruhm im Verhältnis zur Weisheit]

Ich erwarte einen Brief von dir mit einem Bericht über das Neue, was dir deine Rundfahrt um ganz Sizilien herum gezeigt hat, und darunter vor allem zuverlässige Mitteilungen über die Charybdis. Denn dass die Scylla ein Felsen ist und zwar ziemlich ungefährlich für die Schiffskapitäne, ist mir wohlbekannt. Was aber die Charybdis betrifft, so liegt mir vor allem an einer Aufklärung der Legende von ihr; hast du über diese gewiss beachtenswerte Sache deine Beobachtungen gemacht, so lass mich wissen, ob nur ein bestimmter Wind den Strudel hervorruft, oder ob jede Windrichtung das Meer dort gleicherweise in Wirbelbewegung setzt, und ob es wahr ist, dass alles dort vom Strudel fortgerissene viele Meilen weit in der Tiefe fortgeführt werde und erst an der Küste von Tauromenium [Taormina] wieder zum Vorschein komme. Hast du mit darüber Nachricht gegeben, so werde ich mir es nicht nehmen lassen, dich zu veranlassen, mir zu Gefallen auch den Ätna zu besteigen, von dem einige mutmaßen, dass er an Höhe abnehme und allmählich sich senke, und zwar mit der Begründung, dass er früher den Seefahrern aus weiterer Entfernung sichtbar war. Das kann wohl der Fall sein, nicht weil die Höhe des Berges abnimmt, sondern weil das Feuer sich vermindert hat und weniger heftig und mächtig hervorbricht,

<sup>198</sup> Fußnote Apelt: Mit diesem geistvollen und kenntnisreichen Schulhaupt der stoischen Schule hat sich Seneca, wie die späteren Briefe zeigen, sehr eingehend beschäftigt.



weshalb denn auch der Rauch bei Tag schwächer ist. Keines von beiden ist unglaublich: der Berg, der täglich an sich zehrt, kann eben deshalb abnehmen, er kann aber auch derselbe bleiben, indem das Feuer nicht den Berg selbst verzehrt, sondern in irgendwelcher tieferen Region sich entzündend und dort sich nährend sich zur Glut entwickelt und an dem Berg selbst nicht seine Nahrung sondern nur seinen Ausweg findet. In Lykien ist eine sehr bekannte Gegend, von den Einwohnern Hephaestion genannt, ein Bezirk mit mehrfach durchlöcherter Boden, um den sich ein unschädliches Feuer rings herumzieht, ohne irgendwelchen Nachteil für das, was darauf wächst. Es ist also eine heitere und grasreiche Landschaft, der die Flammen durch Brand nichts anhaben, sondern sich nur durch einen schwachen und matten Widerschein kundgeben.

Doch ich spare mir diese Fragen auf, bis du mir geschrieben hast, wie weit von der Mündung des Berges der Schnee entfernt ist, den auch der Sommer nicht zum Schmelzen bringt: so sicher ist er vor dem nahen Feuer. Wenn ich dich übrigens mit diesem Auftrag beschwere, so kommt das mehr auf deine als auf meine Rechnung. Denn du hättest es deinem eigenen leidenschaftlichen Verlangen zuliebe getan, auch wenn niemand dir den Auftrag dazu gäbe. Was sollte ich dagegen haben, dass du in einem Gedichte dem Ätna<sup>199</sup> huldigst, dass du dieses allen Dichtern geläufige Thema auch zu dem deinigen machst? Behandelte doch Ovid [Met. XV, 340] diesen Gegenstand, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, dass schon Vergil [Aen. III, 511 ff.] der Aufgabe in hohem Maße gerecht geworden war; und Severus Cornelius<sup>200</sup> ließ sich durch beide nicht abschrecken. Alle fanden darin einen dankbaren Gegenstand, und die Vorgänger haben, wie mir scheint, nicht weggenommen, was sich sagen ließ, sondern nur den Weg gebahnt. Es ist doch ein großer Unterschied, ob die Wahl auf einen schon verbrauchten, oder auf einen nur schon mehrfach bearbeiteten Stoff fällt. Der letztere wächst von Tag zu Tag, und der erfinderische Geist findet kein Hindernis in dem bereits Entdeckten. Zudem ist der Letzte immer noch am besten daran. Er findet den Wortschatz vorbereitet: die Worte brauchen nur anders geordnet zu werden, um ein neues Ansehen zu bieten. Auch handelt es sich hier nicht etwa um Aneignung fremden Gutes. Es ist vielmehr Gemeingut. Bei dem Gemeingut aber gibt es den Rechtsgelehrten zufolge keine Beschlagnahme durch einen einzelnen. Ich müsste dich doch schlecht kennen, wenn dir der Mund nicht schon nach dem Ätna wässert. Du bist von dem Wunsch getrieben, etwas Großartiges zu schreiben, das hinter den Vorgängern nicht zurücksteht. Denn deine Hoffnung höher zu spannen erlaubt dir deine Bescheidenheit nicht, die so groß ist, dass du lieber der Kraft deines Talenten Einhalt tun als Gefahr laufen würdest, sie zu übertreffen; so groß ist die Achtung, die du vor deinen Vorgängern hast.

Zu vielem anderen Guten, das die Weisheit hat, gehört auch folgendes: nur solange man noch im Aufsteigen begriffen ist, kann man von einem anderen übertroffen werden. Hat man die Höhe erklimmt, so gibt es nur noch Gleichheit, für Zunahme ist kein Raum mehr, es bleibt bei dem, was erreicht ist. Lässt die Sonne noch einen Zuwachs an Größe zu? Erweitert der Mond etwa seine gewohnte Bahn? Das Meer wächst nicht. Die Welt bleibt nach Beschaffenheit und Art dieselbe. Was seine richtige Größe erreicht hat, ist keiner weiteren Steigerung fähig. Soviel Weise es auch geben mag, sie werden alle gleich und einander gewachsen sein. Jeder einzelne mag seine besonderen Gaben haben: der eine wird zugänglicher, der andere gewandter sein, der eine schlagfertiger als Redner, der

<sup>199</sup> Fußnote Apelt: Siehe Sudhaus, Ätna S. 81.

<sup>200</sup> Fußnote Apelt: Conelius Severus war ein dem Ovid befreundeter Dichter.

andere beredter in der Unterhaltung; das aber, worum es sich handelt, worauf das wahre Glück beruht, findet sich bei allen gleichmäßig. Ob dein Ätna mit der Zeit sich senken und in sich zusammenstürzen könnte, ob die beständige Wirkung des Feuers seinen erhabenen und weithin über die endlose Meeresfläche sichtbaren Gipfel erniedrigen könnte, weiß ich nicht; aber die Tugenden werden keine Flamme, kein Einsturz zum Sinken bringen. Sie sind diejenigen Mächte, die nicht gebeugt werden können. Sie kennen kein Vorwärts und kein Rückwärts. So festgewurzelt ist ihre Größe, wie die des Aether-Logos. Zu ihr müssen wir uns emporarbeiten. Des Erreichten ist schon viel; doch nein, die Wahrheit zu gestehen, noch nicht. Denn es heißt noch nicht ethischgut sein, wenn man besser ist als der Schlechteste. Wer möchte sich seiner Augen rühmen, der damit den Tag nur errahnen kann? Wem die Sonne nur durch die Dunkelheit durchschimmert, der mag sich wohl einstweilen trösten, dass er der Finsternis entflohen ist, aber noch genießt er nicht die volle Wohltat des Lichts. Erst dann wird unsere Psyche das haben, wozu sie sich Glück wünschen kann, wenn sie enthoben dieser Finsternis, in der sie umhertappt, nicht matten Blicks die Helligkeit schaut, sondern des vollen Tageslichts teilhaftig wird und ihr der Kosmos wiedergegeben ist, wenn sie wieder angelangt ist an dem Punkt, der ihr durch des Los der Geburt zugewiesen ist. Ihr Eingang ins Leben weist hier auf den Ausgang nach oben. In dieser Höhe wird sie aber schon vor ihrer Befreiung aus dieser irdischen Gefangenschaft weilen, wenn sie sich ihrer Gebrechen entledigt, und sie rein und entlastet sich aufschwingt zu [gleichsam] überirdischen Gedanken.

Danach lass uns handeln, mein teuerster Lucilius, danach mit voller Inbrunst streben, mögen es auch nur wenige, mag es auch niemand wissen. „Der Ruhm ist der Schatten der Tugenden, er wird sie begleiten, auch wenn sie sich dagegen zur Wehr setzen. Allein wie der Schatten uns bald vorangeht, bald uns zur Seite, bald hinter uns ist, so eilt uns der Ruhm bisweilen voraus und bietet sich zur Schau; bisweilen ist er hinter uns und um so größer, je später, wo der Neid schon verschwunden ist. Wie lange galt Demokrit für verrückt.<sup>201</sup> Mit dem Sokrates wollte der Ruhm lange nichts zu schaffen haben. Wie lange wusste die Bürgerschaft nichts von Cato; sie wies ihn ab und verstand ihn nicht, oder erst dann, als sie ihn verlor. Des Rutilius<sup>202</sup> Unschuld und Tugenden würden verborgen geblieben sein, wenn ihm nicht Unrecht widerfahren wäre; das ihm angetane Leid verhalf ihm zum Ruhm. War er seinem Schicksal nicht dankbar? Gewann er seine Verbannung nicht lieb? Ich rede von Menschen, die das Schicksal berühmt gemacht hat, indem es ihnen Leid antat: wie groß ist die Zahl derer, deren Leistungen erst nach ihrem Tode zu allgemeiner Kenntnis gelangt sind. Wie manchen hat der Ruhm, statt ihn bei Lebzeiten zu schmücken, erst aus dem Grab hervorgerufen. Du siehst, wie sehr Epikur nicht nur von den Gebildeten, sondern auch von der Masse der Ungebildeten bewundert wird. In Athen selbst, in dessen Nähe er in aller Stille gelebt hatte, wusste man nichts von ihm. So schloss er denn erst viele Jahre nach dem Tod seines Freundes Metrodorus, nachdem er erst seine Freundschaft mit ihm dankbaren Herzens gepriesen, einen Brief mit den Worten, es habe ihm und dem Metrodorus inmitten all des Guten, das ihnen beschieden gewesen, nichts geschadet, dass das gepriesene Griechenland sie nicht gekannt, ja kaum ihre Namen gehört habe. Hat man ihn also nicht erst nach seinem Ableben entdeckt? Auch seine Lehre, ist sie nicht erst spät bekannt geworden? So bekennt

---

<sup>201</sup> Fußnote Apelt: Weil er sein Vermögen opferte um die Mittel für seine großen Reisen [und Forschungen] zu gewinnen.

<sup>202</sup> Fußnote Apelt: Siehe 24. Brief.

auch Metrodorus in einem seiner Briefe, er und Epikur seien zu wenig bekannt geworden, aber nach ihm und Epikur würden alle diejenigen, die deren Spuren zu folgen sich entschlossen hätten, es zu einem großen und bereitwillig sich bietenden Namen bringen. Keine Tugend bleibt verborgen, und war sie es, so ist das kein Schade für sie: der Tag wird kommen, der die verborgene und durch die Ungunst ihrer Zeit verdeckten Tugenden ans Licht zieht. Für wenige ist der auf der Welt, der nur an die gleichzeitig lebenden Menschen denkt. Viele Jahrtausende, viele Völker werden nach uns kommen: sie musst du im Auge haben. Mag auch allen deinen Zeitgenossen der Neid den Mund geschlossen haben, es wird weiterhin an solchen nicht fehlen, die völlig unparteiisch urteilen. Hat also für die Tugenden der Ruhm überhaupt einen Wert, so ist auch dieser nicht verloren.

Was die Nachwelt sagt, wird uns zwar nicht unmittelbar berühren; gleichwohl wird sie uns, auch ohne dass wir es empfinden, feiern und ehren. Keinem haben die Tugenden den Dank versagt, weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode, wenn er nur in ehrlicher Treue ihnen ergeben war, wenn er es nicht auf prunkenden Schein und blendendes Äußeres abgesehen hatte, sondern immer derselbe war, mochte er angekündigt oder unerwartet und überraschend sich einfinden. Nur wenige täuscht ein flüchtig erkünsteltes Äußeres: die Wahrheit bleibt allseitig dieselbe. Was täuscht, steht nicht auf festem Boden. Die Lüge ist fadenscheinig: sie ist durchsichtig, wenn du nur genau hinblickst.

## 80. Brief

[Wichtigkeit der philosophischen Bildung als Schutz vor unbegründeter Furcht]

Wenn ich den heutigen Tag ganz mir selbst widmen kann, so verdanke ich das nicht sowohl mir als dem Schauspiel, das die ganze Masse der Zudringlichen zu dem Massenkampf mit dem Ball gerufen hat. Niemand überfällt mich, niemand, stört mich in meinem Nachdenken, das durch dies Gefühl der Sicherheit sich zu kühnerem Schwung erhebt. Das ewige Türknarren, das Aufziehen des Vorhangs kommt heute in Wegfall: ich kann in sicherer Ruhe meinen Gedanken nachgehen, was besonders nottut, wenn man sich ganz auf sich selbst verlässt und seinen eigenen Weg verfolgt. Habe ich also nicht Vorgänger, denen ich folge? Gewiss, aber ich traue mir zu, auch selbst etwas zu finden, wie auch [an der stoischen Philosophie] etwas zu verändern und von manchem mich loszusagen. Ich stimme ihnen [den früheren Stoikern] bei, ohne mich jedoch zu ihrem Sklaven zu machen.

Ich habe aber den Mund doch zu voll genommen, wenn ich mir völlige Ruhe und ungestörte Einsamkeit versprach. Ich höre den ungeheuren Lärm, der vom Zirkus [Amphitheater] herüberschallt und mich zwar nicht mir selbst entreißt, wohl aber zu einer Betrachtung anregt. Es drängt sich mir der Gedanke auf, wie viele Menschen den Körper üben, wie wenige den Geist. Wie groß ist doch der Andrang zu einem leichten und jeden Ernstes freien Schauspiel; wie sticht das ab von der Einsamkeit, von der sich die edlen Wissenschaften umgeben sehen! Wie kläglich steht es um die Geistesverfassung derer, deren Arme und Schultern wir bewundern. Am meisten beschäftigt mich der Gedanke: wenn der Körper durch Übung es zu einer Ausdauer bringen kann, die nicht bloß Faustschläge sondern auch Fußtritte von mehr als einem Gegner aushält, wenn einer den glühendsten Sonnenbrand im heißesten Staub, tiefend von Blut, über

sich ergehen lassen kann; wieviel leichter könnte wohl der Psyche zu jener Kraft verholphen werden, die des Schicksals Schläge ungebeugt über sich ergehen lässt, die, gleichsam zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, doch sich wieder erhebt! Denn der Körper bedarf wieder Zufuhr [an Nahrung], um sich bei Kräften zu erhalten: der Geist wächst von innen heraus, nährt und übt sich selbst. Die Ringkämpfer benötigen viel Nahrung, viel Trank, viel Öl, viel Zeit für ihre anstrengenden Übungen; dir können die Tugenden zuteil werden ohne Zurüstungen, ohne Aufwand. Was dich tugendhafter machen kann, ist in dir. Das einzige Erfordernis für dich, um tugendhaft zu sein, was ist es? Ein fester Wille. Was kannst du aber Besseres wollen, als dich loszureißen von dieser Knechtschaft, unter der alle leiden und die selbst die allerniedrigsten und inmitten des tiefsten Elends geborenen Sklaven von sich abzuschütteln suchen? Ihr kleines Vermögen, das sie sich vom Mund absparten, geben sie als Preis für die Freiheit, und du trägst kein Verlangen, um jeden nur möglichen Preis zur Freiheit zu gelangen, in der du geboren zu sein vermeinst? Was schielst du nach deinem Geldkasten? Sie lässt sich nicht erkaufen. Die Eintragung deines Namens in die Liste der Freien [durch den Zensor] hat nichts zu besagen; im Besitz der Freiheit sind weder die, die sie erkauften, noch die, die sie verkauften: du selbst musst dir dies Gut geben, du musst es von dir selbst fordern. Befreie dich vor allem von der Furcht vor dem Tod; sie [die Furcht] ist es, die uns das Joch auferlegt; sodann von der Furcht vor der Armut. Willst du wissen, wie wenig das Unglück mit ihr zu schaffen hat, so vergleiche die Mienen der Armen mit denen der Reichen: der Arme lacht öfter und aufrichtiger; kein Kummer geht bei ihm in die Tiefe; auch wenn eine Sorge ihn befällt, so zieht sie doch vorüber wie eine leichte Wolke.

Dagegen ist die Heiterkeit der sogenannten Glückskinder nur eine äußerlich angenommene, tatsächlich aber nichts anderes als ein schwerer Trübsinn, der wie eine Wunde unter der Oberfläche eitert und um so drückender ist, weil sie sich der Welt nicht als unglücklich darstellen dürfen, sondern inmitten aller Kümernisse, die an ihren Herzen nagen, die Glücklichen spielen müssen. Ich muss hier, wie öfters, auf einen ähnlichen Vorgang hinweisen, denn nichts erläutert anschaulicher dies Drama des menschlichen Lebens, das uns die Rolle anweist, die wir, wenn auch noch so schlecht, zu spielen haben. Jener, der auf der Bühne sich breit macht und den Kopf stolz zurückwerfend die Worte von sich gibt:<sup>203</sup>

*„Schaut! Ich bin Herrscher über Argos; Pelops war's,  
Der von dem Hellespont bis ans Ioniermeer  
Das Reich mir hinterließ.“*

ist nichts anderes als ein Sklave, der monatlich fünf Scheffel Korn und fünf Denare als Gehalt bezieht. Und jener andere, der, so herrisch, so ungestüm, so im Vollbewusstsein seiner Kraft sagt:

*„Menelaos, ruhig! Sonst fällst du durch meine Hand!“*

erhält nur seine Essensration und schläft auf Lumpen. Dasselbe kann man von all den Lüstlingen sagen, die in ihrer hochgehobenen Sänfte über den Häuptern der gewöhnlichen Menschen dahinschweben: all ihr Glück ist nur eine Maske. Ziehst du ihnen diese ab, so sind sie dir verächtlich. Willst du ein Pferd kaufen, so lässt du die Decke von seinem Rücken herunternehmen; Sklaven, die zum Verkauf stehen, lässt du entkleiden, um ihre etwaigen Fehler zu entdecken: den Wert eines gewöhnlichen Menschen aber willst du nach seiner Umhüllung bestimmen? Die Sklavenhändler versuchen alles Missfällige durch irgend ein Verschönerungsmittelchen zu verbergen, weshalb denn alles Schmuckwerk den

<sup>203</sup> Fußnote Apelt: Aus der Tragödie >Atreus< des römischen Dichters Accius.

Käufern verdächtig ist. Siehst du ein Bein oder einen Arm verhüllt, so lässt du ihn dir entblößen, um den Körper selbst zu sehen. Siehst du jenen skythischen oder sarmatischen König im Schmuck seines Diadems? Willst du seinen Wert beurteilen und den ganzen Menschen in seiner wahren Beschaffenheit erkennen, so nimm ihm das Diadem ab: viel Böses verbirgt sich unter ihm. Doch wozu von anderen reden? Willst du erkennen, was an dir selbst ist, so trenne dich von deinem Geld, deinem Haus, deinem Rang und schaue dich selbst von innen. Jetzt lässt du dich von anderen über dich täuschen.

## 81. Brief

### [Über die Dankbarkeit]

Du beklagst dich, du seiest an einen Undankbaren geraten; ist dies das erste Mal, dann sei deinem Glück oder deiner Behutsamkeit dankbar. Doch ist die Behutsamkeit hier wenig angebracht, denn sie kann dich nur knauserig machen. Willst du dieser Gefahr aus dem Weg gehen, so wird es mit den Wohltaten deinerseits überhaupt vorbei sein; sie werden deinerseits völlig verschwinden, um sie nicht bei anderen verschwinden zu sehen. Besser, dass sie ihren Zweck verfehlen, als dass sie überhaupt nicht erwiesen werden. Auch nach einer schlechten Ernte muss man wieder säen. Oft hat die Fruchtbarkeit eines einzigen Jahres uns entschädigt für die anhaltende Unergiebigkeit eines ungünstigen Bodens. Um nur einen einzigen Dankbaren zu finden, lohnt es sich, sich versuchsweise auch mit Undankbaren einzulassen. Niemand hat in Sachen der Wohltätigkeit eine so sichere Hand, dass er mit seinen Gaben nicht häufig auch an einen Falschen gerate. Mögen diese Gaben ihr Ziel auch noch so oft verfehlen, ab und zu muss doch eine an den Rechten kommen. Auch nach erlittenem Schiffbruch wagt man sich aufs Meer; den Geldverleiher verscheucht ein gewissenloser Verschwender nicht von seinem Standplatze auf dem Markt. Gar bald würde das Leben in ödem Müßiggang erstarren, wenn man die Hand alsbald zurückzieht von allem, was einem missfällt. Dich aber soll eben dies Erlebnis nur um so freigebiger machen. Denn wo der Erfolg unsicher ist, da darf man häufige Versuche nicht scheuen, um die Sache vorwärts zu bringen.

Doch hierüber habe ich mich in meinem Buch >Über die Wohltaten< zur Genüge ausgesprochen. Eingehendere Erörterung aber fordert, wie mir scheint, ein Punkt, den ich, wie ich glaube, dort nicht genügend erörtert habe, nämlich ob der, der uns zuerst genützt, später aber geschadet hat, die Rechnung ausgeglichen und uns unserer Schuld ledig gemacht hat. Füge lieber noch hinzu: er hat uns in weit stärkerem Maße geschädigt, als er uns vorher genützt hatte. Fragst du nach dem gestrengen Urteil eines sturen Richters, so wird er das eine vom anderen abtrennen und sagen: „die Ungerechtigkeit überwiegt zwar; gleichwohl muss der Wohltat zu gute gerechnet werden, was auf Seiten der Ungerechtigkeit sich als Überschuss darstellt“. Er hat mehr geschadet; aber er hat früher genützt. Es muss also auch auf die Zeit Rücksicht genommen werden. Dass man auch zu fragen habe, wie gern uns einer genützt, wie ungern er uns geschadet habe, liegt zu sehr auf der Hand, als dass man daran erinnert werden müsste; denn Wohltat wie Ungerechtigkeit bestimmt sich gleichermaßen nach der Gesinnung. „Ich wollte eine Wohltat nicht gewähren, aber das Schamgefühl oder die Hartnäckigkeit des Bittstellers oder die Berechnung auf die Zukunft hat mich zum Nachgeben gebracht.“ - Die Gesinnung also, in welcher eine Gabe gereicht wird, ist bestimmend für das gegenseitige Schuldverhältnis, und sie, die Gabe, wird nicht

abgeschätzt nach der Größe sondern nach dem Willen, aus dem sie hervorgegangen ist. Jetzt wollen wir alles Unsichere beiseite lassen: das eine war eine wirkliche Wohltat, das andere, das das Maß der früheren Wohltat überstieg, ist eine wirkliche Ungerechtigkeit.

Der redlich Denkende wird nun die Posten so gegeneinander rechnen, dass er seinen Vorteil dabei zurückstellt: er rechnet der Wohltat hinzu, was er von der Ungerechtigkeit abzieht. Aber es gibt noch einen nachsichtigeren Richter, und der möchte ich selber lieber sein, der sich dahin entscheidet, man müsse die Ungerechtigkeit ganz vergessen und nur seiner Verpflichtung eingedenk sein. Dagegen erhebt sich folgender Einwand: „Der Gerechtigkeit kommt es zu, jedem das Seine zu teil werden zu lassen, der Wohltat Dank, der Ungerechtigkeit gleiche Ungerechtigkeit oder wenigstens üblen Dank“. Dies ist wahr für den Fall, dass es zwei Verschiedene sind, auf die sich Wohltat und Ungerechtigkeit verteilen. Denn ist es derselbe, so wird durch die Wohltat die Kraft der Ungerechtigkeit aufgehoben. Denn wem man schon verzeihen müsste, auch wenn keine Verdienste vorausgingen, dem ist man, wenn er uns vor der Beleidigung Gutes erwies, mehr als einfache Verzeihung schuldig. Nicht, als ob ich etwa beides einander gleich setzte. Wohltat gilt mir mehr als Beleidigung. Nicht alle verstehen dankbar zu sein; es kann auch der Unweise, der Ungebildete, der Mann von der Straße sich für eine Wohltat verpflichtet fühlen, zumal kurz nach dem Empfang: er weiß aber nicht, wie viel er schuldet. Der Weise allein besitzt das ganze Wissen davon, wie hoch der Wert eines jeden Dinges anzuschlagen ist. Denn der Unweise, von dem ich eben sprach, mag er auch guten Willen haben, erstattet doch entweder weniger als er sollte, oder zur unrechten Zeit oder am unrechten Ort. Was er einem manierlich wiedererstaten sollte, das wirft er ihm so zu sagen vor die Füße.

Für gewisse Dinge zeigt der Wortschatz eine wunderbare Treffsicherheit. Für so manches hat der alte Sprachgebrauch den sprechendsten und bezeichnendsten Ausdruck. So pflegen wir zu sagen: *ille illi gratiam retulit* [es hat einer dem anderen Dank erstattet]. Wir sagen nicht: *reddidit gratiam* [er hat den Dank zurückgegeben]; denn das Zurückgeben gilt auch von denen, an welche die Forderung dazu gestellt wird, wie auch von solchen, die es nur widerwillig tun oder an beliebigem Ort oder durch einen anderen. Auch sagen wir nicht „*reposit benefici um*“ [er hat die Wohltat wieder hingelegt] oder „*solvit*“ [er hat bezahlt]: keines dieser Worte, wie sie bei Geldschulden üblich sind, wurde hier für zulässig erachtet. Erstaten [referre] heißt soviel als eine Sache an den, von dem man sie erhalten hat, bringen. Das Wort bedeutet ein freiwilliges Zurückbringen. Wer abgestattet hat, hat sich selbst dazu aufgefordert. Der Weise wird sich über alles genau Rechenschaft geben: wieviel er empfangen hat, von wem, wann, wo, wie. Daher behaupten wir, niemand sonst weiß Dank zu erstatten als der Weise, er, der mehr Freude hat über eine von ihm erwiesene als von ihm empfangene Wohltat.

Dies Wort rechnet wohl mancher zu unseren Sondermeinungen, bei den Griechen *Paradoxa* genannt, als welche sie allen erscheinen, und fragt: „Niemand als der Weise versteht sich auf das richtige Danken? Also weiß auch keiner seinem Gläubiger seine Schuld abzutragen, noch auch, wenn er irgend etwas kauft, dem Verkäufer den Kaufpreis zu zahlen?“ - Das könnte uns leicht übel ausgelegt werden. Daher merke man sich: Epikur stellt die gleiche Behauptung auf. Metrodor wenigstens sagt: Nur der Weise versteht Dank zu erstatten. Gleichwohl wundert sich eben dieser Metrodor, wenn wir sagen: „Nur der Weise weiß zu lieben, nur der Weise ist ein Freund.“ Nun ist aber die Dankerstattung ein Teil der Liebe und Freundschaft, ja sie ist noch weiter verbreitet und erstreckt sich über

mehr, als die wahre Freundschaft. Ferner wundert sich derselbe auch darüber, dass wir sagen, Treue finde sich nur bei den Weisen. Als ob er nicht selbst das Gleiche sage. Oder willst du dem Treue zusprechen, der es nicht versteht, Dank zu erstatten? Mögen sie also aufhören, uns in üblen Ruf zu bringen, als würden wir mit Ungereimtheiten um uns, mögen sie sich merken, dass der Weise im Besitz der Tugenden ist, während die große Masse nur an den Schein- und Trugbildern der Tugenden hängt. Niemand weiß Dank zu erstatten außer dem Weisen. Auch der Unweise mag, je nach seinem Wissen und Können, Dank erstatten; es mag ihm mehr am Wissen als am Willen fehlen: das Wollen lernt man nicht. Der Weise aber wird alles unter sich vergleichen, denn obschon es an sich dasselbe ist, stellt es sich doch größer oder kleiner dar je nach Zeit, Ort und Veranlassung. Hat doch oft ein Strom des Reichtums, der einem Haus zuffloss, nicht soviel ausgerichtet wie tausend Denare, zu rechter Zeit gegeben. Denn es ist ein großer Unterschied, ob du ein Geschenk oder ob du Hilfe bringst, ob deine Freigebigkeit den Empfänger gerettet oder nur bereichert hat. Oft ist die Gabe nur klein, aber was daraus hervorgeht groß. Welchen Unterschied aber soll es machen, ob einer zu einer Gabe seine ihm zur Verfügung stehenden Mittel benutzt, oder ob er eine Wohltat annimmt, um geben zu können?

Doch um nicht auf eine genügend behandelte Frage zurückzukommen, so wird der Weise bei dieser Vergleichung der Wohltat und der Ungerechtigkeit zwar durchaus nach Gerechtigkeit urteilen, wird aber der Wohltat mehr zugeneigt sein; es zieht ihn mehr nach dieser Seite. Sehr viel aber kommt auf die Person an bei Fragen wie den folgenden: „Du hast mir eine Wohltat erwiesen in Sachen meines Sklaven, hast mich aber beleidigt in der Person meines Vaters. Du hast mir meinen Sohn gerettet, aber mir meinen Vater geraubt.“ Und so wird er, der Weise, auch auf die weiteren Punkte, auf die eine jede Vergleichung führt, sich einlassen, und wenn sich der Unterschied nur als geringfügig herausstellt, so wird er überhaupt nichts weiter aus der Sache machen. Ja selbst wenn dieser Unterschied erheblich war, wird er doch, so weit das gewissenhafte Pflichtgefühl es erlaubt, das heißt, sofern die ganze Ungerechtigkeit sich nur auf seine Person bezieht, Verzeihung gewähren. Alles in allem liegt die Sache so: er wird bei dem Ausgleichsverfahren [zwischen Wohltat und Ungerechtigkeit] entgegenkommend sein und es gern geschehen lassen, dass er rechnungsmäßig dabei zu kurz wegkommt. Nur ungern wird er die Größe der Wohltat zurücktreten lassen hinter die Schwere der Beleidigung. Sein Herzenszug wird immer dahin gehen, der Dankespflicht zu huldigen und den Dank zu erstatten. Denn der ist im Irrtum, der die Wohltat lieber empfängt als erwidert. Ist doch, wer Schulden bezahlt, in heitererer Stimmung als der, der sie empfängt; so muss denn auch der, der sich der großen Schuld einer empfangenen Wohltat entledigt, in freudigerer Stimmung sein als der, der sich soeben damit belastet. Denn auch darin täuscht sich der Undankbare sehr, dass er meint, den Genuss und Nutzen der Wohltaten umsonst zu haben, während der Schuldner dem Gläubiger außer dem Kapital auch die Zinsen erstatten muss. Auch die Wohltaten wachsen mit dem Verzug, und je länger man säumt, um so mehr muss man bezahlen. Nur der Undankbare bezahlt eine Wohltat ohne Zinsen zurück. Man wird also auch darauf Rücksicht nehmen müssen, wenn man Einnahme und Ausgabe vergleicht.

Man darf nichts verabsäumen, um sich möglichst dankbar zu erweisen. Denn dies kommt uns selbst zugute, ähnlich wie die Gerechtigkeit, die nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ihre Beziehung bloß auf andere hat; sie wirkt auf uns selbst in erheblichem Maße wohltätig zurück. Wer einem anderen nützt, hat damit

auch immer sich selbst genützt, nicht in dem Sinne, als wollte der, dem er geholfen, auch ihm helfen, als werde der von ihm Geschützte auch seinerseits ihn wieder schützen, überhaupt nicht in dem Sinne, dass ein gutes Beispiel in einer Art von Kreislauf zu dem Urheber zurückkehrt, ebenso wie schlimme Beispiele sich gegen die Urheber kehren und man nicht das geringste Mitleid mit denen hat, denen Unrecht widerfährt, für dessen Ausübung sie selbst die Lehrmeister gewesen sind; nein, sondern nur, weil jede Tugend ihren Lohn in sich selbst hat. Denn man übt sich nicht im Hinblick auf etwaigen Vorteil; recht gehandelt zu haben, ist der Lohn der rechten Tat. Ich bin dankbar, nicht damit der andere, günstig beeinflusst durch mein bisheriges Verhalten, sich mir um so gefälliger erweise, sondern in dem Bewusstsein, damit etwas unvergleichlich Erfreuliches und Schönes zu tun; ich bin dankbar, nicht weil es nützt, sondern weil es Freude macht. Traue meiner Versicherung: Wenn ich nicht anders dankbar sein kann als so, dass ich undankbar scheine, wenn ich eine Wohltat nicht anders erwidern kann als durch ein scheinbares Unrecht, so werde ich mit größter Ruhe der Psyche, ohne mich im geringsten durch das böse Gerede stören zu lassen, dem für ethischgut Erkannten zustreben. Niemand scheint mir die Tugenden höher zu schätzen, niemand ihnen mehr ergeben zu sein als der, der auf das Ansehen seiner Mitmenschen verzichtet, um sein gutes Gewissen zu wahren. In diesem Fall bist du, wie gesagt, dankbar mehr zu deiner eigenen als zu des anderen Befriedigung. Denn für jene handelt es sich um etwas ganz Gewöhnliches und Alltägliches, nämlich wieder zu erhalten, was er gegeben hat, für sich aber um etwas Großes und die glücklichste Psyche Verratendes: das Bewusstsein, dankbar zu sein. Denn wenn die Schlechtigkeit unglücklich macht, die Tugend glücklich, Dankbarkeit aber eine Tugend ist, so hast du etwas Alltägliches zurückgegeben, dafür aber etwas Unschätzbares gewonnen, das Bewusstsein der Dankbarkeit, das nur einem hochbeglückten Geist zuteil wird.

Auf der entgegengesetzten Stimmung der Psyche aber lastet der Druck größten Unglücks. Niemand ist gegen sich selbst dankbar, der es nicht gegen einen anderen war. Meinst du aber, ich wolle sagen, wer undankbar ist, wird unglücklich sein? Nein, er ist es sofort. Lass uns daher die Undankbarkeit meiden, nicht um anderer sondern um unser selbst willen. Was von der Schlechtigkeit auf andere übergeht, macht nur einen ganz geringen und unbedeutenden Teil derselben aus. Das Schlimmste an ihr, und sozusagen ihre feste Grundmasse, wandert nicht aus und drückt den Besitzer, wie unser Attalus zu sagen pflegte: „Die Bosheit trinkt den größten Teil ihres Giftes selbst.“ Das Gift, das die Schlangen ohne jeden Schaden für sich zum Verderben anderer in sich tragen, hat keine Ähnlichkeit mit diesem: denn dieses ist am verderblichsten für die, die es in sich haben. Der Undankbare quält und zermartert sich. Was er empfangen hat, ist ihm verhasst, denn er soll es erwidern; darum setzt er es herab, während er Beleidigungen aufbauscht und aus der Mücke einen Elefanten macht. Was aber kann man sich Unglücklicheres denken als einen Menschen, der die Wohltaten vergisst, während die Beleidigungen sich ihm tief in die Psyche eingraben? In den Augen des Weisen dagegen steigt der Wert der Wohltat immer höher, er legt sie sich selbst ans Herz und hat seine Freude an dem beständigen Gedenken an sie. Des Schlechtgesinnten Freude beschränkt sich einzig auf die kurze Zeit, in der er die Wohltaten empfängt, die für den Weisen die Quelle langer und ununterbrochener Freude werden. Denn diesen erfreut es nicht, zu empfangen sondern empfangen zu haben, was kein Ende und keine Unterbrechung hat. Etwaige Beleidigungen verachtet er, und er vergisst sie nicht aus Unachtsamkeit



sondern mit Willen. Er legt nicht alles zum Bösen aus und sucht nicht Schuldige für irgendwelchen schlimmen Zufall, legt vielmehr die Verfehlungen der Menschen lieber dem Schicksal zur Last. Worte und Mienen legt er nicht zum Schlimmen aus; was auch vorkommen mag, er mildert es durch nachsichtige Deutung. An einen ihm erwiesenen Dienst denkt er lieber als an eine Beleidigung. Soweit wie nur möglich hält er sich mit seiner Erinnerung an die frühere und bessere Zeit und ändert seine Gesinnung gegen ehemalige Wohltäter nur dann, wenn die weiterhin folgenden böartigen Feindseligkeiten weit überwiegen und der Unterschied auch dem Nachsichtigsten sichtbar ist. Und selbst dann geht er nur so weit, dass er sich nach einer schweren Beleidigung auf demselben Standpunkt hält, den er vor der großen Wohltat zu dem Beleidiger hatte. Denn wenn die Beleidigung die Wohltat eben aufwiegt, erhält sich immer noch ein Rest von Wohlwollen in der Psyche. Wie bei Stimmengleichheit der Angeklagte freigesprochen wird und in allen zweifelhaften Fällen die Menschlichkeit der milderen Auffassung zuneigt, so hört auch die Psyche des Weisen, wenn Übeltat und Gunsterweisung einander die Wage halten, zwar auf, sich verpflichtet zu fühlen, lässt aber nicht ab von dem Wunsch, sich verpflichtet zu fühlen, und verhält sich so wie die Schuldner, die auch nach vollzogener Geschäftsabwicklung noch zahlen.

Dankbarkeit ist übrigens nur dann möglich, wenn man alles das verachtet, worüber der Pöbel außer sich gerät. Wenn du dich dankbar erweisen willst, dann musst du unter Umständen auch in die Verbannung gehen, musst Blut lassen, musst Armut auf dich nehmen, musst es dir gefallen lassen, dass du unschuldig mit Kot beworfen wirst und dich dem übelsten Gerede ausgesetzt siehst. Der Dankbare muss seine Dankbarkeit teuer bezahlen. Wir schätzen nichts höher als eine Wohltat, so lange wir darum bitten, nichts geringer, wenn wir sie empfangen haben. Was ist es nun, was uns das Empfangene so bald vergessen lässt? Die Begierde nach weiteren Wohltaten. Unsere Gedanken weilen nicht bei dem, was wir erhalten haben, sondern bei dem, was wir weiter wünschen. Was uns vom Rechten abzieht, ist Reichtum, Ehre, Macht und was sonst noch unserer Einbildung nach teuer, seinem wahren Werte nach spottbillig ist. Wir wissen die Dinge nicht zu schätzen. Nicht das darüber gangbare Gerede sondern die Natur ist dabei zu Rate zu ziehen. Sie haben nichts von wahrer Größe an sich, wodurch sie unseren Sinn an sich fesseln könnten, wir bewundern sie nur aus bloßer Gewohnheit. Denn sie werden nicht gepriesen, weil sie begehrenswert sind, sondern sie werden begehrt, weil sie gepriesen werden, und nachdem einmal der Irrtum einzelner zum allgemeinen Irrtum geführt hat, lässt nun der allgemeine Irrtum auch wieder die einzelnen irren. Aber wie wir hierin uns gläubig dem Volk anschließen, so wollen wir ihm auch darin gläubig folgen, dass nichts lobenswürdiger sei als Dankbarkeit. Alle Städte, alle Völker auch im entferntesten Barbarenland verkünden das Lob derselben. Darin stimmen Gute und Schlechte überein. Manche preisen die Lust, andere geben der Arbeitsamkeit den Vorzug, manche nennen den Schmerz das größte Übel, andere wollen vom Schmerz überhaupt nicht als von einem Übel reden. Der eine wird den Reichtum unter die höchsten Güter zählen, der andere behauptet, er sei ein Fluch, der dem menschlichen Dasein anhaftet, niemand sei reicher als der, für den das Schicksal sich kein Geschenk ausdenken kann. Und doch werden ungeachtet so großer Meinungsverschiedenheit dir alle wie aus einem Mund versichern, dass man Wohltätern dankbar sein müsse. Das ist das einmütige Urteil der sonst so uneinigen Volksmasse. Und was erleben wir? Wohltaten vergelten wir mit

Beleidigung, und die erste Ursache zur Undankbarkeit ist die, dass man nicht in der Lage war, hinreichend dankbar zu sein. So weit hat sich der Mensch verstiegen, dass es höchst gefährlich ist, einem große Wohltaten zu erweisen; denn da er es für schimpflich hält, sie nicht zu erwidern, so verwünscht er dessen Dasein überhaupt, dem er sie erwidern sollte. Behalte für dich, was du empfangen hast; ich fordere es nicht zurück, ich trage kein Verlangen danach. Aber es soll doch nicht zur Bedrohung meines Lebens führen, dass ich dir genützt habe. Kein Hass ist verderblicher als der, den das Schamgefühl darüber erzeugt, dass man seiner Verbindlichkeit gegen einen Wohltäter nicht nachgekommen ist.

## 82. Brief

### [Bekämpfung der Todesfurcht]

Nun bin ich außer aller Sorge um dich. „Wer“, fragst du [Lucilius], „ist dir Bürge dafür?“ - Nur getrost, ich habe einen, der niemanden täuscht, dein Herz nämlich, das erfüllt ist von Liebe zum Rechten und Guten. Dein bester Teil ist wohl geborgen. Gewiss: vor Schicksalsschlägen bist du nicht sicher; aber dass du dir selbst Schaden bereitest, brauche ich nicht zu fürchten; und das ist doch weit wichtiger. Schreite nur weiter auf dem von dir eingeschlagenen Weg und befließige dich eines friedvollen, nicht eines behaglichen Lebens. Lieber soll es mir schlecht gehen, als dass ich behaglich lebe. „Schlecht gehen“ nehme ich hier in dem Sinn, in dem es der gemeine Mann in der Regel versteht, nämlich als hart, rauh, mühselig. Wir hören oft, dass man das Leben gewisser Leute, die man beneidet, mit den Worten preist „er führt ein behagliches Leben“, was nichts anderes besagt als „er ist ein Weichling“; denn mit der Zeit schwächt sich die Kraft der Psyche und verflüchtigt sich zu der Nichtigkeit der Ruhe und Trägheit, in deren Banden sie liegt; denn es stände doch einem Menschen ein Zustand erstarrter Härte weit besser an. Dazu kommt noch, dass diese Lüstlinge den Tod fürchten, dem sie ihr Leben doch ähnlich gestaltet haben. Es ist ein großer Unterschied zwischen Muße und Grab. „Wie?“ fragst du, „wäre nicht selbst ein Ruhestand solcher Art immer noch besser als sich vom Strudel der Geschäftstätigkeit umtreiben zu lassen?“ Beides ist gleich verabscheuungswürdig: das Gefühl der Überlastung und die erstarrte Stumpsinnigkeit. Ich glaube, es kommt auf eins heraus, ob einer von Wohlgerüchen umduftet daliegt, oder ob er vom Henker am Halseisen fortgeschleppt wird; beide sind dem Tod verfallen. Muße ohne Wissenschaften ist Tod, ist das Grab eines Lebenden. Was nützt es dann überhaupt, in der Zurückgezogenheit zu leben? Als ob nicht auch über das Meer hin uns die Ursachen unseres Kummers folgten. Wo gibt es einen Schlupfwinkel, zu dem der Todesfurcht der Eintritt verwehrt wäre? Welche Lebensruhe wäre so gut gesichert und auf so tiefem Grund errichtet, dass kein Schmerz ihr Schrecken bereiten könnte? Verbirg dich, wo du auch willst, dein Ohr wird den Misslaut menschlichen Missgeschicks vernehmen. Vieles dringt von außen auf uns ein, das uns mit Täuschungen oder Bedrängnissen heimsucht; vieles steigt aus unserem Inneren auf, das inmitten der Einsamkeit zum Ausbruch kommt.

Die Philosophie muss unsere Schutzwehr bilden. Diese uneinnehmbare Mauer, die durch das Schicksal nicht überwältigt wird, trotz aller kunstvollen Angriffsmittel. Jedem Ansturm gewachsen ist eine Psyche, die auf alles Äußere verzichtet hat und in ihrer Burg sich zur Wehr setzt. Kein Geschoss kann bis zu ihrer Höhe dringen. Das Schicksal hat keine langen Arme, wie wir glauben; es

überwältigt keinen, der sich nicht an es anklammert. Darum wollen wir soviel als möglich seiner Nähe ausweichen, eine Leistung, die nur möglich ist auf Grund der Kenntnis einerseits unseres eigenen Innern andererseits der Natur. Der Mensch soll wissen, wohin er seinen Weg zu richten hat, von wo er gekommen ist, was für ihn gut ist, was übel, was zu erstreben, was zu meiden, was es mit jener Vernunft auf sich hat, die den Unterschied bestimmt zwischen dem Begehrenswerten und dem Verwerflichen, die die Raserei der Begierden beschwichtigt und dem Grauen vor den Schrecknissen wehrt. Manche glauben, dieser Fehler durch die ihnen innewohnende Kraft auch ohne Philosophie erwehren zu können. Aber wenn einer in seiner [eingebildeten] Sicherheit sich von unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten überrascht sieht, dann bekennt er sich notgedrungen endlich zur Wahrheit. Die großen Worte verfangen nicht mehr, wenn der Folterknecht ihn an der Hand führt, wenn es mit dem Tod Ernst wird. Dann wären einem solchen gegenüber wohl folgende Worte am Platz: Abwesende Übel herauszufordern hatte wenig auf sich; hier hast du sie nun, den Schmerz, den du als erträglich hinstelltest, den Tod, über den du dich so kaltblütig äußertest; jetzt fauchen die Geißeln, jetzt blitzt das Schwert [Vergil, Aen. VI, 261]:

*„Jetzt bedarf es des Muts, jetzt standhaften Sinnes, Aneas!“*

Was uns aber zu dieser Festigkeit verhilft, ist anhaltendes Nachdenken, vorausgesetzt, dass du es dabei nicht auf Fertigkeit im Disputieren abgesehen hast sondern auf Bildung der Psyche; wenn du dich also wirklich bereit machst auf den Kampf mit dem Tod, zu dem dich derjenige nicht anspornen und fähig machen wird, der durch allerhand Sophistereien uns einzureden versucht, dass der Tod kein Übel sei. Denn ich fühle mich aufgelegt, mein trefflicher Lucilius, zu lächeln über die Kindereien der Griechen, deren ich mich, mir selbst zur Verwunderung, noch nicht ganz entledigt habe. Unser Zenon [von Kition] bedient sich folgender Schlussfolgerung: „Kein Übel ist rühmlich. Es gibt aber einen rühmlichen Tod: also ist der Tod kein Übel.“ - Du hast es erreicht: ich bin von Furcht nun frei; künftig werde ich meinen Nacken ohne Bedenken darbiehen.<sup>204</sup> Heißt das wirklich ernsthaft reden und nicht vielmehr einen Sterbenden zum Lachen bringen? Ich kann dir wahrhaftig nicht sagen, was von beiden geistloser ist: ob zu glauben, man könne durch solch eine Folgerung die Todesfurcht bannen, oder sich auf einen Lösungsversuch einzulassen, als ob damit der Sache gedient wäre. Hat doch Zenon selbst diesem Schluss einen anderen, mit diesem im Widerspruch Stehenden entgegengestellt, der sich darauf stützt, dass wir den Tod zu den gleichgültigen Dingen rechnen, die von den Griechen „adiaphora“ genannt werden. „Nichts Gleichgültiges“, heißt es da, „ist rühmlich. Der Tod aber ist etwas Rühmliches, also ist der Tod nicht gleichgültig.“ - Du siehst, wo hier die Erschleichung liegt; nicht der Tod an sich ist rühmlich, sondern nur der tapfere Tod. Und wenn du sagst: „Nichts Gleichgültiges ist rühmlich“, so lasse ich dies nur insoweit gelten, als es sich mit der Behauptung verträgt, die ich vertrete, nämlich, dass es nichts Rühmliches gibt, was sich auf gleichgültige Dinge bezieht.<sup>205</sup>

Als gleichgültige Dinge [gr. *adiaphora*], das heißt solche, die weder gut noch übel sind, bezeichne ich z. B. Krankheit, Schmerz, Armut, Verbannung, Tod. Nichts von alledem ist an sich rühmlich, aber auch nichts rühmlich ohne diese.

<sup>204</sup> Fußnote Hrsg.: Sarkastisch gemeint, denn Seneca hält nichts von logischen Sinnsprüchen.

<sup>205</sup> Fußnote Apelt: Seneca gibt zwar zu, dass nichts Gleichgültiges (*adiaphora* im Sinne der Stoiker) rühmlich sei, behauptet aber, dass alles Rühmliche sich auf gleichgültige Dinge beziehe. Über die Frage nach dem Wert des Ruhmes vgl. Brief 102.

Denn man lobt nicht die Armut, sondern nur den, der sich von der Armut nicht erniedrigen und beugen lässt. Man lobt nicht die Verbannung, wohl aber einen Rutilius, dessen Miene beim Weggang in die Verbannung gefasster war, als wenn er die Verbannung verhängt hätte.<sup>206</sup> Nicht den Schmerz lobt man, sondern den Menschen, dem der Schmerz nichts anhat. Niemand lobt denn auch den Tod, sondern den, dessen Tod die Psyche eher entweichen als fassungslos werden lässt. All die aufgezählten Dinge sind an sich weder ehrenwert noch rühmlich; aber sobald die Tugend sich mit ihnen einlässt und sich mit ihnen befasst, macht sie sie ehrenwert und rühmlich. Es kommt darauf an, ob die Schlechtigkeit sich mit ihnen zu schaffen macht oder die Tugend. Denn der Tod, der beim Cato ruhmvoll ist, ist bei Brutus schimpflich und schamlos. Ich meine nämlich den Decimus Brutus<sup>207</sup>, der, als es zu sterben galt, Aufschub suchte und, um ein Bedürfnis zu befriedigen, sich entfernte; der, zum Tod aufgerufen und gezwungen seinen Nacken darzubieten, sagte: „Ich werde ihn darbieten, so wahr ich zu leben wünsche“. - Welcher Widersinn zu fliehen, wenn man nicht zurück kann! - „Ich werde ihn darbieten, so wahr ich zu leben wünsche.“ - Es fehlte wenig, so hätte er hinzugesetzt: „sogar unter [einem Herrscher wie] Antonius“. - Wahrlich, der Mensch hätte es verdient, am Leben gelassen zu werden.

Du siehst also: der Tod an und für sich ist weder ein Übel noch ein Gut. Dem Cato hat er zur höchsten Ehre gereicht; dem Brutus zur größten Schande. Das Hinzutreten der Tugenden gibt jedem Ding eine Würde, die es an sich nicht hat. Wir nennen ein Zimmer hell; das gleiche Zimmer ist in der Nacht vollständig dunkel; der Tag führt ihm das Licht zu, die Nacht raubt es ihm. So steht es mit allen Dingen, die wir als gleichgültige und eine mittlere Stellung einnehmende bezeichnen, als da sind Reichtum, Körperkraft, Schönheit, Ehrenstellen, Herrschermacht; andererseits Tod, Verbannung, Krankheit, Schmerzen und was uns sonst mehr oder weniger mit Furcht erfüllt: entweder ist es die Schlechtigkeit oder es sind die Tugenden, die ihnen den Namen eines Glücks-Gutes oder eines Übels verleihen. Eine Stoffmasse ist an sich weder warm noch kalt: legt man sie auf den Ofen, so erwärmt sie sich, senkt man sie ins Wasser, so wird sie wieder kalt. Der Tod wird ehrenvoll durch das, was ehrenvoll ist, also durch die Tugenden und eine Gesinnung, die auch das Schlimmste verachtet.

Indes es ist auch, mein Lucilius, unter dem, was wir [Stoiker] als Mitteldinge bezeichnen, ein ganz erheblicher Unterschied. Denn mit der Gleichgültigkeit des Todes steht es nicht so wie mit den Haaren, wo nichts darauf ankommt, ob ihre Zahl eine gerade oder ungerade ist. Der Tod gehört zu jenen Dingen, die zwar kein Übel sind, aber doch wie ein Übel aussehen. Die Eigenliebe ist uns eingepflanzt, sowie der Trieb nach Dauer und Selbsterhaltung, verbunden mit dem Widerwillen gegen die Auflösung; denn diese, glauben wir, beraubt uns vieler Dinge und nötigt uns zum Verzicht auf eine Fülle von Annehmlichkeiten, an die wir uns gewöhnt haben. Dazu gesellt sich noch als weiterer Abschreckungsgrund der Umstand, dass wir unsere hiesige Umgebung kennen, während wir nicht wissen, was wir im Jenseits zu erwarten haben; vor dem Unbekannten schaudert es uns. Zudem haben wir eine natürliche Furcht vor der

<sup>206</sup> Fußnote Apelt: Der von Seneca oft genannte P. Rutilius Rufus (vgl. 24. und 67. Brief), der um das Jahr 100 v. u. Zr. unschuldig verurteilt in die Verbannung nach Smyrna ging, wo er bis zu seinem Tod blieb. Wir verdanken diesen Passus (von exilium bis iit) dem durch Beltrami in Brescia vor kurzem hervorgezogenen Codex Quirinianus (Q), der auch noch an manchen anderen Stellen wertvolle Ergänzungen bringt, wie z. B im 87. Brief.

<sup>207</sup> Fußnote Apelt: Decimus Brutus, einer der Mörder des Julius Caesar, wurde von M. Antonius zum Tode verurteilt.

Finsternis, zu der uns der Tod, wie man glaubt, hinführt. Gehört also der Tod auch zu den gleichgültigen Dingen, so doch nicht zu denen, mit denen man sich leicht abfinden kann. Es bedarf reichlicher Übung, um der Psyche die Festigkeit zu geben, die imstande ist den Anblick und die unmittelbare Nähe des Todes zu ertragen. Wir müssen der Todesverachtung mehr Gewicht beilegen als es gewöhnlich geschieht. Unser Aberglaube macht sich von dem Tod so mancherlei Vorstellungen. Viele erfinderische Köpfe haben gewetteifert, ihn immer mehr in Verruf zu bringen. Man hat ihn geschildert als ein unterirdisches Verließ, als eine von ewiger Nacht umhüllte Stätte, in der [Vergil, Aen. VI, 296 und VI 400]:

*Der gewaltige Wächter des Orkus  
Über abgenagtem Gebein in blutiger Höhle sich lagert,  
Durch endloses Gebell die Geister, die bleichen, erschreckend.*

Aber magst du auch überzeugt sein, dass dies eine Fabelei ist, und dass es für die Toten nichts mehr gibt, was sie zu fürchten hätten, so stellt sich doch eine andere Furcht ein. Denn die Furcht, in der Unterwelt zu sein, bedeutet ihnen ebenso viel als überhaupt nirgends zu sein. Angesichts solcher widerstrebenden Vorurteile, die in einem tief verwurzelten Aberglauben ihren Grund haben; wie sollte es da nicht rühmlich sein und zu den höchsten Leistungen der menschlichen Psyche gerechnet werden, tapferen Mutes den Tod über sich ergehen zu lassen? Wird sich diese doch nie zur Tugend erheben, so lange sie den Tod für ein Unglück hält; dies wird ihr nur dann gelingen, wenn sie ihn für gleichgültig hält. Es liegt nicht im Sinne der Natur, dass ein Mensch frohen Mutes an das herantritt, was er für ein Übel hält. Langsam und zögernd wird er sich daran machen. Von Ruhm aber ist nicht die Rede bei dem, was man mit Widerstreben und Zaudern tut. Die Tugenden tun nichts unter dem Druck der Notwendigkeit. Man darf weiter sagen: von ethisch ehrenwerter Handlung kann nur da die Rede sein, wo man mit ganzer Psyche dabei ist und nicht das leiseste Widerstreben in sich verspürt. Wo man aber an die Überwindung des Schlimmen herantritt, entweder aus Furcht vor noch Schlimmerem oder in der Hoffnung auf Güter, um deren Erwerbung willen es sich lohnt ein einziges Übel geduldig über sich ergehen zu lassen, da liegt ein Zwiespalt vor in der Art, wie der Handelnde urteilt: einerseits fühlt er sich aufgefordert, sein Vorhaben zu erreichen, andererseits hält ihn etwas zurück und scheucht ihn ab von der Sache als von etwas Verdächtigem und Gefährlichem. So wird er also nach entgegengesetzten Richtungen gezogen. In diesem Fall aber ist es um seinen Ruhm geschehen. Denn die Tugend vollzieht einträchtigen Sinnes ihre Beschlüsse. Sie hat keine Angst vor dem, was sie tut [Vergil, Aen. VI, 95]:

*Weiche dem Unheil nie; nein, tapfer geh' ihm entgegen  
Wo das Geschick nur immer dir Bahn lässt.*

Dein Mut zum Vorgehen wird nicht wachsen, wenn du glaubst es mit Unheil zu tun zu haben. Dergleichen Anwandlungen müssten aus der Brust entfernt werden. Sonst wird immer ein Misstrauen hängen bleiben, das lähmend auf die Angriffslust wirkt. Man wird gleichsam geschoben, statt mutig selbst vorzudringen.

Unsere [stoischen] Schulgenossen wollen zwar jene erste Schlussfolgerung des Zenon [siehe oben: „Kein Übel ist rühmlich. Es gibt aber einen rühmlichen Tod: also ist der Tod kein Übel.“] als wahr gelten lassen, wogegen sie jene andere, die ihr entgegengestellt wird, für trügerisch und falsch erachten. Ich richte mich in meinem Urteil nicht nach den Regeln der Dialektik und jenen Schlingen einer nichtigen Scheinkunst; meines Erachtens ist diesem ganzen Unwesen [der

logischen Schlüsse] der Garaus zu machen, wonach der Gefragte<sup>208</sup> sich in die Enge getrieben fühlt und, zu einem bestimmten Bekenntnis genötigt, etwas anderes antwortet, als er wirklich glaubt.

Die Wahrheit will auf schlichtere Weise erwiesen, die Furcht mit stärkerem Mut bekämpft sein. Eben diese Sätze, mit denen sie sich soviel zu schaffen machen, möchte ich lieber durch Zergliederung auf ihren wahren Wert zurückführen, um zu überzeugen, nicht um einen überwältigenden Eindruck zu machen. Wer ein Heer von Männern in die Schlacht zu führen sich anschickt, die für Gattinnen und Kinder in den Tod gehen sollen, wie wird er sie anfeuern? Ich verweise dich auf die Fabier, die den Krieg für den gesamten Staat auf sich, auf ihr eigenes Haus nahmen. Ich lenke deinen Blick auf jene Spartaner, die sich inmitten der Thermopylen kampfbereit aufgestellt haben, ohne Hoffnung auf Sieg oder Rückkehr: dieser Ort sollte ihr Grab werden. Wie feuerst du sie dazu an, mit ihren Körpern dem Unglück ihres gesamten Volkes vorzubeugen und lieber ihr Leben aufzugeben als ihren Posten? Willst du ihnen zurufen: „Ein Übel ist nicht rühmlich, der Tod ist rühmlich, der Tod ist also kein Übel?“ - Wahrhaftig, eine wirkungsvolle Ansprache! Wer wird nach einer solchen noch zögern, sich in die feindlichen Schwerter zu stürzen und ohne Wanken zu sterben! Wie mannhaft klingt dagegen des Leonidas Anrede an seine Kampfgenossen. „Genießt“, sagte er, „euer Frühstück, und seid bereit, die Abendmahlzeit in der Unterwelt zu halten.“ - Das Essen wurde ihnen nicht verleidet, der Bissen blieb ihnen nicht im Hals stecken, entfiel nicht ihren Händen; frohen Mutes gaben sie ihre Zusage, sowohl zum Frühstück wie zu der Hauptmahlzeit. Und wie hielt es jener römische Offizier?<sup>209</sup> Vor die Aufgabe gestellt, mit seinen Leuten einen Platz zu besetzen, zu dem er sich den Zugang durch eine dichte Feindesmasse erkämpfen musste, warf er den Seinigen folgende Worte zu: „Jetzt, Kameraden, ist es unbedingte Pflicht, einen Platz zu erobern, von dem zurückzukehren ihr durch keine Pflicht gebunden seid.“ - Du siehst, wie schlicht und gebieterisch die Tugend ist. Wo fände sich der Mensch, den eure [epikureischen] Spitzfindigkeiten beherzter machen oder aus der Verzagtheit aufrichten könnten? Sie untergraben die Frische des Geistes, der niemals weniger bewegt und in kleinliche Spitzfindigkeiten eingezwängt werden darf, wenn es gilt, etwas Großes zu vollbringen. Nicht dreihundert, nein sämtliche Menschen sollten der Todesfurcht ledig gemacht werden. Wie willst du ihnen die Überzeugung beibringen, dass der Tod kein Übel sei? Wie willst du die Wahnvorstellungen der Jahrtausende, die uns gleich von Kindheit auf begleiten, überwinden? Wie kannst du der menschlichen Schwäche Abhilfe schaffen? Mit welcher Art Zuspruch willst du sie anfeuern, sich mitten in die Gefahren zu stürzen? Mit welcherlei Rede willst du diese einmütige Angst, mit welchem Aufgebot von Geist diese dir hartnäckig widerstrebende Überzeugung der Menschheit verschwinden machen? Kommst du mir mit verfänglichen Fragen und wirfst dich auf elende Fangschlüsse? Gewaltige Waffen sind erforderlich, um gewaltige Ungeheuer niederzuschlagen. Jenes entsetzliche Schlangenungetüm, das den Römern in Afrika furchtbarer war als der eigentliche Krieg<sup>210</sup>, wurde von ihnen vergebens mit Pfeilen und Schleudern bekämpft. Selbst der pythische Gott hätte ihm keine Wunde beibringen können<sup>211</sup>; denn die gewaltige und

<sup>208</sup> Fußnote Apelt: Der Gefragte, der Respondent, wie er meist genannt wird, den der Frager foppen will.

<sup>209</sup> Fußnote Apelt: Nach Gellius, noct. atticae [Die attischen Nächte] III, 7, war es der Kriegstribun Q. Caedicius im 1. Punischen Krieg auf Sizilien.

<sup>210</sup> Fußnote Apelt: Nämlich dem Heer des Atilius Regulus.

<sup>211</sup> Fußnote Apelt: Vielleicht eine Anspielung Senecas auf den Kampf des Apollon mit dem

verhältnismäßig feste Körpermasse ließ jede Waffe und jedes von Menschenhand geschleuderte Geschloß abprallen; erst mit Felsblöcken konnte man ihre Kraft brechen. Und gegen den Tod schleuderst du so winzige Steinchen? Mit dem Pfriemen willst du den Kampf gegen den Löwen aufnehmen? Ja, spitz ist allerdings, was du sagst; aber nichts ist spitzer als der Stachel der Kornähre; es gibt manches, was gerade durch seine Feinheit nutzlos und wirkungslos wird.

### 83. Brief

[Rechenschaft über Senecas Tagestreiben, vor allem über seine Lektüre und die dadurch gegebene Anregung zum Nachdenken über mancherlei Dinge und zwar hier über gewisse Missgriffe der Stoiker in ihrem Beweisverfahren. Ausführliche Kritik ihrer Ansichten über die Trunkenheit]

Du forderst von mir Rechenschaft über jeden meiner Tage und zwar über ihren ganzen Verlauf. Du hast eine gute Meinung von mir, wenn du glaubst, dass ich von meinem Tagewerk nichts vor dir zu verbergen brauche. Ja, wir müssen so leben, als hätten alle ihre Augen auf uns gerichtet, müssen so denken, als könne irgend jemand in die tiefsten Falten unseres Herzens blicken. Und er kann es. Denn was nützt es, dass irgend etwas vor den Menschen geheim gehalten wird? Der Gottheit [dem Aether-Logos] bleibt nichts verborgen. Er wohnt in unseren Herzen<sup>212</sup> und findet Zutritt in unsere innerste Gedankenwelt. Darf ich aber von Zutritt reden? Das sieht ja so aus als würde er [der Aether-Logos] sich auch wieder entfernen.<sup>213</sup> Ich will also deiner Aufforderung folgen und dir gern mein Tagestreiben und die Reihenfolge der Vorgänge schildern. Ich werde mich fortan beobachten und, was von großem Nutzen ist, meinen Tag immer noch einmal an meinem Geist vorüberziehen lassen. Was uns besonders der Schlechtigkeit in die Arme führt, ist ja eben dies, dass niemand auf seine Vergangenheit zurückblickt. Wir überdenken nur das, was wir tun wollen und auch das nur selten; was wir getan haben, machen wir nicht zum Gegenstand unseres Nachdenkans. Und doch ist die Vergangenheit der Wegweiser für die Zukunft.

Der heutige Tag gehörte vollständig mir selber; niemand hat mir von ihm auch nur das Geringste entzogen. Er verlief ganz im Wechsel zwischen Lektüre und Ausruhen. Nur ein winziger Teil wurde der körperlichen Übung gewidmet, und in dieser Beziehung bin ich meinem Alter zu Dank verpflichtet, denn es kostet mich nicht viel Zeit. Ich brauche mich nur zu bewegen, dann spüre ich auch schon die Müdigkeit. Das aber ist ja eben der Zweck der Körperübung selbst für die Rüstigsten. Nach meinen Vorturnern fragst du? Du weißt, es genügt mir ein einziger, Pharius, ein lebenswürdiger junger Bursche; doch es soll eine Änderung eintreten. Ich suche bereits nach einem anderen von noch gelinderer Art. Zwar sagt jener, wir machten beide dieselbe Krise durch, nämlich dass uns beiden die Zähne ausfallen. Aber schon jetzt hole ich ihn im Wettlauf kaum ein, und lass noch wenige Tage vergehen, dann werde ich es nicht mehr können. Mach dir also eine Vorstellung davon, was ich bei täglicher Übung täglich gewinne. Wenn zwei in entgegengesetzte Richtung laufen, so wird bald ein großer Zwischenraum

---

pythischen Drachen.

<sup>212</sup> Fußnote Hrs.: Nach der Physiktheorie der Stoiker besitzt jeder Mensch ein Stückchen des Aether-Logos in der linken Herzkammer, dem er seine Vernunft verdankt.

<sup>213</sup> Fußnote Apelt: Der Aether-Logos will die Menschen des Gefühls der Selbständigkeit und der Freiheit nicht berauben.

zwischen ihnen liegen. Wir steigen beide: jener aufwärts, ich abwärts, und du weißt, wie viel rascher das letztere sich vollzieht. Doch ich bin der Wahrheit untreu geworden. Denn bei meinem Alter handelt es sich nicht mehr um Absteigen, sondern um Fallen. Nun, wie ist aber der Wettkampf des heutigen Tages ausgefallen? So fragst du. Keiner von uns beiden hat gesiegt, ein Ereignis, das bei Wettläufern selten vorkommt. Unmittelbar nach dieser Ermüdung, denn Übung wäre zu viel gesagt, begab ich mich ins kalte Bad; so nenne ich das lauwarme.

Ich, der eifrige Kaltbader, der ich immer am ersten Januar den Wassergraben begrüßte und das neue Jahr, das man gewöhnlich mit Lesen, Schreiben oder irgend welcher mündlichen Leistung beginnt, damit einweihte, dass ich in die Strömung der Aqua Virgo<sup>214</sup> sprang, verlegte zunächst mein Lager an den [wärmeren] Tiber, sodann in diese Badewanne, deren Erwärmung bei besonders tapferer Stimmung meinerseits und ehrlichem Verfahren allerseits der Sonne überlassen bleibt.

So fehlt denn nicht viel mehr, und ich bin beim warmen Bad angekommen. Dann einige Bissen Brot und ein Frühstück ohne Esstisch, nach welchem ich nicht nötig habe mir die Hände zu waschen. Dann nickte ich ein wenig ein. Du kennst meine Gewohnheit. Ich begnüge mich mit einem ganz kurzen Schlaf und spanne gleichsam nur aus. Es genügt mir schon, nicht mehr hellwach zu sein. Manchmal weiß ich, dass ich geschlafen habe, manchmal vermute ich es nur. Dann erschallt der Lärm vom Zirkus her; ein plötzlicher und allgemeiner Aufschrei schlägt an mein Ohr, aber er wirft mich nicht aus meinem Nachdenken heraus, unterbricht es nicht einmal. Das Getöse lasse ich mit größter Geduld über mich ergehen. Das Stimmengetön und Massengeschrei kommt mir vor wie das Brausen der Flut oder des Sturmes, der durch den Wald braust, oder was sonst bewusstlos [ohne Selbstbewusstsein] ertönt.

Was ist also der jetzige Gegenstand meines Nachdenkens? Ich will es dir sagen. Mein Nachdenken verweilt noch bei seinem gestrigen Gegenstand, bei der Frage nämlich, was doch die einsichtsvollsten Männer damit beabsichtigten, wenn sie für die wichtigsten Dinge ganz leichtfertige und verdrehte Beweise aufstellten, die, gesetzt auch, dass sie wahr wären, sich doch wie Lügen ausnehmen. Der hochberühmte Zenon, der Begründer<sup>215</sup> unserer mannhaften und ehrwürdigen Schule, will uns von der Trunkenheit abschrecken.

Vernimm also die Schlussfolgerung, durch die er beweisen will, dass ein ethisch tadelloser Mensch nie berauscht sein werde: „*Einem Betrunkenen vertraut niemand ein Geheimnis an, einem tadellosen Menschen aber vertraut man Geheimnisse an, also wird ein Tadelloser nicht betrunken sein.*“ - Man braucht ihm nur einen ähnlichen Schluss entgegenzuhalten, um zu sehen, wie lächerlich er sich damit macht. Gib Acht. Bedarf es doch nur eines einzigen Beispiels von vielen: „*Einem Schlafenden vertraut niemand ein Geheimnis an; einem moralisch tadellosen Mann aber vertraut man ein Geheimnis an; ein moralisch tadelloser Mann also enthält sich des Schlafes.*“ - Poseidonius nimmt sich der Sache unseres Zenon auf die einzig mögliche Weise an, aber auch so kann, wie ich glaube, der

<sup>214</sup> Fußnote Apelt: Eine bekannte Wasserleitung in Rom. Seneca war ein kühner Schwimmer. Vgl. 53. und 86. Brief.

<sup>215</sup> Fußnote Hrsg.: Nach meiner Überzeugung war Zenon von Kition ein Samkhya-Philosoph, die mit der stoischen Philosophie identisch ist. Er war daher nicht der Begründer der Stoa, sondern er brachte die Samkhya-Philosophie nach Griechenland, die dann einen anderen Namen erhielt: stoische Philosophie. Siehe L. Baus, >Buddhismus und Stoizismus – zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre<, IV. erw. Auflage 2013.



Sache nicht aufgeholfen werden. Er sagt nämlich, man gebrauche das Wort „betrunken“ in doppeltem Sinn; einmal bezeichne es den, der vom Wein berauscht und seiner nicht mächtig ist; sodann den, der sich gewohnheitsmäßig betrinkt und diesem Laster verfallen ist. Zenon meine den gewohnheitsmäßigen Trinker, nicht den, der ab und zu einmal betrunken ist; dem ersteren werde niemand Geheimnisse anvertrauen, die er beim Wein ausplaudern könne. Das ist nicht richtig. Denn der erste Schluss bezieht sich auf den, der betrunken ist, nicht auf den, der es vielleicht sein wird. Denn du wirst zugeben, es ist ein großer Unterschied zwischen einem Betrunkenen und einem Trunkenbold. Es kann einer, der betrunken ist, dies zum ersten Mal sein, ohne diesem Laster verfallen zu sein, und es kann andererseits ein Trunkenbold oft auch nicht betrunken sein. Ich nehme das Wort also in seiner gewöhnlichen Bedeutung, zumal, da es hier ein Mann [wie Zenon] anwendet, der streng auf Genauigkeit hält und seine Worte abwägt. Weiter wäre noch zu bemerken, dass, wenn Zenon es so verstanden hat und wir es so auffassen sollten, er durch Zweideutigkeit des Ausdrucks es auf eine Überlistung abgelegt hätte, was doch nicht geschehen soll, wenn es sich um Auffindung der Wahrheit handelt. Allein mag er sich dessen auch bewusst gewesen sein, die Schlussfolgerung ist gleichwohl falsch, dass dem, der sich gewohnheitsmäßig betrinke, kein Geheimnis anvertraut werde.

Denke doch daran, wie oft ein Feldherr, ein Tribun, einer Centurie Soldaten, die doch nicht immer nüchtern sind, Dinge anvertraut hat, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Zur Beteiligung an der Ermordung des C. Caesar, ich meine jenes Caesar, der nach dem Sieg über Pompeius Herr des Staates war, wurde sowohl Tillius Cimber wie C. Cassius vertrauensvoll zugezogen. Cassius trank sein Lebtag nichts als Wasser, Tillius Cimber war ein Trunkenbold und ein Zankteufel. Er ließ sich selbst zur Sache folgendermaßen aus: „Ich kann den Wein nicht ertragen<sup>216</sup> und sollte irgend jemand über mir ertragen?“ - Jeder mag sich aus eigener Erfahrung an Leute erinnern, denen man Geheimnisse eher anvertrauen konnte als Wein. Doch ein Beispiel, das mir einfällt, will ich mitteilen, um es nicht verloren gehen zu lassen. Man muss durch hervorragende Beispiele belehrend auf das Leben einwirken. Dabei brauchen wir nicht immer auf alte Zeiten zurückzugehen: Der Stadtpräfekt Lucius Piso war, nachdem er einmal damit angefangen, immer der Trunkenheit ergeben. Die Nacht brachte er fast ganz beim Trinkgelage hin; dafür schlief er bis in die Mittagszeit hinein; dies war für ihn sein Vormittag. Gleichwohl kam er seinen amtlichen Pflichten, auf deren Erfüllung die Sicherheit der Stadt beruhte, auf das gewissenhafteste nach. Selbst der tote Kaiser Augustus betraute ihn mit geheimen Aufträgen, als er ihm die Verwaltung Thrakien, das er unterworfen, übertrug; ebenso Tiberius, als er sich nach Kampanien zurückzog zu einer Zeit, wo in Rom viel Argwohn und Gehässigkeit gegen ihn herrschte. Vermutlich weil er mit dem dem Trunk ergebenen Piso gut gefahren war, machte er später den Cossus zum Stadtpräfekten, einen sonst ernstesten und gesetzten Mann, der ebenfalls dem Weingenuss im Übermaß ergeben war, so dass er einst aus dem Senat, in den er von einem Zechgelage gekommen war, in einen todähnlichen Schlaf versunken, fortgetragen werden musste. Gleichwohl übersandte er ihm häufig eigenhändige Schriftstücke, deren Inhalt er selbst seinen höchsten Dienern nicht anzuvertrauen für gut fand. Der Wachsamkeit des Cossus entging kein Geheimnis, mochte es nun einzelne oder den Staat betreffen.

---

<sup>216</sup> Fußnote Hrsg.: Im Sinne von: Ich (Tillius Cimber) bin der größte Feind des Weins und muss ihn vernichten (trinken), wo ich ihn antreffe.

Halten wir uns also Redensarten wie die folgenden fern: „Ein der Trunkenheit ergebener Geist hat sich nicht in der Gewalt. - Wie der Most selbst Fässer sprengt und durch seine hitzige Kraft das Unterste nach oben schleudert, so wird, wenn der Wein in Wallung kommt, das tiefste Geheimnis ans Licht emporgetrieben und kommt zu Tage. - Wer mit Wein überladen ist, der kann ebensowenig Geheimnisse bei sich behalten, wie die bei solchem Übermaß von Wein verzehrten Speisen. Gleichviel ob ihm oder anderen gehörig, er gibt sie von sich.“ - Dies mag allerdings häufig der Fall sein; aber ebenso kommt es auch häufig vor, dass man mit Leuten, die wir als Liebhaber des Weins kennen, über besonders wichtige Angelegenheiten beratschlagt. Es fällt also die als sicheres Beweismittel gebrauchte Behauptung in sich zusammen, dass dem gewohnheitsmäßigen Trinker kein Geheimnis anvertraut werden könne.

Wie viel angebrachter ist es, der Trunkenheit offen auf den Leib zu rücken und ihre Lasterhaftigkeit darzulegen, die ein auch nur erträglicher Mensch schon meidet, geschweige denn ein [fast] vollkommener und weiser, dem es genügt, seinen Durst zu löschen, und der, wenn auch ein heiteres geselliges Beisammensein sich der anderen wegen etwas länger hinauszieht, es doch nie zur Trunkenheit kommen lässt. Denn ob der Weise durch übermäßigen Weingenuss aus seiner psychischen Ruhe gebracht werden kann und er sich wie ein Betrunkener aufführt, wollen wir später in Betracht ziehen. Einstweilen frage ich: wenn du dartun willst, dass der ethisch auf der Höhe Stehende sich nicht betrinken dürfe, was bedarf es dazu kunstgerechter [logischer] Schlussfolgerungen? Mach einfach klar, wie schimpflich es ist, sich zu überladen und das Maß seines Magens nicht zu kennen; was ein Betrunkener alles tut, worüber der Nüchterne errötet; Betrunkenheit ist nichts anderes als freiwillige Geistesstörung. Lass des Betrunkenen Zustand sich auf mehrere Tage ausdehnen: kannst du dann noch an seinem Wahnsinn zweifeln? Auch so ist er nicht geringer, sondern nur kürzer. Halte ihnen das Beispiel des makedonischen Alexander vor, der seinem liebsten und treuesten Freund Clitus beim Trinkgelage den Todesstoß versetzte und, als er erkannt, was er getan, sich selber den Tod geben wollte, wozu er auch alle Ursache hatte.

Wie die Trunkenheit jedem Laster Vorschub leistet, so enthüllt sie es auch und verscheucht jede Scheu vor etwaigen verwerflichen Absichten, denn häufiger ist es die Scham vor der Übeltat als der gute Wille, der von dem Verbotenen abhält. Sobald des Weines überwältigende Kraft die Herrschaft über uns gewonnen hat, tritt jedes bisher verborgene Laster zutage. Die Trunkenheit erzeugt nicht unsere Untugenden, sie bringt sie nur ans Licht. Da dauert es dem Lüstling viel zu lange, bis er ins Schlafgemach kommt, gleich auf der Stelle erlaubt er seinen Begierden, wonach sie Verlangen haben. Da lässt der Schamlose den Schleier fallen und gibt sein Laster der Öffentlichkeit preis. Der Frechling hält nicht zurück, weder mit seiner Zunge noch mit seinem Arm. Es wächst der Übermut des Maßlosen, die Grausamkeit des Unbarmherzigen, die Bosheit des Neidischen. Jedes Laster wird entfesselt und drängt sich hervor. Dazu gesellt sich jene Verdunkelung des Selbstbewusstseins, die stammelnde und unsichere Art des Sprechens, der irre Blick, der taumelnde Gang, der Schwindel im Kopf, der das ganze Haus in Bewegung erscheinen lässt, als würde es von einem Wirbelsturm im Kreis herumgetrieben, die quälenden Magenbeschwerden, wenn der Wein aufhört und die Eingeweide in Spannung versetzt. Doch dieser Zustand ist immerhin noch erträglich, so lange der Betrunkene noch bei Kraft ist.

Aber wie, wenn diese Kraft unter dem Einfluss des Schlafes schwindet und

die bisherige Trunkenheit in Unverdaulichkeit umschlägt? Bedenke ferner, welche Verwüstungen die zum Volkslaster gewordene Trunksucht angerichtet hat; die mutvollsten und kriegerischsten Völkerschaften hat sie dem Feind in die Hände geliefert; den Zugang durch Mauern hat sie ermöglicht, die in jahrelangem Kampf hartnäckig verteidigt worden waren, hat die trotzigsten und gegen jedes Joch sich aufbäumenden Menschen fremder Herrschaft unterworfen; hat Männer, die in der Schlacht unüberwindbar waren, durch den Weinrausch bezwungen. Alexander, dessen ich oben gedachte, hatte so viele Märsche, so viele Schlachten, so viele Winterfeldzüge unter Überwindung zeitlicher und örtlicher Schwierigkeiten überstanden, hatte Flüsse unbekanntem Ursprungs in großer Zahl und weite Meeresflächen ungefährdet hinter sich gelassen: aber die Maßlosigkeit im Trinken und jener verhängnisvolle „Herkulespokal“ brachten ihn ins Grab.<sup>217</sup>

Was ist es für ein Ruhm, die Kraft zu haben, viel in sich hineinzuschütten? Wenn du auch die Siegespalme errungen hast, wenn auch deine Zechgenossen, vom Schlaf überwältigt und das Genossene von sich gebend, taub sind gegen deinen Zuruf zum Trinken, wenn du auch als einziger das ganze Gelage überdauerst, wenn du auch alle an großartiger Mannhaftigkeit hinter dir gelassen und es dir niemand an Trinkfestigkeit gleich getan hat, so wird doch das Fass dich hinter sich lassen.

Was war es anderes, was den Antonius, diesen hervorragenden und geistbegnadeten Mann, zugrunde gerichtet und zum Sklaven fremder Sitten und unrömischer Laster gemacht hat als die Trunksucht und, was dieser die Waage hielt, die Liebe zu Kleopatra? Das war es, was ihn zum Feind des Staates, was ihn seinen Gegnern unterlegen machte. Das machte ihn grausam genug, um sich beim Mahl die Häupter der Großen des Staates zur Besichtigung bringen zu lassen, um inmitten der angesuchtesten Tafelgenüsse und der Entfaltung königlicher Herrlichkeit die Gesichter und Hände der Geächteten wiederzuerkennen, um vom Wein überladen doch noch nach Blut zu dürsten. Es war ganz unausstehlich, dass er während solcher Prüfung sich betrunken machte; aber wieviel unausstehlicher war es, dass er auch noch in der Betrunkenheit selbst in dieser Prüfung fortfuhr. Der Trunksucht gesellt sich eben in der Regel die Grausamkeit bei. Denn unter der Trunksucht leidet die geistige Gesundheit und schlägt in Roheit um. Wie langwierige Krankheiten die Menschen verdrießlich und geneigt machen beim geringsten störenden Anlass in Wut zu geraten, so bringt andauernde Trunkenheit die Psyche in einen Zustand der Verwilderung. Denn da sie oft nicht bei sich sind, wird diese Verdunkelung des Geistes zur dauernden Gewohnheit, und die durch den Wein erzeugten Schwächen bleiben in anhaltender Wirkung auch ohne Wein.

Was also den Weisen anbelangt, so erkläre kurz und bündig, warum er sich nicht betrinken soll. Weise die Verwerflichkeit und Ungebührlichkeit der Sache durch Tatsachen nach, nicht durch Worte. Es ist leicht genug. Zeige, dass das, was man Vergnügen nennt, sobald es das Maß überschreitet, zur Strafe wird. Denn willst du durch künstliche [logische] Schlüsse beweisen, der Weise könne sich wohl durch reichlichen Weingenuss benebeln, bewahre aber trotz des Rausches die rechte Haltung, so kannst du durch Folgerungen auch erschließen, er werde nicht sterben, auch wenn er Gift geschluckt, nicht einschlafen, auch wenn er einen Schlaftrank zu sich genommen, seinen Mageninhalt nicht von sich geben und auswerfen, wenn er Nieswurz genossen hat. Aber wenn sein Gang unsicher wird, wenn er seine Zunge nicht mehr in seiner Gewalt hat, warum solltest du ihn dann

---

<sup>217</sup> Fußnote Hrsg.: Der Tod Alexanders des Großen wurde nach Seneca demnach durch eine Alkoholvergiftung verursacht.

nicht zwar noch teilweise für nüchtern, teilweise aber auch für betrunken halten?

#### 84. Brief

[Wie soll man es mit der Lektüre halten, um sie nützlich für sich zu machen?]

Meine gelegentlichen Ausflüge, die mich aus meiner Trägheit aufrütteln, sind, wie ich finde, nicht nur meiner Gesundheit zuträglich sondern auch meinen Studien. Inwiefern sie meiner Gesundheit dienlich sind, siehst du ohne weiteres. Denn da eben die Liebe zu den Wissenschaften mich, was den Körper anbelangt, säumig und nachlässig macht, so verschaffe ich mir die nötige Bewegung durch die Anstrengung anderer.

Was aber den Nutzen dieser Ausflüge für meine Studien anbelangt, so kann ich dich versichern: meine Lektüre erleidet durch sie keine Unterbrechung. Diese Lektüre aber ist für mich, wie ich glaube, unentbehrlich, erstens um nicht mit mir allein zufrieden zu sein, und sodann, wenn ich mich mit den Forschungen anderer bekannt gemacht habe, um mir ein Urteil zu bilden über den Wert ihrer Entdeckungen und auf weitere Entdeckungen auszugehen. Die Lektüre nährt den Geist und erfrischt den durch das Studium Ermüdeten, doch nicht ohne eigenes Studium. Wir sollen weder nur schreiben noch nur lesen. Das erstere, die Schriftstellerei, verzehrt unsere Kraft und erschöpft sie, das andere zerstreut und zersetzt sie. Man muss abwechselnd den einen und den anderen Weg einschlagen und das rechte Mischungsverhältnis für beide finden, um, was man durch Lesen gesammelt hat, durch die Feder zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten.

Wir müssen uns, wie man zu sagen pflegt, die Bienen zum Vorbild nehmen, die umherschwärmen und die zur Bereitung des Honigs dienlichen Blüten aussaugen, dann aber, was sie eingebracht haben, zurechtlegen und auf die Waben verteilen, wie unser Vergil sagt [Aeneas I, 431]:

*häufen des Honigs*

*klarsten Seim und füllen mit köstlichem Nektar die Waben.*

Was die Bienen betrifft, so weiß man nicht sicher, ob der Saft, den sie aus den Blüten saugen, schon wirklicher Honig ist, oder ob sie dem, was sie gesammelt haben, erst durch eine besondere Mischung und die Eigenart ihres Lebenstriebes diesen besonderen Geschmack verleihen. Denn es gibt Vertreter der Ansicht, dass ihnen nicht das Vermögen Honig zu bereiten, sondern nur das, ihn zu sammeln, zukomme. Sie machen geltend, dass sich in Indien auf den Blättern gewisser Schilfarten Honig finde, der entweder das Erzeugnis des in jenem Klima heimischen Taues sei oder aus dem süßen und dicken Saft des Rohres selbst sich bilde. Auch in unserer Pflanzenwelt finde sich der gleiche Saft, nur weniger ausgeprägt und erkennbar, den das hierzu geschaffene Bienenvolk sucht und sammelt. Andere wiederum meinen, der Saft den die Bienen aus den zartesten Teilen der Pflanzen und Blüten ziehen, erlange erst durch eine gewisse Zubereitung und Verarbeitung die Eigenschaft des Honigs, nicht ohne eine Art von Gährungsprozess, durch den das Verschiedenartige zur Einheit verschmolzen wird.

Doch ich will nicht weiter von meinem Thema abschweifen. Also auch wir müssen die Bienen nachahmen, müssen alles, was wir durch vielfache Lektüre zusammengetragen haben, nach bestimmten Gesichtspunkten trennen, denn gut sortiert bewahrt es sich besser, und müssen sodann jene Lesefrüchte unter Aufbietung unserer vollen geistigen Kraft und Fähigkeit zu einem gleichartigen

Ganzen verschmelzen, dergestalt, dass, wenn man auch erkennt, woher es entnommen ist, es sich doch, verglichen mit der Ursprungsstelle, als etwas anderes darstellt. Denselben Vorgang können wir an unserem Körper beobachten, wo ihn die Natur ohne jedes Zutun unsererseits sich vollziehen lässt. Solange die Nahrungsmittel, die wir in uns aufgenommen haben, sich in ihrer Besonderheit erhalten und unverdaut den Magen füllen, belästigen sie uns; erst wenn sich die Wandlung ihres bisherigen Zustandes vollzogen hat, geben sie ihren Beitrag zu unserer Kräftigung und Blutbildung. Dieselbe Leistung wollen wir der geistigen Nahrung auferlegen: was wir in uns aufgenommen haben, dürfen wir nicht völlig unverändert lassen; sonst ist es fremdes Gut. Wir müssen es verdauen; sonst bereichert es nur unser Gedächtnis, nicht unsere Psyche. Wir müssen uns ehrlich damit einverstanden fühlen und es uns zu eigen machen, damit aus der Vielheit sich eine Einheit bilde, wie aus den vielen Einzelposten eine einzige Zahl wird, wenn man einzelne kleinere und getrennte Summen in einer Gesamtrechnung zusammenfasst. So soll auch unser Geist verfahren: alle seine Hilfsmittel entziehe er der öffentlichen Kenntnis, nur das lasse er sehen, was er selbst hervorgebracht. Auch wenn bei dir eine gewisse Ähnlichkeit mit irgend einem hervortritt, dessen du mit unauslöschlicher Bewunderung gedenkst, soll, wenn es meinem Wunsch nach geht, die Ähnlichkeit die eines Sohnes [mit dem Vater], nicht die eines Bildes [mit dem Original] sein; das Bild ist ein toter Gegenstand. „Wie also? Soll man es nicht merken, wessen Rede du nachahmst, wessen eigenartiges Beweisverfahren, wessen Gedanken?“ - Ich glaube, zuweilen kann man es gar nicht bemerken, wenn ein hervorragend geistvoller Mann allem, was er, wer weiß welchem Vorbild, entnommen hat, den Stempel seines eigenen Geistes aufdrückt, so dass alle Einzelheiten zur Einheit zusammenstimmen. Siehst du nicht, aus wie vielen Stimmen ein Chor besteht? Aber alle schließen sich zur Einheit zusammen. Da gibt es eine hohe Stimme, eine tiefe, eine mittlere; den männlichen Stimmen gesellen sich weibliche bei, dazwischen Flötenklang. Die Stimmen der Einzelnen entziehen sich der Wahrnehmung, der Zusammenklang aller schlägt ans Ohr. Ich rede hier von dem Chor, so wie ihn die alten Philosophen kannten. Bei unseren Veranstaltungen gibt es ja mehr Sänger als in den alten Theatern Zuschauer. Alle Gänge sind mit Reihen von Sängern gefüllt, und der Zuschauerraum ist von Hornbläsern umringt, von der Bühne ertönen Flöten und Instrumente aller Art, und doch vereint sich alles Verschiedenartige zum Einklang. So soll es auch mit unserem Geist bestellt sein; er soll viele Wissensgebiete umfassen, viele Anweisungen fürs Leben, viele Beispiele aus den verschiedenen Zeiten, aber sie sollen alle zur Einheit zusammenstimmen.

„Aber wie lässt sich das erreichen?“ fragst du. - Durch unablässige Wachsamkeit der Psyche, wobei wir für unsere Handlungen ebenso wie für unsere Unterlassungen nur der Stimme der Vernunft folgen. Willst du ihr Gehör schenken, so wird sie dir sagen: Trenne dich endlich von jenen Dingen, denen alle Welt nachläuft. Sage dich los vom Reichtum, der seinen Besitzern gefährlich oder zur Last wird. Sage dich los von den Lüsten des Körpers und des Geistes; sie wirken verweichlichend und entnervend. Sage dich los vom Ehrgeiz; er ist etwas Aufgebauschtes, Leeres, Windiges, geht ins Grenzenlose; er macht sich ebensoviel Sorge, jemanden vor sich als sich zur Seite zu sehen. Er leidet an Neid, und zwar an einem doppelten: man beneidet ihn, und ihn beneiden die anderen; du siehst also, es muss schlimm um ihn stehen. Schau hin auf die Paläste der Großen, mit ihren Vorräumen, die widerhallen von dem lärmenden Gezänk der sich bedrängenden Gunsthascher. Was musst du dir alles gefallen lassen, um überhaupt

Eintritt zu erlangen, welche noch größeren Demütigungen stehen dir drinnen bevor! Meide die Treppen der Reichen und ihre hochragenden Vorhallen: der Boden, auf dem du dort stehst, ist nicht nur abschüssig sondern auch glatt. Wende dich stattdessen zur Wahrheitslehre und versuche damit ein Arbeitsfeld zu gewinnen, das nicht nur die größte Ruhe gewährt sondern auch den weitesten Umfang hat. Alles, was im gewöhnlichen Menschentreiben hervorzuragen scheint, so nichtig es auch ist und nur hervorstechend im Vergleich zu dem Allerniedrigsten, wird doch nur auf schwierigen und steilen Pfaden erreicht. Der Weg zum Gipfel äußerlicher Ehre ist voller Geröll. Aber wenn du dich entschließt der Weisheit Höhe zu erreichen, vor der selbst das Schicksal sich beugen muss, so wirst du zwar alles, was als Erhabenstes gilt, unter dir schauen, aber gleichwohl auf hemmungsloser Bahn zum Höchsten gelangen.

## 85. Brief

[Verteidigung der stoischen Lehre, dass der Weise von allen Affekten frei sein muss]

Bisher verfuhr ich schonend mit dir und ließ alle noch etwa zu erledigenden schwierigen Punkte beiseite liegen, indem ich mich darauf beschränkte dir gleichsam einen Vorgeschmack zu geben von der Art, wie unsere [stoische] Schule zu beweisen versucht, dass die Tugend alleine imstande sei, uns zum vollen Lebensglück zu verhelfen.

Jetzt stellst du an mich die Forderung, ich solle dir eine volle Übersicht geben über all die [logischen] Vernunftschlüsse, die entweder wir Stoiker aufstellen oder die von anderen ersonnen worden sind, um uns lächerlich zu machen: wollte ich mich darauf einlassen, so würde dies kein Brief sondern ein Buch werden. Ich versichere dir immer wieder, dass ich an diesem Beweisverfahren keinen Gefallen finde. Ich schäme mich, mit einer Pfrieme<sup>218</sup> bewaffnet zum Kampf zu schreiten.

*„Wer volle Einsicht besitzt, beherrscht sich selbst; wer sich selbst beherrscht, bleibt sich gleich; wer sich gleich bleibt, ist ungestört; wer ungestört ist, ist frei von Trauer; wer frei von Trauer ist, ist glücklich: also ist der Einsichtige glücklich, und die Einsicht genügt zum glücklichen Leben.“*

Dieser [logischen] Schlussfolgerung treten einige Peripatetiker mit der Behauptung entgegen, die Ausdrücke „ungestört“, „sich gleich bleibend“ und „frei von Trauer“ habe man nicht in strengem Sinn zu nehmen sondern nur so, dass „ungestört“ nur im Sinne von „selten und in geringem Maße gestört“ zu nehmen sei, ebenso bezeichne „frei von Trauer“ nur den, der nicht geradezu beherrscht wird von der Traurigkeit und nur ausnahmsweise und in geringem Maße dieser Schwäche unterliegt, denn völlige Trauerlosigkeit stehe im Widerspruch mit der menschlichen Natur. Der Weise werde von der Trauer nicht überwältigt, wohl aber berührt. Und dem entspricht auch, was sie sonst noch im Sinne ihrer Schule sagen. Sie beseitigen dadurch nicht die Affekte, sondern mäßigen sie nur. Wie verschwindend aber ist das, was wir dem Weisen einräumen, wenn er nur kraftvoller ist als der Schwächste, nur freudvoller als der Traurigste, nur maßvoller als der Zügelloseste, nur größer als der Niedrigste. Was würde man sagen, wenn ein Ladas<sup>219</sup> seine Schnelligkeit bewundern wollte im Vergleich mit

<sup>218</sup> Fußnote Hrsg.: Eine Pfrieme oder Ahle ist ein Werkzeug, um Löcher, z. B. in Leder, zu stechen. Seneca will damit ausdrücken, dass er die logischen Schlüsse als nutzlos betrachtet.

<sup>219</sup> Fußnote Apelt: Ladas war ein Schnellläufer im Heer Alexanders des Großen.

Lahmen und Krüppeln?

*Über das Saatfeld flöge dahin sie [Camilla]<sup>220</sup>, ohne den Halmen  
Nur im geringsten wehe zu tun; durch die Mitte des Meeres  
Würde sie leichthin schweben auf schwellenden Wogen, und nimmer  
Würde der eilende Fuß das Meeresgewässer benetzen.*

Das ist die Schnelligkeit, die ihr Maß in sich selbst trägt und nicht im Vergleich zu dem Langsamsten gepriesen wird. Willst du etwa einen leicht Fiebernden gesund nennen? Eine Krankheit, wenn auch noch so geringfügig, ist doch noch etwas anderes als die volle Gesundheit.

„Der Weise“, sagt man, „ist von störenden Aufregungen [sog. Affekten] frei“, wie man von kernlosen Granatäpfeln spricht, nicht weil sie überhaupt keinen Kern, sondern weil sie weniger harte haben. Das trifft nicht zu. Denn nicht die Unerheblichkeit der Gebrechen macht meines Erachtens den tugendhaften Mensch aus, sondern das völlige Freisein von ihnen. Nicht auf das Unbedeutende derselben kommt es an sondern auf ihr Nichtvorhandensein überhaupt. Denn sind irgendwelche da, so werden sie zunehmen und bisweilen als Störenfriede auftreten. Wie der schwere und vollendete Star das Auge völlig blind macht, so trübt es der leichtere. Lässt du beim Weisen irgendwelche Affekte zu, so wird die Vernunft ihnen nicht gewachsen sein; sie wird von ihnen wie von einem Sturzbach fortgerissen werden, zumal wenn du nicht nur einen Affekt als zu bekämpfenden Widersacher bei ihm zulässt sondern alle zusammen. Mehr vermag der Ansturm vieler noch so unbedeutender Untugenden, als das Ungestüm einer einzigen, wenn auch noch so großen Untugend. Es plagt ihn die Geldgier, wenn auch nur in bescheidenem Maße. Es plagt ihn der Ehrgeiz, wenn auch nicht stark erregend. Es plagt ihn der Jähzorn, wenn auch nicht bis zur Unversöhnlichkeit. Es plagt ihn die Unbeständigkeit, wenn auch nicht bis zur flatterhaften Beweglichkeit. Es plagt ihn die Wollust, wenn auch nicht bis zum Irrsinn. Besser wäre es mit dem bestellt, der ein Laster in seiner vollen Entfaltung hätte, als mit dem, der zwar geringfügigere, aber alle Laster hat.<sup>221</sup>

Ferner kommt es nicht darauf an, wie stark der Affekt ist. So unbedeutend auch immer er ist, er kennt keinen Gehorsam, nimmt keinen Rat an. So wie kein Tier der Vernunft gehorcht, weder ein wildes noch ein Haustier oder sonst eines von sanfter Art, denn sie sind von Natur taub gegen die Stimme der Vernunft, so kennen auch die Affekte, mögen sie auch noch so unscheinbar sein, keinen Gehorsam gegen die Vernunft, und hören nicht auf sie. Tiger und Löwen legen niemals ihre Wildheit ab; sie sind wohl ab und zu nachgiebiger, aber gerade, wenn man es am wenigsten erwartet, bricht ihr eben noch besänftigter Grimm in voller Stärke wieder aus. Die bloße Dämpfung unserer Laster bietet niemals sichere Gewähr. Und weiter: Wenn die Vernunft ihr Werk richtig betreibt, so können überhaupt keine Affekte aufkommen; haben sie gegen den Willen der Vernunft ihren Anfang genommen, so werden sie auch gegen ihren Willen sich behaupten. Denn es ist leichter, ihr Aufkommen zu verhüten als über ihren stürmischen Drang Herr zu werden.

Falsch also und nutzlos ist die bekannte Aufstellung eines Mittelmaßes; sie steht auf gleicher Stufe mit der etwaigen Behauptung, man müsse maßvoll wahnsinnig, maßvoll krank sein. Nur den Tugenden ist Mäßigung möglich, die

<sup>220</sup> Fußnote Apelt: Vers aus Vergils >Aeneas<, VII, 808, die sich auf die Volksskische Heldin Camilla bezieht.

<sup>221</sup> Fußnote Apelt: An dieser Ansicht hat Seneca bis zuletzt festgehalten (vgl. auch 116. Brief), wie er sie auch schon in den Dialogen nachdrücklich vertreten hatte, besonders in den Büchern >Über den Zorn<.

verunstaltete Psyche will von Mäßigung nichts wissen. Es ist leichter, ihre Gebrechen mit der Wurzel zu entfernen, als sie im Zaum zu halten. Wer möchte zweifeln, dass die eingewurzelten und verhärteten Gebrechen der menschlichen Psyche, die wir Krankheiten [gr. *pathé*] nennen, kein Maß kennen, wie Habsucht, Grausamkeit, Zügellosigkeit, Ruchlosigkeit. Also sind auch die Affekte maßlos, denn sie bilden den Übergang zu jenen. Und weiter: räumt man der Traurigkeit, der Furcht, der Begierde sowie den übrigen verwerflichen Regungen der Psyche irgend welches Recht ein, so hat man sie nicht mehr in seiner Gewalt. Warum? Weil die Reize dazu von außen kommen. Je nachdem also diese erregenden Ursachen größer oder kleiner sind; wird sich auch ihre Zunahme gestalten. Die Furcht wird größer sein, je erheblicher der uns erschreckende Gegenstand ist oder je geringer die Entfernung, aus der wir ihn erblicken, die Begierde um so heftiger, je bedeutender die Sache ist, die den Wunsch sie zu erlangen in uns erweckt hat. Liegt es nicht in unserer Gewalt, ob wir Affekte haben, so haben wir auch über die Größe derselben keine Gewalt: hast du ihnen einmal gestattet zu beginnen, so werden sie im Verein mit ihren Veranlassungen zunehmen und eine Bedeutung erlangen, die ihrer Zunahme entspricht.

Bedenke ferner, dass sie, so unbedeutend sie auch zunächst sein mögen, sich immer mehr ins Maßlose entwickeln. Das Verderbliche hält niemals Maß. Mag eine Krankheit anfänglich auch noch so unbedeutend sein, sie greift doch um sich, und der geringfügigste steigende Umstand lässt den kranken Körper zusammenbrechen. Ist es aber nicht reiner Unverstand, zu glauben, dass Dinge, deren Anfänge wir nicht in der Gewalt unseres Willens hatten, ihre Eingrenzung erhalten durch eben diese Gewalt? Wo soll mir die Kraft herkommen, dem ein Ende zu setzen, das überhaupt nicht aufkommen zu lassen ich zu schwach war? Ist es doch leichter, etwas mir gänzlich fern zu halten als es in Schranken halten zu wollen, wenn man es einmal zugelassen hat.

Einige machen folgende Unterscheidung geltend: „Der maßvolle und einsichtige Mensch bleibt zwar seiner Sinnesweise und Grundstimmung nach im Besitz seiner Ruhe, nicht aber den besonderen Umständen nach. Denn, was die Verfassung seiner Psyche anbelangt, so erleidet er keine Aufregung, weder durch Traurigkeit noch durch Furcht, aber es treten mancherlei äußere Umstände ein, die eine Störung verursachen.“ - Was wollen sie damit sagen? Der Weise ist nicht zornüchtig, aber er gerät doch ab und zu in Zorn; er ist nicht furchtsam, aber er fürchtet sich bisweilen, mit anderen Worten, er leidet zwar nicht an der Schwäche der Furchtsamkeit, ist aber doch dem Affekt der Furcht [des Erschreckens] zugänglich. Lässt man dies gelten, so wird bei öfterer Wiederholung des Vorgangs die Furcht zur dauernden Schwäche werden, und der Zorn, einmal zugelassen in die Psyche, wird jene dem Zorn abgeneigte Verfassung der Psyche außer Geltung setzen. Zudem wird, wer gegen die von außen kommenden Einwirkungen nicht unempfindlich und der Furcht zugänglich ist, wenn es gilt tapfer vorzugehen gegen Feindesmacht und Feuerbrand für Vaterland, Gesetze und Freiheit, oder nur zaghaft und zögerlich in den Kampf zu ziehen, das ist ein Zwiespalt der Psyche, der auf den Weisen nicht zutrifft.

Ferner ist, denke ich, darauf zu achten, dass wir nicht zwei Sätze, deren jeder für sich zu beweisen ist, miteinander vermengen. So wird gesondert einerseits bewiesen, dass das Ethischgute das einzige [wahre] Glücks-Gut ist, andererseits gleichfalls für sich, dass zum glücklichen Leben die Tugend genügt. Ist das Ethischgute das alleinige Glücks-Gut, so wird jedermann zugeben, dass die [vier stoischen] Tugenden zum glücklichen Leben hinreichen; dagegen wird man



nicht zugeben, dass, wenn die Tugend allein glücklich macht, das Ethischgute das einzige Gute sei. Xenokrates und Speusippus<sup>222</sup> glauben, man könne durch die Tugend allein glücklich werden, aber das Ethischgute sei nicht das einzige Glücks-Gut. Auch Epikur hält sich für glücklich, da er im Besitz der Tugenden sei, aber die Tugenden selbst, meint er, reichen nicht hin zum Glück, denn die Quelle des Glücks seien nicht die Tugenden selbst sondern die Lust, die sie mit sich führen. Eine haltlose Unterscheidung. Denn er behauptet zugleich, die Tugend sei niemals ohne Lust; ist sie aber immer mit ihr verbunden und unzertrennlich von ihr, so genügt sie auch für sich allein. Denn sie schließt die Lust in sich, ohne welche sie nicht ist, auch wenn sie allein ist. Geradezu banal ist die Behauptung, man werde glücklich sein auch durch die Tugenden allein, nur nicht vollkommen glücklich. Wie dies vor sich gehen soll, ist mir unerfindlich. Denn das glückliche Leben schließt das vollendete, nicht zu überbietende Glücks-Gut in sich. Ist dem aber so, so ist es auch vollkommen glücklich.

Wenn das Leben der Götter nichts Größeres und Besseres über sich hat, das glückliche Leben aber ein [gleichsam] göttliches ist, so ist jede Erweiterung und Erhöhung ausgeschlossen. Wenn ferner das glückliche Leben jedes weiteren Bedürfnisses enthoben ist, so ist jedes glückliche Leben vollkommen und das glückliche Leben ist zugleich das glücklichste. Zweifelst du etwa, ob das glückliche Leben das höchste Glücks-Gut ist? Wenn es das höchste Glücks-Gut in sich hat, so kann auch sein Glück nicht überboten werden. So wenig das höchste Glücks-Gut einer Steigerung fähig ist, denn was könnte über das Höchste noch hinausgehen, so wenig auch das glückliche Leben, das ohne das höchste Glücks-Gut nicht denkbar ist. Nimmst du an, dass ein glückliches Leben ein anderes an Glück übertreffe, dann musst du auch große Unterschiede gelten lassen, und so wird es nach deiner Ansicht unzählige Abstufungen des höchsten Glücks-Gutes geben, während ich doch unter dem höchsten Glücks-Gut dasjenige verstehe, das keine Stufen über sich hat.

Ist einer weniger glücklich als ein anderer, so wird er folgerecht das Leben dieses anderen, Glücklicheren, sich mehr wünschen als das seine. Der Glückliche aber zieht seinem eigenen Leben nichts vor. Entweder also bleibt dem Glücklichen etwas zu wünschen übrig, was er lieber sein möchte als das, was er ist, oder er wünscht sich das nicht, was besser ist als das, was er hat; beides aber ist unglaublich. Denn je einsichtsvoller er ist, um so mehr wird er sicherlich seine ganze Kraft auf dasjenige richten, was das Beste ist, und dies auf alle Weise zu erlangen versuchen. Wie kann aber einer glücklich sein, der noch etwas wünschen kann, ja wünschen muss?

Ich will dir sagen, woher dieser Irrtum stammt: Man verkennt, dass das glückliche Leben nur eines ist. Was ihm den obersten Rang verleiht, ist seine Beschaffenheit, nicht sein Größenverhältnis. Daher bewahrt es seine Gleichheit, mag es nun lang sein oder kurz, weithin ausgreifend oder zusammengedrängt, über weite Räume und nach vielen Seiten hin ausgedehnt oder auf einen Punkt beschränkt. Wer es nach Zahl, Maß und Teilen schätzt, nimmt ihm gerade das, was es vor allem anderen voraus hat. Worin besteht aber dieser auszeichnende Vorzug des glücklichen Lebens? Darin, dass ihm an der Fülle nichts fehlt. Der Zweck des Essens und Trinkens ist, sollte ich meinen, die Sättigung. Der eine ißt mehr, der andere weniger; das hat nichts zu besagen: beide sind eben satt. Der eine trinkt mehr, der andere weniger; auch dies hat nichts zu besagen: beide sind sie des

---

<sup>222</sup> Fußnote Apelt: Der Neffe Platons und sein Nachfolger in der Leitung der Akademie. Ihm folgte dann Xenokrates.

Durstes ledig. Der eine hat länger gelebt. der andere kürzer: das macht keinen Unterschied, wenn den einen seine vielen Jahre nicht glücklicher machten als den anderen seine wenigen. Wen du weniger glücklich nennst, der ist eben nicht glücklich; die Bedeutung des Wortes lässt, keine Einschränkung zu.

*„Wer tapfer ist, ist ohne Furcht, wer ohne Furcht ist, ist ohne Traurigkeit; wer ohne Traurigkeit ist, ist glücklich.“*

Das ist eine in unserer [stoischer] Schule geläufige [logische] Schlussfolgerung. Dem versucht man mit der Einwendung zu begegnen, wir ließen einen falschen und sehr strittigen Satz als zugestanden gelten, nämlich den, dass, wer tapfer sei, ohne Furcht sei, „Wie?“, sagt man, „der Tapfere sollte drohende Übel nicht fürchten? Dann müsste er wahnsinnig und verrückt sein, nicht tapfer. Die Furcht des Tapferen beschränkt sich allerdings auf einen sehr geringen Grad, aber ganz frei von Furcht ist er nicht.“ - Wer dies behauptet, verfällt wieder in den gerügten Fehler: an die Stelle der Tugenden setzt er geringere Fehler. Denn wer sich fürchtet, wenn auch nur selten und in geringem Maß, der ist nicht frei von dieser Untugend, sondern leidet nur in einem geringeren Maße an ihr. - „Aber der ist doch nicht recht bei Sinnen, der drohende Übel nicht fürchtet.“ - Du hast recht mit deiner Behauptung, sofern es wirklich Übel sind; aber, wenn er weiß, dass es keine Übel sind und dass als Übel nur die Schande zu gelten hat, dann kann er ruhig der Gefahr ins Antlitz blicken und verachten, was andere fürchten; oder man müsste, wenn es töricht und unsinnig ist, Übel nicht zu fürchten, diese um so mehr fürchten, je einsichtsvoller man ist. - „Eurer [stoischen] Meinung nach“, entgegnet man, „wird der Tapfere sich der Gefahr in die Arme liefern.“ - Keineswegs: er wird sie nicht fürchten, wohl aber meiden; Vorsicht ist angebracht für ihn, nicht aber Furcht. - „Wie also?“ entgegnet man, „Tod, Kerker, Flammenqual und sonstigen Ansturm des Schicksals wird er nicht fürchten?“ - Nein; denn er weiß, das sind keine wahren sondern nur scheinbare Übel. All diese Dinge hält er nur für Schreckbilder des menschlichen Lebens. Schildere ihm Gefangenschaft, Peitschenhiebe, Ketten, Elend, Verunstaltung der Gliedmaßen, sei es durch Krankheit, sei es durch Gewalttätigkeit, und was sich sonst vorbringen lässt, er rechnet die Furcht zu den Wahnvorstellungen. Nur Furchtsame haben dergleichen zu fürchten. Oder hältst du das für ein Übel, was wir bisweilen freiwillig auf uns nehmen müssen?

Du fragst, was ein Übel ist? Die Dinge über sich Herr werden zu lassen, die man als Übel bezeichnet, und ihnen dasjenige zu opfern, wofür man alles auf sich nehmen muss: nämlich die Freiheit. Es ist vorbei mit der Freiheit, wenn wir nicht alles verachten, was uns unter ein Joch beugen will. Man würde im Unklaren darüber sein, was dem Tapferen geziemt, wenn man nicht wüsste, was Tapferkeit ist. Sie ist nicht etwa blinde Draufgängerei, nicht Liebe zur Gefahr, oder ungestümes Verlangen nach dem Grauenhaften: sie ist die Einsicht in den Unterschied zwischen dem, was ein Übel und was keines ist. Die Tapferkeit ist vorsichtig auf Selbstschutz bedacht, dabei aber doch erstaunlich geduldig in Ertragung dessen, was sich fälschlich als Übel darstellt. - „Wie also? Wenn das Schwert gezückt wird gegen den Nacken des Tapferen, wenn ein Glied nach dem anderen durchbohrt wird, wenn er seine Eingeweide aus seinem Unterleib hervorquellen sieht [wie bei Cato], wenn man absatzweise, um ihm die Qualen desto fühlbarer zu machen, das Marterwerk wiederholt, wenn aufs neue das Blut durch die schon im Vertrocknen begriffenen Eingeweide rinnt, da soll er furchtlos bleiben? Da soll er deiner Behauptung nach keine Schmerzen empfinden?“ - Schmerz empfindet er allerdings; denn keine Tugend entäußert sich der

menschlichen Empfindung. Aber Furcht liegt ihm fern: unbesiegt blickt er von hoher Warte auf seine Schmerzen. Du fragst, wie es da mit seiner Gemütsstimmung stehe? Wie solchen, die einem kranken Freund Zuspruch spenden.

*„Jedes Übel schadet. Was schadet, macht schlechter. Schmerz und Armut machen nicht schlechter, also sind sie keine Übel.“*

„Eure [stoische] Schlussfolgerung ist nicht zutreffend,“ wirft man uns ein, „denn wenn etwas schadet, macht es nicht [notwendig] auch schlechter. Unwetter und Sturm schadet dem Steuermann, macht ihn aber nicht schlechter.“ Einige Stoiker erwidern darauf folgendermaßen: Die Tätigkeit des Steuermanns verschlechtert sich durch Sturm und Unwetter, weil er nicht durchführen kann, was er sich vorgenommen hat, und seinen Kurs nicht halten kann; er wird aber nur in seiner Tätigkeit schlechter, nicht in seiner Kunst. Ihnen erwidert der Peripatetiker: „Also wird auch den Weisen Armut, Schmerz und was dergleichen mehr ist schlechter machen. Denn dies wird ihm zwar seine Tugenden nicht rauben, aber den Leistungen derselben hinderlich sein.“ - Damit hätte er recht, wenn es nicht mit dem Beruf des Steuermanns ganz anders bestellt wäre als mit dem des Weisen. Der Weise braucht nicht alles, was er in den Geschäften des Lebens in Angriff nimmt, unter allen Umständen auch ins Werk zu setzen, wohl aber soll er durchweg vernunftgemäß handeln. Des Steuermanns Aufgabe ist es, sein Schiff unter allen Umständen in den Hafen zu bringen; die Berufsfertigkeiten sind Dienerinnen, sie müssen leisten, was sie versprechen: die Weisheit ist Herrin und Lenkerin. Die Fertigkeiten dienen dem Leben, die Weisheit gebietet.

Meiner Ansicht nach müsste die Antwort anders lauten, nämlich: Durch ein Unwetter wird weder die Kunst des Steuermanns schlechter noch auch die Ausübung seiner Kunst. Der Steuermann kann nicht für den glücklichen Ausgang der Fahrt garantieren, sondern nur seine nützlichen Dienste und seine seemännische Sachkunde zur Verfügung stellen. Diese tritt um so mehr hervor, je größer der Widerstand ist, den ihnen der Zufall entgegenstellt. Wer dem Meeresherrn zurufen konnte: „Neptun, niemals sollst du dies Schiff anders in deine Gewalt bekommen, außer im rechten Kurs“, der hat seiner Kunst Genüge getan: der Sturm hindert nicht die Wirksamkeit des Steuermanns sondern den Erfolg. „Wirklich“, erwidert man, „schadet dem Steuermann nicht das, was ihn hindert den Hafen zu erreichen, was seine Anstrengungen vergeblich macht, ihn entweder zurücktreibt oder ihn nicht vorwärts kommen lässt und sein Schiff entmastet?“ - Es schadet ihm nicht als Steuermann, es schadet ihm nur als Mitfahrendem. Davon abgesehen hindert es die Kunst des Steuermanns so wenig, dass es sie vielmehr ins rechte Licht stellt. Denn bei ruhigem Wetter kann, wie man zu sagen pflegt, jeder Steuermann sein. Das Fahrzeug leidet unter diesen Hemmnissen, nicht die Kunst des Steuermanns als solchen. Der Steuermann spielt eine doppelte Rolle: die eine teilt er mit allen, die mit ihm dasselbe Schiff bestiegen haben: auch er selbst ist Passagier; die andere kommt ihm ausschließlich zu: er ist der Steuermann. Das Unwetter schadet ihm als Passagier, nicht als Steuermann. Sodann ist die Kunst des Steuermanns ein Gut für andere, sie ist den Mitfahrenden dienstbar wie die des Arztes seinen Patienten. Die Weisheit dagegen ist ein Gemeingut: sie gilt einerseits denen, mit denen der Weise lebt, andererseits ihm selbst als sein Eigentum. Daher mag sie unter Umständen dem Steuermann auch wohl schaden, wenn nämlich seine versprochene Dienstleistung durch Unwetter gehemmt wird; dem Weisen aber geschieht kein Schaden, weder von seiten der Armut, noch des Schmerzes, noch der sonstigen Lebensstürme. Denn nicht seine

gesamte Tätigkeit wird gehemmt, sondern nur soweit sie sich auf andere bezieht; er selbst ist immer in Wirksamkeit und im Erfolg dann am größten, wenn er in einen Kampf mit dem Schicksal gerät. Denn da vertritt er recht eigentlich die Sache der Weisheit, die, wie gesagt, ein Glücks-Gut für andere wie für ihn selbst ist.

Ferner hindert den [stoischen] Weisen nichts, auch dann anderen zu nützen, wenn ihn selbst irgend welche Schicksalshärte bedrängt. Die Armut ist schuld, dass er nicht als Lehrer für die staatsmännische Laufbahn antreten kann; dafür lehrt er aber, wie man sich mit der Armut abfinden soll. Durch das ganze Leben zieht sich seine Wirksamkeit hindurch. So schließt kein Schicksal, kein Ereignis die Tätigkeit des Weisen aus. Denn er lehrt eben [die stoische Philosophie], wenn er daran gehindert wird, etwas anderes zu betreiben. Beiden Aufgaben ist er gewachsen: er ist ein Lenker des Glücks und ein Überwinder des Unglücks. Ja, er hat sich so in Zucht genommen, dass er wie im Glück so auch im Unglück den Tugenden treu bleibt und seinen Blick nicht auf wechselnde Gegenstände, sondern auf die Tugenden selbst gerichtet hält. Daher bildet weder die Armut für ihn ein Hindernis noch der Schmerz, was am meisten die Unkundigen in die Irre führt und zu Fall kommen lässt. Du meinst wohl, er fühle sich durch Widerwärtigkeiten bedrückt? Sie dienen ihm als Stoff für seine [philosophische] Berufstätigkeit. Nicht bloß aus Elfenbein verstand Phidias Bildwerke zu schaffen, auch aus Erz stellte er welche her. Hättest du ihm Marmor geboten, oder einen noch minderwertigeren Stoff, er hätte daraus das nach Maßgabe dieses Stoffes denkbar vollkommenste Kunstwerk hergestellt. So wird der Weise, wenn es die Umstände erlauben, seine Tugenden als reicher Mensch entfalten, wenn nicht, dann eben als armer; wenn möglich im Vaterland, wenn nicht, in der Verbannung; wenn möglich als Feldherr, wenn nicht, als einfacher Soldat; wenn möglich in voller Gesundheit, wenn nicht, als Kranker.

Welches Schicksal ihm auch beschieden ist, er wird etwas Denkwürdiges daraus machen. Es gibt gewisse Tierbändiger, die die grimmigsten und im Falle etwaiger Begegnung dem Menschen furchtbarsten Tier dem Umgang mit Menschen zugänglich machen, und nicht zufrieden, ihnen ihre Wildheit ausgetrieben zu haben, sie in den vertrautesten Verkehr mit den Menschen bringen: dem Löwen steckt der Bändiger seine Hand in den Rachen, der Tiger küsst seine Wärter, ein kleiner Afrikaner lässt den Elefanten auf den Knien zur Erde beugen und auf einem Seil gehen. So ist der Weise ein Meister in der Kunst, die Übel zu bändigen. Schmerz, Armut, Beleidigung, Kerker, Verbannung, die sonst überall Schrecken erzeugen, sie verwandeln sich ins Milde, wenn sie an ihn kommen.

## 86. Brief

[Die Villa des Scipio, ein Gegenbild zu der Üppigkeit der Gegenwart]

Unmittelbar aus der Villa des Scipio Africanus, wo ich Rast halte, sende ich dir diese Zeilen, nachdem ich seinen Manen und einem Altar, den ich für das Grabmal des großen Mannes halte, meine Ehrerbietung gezeigt habe; dass sein Geist in die Aether-Region, seine eigentliche Heimat, zurückgekehrt ist, halte ich für gewiss; nicht etwa, weil er an der Spitze großer Heere stand, denn diese Ehre teilte mit ihm der wutschnaubende und bei aller Raserei vom Glück begleitete Cambyses, sondern wegen seiner ausnehmenden Mäßigung und treuen vaterländischen Gesinnung, die meines Erachtens in noch bewundernswerterer

Weise zu der Zeit hervortrat, als er seine Vaterstadt verließ, als da er sie verteidigte. Die Freiheit Roms vertrug sich nicht länger mit der Anwesenheit Scipios in der Stadt. „Ich will“, sagte er, „den Gesetzen keinen Abbruch tun, will der bestehenden Ordnung nicht zu nahe treten. Gleiches Recht gilt unter allen Bürgern. Lass dir, mein Vaterland, ohne mich zugute kommen, was du mir verdankst; ich werde dafür ein beweisender Zeuge sein. Ich scheid von dir, wenn meine Größe über das dir nützliche Maß hinausgewachsen ist.“ - Und ich sollte nicht mit Bewunderung auf diese Größe der Psyche blicken, mit der er freiwillig in die Verbannung ging und den Staat vom Druck befreite? Die Sache war auf dem Punkt angelangt, wo entweder die Freiheit dem Scipio oder Scipio der Freiheit Gewalt antat. Beides war gleich von Übel: Daher machte er den Gesetzen Platz und zog sich nach Liternum zurück, um seine eigene Verbannung dem Staat ebenso zugute kommen zu lassen wie die des Hannibal.

Ich habe mir seine aus Quadersteinen erbaute Villa angesehen, die Mauer, die zugleich auch einen kleinen Baumbestand in sich fasst, auch die Türme, die zu beiden Seiten als ein Bollwerk für die Villa errichtet sind, ferner eine Zisterne, die neben den Gebäuden zur Seite einer Wiese liegt und für den Bedarf eines ganzen Heeres ausreichen würde, sodann eine enge Badezelle, dunkel, nach altväterlicher Art. Zu einem Bad gehörte nach Ansicht unserer Vorfahren Wärme und Dunkelheit im Verein miteinander. Es machte mir also großes Vergnügen, die Lebensweise des Scipio im Vergleich mit der unseren zu betrachten. In diesem Winkel reinigte er, vor dem Karthago bebt, dem Rom es verdankt, dass es nur ein Mal erobert wurde, seinen von der ländlichen Arbeit ermüdeten Körper. Denn er nahm es ernst mit dieser seiner Arbeit und gewann, der Sitte der Alten gemäß, dem Boden eigenhändig seine Früchte ab. Unter diesem armseligen Dach stand er, auf diesem schlichten Erdreich bewegte sich sein Fuß. Aber jetzt, wo fände sich einer, der sich ein solches Bad gefallen ließe? Arm und verächtlich kommt man sich jetzt vor, wenn nicht die Wände von großen und kostbaren Metallspiegeln erglänzen und der alexandrinische Marmor nicht durch künstlichen Belag mit numidischem Gestein verziert ist, wenn um dieses Marmorgestein sich nicht noch ein Farbenkranz in vielfachen, kunstvollen Abtönungen gemäldeartig herumschlingt, wenn die gewölbte Decke nicht ihren Glasüberzug hat, wenn nicht die Bassins, denen wir unsere durch reichliche Schwitzkur innerlich gereinigten Körper anvertrauen, mit thasischem Gestein, ehemals ein seltener Anblick in einem oder dem anderen Tempel, ringsum eingefasst sind, wenn das Badewasser nicht aus silbernen Hähnen strömt. Und diese meine Schilderung bezieht sich bisher nur auf Badevorrichtungen für Plebejer. Wie steht es nun aber erst um die Bäder der Freigelassenen? Welche Menge von Statuen und von Säulen, die nichts zu tragen haben, sondern lediglich zum Schmuck da sind, des Aufwands wegen! Welche Fülle von Wasser, das tosend über Stufen herabsprudelt. Unsere Üppigkeit hat uns so wählerisch gemacht, dass wir als Fußboden nur Edelsteine haben wollen.

In diesem Bad des Scipio ist die steinerne Wand durch winzige Fenster unterbrochen, mehr Ritzen als wirkliche Fenster, um dem Licht Zutritt zu gewähren ohne Beeinträchtigung der Festigkeit des Mauerwerkes. Aber jetzt spricht man von elenden Löchern, wenn man Bäder sieht, die nicht so eingerichtet sind, dass sie das volle Tageslicht durch ihre großartigen Fenster einlassen; man will nicht baden, ohne zugleich von der Sonne gebräunt zu werden, und aus der Wanne den Blick hinausschweifen zu lassen über das Gelände hinüber bis zum Meer. So kommt es denn, dass Bauten, die ehemals die Bewunderung der vor

ihnen sich drängenden Menge bei ihrer Einweihung erregten, jetzt als veraltet völlig in den Hintergrund treten, sobald die üppige Prachtliebe etwas Neues eronnen hat, womit sie sich selbst überbietet. Wie anders ehemals! Da gab es nur wenige Badehäuser mit bescheidenster Ausstattung. Was bedurfte es auch des Schmuckes für eine Sache, die wenige Pfennige kostete und dem Bedürfnis, nicht der Freude zu dienen bestimmt war? Da wurde nicht immer neues Wasser zugegossen; es rieselte nicht immer neuer Zufluss wie aus einer warmen Quelle hervor; man kümmerte sich nicht darum; ob man seinen Schmutz in spiegelhelles Wasser ablegte. Aber wahrhaftig! Wie fühlt man sich erhaben, wenn man jene dunkelen und dürftig übertünchten Badezellen betritt und sich sagt: hier hat ein Cato als Aedil, oder ein Fabius Maximus, oder einer der Cornelier eigenhändig die Wärme des Wassers geregelt. Denn auch dieses Dienstes schämten sich die vornehmsten Aedilen nicht: Sie besuchten pflichtmäßig die für das Volk bestimmten Badehäuser und sorgten für Reinlichkeit und zuträgliche Temperatur, nicht eine solche, wie sie neuerdings aufgekommen ist, einer Glutpfanne ähnlich, so heiß, dass ein Sklave lebendigen Leibes, der irgend eines Verbrechens überführt ist, darin baden müsste. Mir will es vorkommen, als machte man jetzt keinen Unterschied mehr zwischen einem glühendheißen und einem warmen Bad. Wie verächtlich sprechen jetzt manche von der bauerlichen Genügsamkeit des Scipio, dass er seinen Baderaum nicht mit riesigen Fenstern ausgestattet hatte, um ihn taghell zu machen, dass er nichts wissen wollte von einem Schwitzbad in heller Beleuchtung, dass er sich nicht im Bade garkochen lassen wollte. Eine jämmerliche Existenz? Er wusste nicht zu leben? Er badete sich nicht in gereinigtem Wasser, sondern häufig in trübem und, wenn es stark regnete, beinahe in schmutzigem Wasser? Und es machte ihm nichts aus, so zu baden, denn er kam, um dort den Schweiß, nicht um das Salböl abzuspülen. Was werden wohl manche jetzt dazu sagen? - „Ich beneide den Scipio nicht; so zu baden heißt wahrhaftig in der Verbannung leben.“ - Und wüsstest du vollends, dass er nicht alle Tage badete. Denn unsere Altertumsforscher berichten, dass man zwar Arme und Beine täglich abwusch, da sie durch die Arbeit verunreinigt worden waren, aber ein förmliches Bad nur einmal in der Woche nahm. Darauf wird wohl mancher sich so vernehmen lassen: „Kein Zweifel, damals sind die Leute unglaublich unreinlich gewesen. Wonach mögen sie wohl gerochen haben?“ - Nach Heeresdienst, Arbeit, Mannhaftigkeit. Die Erfindung der hochfeinen Bäder hat die Menschen nur schmutziger gemacht. Wie drückt sich Horatius Flaccus aus über einen berühmten und durch sein Gehabe besonders hervorstechenden Lüstling [Sat. I, 2]:

„An dem Pastillengeruch erkennt man Rufillus.“

Würdest du jetzt den Rufillus auftreten lassen, man würde ihn des Bocksgestanks bezichtigen und ihn mit Gargonius den Platz tauschen lassen, den Horaz dem Rufillus in jener Stelle entgegengesetzt. Jetzt genügt es nicht, sich mit Salböl einzureiben; zwei bis dreimal des Tages muss man die Salbung erneuern, um den Geruch nicht verschwinden zu lassen. Und dieses Wohlgeruches rühmen sie sich als des ihrigen!

Wenn ich dir damit einen zu ernsten Ton anzuschlagen scheine, so rechne das der Villa zugute. In ihr habe ich von Aegialus, dem jetzigen Besitzer des Grundstücks, einem sehr gewissenhaften Hausherrn, gelernt, dass sich auch ein schon älterer Baum noch verpflanzen lässt. Dies zu erlernen haben wir Greise alle Veranlassung. Ich habe zugesehen, wie er einen drei- bis vierjährigen Ölbaum, der früher bereits schmackhafte Früchte trug, versetzte. Auch dir wird der Baum

nutzbringend sein, von dem unser Vergil [Georgia II, 58 u. 489] sagt:

*„Langsam wächst er heran zum schattigen Obdach dem Enkel.“*

Vergil kam es weniger auf die peinliche Wahrheit als auf den anmutenden Ausdruck an; er wollte nicht den Landmann belehren, sondern dem Leser einen Genuss bereiten. Dafür sei mit Übergehung alles anderen nur die eine Stelle hier angeführt, auf die ich heute stoßen musste [Vergil, Georg. I, 215]:

*„Säe die Bohne im Frühling; dich, medischer Klee, nimmt die Furche  
Dann in sich auf, und der Hirse erscheint die rechte Bestellzeit.“*

Ob die Saatzeit die gleiche und ob für beide es der Frühling ist, kannst du aus folgendem ermessen: der Monat, in dem ich dir dies schreibe, ist der Juni, der sich schon dem Juli zuneigt, und ich habe an demselben Tage gesehen, wie man Bohnen einsetzte und Hirse säte.

Doch zurück zu dem Olivenbaum, den ich auf zweifache Weise [von Aegialus] verpflanzt sah: Bei großen Bäumen beschnitt er die Zweige bis auf eine Fußlänge und verpflanzte dann die Stämme mit dem Wurzelknoten nach Entfernung der Wurzelfasern mit bloßer Schonung des Kopfes selbst, an dem sie hingen. Diese tauchte er in Mistjauche, stellte sie dann in die Grube und schüttete Erde darauf; doch damit nicht genug, stampfte er die Erde mit den Füßen nieder und drückte sie in sich zusammen. Seiner Versicherung nach ist nichts wirksamer als diese Stampfarbeit; denn sie macht Kälte und Wind unschädlich. Zudem ist die Bewegung [der Äste] geringer; deshalb können die sprossenden Wurzeln sich freier entwickeln und Boden gewinnen, während sie sonst bei ihrer wachsartigen Weichheit und ihrem unsicheren Halt auch nur bei leichter Erschütterung unbedingt losgerissen würden. Den Wurzelknollen des Baumes aber schabt er ab, ehe er ihn in die Erde steckt. Denn aus jedem entblößten Holz keimen, wie er sagt, neue Wurzeln hervor. Es darf aber der Stamm nicht über drei bis vier Fuß über die Erde hervorragten. Denn so treibt er gleich von unten auf junge Zweige und bleibt nicht dürr und kümmerlich, wie in alten Ölbaumpflanzungen. Die zweite Art der Umpflanzung war folgende: Er steckte kräftige Zweige, deren Rinde, wie dies bei jungen Bäumen in der Regel der Fall ist, noch unverhärtet war, in der gleichen Weise in die Erde. Diese entwickeln sich etwas langsamer, aber da sie als Pflanzreis emporsprossen, so haben sie nichts Unerquickliches oder das Auge Beleidigendes an sich. Ferner sah ich, wie er einen alten Weinstock aus seinem Garten verpflanzte. Man muss sein Wurzelgefieder fest zusammennehmen, sodann den Stamm reichlicher mit Erde bedecken, damit sich auch aus diesem Wurzeln entwickeln. Ich habe auch welche gesehen, die im Februar, ja erst Ende März gepflanzt waren, und sie halten ihre nicht für sie bestimmten Ulmen fest umschlossen. Alle diese Bäume aber, die, um mich so auszudrücken, großstämmig sind, muss man, sagt er, reichlich mit Zisternenwasser versorgen; wenn sich das bewährt, so haben wir den Regen in unserer Gewalt.

Weitere Lehren will ich dir nicht geben, damit ich nicht dich mir zum Gegner mache, wie Aegialus mich sich zum Gegner machte.<sup>223</sup>

## 87. Brief

[Verteidigung stoischer Maximen über Glücks-Güter und Übel]

Ich habe Schiffbruch erlitten, noch ehe ich das Schiff bestieg. Wie dies zugegangen ist, lasse ich unerwähnt, damit du nicht glaubst, auch dies unter die

<sup>223</sup> Fußnote Apelt: Durch seinen Belehrungseifer. Ich, der Hrsg., füge hinzu: durch seinen Bekehrungseifer. Seneca versuchte Lucilius zum Stoizismus zu „bekehren“.

stoischen Paradoxien rechnen zu müssen, von denen übrigens keine falsch und so absonderlich ist, wie es auf den ersten Blick erscheint. Das werde ich dir beweisen, gleichviel ob du es wünschst oder nicht.

Voraus schicke ich folgende Bemerkung: Meine Reise hat mich belehrt, wie vieles uns im Leben entbehrlich ist und wie leicht es uns bei gesundem Urteil wird, auf Dinge zu verzichten, deren Verlust, wenn die Notwendigkeit sie uns raubt, wir nicht empfinden. Mit ganz wenigen Sklaven, so viele eben auf unserem einzigen Wagen Platz finden, und ausgestattet lediglich mit dem, was wir auf dem Körper tragen, führen ich und mein [Caesonius] Maximus schon zwei Tage lang das glücklichste Leben. Eine Matratze liegt auf der Erde und ich auf der Matratze. Von zwei Reisemänteln dient der eine als Unterlage, der andere als Decke. Die Mahlzeit beschränkt sich auf das Notwendigste; sie zuzubereiten bedarf es nicht mehr als einer Stunde. Dabei geht es nie ohne getrocknete Feigen und ohne meine Schreibtäfelchen ab; jene [die Feigen] dienen, wenn ich Brot habe, als Ersatz für das Fleisch, habe ich keines von beiden, als Ersatz für das Brot. Sie machen mir jeden Tag zu einem Neujahrstag<sup>224</sup>, der mir zu einem beschenkt und glücklichen Tag wird durch die heilsame Richtung meiner Gedanken und durch den Aufschwung der Psyche, die auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit steht, wenn sie alles Fremdartige von sich ausgeschieden und nicht nur Frieden mit sich geschlossen hat durch Beseitigung jeder Furcht, sondern sich auch reich gemacht hat durch Beseitigung jeder Begehrlichkeit.

Das Fuhrwerk, das ich benutze, ist ein Bauernwagen. Die Maultiere halten einen Schritt ein, der gerade hinreicht um zu zeigen, dass sie noch am Leben sind; ihr Führer ist barfuß, nicht etwa der Hitze wegen. Es kostet mich nicht geringe Überwindung, dies Fuhrwerk als das meinige gelten zu lassen. Immer noch haftet in uns die verkehrte Scheu vor dem Rechten, und wenn wir irgendwelcher stattlicheren Reisegesellschaft begegnen, erröte ich unwillkürlich; das ist der Beweis, dass alles, was ich gut heiße und lobe, sich noch nicht die volle und unerschütterliche Geltung in mir verschafft hat. Wer sich eines armseligen Fahrzeugs schämt, wird auf ein kostbares stolz sein. Noch bin ich in meinem Streben weit hinter dem Ziel zurückgeblieben. Ich wage es noch nicht, meine Genügsamkeit den Blicken der Menge preiszugeben; noch bekümmere ich mich zu viel um die Meinung derer, die mir begegnen.

Gegen die Meinungen der ganzen Welt hätte ich viel früher meine Stimme erheben sollen: „Ihr seid von Sinnen! Ihr geht in die Irre! Ihr staunt das Überflüssige an! Niemanden schätzt ihr nach seinem wahren Gehalt! Wenn es sich um euer Vermögen handelt, da seid ihr die genauesten Rechner; aufs Genaueste achtet ihr bei jedem Einzelnen, dem ihr Geld oder Wohltaten leihen wollt, denn auch die Wohltaten gelten euch schon als wirkliche Ausgaben, auf alles, was dabei in Betracht kommt, nämlich: Er hat großen Besitz, aber auch viele Schulden; er hat ein schönes Haus, aber es ist mit fremdem Geld angeschafft; niemand wird eine stattlichere Schar von Bedienten vorführen können, aber er ist ein unzuverlässiger Schuldner, denn wenn er seine Gläubiger ausbezahlt hat, so hat er nichts mehr übrig. Ebenso müsst ihr es auch sonst im Leben halten, müsst genau prüfen, was ein jeder Eigenes an sich hat. Du hältst einen für reich, weil er auch auf der Reise Goldgeschirr mit sich führt, oder weil er in allen Provinzen Grundbesitz hat, oder weil er in einem gewichtigen Zinsbuch blättert, oder weil er in der Nähe der Stadt Grundbesitz in einer Ausdehnung hat, die auch in den ödesten Teilen Apuliens Neid erwecken würde; bei alledem ist er doch arm. -

---

<sup>224</sup> Fußnote Apelt: Feigen und dergleichen waren ein gewöhnliches Neujahrsgeschenk.



Warum? - Weil er Schulden hat. - „Wievie!“ fragst du. - Alles [beruht auf Krediten]. Du müsstest denn einen Unterschied machen, ob man etwas von einem Menschen oder vom Schicksal geliehen bekommen hat. Was hat es auf sich mit den feinsten Maultieren von ganz gleicher Färbung, mit jenem kunstvoll verzierten Wagen:

„*Flüchtige Rosse, mit Purpur gedeckt und prangendem Stickwerk;  
Glanzvoll hängen von Golde herab an den Brüsten die Kettlein;  
Goldgeschirrt kauen alle das rötliche Gold mit den Zähnen.*“<sup>225</sup>

Alles dies kann den Besitzer nicht besser machen und eben so wenig sein Maultier. M. Cato Censorius, der nicht weniger zum Wohle des Staates geboren war als Scipio, denn der eine führte Krieg mit unseren Feinden, der andere mit unserem Moralezustand, pflegte auf einem Klepper zu reiten, den er noch außerdem mit Mantelsäcken belud, um alles Nötige bei sich zu haben. Was gäbe ich doch darum, zu sehen, wenn ihm jetzt einer von diesen unseren Modeaffen begegnete, die ihre Läufer und numidischen Reiter in großem Staubwirbel vor sich herjagen. So einer würde allerdings weit feiner und geselliger erscheinen als M. Cato, einer, der inmitten des Prunks und der Pracht eben mit sich zu Rate geht, ob er sich auf das Schwert oder auf das Messer verdingen soll<sup>226</sup>. Wie herrlich nimmt sich dagegen ein Zeitalter aus, in dem ein Feldherr, der einen Triumph gefeiert hat, der Zensor gewesen war, und was mehr besagen will als alles dies, ein Zeitalter, in dem ein Cato mit einem einzigen Gaul sich begnügte, auf dem überdies noch anderes neben ihm Platz fand! Denn einen Teil desselben nahm das Gepäck ein, das zu beiden Seiten herunterhing. Sollte man nicht allen wohlgenährten Pferden, allen Zeltern und Trabgängern dieses einzige Pferd vorziehen, welches Cato eigenhändig striegelte?

Ich sehe, ich werde über diesen Gegenstand kein Ende finden, wenn ich es mir nicht selbst setze. Ich will also hier nichts weiter sagen hinsichtlich dieser Dinge, von denen derjenige, der zuerst das Wort „impedimenta“ [Hemmnisse] für sie aufbrachte, sicherlich den Zustand geahnt hat, in dem sie sich uns jetzt darstellen. Jetzt will ich dir noch einige wenige Schlussfolgerungen unserer [stoischen] Schule vorführen; sie beziehen sich auf die Tugenden, die unserer Behauptung nach ausreichend sind für ein glückliches Leben.

„Was gut ist, macht auch die Menschen zu guten. Macht doch auch, was in der Musik gut ist, den guten Musiker. Zufallsgaben machen nicht gut, also sind sie auch nicht gut.“ - Dagegen erheben die Peripatetiker den Einwand, dass unser Obersatz falsch sei. „Dasjenige, was gut ist,“ sagen sie, „macht nicht unbedingt auch die Menschen zu guten. In der Musik ist mancherlei gut, wie z. B. eine Flöte oder eine Saite oder sonst ein zur Unterstützung und Hebung des Gesanges förderliches Instrument. Nichts von alledem macht den Musiker.“

Unsere Antwort wird so lauten: „Ihr versteht nicht, wie wir es mit dem Guten in der Musik meinen. Wir verstehen nämlich darunter nicht das, was dem Musiker als Hilfsmittel dient, sondern das, was ihn zum Musiker macht. Ihr bezieht euch auf das handwerksmäßige Zubehör der Kunst, nicht auf die Kunst selbst. Was aber in der Musik selbst gut ist, das ist unbedingt wirksam für die Bildung des Musikers.“ - Ich will diese Behauptung noch einleuchtender machen. Unter dem Guten in der Musik versteht man zweierlei: erstens das, wodurch die Wirkung des Musikers, sodann das, wodurch die Kunst selbst gehoben wird. Zur

<sup>225</sup> Fußnote Apelt: Siehe Vergil, Aeneas VII, 277 ff.

<sup>226</sup> Fußnote Apelt: Es gehörte damals zu den noblen Passionen, entweder als Gladiator oder als Tierhetzer im Zirkus aufzutreten.

Wirkung gehören Geräte, Flöten, Werkzeuge und Saiten, zur Kunst selbst gehören sie nicht. Denn Künstler ist man auch ohne jenen Zubehör, nur dass man die Kunst vielleicht nicht ausüben kann. Diese doppelte Beziehung aber findet sich bei dem Menschen nicht in gleicher Weise, denn es ist ein und dasselbe Gut, das für den Menschen gilt, wie für seine Lebensführung.

„Was dem verworfensten und schändlichsten Menschen zuteil werden kann, ist kein Glücks-Gut; Reichtum aber wird auch dem Kuppler und Gladiator zuteil; also ist es kein Glücks-Gut.“

„Euer Lehrsatz“, sagt man, „ist falsch, denn auch in der Sprachkunde [Rhetorik] sowie in der Heilkunde oder auch der Steuermannskunst sehen wir, dass gerade die Verächtlichsten zu [materiellen] Gütern gelangen.“ - Allein da handelt es sich um Berufsarten, die nicht die Größe des Gemüts sich zum Ziel erkoren haben, sie erheben sich nicht zur [moralischen] Höhe und verachten nicht die Gaben des Zufalls. Die Tugenden heben den Menschen empor und führen ihn hinaus über alles, was sonst den Menschen wert und lieb ist; die Tugenden sind weder erfüllt von heftigem Verlangen nach dem, was man gemeinhin als Gut, noch von Furcht vor dem, was man als Übel bezeichnet. Chelidon, einer von den Liebhabern der Kleopatra, besaß ein gewaltiges Vermögen. Neuerdings wurde Natalis, ein Mensch von lästerlicher Zunge, die er durch unmoralischen Umgang mit Frauen besudelt hatte, vieler Leute Erbe und hatte viele Erben. Wie steht es also mit ihm? Hat das Geld ihn unrein gemacht oder hat er selber das Geld besudelt? Fällt es doch manchmal Menschen zu, so wie ein Denar [ein Geldstück] in eine Kloake fällt. Die Tugenden haben ihren Platz über diesen Äußerlichkeiten und werden nach ihrem inneren Gehalt geschätzt. Nichts von allen diesen reinen Zufallsdingen erachten sie für ein Glücks-Gut. Die Heilkunst und die Steuermannskunst untersagt es sich nicht, diese [materiellen] Dinge zu bewundern. Wer kein tugendhafter Mensch ist, kann trotzdem ein Arzt, ein Steuermann, ein Sprachkundiger sein, so gut wahrhaftig wie ein Koch. Wessen Besitz nicht in beliebig wechselnden Dingen besteht, den kann man auch nicht mit verschiedenen Benennungen kennzeichnen. Eines jeden Eigenart wird bestimmt durch das, was er hat. Ein Geldsack gilt so viel wie sein Inhalt, oder genauer gesagt, er stellt nur eine Zugabe dar zu dem, was sein Inhalt ist. Wer misst einem gefüllten Geldbeutel einen anderen Wert bei als den, welchen die in ihm liegende Geldsumme ausmacht?

Ebenso steht es mit den Herren eines riesigen Erbguts: Sie sind nur Zugabe und Anhängsel desselben. Warum ist also der Weise groß? Weil er im Besitz von psychischer [moralischer] Größe ist. Es hat also seine Richtigkeit mit dem Satz, dass das, was auch dem Verworfensten zufallen kann, kein Glücks-Gut ist. Folglich werde ich auch die Schmerzlosigkeit kein Glücks-Gut nennen; auch die Grille, auch der Floh besitzt sie. Selbst die Ruhe und das Freisein von Belästigung werde ich kein Glücks-Gut nennen. Was ist ungestörter als ein Wurm?

Du fragst, was den Weisen ausmacht? Dasselbe, was einen [gedachten] Gott ausmacht. Du musst dem Weisen etwas [gleichsam] Göttliches, etwas Überirdisches, etwas Großes geben. Das Gute fällt nicht jedem zu und lässt sich nicht jeden als seinen Besitzer gefallen. Siehe zu<sup>227</sup>:

*„Was dir jeglicher Boden gewährt, was jeglicher verweigert.  
Hier steigt üppig die Saat; dort finden die Trauben Gedeihen,  
Anderswo Früchte des Baumes; dort bietet die Wiese von selbst sich.  
Siehst du nicht: dir sendet des Safrans Düfte der Tmolus,*

<sup>227</sup> Fußnote Apelt: Verse aus Vergil: Georg., I, 53.

*Indien Elfenbein und Weihrauch der sanftmütigen Sabaeer!  
Nackte Chalyber zollen dir Eisen.“*

So verteilen sich die Naturgaben auf die verschiedenen Gegenden, so dass der gegenseitige Warenverkehr zur unerlässlichen Forderung wurde, weil der eine vom anderen etwas haben wollte. So hat auch jenes höchste Glücks-Gut seinen bestimmten Wohnsitz. Es hat seine Heimat nicht da, wo das Elfenbein, wo das Eisen sie hat. Was ist also, fragst du, die Heimstätte des höchsten Glücks-Gutes? - Die Psyche. Ist diese nicht rein und edel, so nimmt sie auch die Weisheit nicht in sich auf.

„*Gutes entsteht nicht aus Schlechtem. Reichtum entsteht aus Habgier. Reichtum ist also kein Glücks-Gut.*“ - Es ist nicht wahr, erwidert man, dass Gutes nicht aus Schlechtem hervorgehen kann; denn aus Tempelraub und Diebstahl ergibt sich Geldgewinn. Daher ist Tempelraub und Diebstahl zwar ein Übel, aber nur deshalb, weil es mehr Schlimmes mit sich bringt als Gutes. Denn es bringt zwar Gewinn, aber zugleich auch Furcht, Unruhe, Qualen für Psyche und Körper. Wer dies behauptet, der muss auch dafür eintreten, dass der Tempelraub, wie er ein Übel ist, weil er viele Übel verursacht, teilweise doch auch ein Glücks-Gut sei, weil er etwas Gutes schafft: Eine geradezu haarsträubende Behauptung. Gleichwohl gilt es als ganz ausgemacht, dass Tempelraub, Diebstahl, Ehebruch unter die Güter zu rechnen sei. Wie viele gibt es, die über einen Diebstahl nicht erröten, wie viele, die sich des Ehebruchs rühmen! Denn kleine Diebe bestraft man, große [wie die Heerführer] werden durch Triumphzüge gefeiert. Bedenke ferner, dass der Raub, wenn er überhaupt in irgendwelcher Beziehung etwas Gutes ist, auch moralisch gut und rechtmäßig genannt werden müsste, denn er ist eine von uns [Römern] ausgehende Handlung. Aber damit kann sich keines Menschen Geist zufrieden geben.

Es bleibt also dabei: aus etwas Schlechtem kann das Gute nicht hervorgehen. Denn wenn, wie unser [philosophischer] Gegner sagt, der Raub nur deshalb ein Übel ist, weil er viel Übles im Gefolge hat, so braucht man dem Räuber nur die Strafe zu erlassen, braucht ihm nur seine Sicherheit zu verbürgen, und der Raub wird zum vollen Gute. Allein die schwerste Strafe der Verbrecher liegt in ihnen selbst. Ja, du irrst, wenn du mit der Strafe erst auf den Henker oder den Kerker wartest. Die Strafe folgt der Tat auf dem Fuß, ja sie erfolgt schon während der Tat. Niemals also erwächst das Gute aus dem Bösen, so wenig wie eine Feige aus einem Olivenbaum. Die Frucht entspricht dem Samen, das Gute kann nicht aus der Art schlagen. Wie aus dem Schimpflichen nicht das Ehrbare hervorgeht, so aus dem Schlechten nicht das Gute. Denn ehrbar und gut sind deckungsgleich.

Einige der Unseren finden sich mit dem besprochenen Einwand so ab: „Nehmen wir auch an, das Geld sei ein Gut, gleichviel, woher es stammt, so stammt das Geld doch nicht aus dem Raub, auch wenn es von einem Raub genommen wird. Das will so verstanden sein: In derselben Urne ist Gold und eine Viper. Wenn du Gold aus der Urne nimmst und nicht noch ein zweites Mal hineingreifst, weil auch eine Viper darin ist, so gibt dir, wohlverstanden, die Urne das Gold nicht, weil sie eine Viper in sich birgt, sondern sie gibt das Gold, obschon sie auch eine Viper in sich birgt. Ebenso steht es mit dem Gewinn aus einem Raub: Er ergibt sich nicht daraus, dass ein Raub schimpflich und verbrecherisch ist, sondern daraus, dass er auch Gewinn mit sich führt. Wie in jener Urne die Viper das Übel ist, nicht das Gold, das neben der Viper liegt, so ist beim Raub das Verbrechen, nicht der Gewinn das Übel.“ - Damit bin ich nicht

einverstanden. Denn die Sachlage ist in beiden Fällen eine durchaus verschiedene: Dort kann ich das Gold wegnehmen ohne die Viper, hier dagegen kann ich den Gewinn nicht machen ohne den Raub. Der Gewinn liegt hier nicht neben dem Verbrechen, sondern ist mit ihm unlöslich verbunden.

Eine Sache, deren Erreichung für uns mit vielen Übeln verknüpft ist, ist kein Glücks-Gut. Aber zu Reichtum zu gelangen, ist mit vielen Übeln verbunden; also ist Reichtum kein Glücks-Gut.

Man erwidert: Von den beiden Vordersätzen dieses Vernunftschlusses lautet der eine: Wollen wir Reichtum gewinnen, so geraten wir in viele Übel. In viele Übel aber geraten wir auch, wenn wir die Tugend gewinnen wollen. Es macht einer, um seine Bildung zu fördern, eine Seereise und erleidet Schiffbruch, ein anderer gerät in Gefangenschaft. Der andere Satz lautet: Was uns in viele Übel geraten lässt, das ist kein Gut. Aus diesem Vordersatz folgt nicht, dass wir durch Reichtum oder Hingabe an die Lust in Übel geraten. Oder aber, wenn wir durch Reichtum in viele Übel geraten, so ist der Reichtum nicht nur kein Gut, sondern auch ein Übel; ihr aber behauptet nur, er sei kein Gut. Zudem gebt ihr ja zu, der Reichtum bringe auch einige Vorteile; ihr zählt ihn zu den das Leben begünstigenden Dingen, aber aus dem gleichen Grund wird er auch zu diesen nicht gehören; denn er wird für uns zur Veranlassung von vielerlei Störendem. Diesem Einwurf begegnen einige der Unsern so: „Ihr irrt, wenn ihr diese Störungen auf Rechnung des Reichtums setzt. Dieser verletzt niemanden; es ist entweder die eigene Torheit oder die Nichtswürdigkeit anderer, die den Schaden verursacht, wie ein Schwert alleine niemanden tötet, sondern nur als Waffe in der Hand des Mörders. Wenn um des Reichtums willen dir Schaden erwächst, so ist es nicht der Reichtum selbst, der dir schadet.“ Poseidonius gibt meines Erachtens hierüber bessere Auskunft. Er sagt: „Reichtum ist Ursache von Übel, nicht weil er selbst Übel bewirkt, sondern weil er andere dazu anreizt, Übles zu tun.“ - Denn es ist wohl zu unterscheiden zwischen der unmittelbar Schaden bewirkenden Ursache und der dieser vorausgehenden. Eine solche vorausgehende Ursache bildet der Reichtum.

Reichtum macht aufgeblasen, erzeugt Hochmut, erweckt Neid und führt den Geist auf Abwege in einem Maße, dass der bloße Ruf des Reichtums uns entzückt, selbst wenn er uns auch schaden sollte. Alles Ethischgute aber muss jeden Makels ledig sein; es lässt die Psyche unverdorben, bereitet ihr keine Unruhe, es erhöht und erweitert ihre Kraft, doch ohne sie hochmütig zu machen. Das Gute führt zum Selbstvertrauen, der Reichtum zur Dreistigkeit. Das Gute führt zu psychischer Größe, der Reichtum zum Übermut. Übermut aber ist nichts anderes als ein trügerischer Schein von innerer Größe. „So kommt es denn,“ sagt er, „dass der Reichtum nicht nur kein Gut, sondern sogar ein Übel ist.“ Er wäre ein Übel, wenn er an sich schon schadete, wenn er, wie gesagt, die unmittelbar wirkende Ursache wäre; tatsächlich aber ist er nur die mittelbare Ursache und zwar insofern, als er die Gemüter nicht bloß reizt, sondern auch anzieht. Denn er täuscht durch den Schein eines Gutes, der der Wahrheit nahekommt und bei den meisten Glauben findet.

Auch bei den [vier stoischen] Tugenden finden sich solche mittelbaren Ursachenverhältnisse; sie erregen Unwillen, denn vielen ist sie wegen ihrer Weisheit, vielen auch wegen ihrer Gerechtigkeit verhasst. Allein dieser Grund liegt nicht in ihrem eigentlichen Wesen und hat mit der Wahrheit nichts zu tun. Denn im Gegenteil stellen sich die Tugenden wahrheitsgetreuer den Herzen der Menschen in derjenigen Gestalt dar, die Liebe und Bewunderung bei ihnen

erweckt.

Poseidonius empfiehlt folgenden Vernunftschluss: „Was der Psyche weder Größe noch Vertrauen noch Sorgenfreiheit gibt, ist kein Glücks-Gut. Reichtum aber, gute Gesundheit und dergleichen bewirken dies nicht; also sind sie keine Glücks-Güter.“ - Diesem gibt er noch eine weitere Steigerung folgendermaßen: „Was der Psyche weder Größe, noch Selbstvertrauen, noch Sorgenfreiheit gibt, dagegen aber Übermut, Aufgeblasenheit, Anmaßung hervorruft, das ist von Übel. Von den Zufallsgaben aber werden wir dazu getrieben: Also sind sie keine Glücks-Güter.“

„Von dieser Seite gesehen“, erwidert man, „werden sie nicht einmal als bevorzugte Dinge<sup>228</sup> gelten können“. - Mit den bevorzugten Dingen hat es eine andere Bewandnis als mit den Glücks-Gütern. Bevorzugt ist das, was mehr Nutzen als Nachteile bringt. Ein Glücks-Gut aber muss durchweg erprobt und in jeder Beziehung unschädlich sein. Nicht das ist gut, was mehr nützt, sondern was ausschließlich nützt. Zudem kann man von bevorzugten Dingen auch bei Tieren reden, sowie auch bei unvollkommenen Menschen und Toren. Daher kann den bevorzugten Dingen auch Nachteiliges beigemischt sein, doch nennt man es bevorzugt im Hinblick auf das, was darin überwiegt. Ein Glücks-Gut hat seine volle Beziehung nur auf die Weisheit; es muss ohne jeden Makel sein.

Nun atme froh auf! Nur noch ein Knoten ist zu lösen, allerdings ein herkulischer: „Aus Üblem entsteht kein Glücks-Gut. Aus zahlreichen Armutsverhältnissen entsteht Reichtum; also ist der Reichtum kein Glücks-Gut.“ - Diesen Vernunftschluss erkennen die Stoiker nicht an. Die Peripatetiker sind die Erfinder desselben, und sie geben auch die Widerlegung dazu. Poseidonius aber sagt, dieser in allen philosophischen Schulen förmlich abgehetzte Trugschluss werde von Antipatros folgendermaßen widerlegt: „Das Wort Armut bedeutet nicht den Besitz, sondern die Entziehung, oder, wie die Alten sagten, das Versagtsein, die Negation, also das, was die Griechen Verneinung nennen. Man bezeichnet damit nicht *was* einer hat, sondern *was er nicht* hat. Aus zahlreichen Leerheiten kann nichts Volles werden. Reichtum entsteht aus Vervielfältigung von Objekten, nicht aus Vervielfältigung des Nichtvorhandenen. Ihr nehmt das Wort Armut in ungehöriger Bedeutung: Armut ist nicht ein Zustand, in dem man wenig besitzt, sondern ein solcher, in dem man vieles nicht besitzt: Er erhält also seine Bedeutung nicht von dem, was man hat, sondern von dem, was man nicht hat.“ - Ich würde mich leichter verständlich machen, wenn es ein lateinisches Wort gäbe für das griechische „Nichtvorhandensein“. Diesen Begriff wendet Antipatros auf die Armut an. Was mich betrifft, so sehe ich nicht, was die Armut anderes ist als der Besitz von Wenigem. Wie es mit dem eigentlichen Wesen von Reichtum und Armut bestellt ist, darüber wollen wir uns späterhin einmal klar zu werden versuchen, wenn wir einmal recht ausgiebig Zeit haben. Allein auch dann wollen wir uns fragen, ob es nicht besser ist, die Armut so glimpflich wie möglich zu

---

<sup>228</sup> Fußnote Hrsg.: Die Stoiker unterteilen sämtliche Dinge des Lebens in ethischgute, ethischschlechte und gleichgültige oder nebensächliche Dinge [gr. *adiaphora*]. Nur das Ethischgute ist ein Glücks-Gut, alles andere ist entweder nebensächlich oder ethischschlecht, d. h. ein Übel. Gleichgültige Dinge sind: Armut oder Reichtum, Krankheit oder Gesundheit, Leben oder Tod, Ruhm oder Ruhmlosigkeit, Schmerz oder Lust, und das ihnen Ähnliche. Die gleichgültigen Dinge befinden sich außerhalb der ethischen Normen von gut oder schlecht und betreffen nur die animalische Natur des Menschen. Von den gleichgültigen Dingen fördern einige die physische Natur des Menschen. Diese nennt Zenon „bevorzugte Dinge“ (gr. *proêgmena*). Im Gegensatz dazu stehen solche, die der physischen Natur des Menschen abträglich sind. Diese nennt Zenon „zurückgestellte“ oder „abgewiesene“ Dinge (gr. *apoproêgmena*).

behandeln und den Reichtum seines Übermuts zu entkleiden, als stände das Urteil über die Sache selbst bereits ganz fest. Nimm an, wir seien in eine Volksversammlung berufen: es liegt ein Gesetzesantrag vor über Abschaffung des Reichtums. Werden wir da den Leuten mit dialektischen Kunststücken kommen, um ihnen zu raten oder abzuraten? Werden wir dadurch etwa bewirken, dass das römische Volk seine Armut, diese Grundlage und Ursache seiner Weltherrschaft, sich wieder herbeiwünscht und preist, vor seinem Reichtum aber sich fürchtet? Dass es sich sagt, dieser Reichtum stammt von den Besiegten her, bei denen man ihn gefunden [richtiger: geraubt] hat; er sei die Quelle der Gunstbuhlerei, des Unfugs der Spender, der Aufstandsbewegungen [Sklavenaufstände], die über die ehrwürdige und in bester Zucht befindliche Stadt [Rom] hereingebrochen sind; dass es [das Volk] sich ferner sagt, die Beute aus aller Welt werde mit übermäßiger Prachtentfaltung zur Schau gestellt, was aber ein Volk allen anderen geraubt hat, das könne dem einen leicht von allen wieder entrissen werden? In diese Richtung sollte die Überlegung verlaufen: Es ist besser, der Leidenschaften vollständig Herr zu werden als ihnen nur künstliche Grenzen zu bestimmen. Wenn wir es können, so lass uns kräftiger reden, wo nicht, zumindest verständlicher.

## 88. Brief

[Betrachtungen über den Wert der Künste und Wissenschaften]

Du wünschst Auskunft darüber, wie ich über die zu höherer Geistesbildung führenden Wissensfächer denke. Ich finde keines derselben hoher Achtung wert, rechne keines zu den Glücks-Gütern, sofern der Gelderwerb dabei in Frage kommt. Es sind bezahlte Lehrfächer, nützlich insoweit, als sie dem Geist eine vorbereitende Bildung geben, bei der er aber nicht stehen bleiben darf. Denn nur so lange darf man bei ihnen verweilen als man noch keiner höheren Leistung fähig ist. Sie sind für uns [Stoiker] bloße Vorschule, nicht Leistungen im vollen Sinne. Man nennt sie freie Künste. Du weißt, warum: weil sie des freien Menschen würdig sind. Allein es gibt nur ein wirklich freies Wissensfach, das den Menschen freimacht; das ist das der Weisheit: eine erhabene, tapfere, hochherzige Geistesbetätigung. Alle übrigen sind kleinlich und kindisch. Oder glaubst du, dass irgend etwas Gutes an Dingen ist, deren Lehrer es an Schändlichkeit und Lasterhaftigkeit allen vortun? Diese Dinge gilt es nicht zu lernen, sondern [leidhaft] erfahren zu haben.

Manche haben diese Wissensfächer darauf hin prüfen zu müssen gemeint, ob sie den Menschen auch zu den Tugenden verhelfen. Das versprechen sie ja nicht einmal und machen keinen Anspruch auf Kenntnis dieser Sache. Der Grammatiker hat es mit der Sprache zu tun, und, wenn er sein Arbeitsgebiet erweitern will, mit der Geschichte, oder bei weitester Grenzbestimmung mit der poetischen Literatur. Was von alledem ebnet uns den Weg zu den Tugenden? Etwa das Herzählen der Silben, die Genauigkeit des Wortgebrauchs, die geschichtlichen Reminiszenzen, der Bau der Verse und ihre Abmessung? Was von alledem nimmt die Furcht von uns, entledigt uns der Begierden, zügelt die Wollust? Gehen wir zur Geometrie und zur Musik über: man wird da nichts finden, was unserer Furcht, unserer Begierde Einhalt geböte. Was hilft aber alles Wissen ohne Kenntnis dieses letzteren?

Man muss darauf sehen, ob diese Leute die Tugenden lehren oder nicht. Lehren sie sie nicht, so verhelfen sie uns auch nicht dazu. Lehren sie sie, so sind sie Philosophen. Willst du wissen, wie wenig sie bei Gründung ihres

Lehrgebäudes daran gedacht haben, die Tugenden zu lehren? Schau nur hin, wie verschiedenartig die Wissensfächer all dieser Leute sind. Und doch, wenn sie dasselbe [die Tugenden] lehrten, müssten sie einander ähnlich sein. Sie müssten denn dich glauben machen, Homer sei ein Philosoph gewesen, während sie mit denselben Annahmen, aus denen sie dies schließen, es auch wieder in Abrede stellen. Denn bald machen sie ihn zum Stoiker, der die Tugenden allein gelten lässt, jede Lust meidet und von dem Ehrbaren keinen Finger breit abweicht, selbst nicht um den Preis der Unsterblichkeit, bald zum Epikureer, der sich den Staat in voller Ruhe wünscht und ein Leben preist, das unter Tafelfreuden und Gesang verläuft, bald zum Peripatetiker, der drei Arten von Gütern annimmt, bald zum Akademiker, der alles für ungewiss erklärt. Es ist klar, dass dies auf den Homer nicht zutrifft, denn er müsste dann alles sein, also das Widersprechendste in sich vereinigen. Dass Homer ein Philosoph war, wollen wir ihnen zugeben; er ist eben ein Weiser geworden, ehe er sich mit dem Gedanken an irgendwelche Dichtwerke trug; lass uns also ergründen, was Homer zum Weisen machte.

Aber zu erforschen, wer von beiden älter gewesen sei, Homer oder Hesiod, ist ebenso zwecklos wie zu ergründen, warum Hekuba, da sie jünger war als Helena, sich so wenig vorteilhaft gehalten habe. Und glaubst du denn etwa, es habe irgendwelche Bedeutung, das Lebensalter des Patroklos und Achill zu erforschen? Willst du lieber den Irrfahrten des Odysseus nachforschen, als darauf hinarbeiten, dass wir nicht fortwährend moralisch in die Irre gehen? Ich habe nicht Zeit, mich darüber belehren zu lassen, ob Odysseus zwischen Italien und Sizilien hin- und hergeworfen worden ist, oder außerhalb der uns bekannten Zone, denn eine so lange Irrfahrt konnte sich kaum auf einem so beschränkten Raum abspielen: Mit uns treiben die Stürme der Psyche täglich ihr verwirrendes Spiel, unsere Verworfenheit lässt uns die ganze Leidensgeschichte des Odysseus an uns selbst erfahren. Nichts bleibt uns erspart, weder die Schönheitsreize für das Auge, noch der Grimm des Feindes; von hier drohen wilde Ungeheuer, die nach Menschenblut lechzen, von dort ertönen sinnbestrickende Schmeicheltöne, berechnet auf unser Verderben, Schiffbruch und alles mögliche Unheil sucht uns in bunter Folge heim. So lass mich denn lernen, wie ich dahin komme, das Vaterland, die Gattin, den Vater zu lieben, wie ich, sei es auch nicht ohne Schiffbruch, diese hohen Aufgaben bewältigen kann. Wozu untersuchen, ob Penelope eine ehrsame Frau war, oder ob sie ihrer Mitwelt nur etwas vorgeflunkert hat? Ob sie wirklich eine Ahnung hatte, dass der, den sie vor Augen hatte, Odysseus sei, noch ehe sie es wusste? Lehre mich, was Ehrsamkeit ist, und welch hohes Gut sie in sich schließt, ob sie ihren Sitz im Körper hat oder in der Psyche?

Ich gehe zur Musik über. Du lehrst mich, wie hohe und tiefe Töne sich zur Harmonie vereinigen, wie die verschieden klingenden Saiten sich zu wohlklingender Einheit zusammenfinden: Sorge lieber dafür, dass meine Psyche mit sich in Einklang steht und meine Absichten sich nicht durchkreuzen. Du zeigst mir, welche Lieder von klagender Art sind: Zeige mir lieber, wie ich es dazu bringe, dass ich im Missgeschick keinen Klagelaut vernehmen lasse.

Der Feldmesser unterweist mich in der Kunst, Grundstücke auszumessen; er täte besser, mir die Kunst beizubringen, zu ermessen, wieviel Besitz für den Menschen genug ist. Er lehrt mich mit Zahlen umgehen und leiht lieber der Habsucht Finger, als dass er mir zu der Erkenntnis verhilft, dass diese Rechenkünste für mich ganz zwecklos sind, dass derjenige nicht glücklicher ist, dessen Vermögen zu Buche zu bringen die Rechnungsführer kaum fertig werden,

ja wie überflüssig überhaupt solcher Besitz für einen Menschen ist, der der Unglücklichste sein würde, wenn er berechnen müsste, wieviel er an sich selbst hat. Was nützt es mir zu wissen, wie man ein Grundstück in Teile zerlegt, wenn ich mich nicht dazu verstehe, es mit meinem Bruder zu teilen? Was nützt es mir, einen Morgen Land bis auf den letzten Fuß genau auszumessen, inbegriffen alles, selbst das, was der Messlatte entgeht, wenn ein unverschämter Nachbar, der mir von dem Meinigen ein kleines Stück abschneidet, mich um alle Freude bringt? Belehrung darüber finde ich wohl, wie ich einem Verlust von Stücken meiner Feldflur vorbeugen kann; aber ich möchte lernen, wie ich sie alle verlieren kann, ohne dass meine heitere Stimmung dadurch eine Einbuße erleidet. - „Es ist das Landgut meines Vaters und Großvaters, aus dem man mich vertreibt“, so klagt der Betreffende. - Aber wer war denn, so darf man ihn fragen, vor deinem Großvater der Besitzer dieses Grundstücks: Kannst du ausfindig machen, wem es vorher gehört hat? Nicht welchem Menschen, nein, welchem Volk: Nicht als Herr sondern als Landwirt hast du deinen Einzug gehalten. Für wen bist du als Landwirt tätig? Wenn es gut geht, für deinen Erben. Die Rechtsgelehrten behaupten, öffentliches Eigentum verjähre durch keine zeitweise Besitzergreifung; was du bewirtschaftest, was du dein nennst, ist öffentliches Eigentum und zwar des ganzen Menschengeschlechts.

Welch herrliche Kunst: Du verstehst dich darauf, das Kreisförmige auszumessen, jede gegebene Figur in ein Quadrat zu verwandeln, gibst Auskunft über die gegenseitigen Entfernungen der Sterne, es gibt nichts, was sich deiner Messkunst entzöge. Bist du ein großer Meister, so mach den menschlichen Geist zum Gegenstand deiner Messkunst. Sag, wie groß, wie klein er ist. Du weißt, was eine gerade Linie ist. Was nützt dir dies, wenn du die Geradheit im Handeln nicht kennst?

Ich komme nun zu dem, was sich der Kenntnis der Sternenwelt rühmt:

*„Wo sich verbirgt im Kosmos das kalte Gestirn des Saturnus,  
Welche Kreise durchirrt Mercurius' wanderndes Feuer.“*<sup>229</sup>

Was soll es nützen, dies zu wissen? Soll ich voll Sorge sein, wenn Saturn und Mars in Opposition zueinander stehen oder wenn Saturn dem abendlichen Untergang des Merkur zuschaut? Soll ich mich nicht vielmehr zu der Erkenntnis erheben, dass diese Sterne, wo sie auch stehen, günstig für mich sind und in unverrückbarer Ordnung ihren Lauf vollziehen? Bestimmt ein unverbrüchliches Schicksalsgesetz ihre unvermeidliche Bahn? In fest bestimmtem Wechsel kehren sie wieder und verursachen entweder alle Geschehnisse oder verkünden sie. Aber nimm das erstere an: Was nützt uns die Kenntnis des Unabänderlichen? Oder nimm das andere an: Was hat es auf sich mit der Voraussicht dessen, dem man doch nicht entgehen kann? Magst du es wissen oder nicht wissen, geschehen wird es unbedingt.

*„Wenn du zur eilenden Sonne und der ihr folgenden Sterne Ordnungen wendest den Blick, wird nie dich die morgige Stunde täuschen, noch je in der heiteren Nacht Arglist dich berücken.“*<sup>230</sup>

Es ist mehr als genug dafür gesorgt, dass ich [Seneca meint sich selber] vor Arglist<sup>231</sup> sicher bin. Man erwidert: Täuscht mich etwa die morgige Stunde nicht?

<sup>229</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, >Georgia<, I, 336 f.

<sup>230</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, >Georgia<, I, 424 f.

<sup>231</sup> Fußnote Hrsg.: Manche übersetzen anstatt „Arglist“ auch „Hinterlist“ (Reclam 2014). Offensichtlich besaß Seneca Feinde in Rom, vor denen er sogar einen Mordanschlag befürchten musste. Einer dieser Todfeinde könnte der berühmte Delator Suillius gewesen sein. Kaiser Nero war der Einzige, der Seneca vor Attentätern beschützen konnte. Siehe L.



Was mir ohne mein Wissen zustößt, das täuscht mich doch. Was mich anbelangt, so weiß ich nicht, was kommen wird; wohl aber weiß ich, was kommen kann. Das bewahrt mich vor Verzweiflung. Ich erwarte alles. Wird mir etwas erspart, so rechne ich es mir zugute. Die Stunde täuscht mich, wenn sie schonend mit mir verfährt; doch nein, selbst dann täuscht sie mich nicht. Denn so gut wie ich weiß, dass alles geschehen kann, so gut weiß ich auch, dass nicht alles unbedingt geschehen wird. Gewiss, ich hoffe auf das Gute, bin aber auf das Schlimme gefasst.

Im Folgenden musst du mir erlauben, von dem üblichen Weg abzuweichen. Ich kann mich nämlich nicht entschließen, unter die freien Künste auch die Malerei zu rechnen, ebensowenig wie die Kunst der Bronzegießer oder der Bildhauer oder der sonstigen Künstler, die im Dienst der Üppigkeit stehen. Ebenso scheidet ich die Ringkämpfer aus der Zahl der freien Künste aus und die gesamte Wissenschaft, die es nur mit Öl und Schmutz zu tun hat; oder ich müsste auch den Salbenkrämern Zutritt gewähren, sowie den Köchen und wer sonst noch seine Erfindungskraft der Befriedigung unserer Lustbegierden widmet. Denn, ich bitte dich, was ist Freies an jenen Schlemmern, die früh am Morgen das Genossene wieder von sich geben, die den Körper überfüttern und den Geist in die dürftigste Magerkeit verfallen lassen? Oder glauben wir, dass dergleichen Künste ein zum freien Studium gehöriges Übungsfeld für unsere Jugend seien, für sie, die von unseren Vorfahren dazu angehalten wurde, in aufrechter Haltung die Lanze zu schlendern, den Schanzpfahl zu drehen, das Ross zu tummeln, die Waffen zu handhaben? Sie ließen ihre Kinder nichts erlernen, was auf dem Ruhebett zu erlernen möglich gewesen wäre. Aber auch diese Künste lehren und nähren die Tugend nicht, sowenig wie jene. Denn was nützt es, ein Pferd in seiner Gewalt zu haben und seinen Lauf durch die Zügel zu regeln, sich selbst aber von den zügellosesten Leidenschaften fortreißen zu lassen? Was nützt es, viele im Ringen oder im Faustkampf zu überwinden, sich aber vom Jähzorn überwinden zu lassen?

„Also wie steht die Rechnung? Bringen uns die freien Studien gar keinen Nutzen?“ - In anderer Hinsicht manchen; was die Tugenden anbelangen, unmittelbar keinen. Liefern doch auch die ganz gewöhnlichen Handwerkskünste für den Bedarf des Lebens einen sehr erheblichen Beitrag, ohne jedoch für die Tugenden von Bedeutung zu sein. „Warum unterrichten wir also unsere Söhne in den freien Künsten?“ - Nicht, weil diese die Tugenden zu geben imstande sind, sondern weil sie in vorbereitender Arbeit die Psyche fähig machen, die Tugenden in sich aufzunehmen. Wie die erste Buchstabenkunde, litteratura, wie die Alten sagten, durch die den Knaben die Anfangsgründe beigebracht werden, nicht die freien Künste und Wissenschaften lehrt, wohl aber den Weg bahnt zu ihrer zukünftigen geistigen Erfassung, so führen die freien Künste den Geist nicht zu den Tugenden, sondern bereiten den Weg zu ihnen.

Poseidonius unterscheidet vier Arten von Künsten: erstens die allgemeinen und wenig geachteten, zweitens die spielenden, drittens die kindischen, viertens die freien. Die allgemeinen sind die der Handwerker, bei denen es auf das Geschick der Hände ankommt und die dem Bedarf des Lebens dienen. Sie geben sich nicht den Schein als machten sie Anspruch auf Würde und Tugendhaftigkeit. Die spielenden sind die, welche der Augen- und Ohrenlust zu dienen beflissen sind. Mit ihnen befassen sich auch die Mechaniker, die Holzgerüste [für die Theater] erfinden, die wie von selbst sich erheben, und hölzerne

---

Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erw. Auflage, Homburg 2016.

Stockwerkbauten, die ganz geräuschlos in die Höhe steigen, und andere überraschende Abwechslungen, die entweder Zusammenhängendes sich trennen oder Getrenntes von selbst sich vereinigen lassen oder auch weit Herausragendes allmählich wieder zurücksinken lassen. Das übt eine gewaltige Anziehungskraft aus auf die Augen der unkundigen Menge, die alles Überraschende wie ein Wunder anstaunt, weil sie die Ursachen nicht kennt. Kindlich und einigermaßen den freiheitlichen Lehrfächern ähnlich sind diejenigen Fächer, welche die Griechen „allgemeine“ [enzyklische], wir „freie“ [liberales] nennen. Aber freiheitlich, oder, richtiger gesagt, frei sind nur diejenigen, die all ihr Bemühen auf die Tugenden richten.

Man erwidert: „Wie ein Teil der Philosophie sich mit der Natur beschäftigt, ein anderer mit der Moral, ein dritter mit der Dialektik, so nimmt auch diese Schar der freien Künste einen Platz in der Philosophie für sich in Anspruch. Wenn man es mit naturwissenschaftlichen Fragen [in der Philosophie] zu tun hat, so stützt man sich auf das Zeugnis der Geometrie; diese ist demnach ein Teil der Wissenschaft, deren Gehilfin sie ist.“ - Vieles leistet uns Beihilfe, ohne doch ein Teil von uns zu sein. Ja auch wenn sie es wären, würden sie uns doch nicht Beistand leisten: die Nahrung ist eine Beihilfe für den Körper, gleichwohl aber kein Teil von ihm. Die Geometrie leistet uns einen gewissen Dienst. Sie nimmt der Philosophie gegenüber eine ebenso unentbehrliche Stellung ein wie zu ihr selbst der Hersteller ihrer Instrumente. Aber so wenig dieser ein Teil der Geometrie ist, so wenig ist jene ein Teil der Philosophie. Zudem hat jede von beiden ihr eigenes Gebiet. Der Philosoph, mit anderen Worten der Weise, durchforscht die Ursachen der Naturvorgänge, während der Mathematiker ihren Zahlen- und Maßverhältnissen nachgeht und sie berechnet. Der Philosoph kennt die Bedingungen für den Bestand der Sternenwelt, weiß Bescheid über ihre Bedeutung und ihre Natur: Der Mathematiker berechnet ihren Lauf und ihre Wiederkehr, wobei er auch Beobachtungen anstellt über ihr Sinken und Steigen und zeitweiliges scheinbares Stillestehen, das doch in der Sternenwelt nicht möglich ist. Den Grund der Erscheinung der Bilder im Spiegel kennt der Philosoph, während der Mathematiker Auskunft geben kann über das notwendige Abstandsverhältnis des Körpers von seinem Bild, sowie über die Verschiedenartigkeit der Bilder je nach der Form des Spiegels. Dass die Sonne groß ist, wird der Philosoph dir beweisen, *wie* groß, der Mathematiker, der nach einer gewissen durch Erfahrung und Übung bestimmten Methode verfährt; aber um so verfahren zu können, muss er sich gewisse Prinzipien aneignen. Das ist aber keine selbständige Kunst, die ihre Grundlage anderswoher entlehnt hat. Die Philosophie erbittet sich nichts von anderer Seite her, sie lässt ihr ganzes Werk auf eigenem Boden erstehen; der Mathematik haftet eine gewisse Unselbständigkeit an, da sie ihren Bau auf fremdem Grund und Boden errichtet. Sie empfängt aus anderer Hand ihre grundlegenden Sätze, mit deren Hilfe sie ihre weiteren Fortschritte macht. Ginge sie ganz selbständig auf die Wahrheit aus, könnte sie das Weltall seinem natürlichen Wesen nach umfassen, so würde ich sagen, dass sie auf unseren Geist eine heilsame Wirkung ausüben würde, der durch Beschäftigung mit dem Kosmos wächst und etwas aus jenen Höhen in sich eingehen lässt.

Es gibt nur eins, was dem Geist zu höchstmöglicher Vollkommenheit verhilft: Die über jeden Wandel erhabene Kenntnis des Guten und Bösen. Diese kommt allein der Philosophie zu; es gibt durchaus kein anderes Wissensfach, das nach dem Guten und Bösen forscht. Gehen wir die einzelnen Tugenden durch.

Die Tapferkeit ist die Verächterin des Furchtbaren. Stolz bäumt sie sich auf

gegen alles Schrecken Erregende, gegen alles, was unsere Freiheit bedroht; sie fordert es zum Kampf heraus, zerschmettert es. Ist sie also danach angetan, von den freien Künsten ihre Kraft zu empfangen?

Die Treue ist das heiligste Gut des menschlichen Herzens. Kein Zwang vermag ihr eine Täuschung abzunötigen, keine Belohnung sie zu bestechen. „Bedrohe mich“, ruft sie, „mit Feuer und Schwert, töte mich: ich verrate nichts; nein! Der Schmerz mag noch so stark mir mein Geheimnis abzulocken versuchen, ich werde es nur um so tiefer in mir verbergen.“ - Sind etwa die freien Künste imstande, eine solche Gesinnung zu erzeugen?

Die Mäßigkeit gebietet unseren Lustbegierden, einige hasst sie und gibt ihnen den Abschied, andere nimmt sie in Zucht und beschränkt sie auf ein vernünftiges Maß, niemals aber lässt sie sich mit ihnen um ihrer selbst willen ein. Sie weiß, dass das beste Maß für das Begehrte nicht in dem bloßen Wunsch liegt, sondern in der Einsicht über die Notwendigkeit dessen, was man sich zuführt.

Die Menschenliebe verbietet den Hochmutsdünkel gegen die Mitmenschen, verbietet den Geiz. In Worten, Taten, Gemütsregungen erweist sie sich gegen jederman freundlich und entgegenkommend, am Missgeschick jedes anderen Menschen nimmt sie herzlich Anteil. Das Gute aber, was sie in sich selbst hat, ist ihr darum am meisten lieb, weil es auch anderen zugute kommen wird.

Sind die freien Künste etwa danach angetan, solche ethischen Regeln zur Geltung zu bringen? Sie versagen hier so gut wie hinsichtlich der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, der Selbstbeherrschung, der Genügsamkeit und Sparsamkeit, und nicht weniger der Barmherzigkeit, die fremdes Blut schon als wäre es das eigene, und sich dessen wohl bewusst ist, dass man mit Menschenleben keine Verschwendung treiben darf.

„Wenn ihr [Stoiker]“, wendet man ein, „behauptet, man könne ohne die freien Künste nicht zu den Tugenden gelangen, wie könnt ihr dann in Abrede stellen, dass sie zu den Tugenden etwas beitragen?“ - Insofern, als man ja auch ohne Nahrung nicht zu den Tugenden gelangt; und doch gehört die Nahrung nicht zu den Tugenden. Das Holz ist nicht entscheidend für das Schiff, obschon ein Schiff nur mit Verwendung von Holz zustande kommt. Man darf, wohlgemerkt, nicht meinen, es komme etwas mit Hilfe dessen zustande, *ohne* das es nicht zustande kommen kann. Man kann sogar behaupten, man könne auch ohne die freien Künste zur Weisheit gelangen; denn müssen die Tugenden auch erlernt werden, so werden sie doch nicht durch diese erlernt. Was sollte mich aber zu der Annahme nötigen, es könne niemand zur Weisheit gelangen, der die Buchstaben nicht kennt? Liegt doch die Weisheit nicht in den Buchstaben. Was sie anderen mitteilt, sind nicht Worte sondern Sachen, und vielleicht ist dasjenige Gedächtnis sicherer, das sich nicht auf äußere Beihilfe stützt. Die Weisheit ist etwas Großes und Weitausgreifendes. Sie bedarf freien Raumes: Überirdisches und Menschliches muss sie sich geläufig machen, muss Bescheid wissen über Vergangenes, Zukünftiges, Hinfälliges, Ewiges, über die Zeit selbst. Bedenke nur, wie viele Fragen sich an eine Sache knüpfen: Was ist die Zeit? Erstens: ist sie etwas an und für sich? Sodann: ist etwas vor der Zeit ohne Zeit? Hat sie angefangen mit der Welt, oder ist, da vor der geordneten Welt etwas gewesen ist, auch die Zeit gewesen? Unzählige Fragen knüpfen sich auch schon bloß an die Psyche: Woher stammt sie, welcher Art ist sie? Wann fängt sie an zu sein? Wie lange dauert sie? Geht sie von einer Stelle in eine andere über, und wechselt sie ihren Wohnsitz, eine Tierform immer wieder mit einer anderen vertauschend, oder ist sie nur ein Mal zur Dienstbarkeit verurteilt, um dann freigelassen im

Weltenraum sich umher zu bewegen? Ist sie ein körperliches Wesen oder nicht? Was wird sie tun, wenn sie aufgehört hat ihre Wirksamkeit durch uns auszuüben? Wie wird sie ihre Freiheit ausnützen, wenn sie aus diesem Käfig entwichen ist? Wird sie alles Frühere vergessen und erst von da ab sich zu kennen anfangen, wo sie, des Körpers ledig, in eine höhere Welt geht? Mit welcher Seite der menschlichen und göttlichen Dinge du dich befassen magst, du wirst ermüden unter der gewaltigen Menge dessen, was zu erforschen und zu erlernen ist. Um so Vielem und so Großem freien Zutritt und freundliche Aufnahme zu gewähren, muss alles Überflüssige aus dem Geist entfernt werden. Die Tugenden wollen von einem solchen Gedränge nichts wissen, eine große Sache fordert einen weiten Raum. Alles andere soll ausgetrieben, die ganze Psyche soll ihr eingeräumt werden.

„Aber die Kenntnis vieler Wissenszweige macht uns doch Freude.“ - Gut. Wir wollen von ihnen alles beibehalten, was nötig ist. Hältst du den für tadelnswert, der für seinen Hausbedarf sich Überflüssiges anschafft und seine Wohnung mit prunkvollen Kostbarkeiten ausstattet, so wirst du deinen Tadel auch gegen den richten müssen, der seinen vollen Eifer einem überflüssigen wissenschaftlichen Apparat zuwendet. Mehr wissen zu wollen als nötig, ist eine Art Mangel an Selbstbeherrschung. Macht doch dieser Eifer für die freien Künste die Menschen unleidlich, geschwätzig, taktlos, selbstgefällig und zu Leuten, die das Nötige nicht lernen, eben weil sie ihre Zeit auf Erlernung des Überflüssigen verwendeten. Viertausend Bücher hat der Grammatiker Didymus geschrieben: Er würde mir leid tun, wenn er so vieles Überflüssige auch nur gelesen hätte. In diesen Büchern werden Untersuchungen angestellt über die Heimat Homers, oder über die wahre Mutter des Aeneas, oder über die Frage, ob Anakreon mehr verliebt oder ein Trinker gewesen sei, oder ob Sappho eine öffentliche Dirne war, sowie anderes, was man eher verlernen müsste, wenn man es wüsste. Nun wage man noch zu behaupten, das Leben sei nicht lang!

Aber auch, wenn du zu unseren Vertretern jener Wissensfächer kommst, will ich dir vieles zeigen, was verdiente mit der Axt abgehauen zu werden. Mit großem Aufwand von Zeit, mit starker Belästigung der Ohren anderer wird das Lob erkaufte: „Ein Muster von Gelehrsamkeit.“ - Seien wir lieber zufrieden mit dem bescheideneren Lob: „Ein Muster von Rechtschaffenheit!“ - Wie? Soll ich wirklich die Jahrbücher aller Völker durchblättern und ergründen, wer zuerst als Dichter aufgetreten ist? Soll ich, da hier der Kalender versagt, durch Rechnung herausbringen, wie viel Zeit zwischen Orpheus und Homer liegt? Soll ich die scharfen Anmerkungen, die Aristarch<sup>232</sup> an Gedichten machte, überprüfen und meine Jahre an Silbenstechereien verschwenden? Soll ich nicht endlich einmal dem Staub der Geometrie entgehen? Keine Geltung soll der heilsame Spruch für mich haben: „Sei sparsam mit deiner Zeit!“ Solcherlei Kram soll ich mir als Wissen aneignen? Was bleibt dann noch übrig für das Nichtwissen? Der Grammatiker Apion<sup>233</sup>, der unter Caius Caesar [Caligula] ganz Griechenland gleich einem Marktschreier durchzog und von allen Gemeinden als ein neuerstandener Homer gefeiert wurde, behauptete, Homer habe erst nach Vollendung seiner beiden großen Gedichte, der Odyssee und der Ilias, seinem Werke, in welchem er den trojanischen Krieg zusammenfasste, die Anfangsverse

<sup>232</sup> Fußnote Apelt: Aristarch aus Samothrake lebte im 3. Jh. v. u. Zr. in Alexandria als hochberühmter Grammatiker, der sich mit der Textkritik des Homer auf das Eingehendste beschäftigte.

<sup>233</sup> Fußnote Apelt: Apion, auch Alexandriner, trat unter anderem als Ankläger der Juden vor Kaiser Caligula auf.

vorangestellt. Als Beweis dafür machte er den Umstand geltend, dass Homer den ersten Vers mit zwei Buchstaben begonnen habe, die absichtlich die Zahl der Bücher angeben sollten. Dergleichen muss man wissen, wenn man viel wissen will.

Bedenke noch, wieviel Zeit dir körperliches Unwohlsein raubt, wieviel die öffentlichen, wieviel die häuslichen Geschäfte, wieviel die täglichen Vorkommnisse, wieviel der Schlaf wegnimmt. Miss deine Lebenszeit aus: Für so vieles langt sie nicht hin. Ich sprach von den freien Künsten; aber auch die Philosophen, wieviel Überflüssiges schleppen sie mit sich, wie vieles, was für das Leben nicht verwendbar ist. Auch sie haben sich auf Silbenstechereien eingelassen, auf die Besonderheiten der Konjunktionen und der Präpositionen, wollten hinter den Grammatikern und Geometern nicht zurückstehen. Alles mögliche Überflüssige haben sie aus deren Lehrweise in die ihrige übertragen. Der Erfolg ist schließlich der, dass sie besser zu reden als zu leben verstehen. Vernimm, wieviel Unheil die übertriebene Spitzfindigkeit anrichtet und wie schädlich sie der Wahrheit ist. Protagoras behauptet, man könne über jegliche Sache mit gleicher Sicherheit für und widerstreiten, ja sogar über den Satz selbst, ob alle Behauptungen nach beiden Seiten hin bestreitbar seien. Nausiphanes<sup>234</sup> behauptet, dass von allem, was zu sein scheine, ebensowohl das Sein als das Nichtsein zu gelten habe. Parmenides behauptet, dass von dem, was zu sein scheine, nichts dem einheitlichen Ganzen angehöre. Fast in dem gleichen Gleis bewegen sich die Pyrrhoneer, die Megariker, die Eretrier und Akademiker, die einen neuen Wissenschaftsbegriff eingeführt haben, nämlich das Nichtwissen. All das wirf zu dem nutzlosen Kram der freien Künste.

Die einen von den Genannten führen mich ein in eine Wissenschaft, die keinen Nutzen bringt, die anderen rauben mir jede Hoffnung auf irgend welches Wissen; es ist doch immerhin noch besser, Überflüssiges zu wissen als nichts. Die einen gehen mir nicht mit einer Leuchte voran, durch die der Blick auf das Wahre hingelenkt wird, die anderen nehmen mir geradezu mein Augenlicht. Schenke ich dem Protagoras Glauben, so gibt es in der Welt überhaupt nichts als nur Zweifelhafte, wenn dem Nausiphanes, so ist nur dies eine sicher, dass es nichts Sicheres gibt; wenn dem Parmenides, so gibt es nichts als das Eine, wenn dem Zenon [von Elea], nicht einmal dies Eine. Was also sind wir?

Was ist alles das, was uns umgibt, nährt, erhält? Die ganze Natur ist nichts als ein wesenloser oder trügerischer Schatten. Es wird mir nicht leicht zu sagen, wem ich mehr zürnen soll, denen, die uns zum Nichtwissen verurteilen, oder denen, die uns nicht einmal das Nichtwissen gönnen.

## 89. Brief

### [Von der Einteilung der Philosophie]

Du verlangst etwas sehr Nützliches und für einen nach Weisheit Strebenden Unentbehrliches: Eine Einteilung der Philosophie und eine Zerlegung ihres gewaltigen Körpers in seine Glieder. Denn leichter gelangen wir durch die Teile zur Kenntnis des Ganzen. Könnte doch, wie doch die ganze Gestalt der Welt zur Anschauung kommt, so auch die ganze Philosophie uns vor Augen treten: Ein Schauspiel, ähnlich dem des Weltalls!

Wahrlich, die Philosophie würde alle Menschen zur Bewunderung hinreißen, so dass sie alles hinter sich ließen, was sie jetzt, aus Unkunde ihrer

<sup>234</sup> Fußnote Apelt: Nausiphanes von Teos, ein Demokriteer, war Lehrer des Epikur.

Großartigkeit, für gering achten. Doch weil uns dies nicht zuteil werden kann, so werden wir sie so betrachten müssen, wie man einzelne Teile der Welt beschaut. Der Geist des Weisen umfasst zwar ihre ganze Masse und durchläuft sie mit einem Blick ebenso schnell, als unsere Augen den Kosmos; denen aber, die noch die Finsternis mühsam durchbrechen müssen und deren Augen schon für das Nächstliegende nicht ausreicht, kann alles leichter in einzelnen Stücken gezeigt werden, da sie das Ganze noch nicht zu erfassen vermögen.

Ich will also tun, was du verlangst, und die Philosophie in Teile, nicht in Stücke zerlegen; denn es ist zweckmäßig, sie einzuteilen, nicht zu zerschneiden, da es ebenso schwer ist, das zu Kleine wie das zu Große zu erfassen. Zuerst also glaube ich dir sagen zu müssen, was für ein Unterschied zwischen der Weisheit und der Philosophie besteht: Die Weisheit ist das vollendete Glücks-Gut des menschlichen Geistes; die Philosophie ist die Liebe zur Weisheit und das Streben nach ihr. Diese zeigt, wohin jene gelangt ist. Woher die Philosophie ihren Namen hat, ist klar. Das Wort selbst spricht es aus.

Einige haben die Weisheit so definiert, dass sie sagten, sie sei die Wissenschaft der [gleichsam] übermenschlichen [oder naturgesetzlichen] und menschlichen Dinge. Andere wieder so: Weisheit ist die Kenntnis der übermenschlichen [oder naturgesetzlichen] und menschlichen Dinge *und* ihrer Ursachen.

Auch die Philosophie hat man bald so, bald anders definiert: Die einen sagten, sie sei das Streben nach den [vier stoischen] Tugenden, andere, sie sei das Streben nach Besserung der Psyche. Einige nannten sie das Verlangen nach richtiger Vernunft. Das steht jedenfalls fest, dass ein Unterschied ist zwischen der Philosophie und der Weisheit, denn unmöglich kann das Erstrebte und das Erstrebende ein und dasselbe sein. Gleich wie ein großer Unterschied ist zwischen der Habsucht und dem Geld, da jene [die Habsucht] begehrt, dieses [das Geld] aber begehrt wird, so auch zwischen der Philosophie und der Weisheit. Denn die Weisheit ist die Wirkung und der Lohn der Philosophie; die Philosophie kommt, zur Weisheit gelangt man. Weisheit ist, was die Griechen >sophia< nennen. Dieses Wortes bedienten sich auch die Römer, wie sie sich noch jetzt des ebenfalls griechischen Wortes >Philosophie< bedienen. Dies beweisen dir sowohl die alten römischen Nationaldramen, als auch die Inschrift auf dem Grabe des Dossennus:

„*Hospes resiste et sophian dossenni lege.*“

[*Halte inne, Wanderer, des Dossenus Weisheit lies.*] <sup>235</sup>

Einige der Unsrigen haben, obgleich die Philosophie das Streben nach den [vier stoischen] Tugenden ist, und diese begehrt werden, und die Philosophie danach strebt, dennoch beide für unzertrennlich gehalten; denn es gibt weder eine Philosophie ohne Tugenden, noch die Tugenden ohne Philosophie. Die Philosophie ist das Streben nach Tugenden, aber vermöge der Tugenden selbst; es kann aber weder Tugenden geben ohne das Streben nach ihnen, noch Streben nach den Tugenden ohne diese. Denn es ist hier nicht wie bei denen, die aus der Entfernung nach etwas zielen, wo sich der Zielende an einem anderen Ort befindet als das Ziel; noch auch wie bei einer Straße, die zwar nach einer Stadt führt, aber außerhalb derselben ist. Zu den Tugenden gelangt man nur durch sie selbst. Philosophie und Tugenden hängen also eng zusammen.

Die meisten und bedeutendsten Gewährsmänner stellen drei Teile der Philosophie auf: Die Morallehre [Ethik], die Physik und die Logik. Die

---

<sup>235</sup> Fußnote Apelt: Fabius Dossennus, ein alter Atellanendichter. Die Grabschrift lautet deutsch: „Stehe still, Fremdling, und lies >Die Sophia< des Dossennius.“

Morallehre lässt die Psyche gesunden; die Physik erforscht die Natur der Dinge, die Logik prüft die eigentümlichen Bedeutungen der Ausdrücke, ihre Zusammenstellung und die Beweisgründe, damit sich nichts Falsches statt Wahrem einschleicht. Übrigens finden sich auch einige, die die Philosophie in weniger Teile oder in mehr Teile zerlegen. Einige Peripatetiker fügten einen vierten Teil hinzu, die Politik, weil diese ein selbständiges Studium erfordere und sich mit einem anderen Gegenstand beschäftigt. Manche fügten noch einen Teil bei, den sie die Ökonomie nennen, also die Wissenschaft, das Hauswesen zu verwalten. Einige haben noch einen besonderen Abschnitt >Über die Lebensarten< eingefügt. Alle dies gehört [bei den Stoikern] in die Morallehre [Ethik].

Die Epikureer behaupten, es gebe nur zwei Teile der Philosophie, die Morallehre und die Physik, die Logik lassen sie weg. Da sie aber später durch die Gegenstände selbst genötigt wurden, Zweideutiges auszumerzen und das Falsche, das sich unter dem Schein des Wahren verbirgt, zu entlarven, so führten sie einen Abschnitt ein, dem sie den Titel >Vom Urteil und der Regel< gaben; somit führten sie unter anderem Namen die Logik wieder ein, betrachten sie aber nur als einen Anhang der Physik.

Die Cyrenaiker hoben die Physik und die Logik auf und begnügten sich einzig mit der Morallehre; allein auch diese führten auf andere Weise wieder ein, was sie beseitigten. Sie teilen nämlich die Morallehre in fünf Teile, so dass der eine von den Dingen handelt, welche man fliehen und welche man suchen soll, der zweite von den Affekten, der dritte von den Handlungen, der vierte von den Ursachen, der fünfte von den Beweisgründen. Die Ursachen der Dinge aber gehören zur Physik, die Beweisgründe zur Dialektik und die Handlungen in die Morallehre.

Ariston von Chios<sup>236</sup> behauptete, die Physik und die Dialektik seien nicht nur überflüssig, sondern auch zweckwidrig. Selbst die Morallehre, den einzigen Teil, den er übrig ließ, beschnitt er. Er entfernte davon den ganzen Abschnitt, der die Verhaltensregeln enthält, und behauptete, er sei nur für den Erzieher wichtig, nicht für den Philosophen. Als ob der Weise [der Stoiker] etwas anderes wäre, als ein Erzieher der Menschen!

Auch der Morallehre [Ethik] beliebte man wieder drei Unterteilungen zu geben. Die erste ist die Untersuchung, die einem jeden das Seine anweist, und beurteilt, was jedes Ding wert sei. Eine sehr nützliche Lehre, denn was ist nötiger, als den Wert der Dinge zu bestimmen? Die zweite Unterteilung handelt von den Handlungen, die dritte von den Trieben.

Die erste Überlegung ist, dass du beurteilst, wie hoch jede Sache zu halten ist. Die zweite Überlegung ist, dass du den Trieb danach regelst und mäßigst. Die dritte, dass zwischen deinen Trieben und Handlungen Übereinstimmung herrscht, damit du in allen drei Überlegungen mit dir selbst harmonierst. Alles, was von diesen drei Überlegungen abweicht oder fehlt, stört auch die übrigen. Denn was nützt es, über alles ein richtiges Urteil im Kopf zu haben, wenn du in deinen Trieben zu heftig bist? Was hilft es, die Triebe unterdrückt und die Begierden in deiner Gewalt zu haben, wenn du beim Handeln die rechte Zeit verkennst und nicht weißt, wann, wo und wie es geschehen muss? Denn es sind verschiedene

<sup>236</sup> Fußnote Apelt: Ariston von Chios, zu unterscheiden von dem Peripatetiker Ariston von Keos, wird in den weiteren Briefen Senecas noch mehrfach erwähnt. Er war ein entschiedener Gegner der Präzeptenmoral [Erziehermoral] und wollte nur die wissenschaftliche Moral gelten lassen; ein Mann von straffer Haltung und schneidender Ausdrucksweise, wie er uns in den Bruchstücken entgegentritt. Siehe auch 94. Brief.

Dinge, die Wichtigkeit und den Wert der Dinge zu kennen, oder den rechten Augenblick zu wissen, oder die Triebe zu zügeln und zum Handeln überzugehen ohne zu stürzen. Dann erst befindet sich das Leben im Einklang, wenn die Handlung dem Trieb nicht widerspricht, und der Trieb sich nach der Wichtigkeit einer jeden Sache bald schwächer, bald heftiger regt, je nachdem diese verdient begehrt zu werden.

Die Physik [die Physiktheorie der Stoiker] wird in zwei Abschnitte zerlegt, und zwar in die Lehre von den körperlichen und unkörperlichen Dingen. Beide teilen sich wieder, sozusagen, in ihre Stufen ein. Der Abschnitt von den körperlichen in diese: Erstens in solche, die hervorbringen und die von jenen hervorgebracht werden; hervorgebracht aber werden die Elemente. Die Lehre von den Elementen ist, wie einige glauben, einfach; nach anderen teilt sie sich in die [Abschnitte von der] Materie, von der alles bewegende Ursache und von den Urstoffen.

Es bleibt noch übrig, dass ich auch die Logik einteile: Jede Rede ist entweder eine fortlaufende, oder eine zwischen Fragen und Antworten geteilte. Letztere beliebt man Dialektik, erstere Rhetorik zu nennen. Die Rhetorik hat es mit den Worten, ihrem Sinn und ihrer Anordnung zu tun. Die Dialektik teilt sich wiederum in zwei Teile, in Worte und Begriffe, d. h. in die Sachen, wovon man spricht, und in die Ausdrücke, womit man spricht. Hieraus aber folgt eine weitere große Einteilung beider Unterabteilungen; daher will ich hier schließen, denn: „Nur das Erkennbare sei berichtet“<sup>237</sup> sonst würde, wenn ich die Unterteilungen noch weiter unterteilte [aus diesem Brief] ein Buch von Untersuchungen werden. Dergleichen zu lesen, widerrate ich dir nicht, mein bester Lucilius, wenn du nur alles, was du liest, sogleich auf die Veredelung deines Charakters beziehst. Ihn zügle, belebe das in dir Erschlaffte, verbinde das haltlos Gewordene, bezähme das Widerspenstige, züchtige deine und, so weit du es vermagst, auch die allgemein herrschenden Begierden, und wenn man dir zuruft: „Wie lange noch immer das Gleiche?“ so antworte: „Ich könnte euch entgegen: Wie lange noch immer die gleichen Fehler? Ihr wollt früher mit den Heilmitteln aufhören, als mit euren Fehlern? Ich aber will um so mehr reden und, weil ihr [meinen Rat] verschmäht, dabei verharren. Dann erst fängt die Behandlung zu wirken an, wenn die Berührung dem fühllos gewordenen Körper wieder Schmerz verursacht. Ich will, auch gegen euren Willen, nützliche Worte zu euch sprechen. Mag auch zuweilen ein unangenehmes Wort zu euch dringen, und weil ihr die Wahrheit unter vier Augen nicht hören wollt, so hört sie öffentlich.“

Wie weit wollt ihr noch die Grenzen eurer Besitzungen ausdehnen? Eine Landschaft, die einem ganzen Volk Raum bot, genügt jetzt nicht einem einzelnen Herrn [Großgrundbesitzer]. Wieweit hinaus soll euer Pflug sich seine Grenzen stecken? Der Umfang ganzer Provinzen ist euch nicht groß genug für die Ausdehnung eurer Landgüter. Bekannte Flüsse nehmen ihren Lauf durch Privatländereien, und große Ströme, die die Grenze großer Völker bilden, nehmen ihren Lauf von der Quelle bis zur Mündung durch euer Gelände. Und selbst das genügt euch noch nicht. Eure Landgüter müssen sich an den Meeresküsten hinziehen; jenseits des adriatischen, ionischen und ägäischen Meeres muss euer Verwalter als Herr auftreten; geräumige Mietshäuser, einst die Wohnstätten großer Feldherren, gelten jetzt als ein ganz verächtlicher Besitz. So besitzt denn soviel ihr nur wollt, lasst euer Landgut so groß sein, wie ehemals ein ganzes Herrschergebiet, eignet euch an, was ihr nur immer könnt, so lange es noch mehr

<sup>237</sup> Fußnote Apelt: Virgil, Aeneis I, 342.



Land gibt, was euch nicht gehört.

Und nun wendet sich meine Rede an euch, deren Üppigkeit ebenso ins Grenzenlose geht wie die Habsucht jener. Euch sage ich: Wie lange wird es noch dauern, so wird es keinen See mehr geben, der nicht von den Giebeln eurer Landhäuser umkränzt ist, keinen Fluss, dessen Ufer nicht eure Gebäude einnehmen! Wo auch immer die Adern warmer Quellen sich öffnen mögen, da werden sicher neue Herbergen der Wollust erstehen. Wo auch immer die Meeresküste eine Bucht bildet, da werdet ihr alsbald die Fundamente zu einem Bau legen, und nicht zufrieden mit dem Boden, wenn ihr ihn euch nicht selbst geschaffen, werdet ihr das Meer zum Land machen.

Mögt ihr auch überall eure strahlenden Paläste bauen, hier auf Bergen, zur weiten Aussicht über Land und Meer, dort aus der Ebene zu den Bergen ansteigend, mögt ihr auch noch so viel bauen, noch so Überwältigendes, ihr seid doch ein jeder nur ein einzelnes, winziges Körperchen. Was habt ihr von euren zahlreichen Zimmern? In einem einzigen legt ihr euch zur Ruhe nieder. Der Raum, in dem ihr selber nicht seid, ist auch nicht der eure.

Und weiter wende ich mich denen zu, deren gieriger und unersättlicher Schlund Anlass gibt zur genauen Erkundung von Meer und Land. Mit Angeln, mit Schlingen, mit Netzen verschiedenster Art stellt man den Tieren mit Aufbietung aller Kraft und Kunst nach: keines ist sicher vor euch, ihr müßtet denn keinen Geschmack mehr an ihnen finden. Und doch: Wie wenig von all diesen Gerichten, deren Beschaffung so vieler Hände in Bewegung setzten, kommt über eure durch Genüsse erschlafften Lippen! Wie wenig von diesem, nicht ohne Gefahr beschafften Wild kommt in den bereits verdorbenen und zum Erbrechen neigenden Magen des Hausherrn! Wie wenige von den aus so großer Ferne herbeigeschafften Muscheln finden den Weg in den überreizten Magen. Ihr Unglücklichen! Sagt ihr euch nicht manchmal, dass euer Hunger größer ist als euer Magen?

So sprich zu anderen, damit du, als Sprechender, es selbst hörst; so schreibe, damit du beim Schreiben es selbst auch liest, beständig auf deine Besserung und der Besänftigung der stürmischen Affekte bedacht. Richte deinen Wissenstrieb nicht auf das „Mehr“, sondern auf das „Besser“.

## 90. Brief

[Leistungen der Philosophie und Kritik der Ansicht des Poseidonius]

Dass wir leben, mein Lucilius, ist unzweifelhaft ein Geschenk des Aether-Logos, dass wir ehrbar leben, ein Geschenk der Philosophie. Dass wir ihr zu höherem Dank verpflichtet sind als dem Aether-Logos, und zwar in eben dem Maße, als ein ehrbares Leben höher steht als das Leben schlechtweg, würde für sicher gelten, wenn nicht die Philosophie selbst uns von dem Aether-Logos verliehen worden wäre. Die wissenschaftliche Erkenntnis der Philosophie gab er keinem Menschen, das Vermögen dazu allen. Denn hätte der Aether-Logos auch dieses Glücks-Gut zu einem Gemeingut gemacht, kämen wir also mit voller Einsicht [mit Weisheit] zur Welt, so würde die Weisheit ihren größten Vorzug verloren haben, nämlich den, zu den Glücks-Gütern zu gehören. Denn tatsächlich ist eben dies das Kostbare und Erhabene an der [stoischen] Philosophie, dass sie nicht eine Gabe des Zufalls ist, dass vielmehr jeder sie sich selbst verdankt, dass sie nicht erbeten werden kann. Was gäbe es an der Philosophie Bewundernswertes, wenn sie von der Gnade anderer abhinge? Ihre einzige

Aufgabe ist, die Wahrheit zu finden in Bezug auf überirdische [naturgesetzliche] und menschliche Dinge. Von ihrer Seite weicht nicht die Gewissenhaftigkeit, die Gerechtigkeit und die ganze weitere Gefolgschar der im engen Zusammenhang miteinander stehenden Tugenden.

Die [stoische] Philosophie lehrt Ehrfurcht vor dem Aether-Logos, Liebe zu den Menschen. Dem Aether-Loos [alias dem Naturgesetz] soll die Herrschaft gehören, unter den Menschen Brüderlichkeit herrschen. Diese Brüderlichkeit hat sich eine Zeitlang unverletzt erhalten, bis die Habsucht das Band zerriss und selbst für die, die ihr den größten Reichtum verdankten, die Ursache zur Armut wurde. Denn vorher besaßen sie alles gemeinsam: Das hörte auf mit dem Streben nach Eigentum. Die ersten Menschen dagegen und ihre nächsten Nachkommen folgten unverdorben der Natur als ihrer Führerin und ihrem Gesetz im vollsten Vertrauen auf die Entscheidung des Besseren. Denn es liegt im Wesen der Natur, das Geringere dem Vorzüglicheren unterzuordnen. Unvernünftige Tierherden ordnen sich der Leitung der körperlich ansehnlichsten oder stürmischsten Tiere unter. Der Rinderherde schreitet nicht ein verkümmertes Stierexemplar voran, sondern der größte und muskelkräftigste von allen. An der Spitze einer Elefantenherde steht der an Größe Hervorragendste. Bei den Menschen ist die Trefflichkeit entscheidender als die Stärke. Die geistige Bedeutung ist ausschlaggebend für die Wahl des Besseren; und so waren denn diejenigen Völker die glücklichsten, in denen für die Ausübung der Macht lediglich die Tugendhaftigkeit maßgebend war. Denn nur der, welcher seine Macht ganz in den Dienst der angemessenen Handlungen stellt, kann seinen Willen mit großer Sicherheit durchsetzen.

So vertritt denn Poseidonius die Meinung, dass in dem sogenannten goldenen Zeitalter die Herrschaft in der Hand der Weisen gelegen habe. Diese ließen die Gewalttätigkeit nicht aufkommen und schützten die Schwächeren gegen die Stärkeren; sie gaben ihren Rat, sei es zustimmend oder abwehrend, und wiesen hin auf das Nützliche oder Schädliche. Ihre Einsicht sorgte dafür, dass den Ihrigen nichts fehlte, ihre Tapferkeit wehrte Gefahren ab, ihre Freigebigkeit hob und verschönerte das Leben ihrer Untergebenen. Ihr befehlendes Wort war Ausdruck der angemessenen Handlungen, nicht der Herrschergewalt. Niemand erlaubte sich eine Kraftprobe gegen diejenigen, denen er seine Kraft verdankte. Keiner verspürte Lust oder hatte Anlass zu Gewalttätigkeit, denn dem tadellosen Regiment entsprach der tadellose Gehorsam, und der Herrscher konnte die Ungehorsamen mit nichts Schlimmerem bedrohen als mit Niederlegung seiner Regierung. Aber als mit allmählicher Zunahme der Laster sich die Herrschaft in Tyrannei verwandelte, machte sich allmählich die Einführung von Gesetzen nötig, die indes anfänglich gleichfalls von den Weisen gegeben wurden. Solon, der Athen Gesetze gab nach Maßgabe der Rechtsgleichheit, gehört zum Kreis der sieben bekannten Weisen; hätte Lykurg zu derselben Zeit gelebt, so würde er als achter jenen ehrwürdigen Männern zugezählt worden sein. Man lobt des Zaleukus und Charondas Gesetze.<sup>238</sup> Diese haben nicht auf dem Forum oder in der Halle von Rechtsgelehrten sondern in dem stillen, weihevollen Kreis des Pythagoras sich die Rechtskenntnisse angeeignet, durch die sie Gesetzgeber wurden für das blühende Sizilien sowie für die Griechen in Italien.

Soweit gebe ich dem Poseidonius recht. Aber dass die Künste, die für den Bedarf des täglichen Lebens sorgen, von der Philosophie erfunden worden seien, das kann ich nicht zugeben; den Ruhm der Erfindung der Baukunst kann ich ihr

<sup>238</sup> Fußnote Apelt: Zaleukus, der Gesetzgeber der Lokrer in Unteritalien. Charondas, Gesetzgeber von Katana und anderer Städte in Sizilien.

nicht zusprechen. „Sie lehrte“, sagt Poseidonius, „die weithin zerstreuten Menschen, die entweder in Höhlen oder in Felsspalten oder in einem ausgehöhlten Baumstamm Schutz suchten, Häuser zu bauen.“ - Ich dagegen bin der Meinung, dass die Philosophie diese Veranstaltungen zur Errichtung von Gebäuden, die eines das andere immer überragen, sowie von Städten, die einander den Rang abjagen, ebensowenig ersonnen habe, wie jene wohlverwahrten Fischteiche, die zu dem Zweck angelegt wurden, um den lüsternen Gaumen vor der Gefahr der Stürme zu bewahren: auch bei dem wütendsten Meerestoben sollte die Schwelgerei ihre gesicherten Hafenplätze haben, in denen sie alle Arten von Fischen zu Hauf mästen könnte. Wie? Die Philosophie lehrte die Menschen, Schlüssel und Riegel zu haben? - Wäre das nicht geradezu die Anweisung zur Habsucht gewesen? Die Philosophie soll diese mit so großer Gefahr für die Einwohner verbundenen himmelhohen Gebäude angelegt haben? Genügte es denn nicht, sich zu schützen durch das, was gerade zur Hand war, und ohne Kunst und ohne Schwierigkeit irgend ein von der Natur gebotenes Obdach ausfindig zu machen? Glaube mir, jenes glückliche Zeitalter blühte, als es noch keine Architekten, noch keine Stuckateure gab. All dies ist erst aufgekommen mit dem Beginn der Üppigkeit. Von da ab erst fing man an, regelrecht vierkantiges Bauholz herzustellen und mit der ihren vorgezeichneten Lauf streng einhaltenden Säge die Balken fehlerlos zu durchschneiden [Vergil, Georg. I, 144]:

*„Denn früher pflegte ein Keil den starken Stamm zu zerspalten.“*

Denn noch errichtete man keine Bauten für Speisesäle, die für großartige Festmahle dienen sollten, und noch wurden nicht zu diesem Zweck Fichten und Tannen in endlosem Wagenzug durch die von der Last erdröhnenden Straßen herbeigeschafft, um dem Speisezimmer eine getäfelte Decke zu geben, die von vergoldetem Schmuck strotzt. Auf beiden Seiten je eine gabelförmige Stütze, das war die ganze Vorrichtung, die dem Bau früher die nötige Festigkeit gab. Mit dicht gehäuften Reisig, darüber eine schräg abwärts sich neigende Schicht von Stroh, ließ man den Regen, so stark er auch sein mochte, ablaufen. Unter solchen Dächern wohnten sie, und zwar aller Sorgen ledig. Ein Strohdach deckt die Freien, unter Marmor und Gold wohnt die Knechtschaft. Auch darin stimme ich dem Poseidonius nicht bei, dass, wie er meint, die für das Handwerk nötigen Eisenwerkzeuge von weisen Männern erdacht worden seien. Wäre dem so, dann könnte man auch denjenigen einen Weisen nennen [Vergil, Georg. I, 139]:

*„Der es erfand, zu fangen das Wild mit Schlingen und Ruten,  
Und zuerst das weite Gehölz mit Hunden umstellte.“*

Alles dies hat der Spürsinn der Menschen, nicht die Weisheit erfunden. Auch das kann ich ihm nicht zugestehen: Die Weisen seien es gewesen, die die Fundgruben des Eisens und anderer Erze erschlossen hätten, indem die von Waldbränden durchglühte Erde die obersten Adern erweicht und in Fluss gebracht hätte. Solche Dinge werden von Leuten gefunden, die dafür ein wachsames Auge haben. Auch die Frage scheint mir nicht so schwierig wie dem Poseidonius, was zuerst in Gebrauch gekommen sei, der Hammer oder die Zange. Beide Erfindungen zeugen von einem geweckten und scharfen, aber nicht von einem großen und erhabenen Geist. Und so steht es mit allem, was mit gebeugter Körperhaltung und auf den Boden gerichteter Aufmerksamkeit gesucht werden muss. Der Weise fand leicht seinen Lebensunterhalt. Warum auch nicht? Will er doch auch heutzutage noch so wenig wie möglich [an materiellen Dingen] mit sich führen.

Wie kannst du, ich bitte dich, in einem Atem den Diogenes und den

Daedalus bewundernd loben? Welcher von beiden scheint dir der Weise zu sein? Der die Säge erfunden hat, oder der, der, als er einen Knaben aus hohler Hand Wasser trinken sah, sofort seinen Becher aus seinem Ranzen zog und ihn zerbrach mit folgenden Worten an sich selbst: „Wie lange habe ich Tor überflüssiges Gepäck mit mir geführt!“ - Mit einem Fass begnügte er sich als seiner Wohn- und Schlafstätte. Und heutzutage? Wen hältst du für weiser? Den, der die Erfindung gemacht hat, wie man Safranwasser aus verborgenen Röhren in ungemessene Höhe sich ergießen lässt, der [im Zirkus] Kanäle mit plötzlich andringendem Wasser füllt oder sie wieder trocken legt und bewegliches Getäfel über den Speisesälen so geschickt zusammenfügt, dass immer ein neuer Anblick den anderen ablöst, und jedes neue Gericht mit einem Deckenwechsel eingeführt wird, oder den, der anderen und sich selbst klar macht, dass die Natur uns nichts Hartes und Schweres auferlegt, dass wir für unsere Wohnung keines Marmorarbeiters und Zimmermannes bedürfen, dass wir auch ohne den Seidenhandel [von China über Indien] uns kleiden, dass wir das für unseren Bedarf Notwendige haben können, wenn wir zufrieden sind mit dem, was uns die Erde auf ihrer Oberfläche darbietet? Wollte die Welt seinem Wort Gehör geben, so würde sie sich überzeugen, dass ein Koch ebenso überflüssig ist wie ein Soldat. Diejenigen, die mit der Sorge für den Körper leicht fertig waren, sie waren weise, oder wenigstens den Weisen ähnlich. Die Beschaffung des Notwendigen macht wenig Mühe. Die Genussucht erfordert vieler Hände Beistand. Du bedarfst nicht der Künstler: Folge nur der Natur. Sie hat es auf keine Überlastung für uns abgesehen: wozu sie uns zwang, dazu hat sie uns auch mit hinreichenden Mitteln ausgerüstet. „Die Kälte“, sagt man, „ist dem nackten Körper unerträglich.“ - Mag sein. Aber können nicht Felle von wilden und anderen Tieren uns mehr als ausreichend gegen die Kälte schützen? Dient nicht vielen Völkern die Baumrinde zur Bekleidung des Körpers? Wird nicht aus Vogelfedern eine Art von Kleidung hergestellt? Bekleidet sich nicht heutzutage noch ein gut Teil der Skythen mit Fuchs- und Mäusefellen, die sich weich anfühlen und dabei für den Wind undurchdringlich sind? - „Vor der Glut der Sommerhitze muss man sich doch durch dichterem Schatten schützen.“ - Nun gut. Aber hat nicht die Vorzeit dafür gesorgt, dass sich an vielen Stellen, sei es durch den Zahn der Zeit, sei es durch sonst irgendwelchen Zufall, tiefe Höhlen bildeten? Und haben nicht ferner die Menschen Flechtwerk aus Zweigen mit bloßer Hand hergestellt und es mit Lehm bestrichen, sodann das Dach mit Stroh und Blättern bedeckt und den Winter sorglos überstanden, während der Regen über das schräge Dach abließ? Und dienen nicht Gruben den Völkern an den Syrten zum Schutz gegen die übermäßige Sonnenglut, gegen die es keine schützende Hülle gibt außer dem glühenden Boden selbst?

Die Natur war nicht so feindselig gesinnt, dass sie, während sie es allen anderen Geschöpfen leicht machte, den Weg durchs Leben zu finden, es dem Menschen allein nicht vergönnte, ohne eine Unzahl von Kunstfertigkeiten zu leben. Zu nichts von alledem hat uns ein Gebot von ihr genötigt, nichts erfordert mühseliges Suchen, um das Leben zu fristen. Was wir brauchen, das findet sich von Geburt an für uns vor. Aber wir sind zu vornehm für das Leichte, und darum haben wir uns alles schwer gemacht. Obdach, Bekleidung, Wärmemittel für den Körper, Nahrung und alles, was jetzt unzählige Hände beschäftigt, war schnell zur Hand, kostenlos und ohne weitere Mühe zu beschaffen; denn das Maß richtete sich nach dem unmittelbaren Bedarf. Wir erst sind es gewesen, die diese Dinge so kostspielig, so staunenswert und zum Gegenstand des Wettbewerbes so vieler bedeutender Künste gemacht haben.

Die Natur reicht aus für das, was sie fordert. Die Üppigkeit hat sich losgemacht von der Natur. Sie gibt sich täglich selbst neuen Anreiz, nimmt im Verlauf der Zeiten immer mehr zu und fördert das Laster durch ihre Erfindungskraft. Sie begann damit, Überflüssiges zu begehren, sodann Naturwidriges, um schließlich den Geist unter das Gebot des Körpers zu stellen und ihn zum Diener der Lustbegierde zu machen. Alle jene Künste, die in das bürgerliche Leben so viel Aufregung bringen, oder es so geräuschvoll machen, stehen nur im Dienst des Körpers, der ehemals alles, was man ihm gab, als Knecht empfing, während er jetzt der Herr ist, für den alles zugerüstet wird. Daher die Werkstätten von Webern und Handwerkern, von Verfertigern von allerhand wohlriechenden Stoffen, von Lehrern weichlicher Körperübungen und weichlichen, mattherzigen Gesanges. Denn verschwunden ist jenes natürliche Maß, das in Befriedigung unserer Begierden nicht über das unmittelbar Nötige hinausging. Wie anders jetzt, wo es für ungebildet und armselig gilt nur das gerade Genügende zu wünschen.

Es ist unglaublich, mein Lucilius, wie leicht der Reiz der Beredtsamkeit selbst große Männer von der Wahrheit wegführt. So hat Poseidonius, meiner Meinung nach einer der fruchtbarsten Bearbeiter der [stoischen] Philosophie, seine Freude daran, zunächst zu beschreiben, wie die Fäden teils zusammengedreht, teils infolge ihrer Weichheit und Nachgiebigkeit lang gezogen werden, sodann wie das Gewebe durch angehängte Gewichte straff gerade gezogen wird, wie sodann der angefügte Einschlag, um den Druck des von beiden Seiten wirkenden Aufzugs in seiner Härte zu mildern, durch den Weberkamm gezwungen wird sich eng zusammenzuschließen. Und so kommt er denn zu der Behauptung, dass auch die Kunst der Weberei von den Weisen erfunden sei, wobei er ganz vergisst, dass diese feinere Weberei erst eine Erfindung späterer Zeit ist [Ovid, Metam. VI. 55]:

*„Fest am Baum das Gewebe, und der Rohrkamm scheidet den Aufzug.  
Mitten hindurch wird geschossen mit spitzem Schifflein der Einschlag.  
Diesen befestigen mit kräftigem Stoß die Zähne des Kammes.“*

Wie, wenn er in die Lage gekommen wäre, die Gewebe unserer Zeit zu sehen, die zu Kleidern verarbeitet werden, die nichts verbergen, die aller Schamhaftigkeit Hohn sprechen, von ihrer Bestimmung als Schutz des Körpers nicht zu reden.<sup>239</sup> Dann geht er zum Landbau über und beschreibt nicht weniger beredt, wie der Boden vom Pflug aufgerissen und abermals gepflügt wird, um das Erdreich zu lockern zur leichteren Einsenkung der Wurzeln, wie dann der Samen ausgestreut und mit der Hand das Unkraut ausgerodet wird, um nichts Ungehöriges aufkommen zu lassen, was die Saat erstickt. Auch dies erklärt er für ein Werk der Weisen, als ob nicht auch jetzt noch die Landwirte zahlreiche neue Erfindungen machen würden, um den Ertrag zu erhöhen. Und noch nicht zufrieden mit diesen Künsten, lässt er den Weisen auch sich mit der Mühle befassen. Er erzählt, wie er in Nachahmung natürlicher Vorgänge auf die Kunst der Brotzubereitung kam. „Die in den Mund gebrachten Getreidekörner“, sagt er, „werden durch die Härte der aufeinandertreffenden Zähne zermalmt, und was zur Seite gerät, wird durch die Zunge wieder zwischen die Zähne gebracht. Dann wird es mit Speichel gemischt, um leichter durch den schlüpfrigen Schlund ins Innere hinabzugelangen. Ist es im Magen angelangt, so wird es durch dessen gleichmäßige Wärme verdaut und teilt sich dann so [als Nährstoff] dem übrigen

<sup>239</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca meinte Stoffe und Kleider aus Seide, die durchsichtig waren und kaum die Blößen der Frauen verhüllten.

Körper mit. Dies nahm sich einer zum Muster: Er legte einen runden Stein über den anderen, ähnlich der Stellung der Zähne zueinander, deren unbeweglicher Teil die Bewegung des anderen erwartet. Durch die Reibung beider werden die Körner zermalmt, was sich öfters wiederholt, bis sie durch diese andauernde Wiederholung auf das feinste zermalmt sind. Hiernach durchfeuchtete er das Mehl mit Wasser, knetete es gründlich durch und formte es zu Brod, das er anfangs auf glühender Asche und einem glühenden Stein buk; dann erfand man mit der Zeit die Backöfen und andere Zubereitungsarten, die eine beliebige Benutzung der Hitze ermöglichten.“ - Es fehlte nicht viel, so hätte er auch behauptet, das Schusterhandwerk sei von einem Weisen erfunden worden.

Alles das hat die Erkenntnis, aber nicht die eigentliche Vernunftkenntnis erdacht. Es sind Erfindungen von Menschen, aber nicht von Weisen; so wenig wie die Erfindung von Schiffen mit Segeln, mit denen wir Flüsse und Meere befahren, um die Schubkraft des Windes nutzbar zu machen, sowie unter Anbringung eines Steuerruders, um dem Schiff jede beliebige Richtung zu geben. „Alles dies“, sagt Poseidonius, „hat der Weise zwar erfunden, aber als zu gering, um sich selbst damit näher zu befassen, wurden diese Dinge später untergeordneten Leuten überlassen.“ - Nein! Sie sind von den gleichen Leuten erdacht worden, die sich noch heute damit beschäftigen. Manches ist, wie bekannt, erst zu unserer Zeit aufgekommen, wie z. B. die Verwendung von Fensterscheiben, die durch die durchsichtige Glasmasse das helle Tageslicht durchlassen, oder wie die hohen Wölbungen der Bäder und die in ihre Wände eingelassenen Röhren, die überallhin der Wärme Zutritt verschaffen und eine gleichmäßige Verteilung derselben in allen Richtungen bewirken.

Nur hinzuweisen brauche ich auf den Aufwand an Marmor, der Tempeln und Häusern ihren Glanz gibt, auf die rundgeformten und geglätteten Steinmassen, auf denen die Säulenhallen ruhen, und die Decken der Säle, die geräumig genug sind, um ein ganzes Volk in sich aufzunehmen, auf die Kurzschrift [sog. Tironische Noten, römisches Kurzschriftsystem], durch welche auch die schnellste Rede schriftlich festgehalten wird, indem die schreibende Hand mit der Schnelligkeit der Zunge wetteifert. Alles dies sind Erfindungen untergeordneter Gesellen; die Weisheit sitzt auf hohem Thron: Sie lehrt nicht Handfertigkeiten, sie ist die Lehrerin des Geistes. Du willst wissen, was sie ausfindig gemacht, was sie hervorgebracht hat? Nicht unzüchtige Bewegungen des Körpers, nicht die vielfachen Luftdurchlässe bei Trompete und Flöte, durch welche der Lufthauch beim Aus- oder Durchgang sich zur Melodie formt. Sie [die Weisheit] hat nichts zu tun mit Waffen, mit Schutzmauern, mit Kriegsbedarf, sie hält es mit dem Frieden und ruft die Menschheit zur Eintracht auf. Sie ist, um es nochmals zu sagen, keine Verfertigerin von Werkzeugen für den notwendigen Lebensbedarf.

Was mutest du ihr solche Nichtigkeiten zu? Sieh nur hin: Die Gestaltung des Lebens selbst ist ihre Aufgabe und Kunst; alle übrigen Künste stehen unter ihrer Herrschaft. Denn wem das Leben dient, dem dient auch alles, was das Leben schmückt. Indes ist es nur das glückliche Leben, auf das sie zielt: dahin führt sie, dahin öffnet sie die Wege. Sie zeigt, was wirkliche, was scheinbare Übel sind, sie befreit den Geist von Eitelkeit, sie gibt ihm wahrhafte Größe, die aufgeblähte aber bloß auf leerem Schein beruhende weist sie in ihre Schranken zurück und duldet keine Unkenntnis des Unterschiedes zwischen Größe und Aufgeblasenheit. Die ganze Natur ebenso wie ihre eigene ist Gegenstand ihrer Lehre. Sie gibt Auskunft über Wesen und Art des Aether-Logos, über die Unterweltbewohner, über Laren

und Genien, über die Dämonen, die in die zweite Klasse überirdischer Wesen gehören, wo sie verweilen, was sie treiben, was sie können und was sie wollen. Das sind die Weihen der Philosophie, und durch welche nicht etwa der Tempel einer Gemeinde, sondern die unermessliche Wohnstätte des Aether-Logos im Kosmos erschlossen wird, deren wahre Götterbilder [gemeint sind: die Planeten] und wahres Antlitz sie dem Geist zur Schau stellt. Denn für so erhabene Schauspiele ist unsere Sinnlichkeit nicht ausreichend.

Sodann ist die Weisheit auf die Anfänge aller Dinge gerichtet, auf die ewige, dem Ganzen innewohnende Vernunft, sowie auf die Kraft jedes Samens, alles Einzelne nach seiner Eigenart zu gestalten. Weiter wendet sie sich dann der Untersuchung des Geistes zu, mit der Frage nach seiner Abkunft, nach seiner Stätte, nach seiner Dauer, nach der Zahl seiner Teile. Sodann geht sie von dem Körperlichen zu dem Unkörperlichen über, beurteilt die Wahrheit der Behauptungen und ihre Beweise und untersucht endlich das Zweideutige in Leben und Rede; denn in beiden mischt sich Wahres und Falsches.

Nicht abgewandt hat sich der Weise, wie Poseidonius meint, von jenen Kunstfertigkeiten, nein, er hat sich überhaupt nie mit ihnen abgegeben. Denn nie hätte er überhaupt etwas der Erfindung für wert erachtet, was er nicht auch einer dauernden Benutzung für wert erachtet hätte. Seine Wahl würde nicht auf Dinge fallen, von denen er sich wieder lossagen muss. „Anacharsis“, sagt er, „erfand die Töpferscheibe, durch deren Umschwung Gefäße geformt werden.“ - Weil aber schon bei Homer sich die Töpferscheibe findet, soll nicht diese Sage, sondern die Verse des Homer sollen unecht sein? Was mich anbelangt, so behaupte ich einerseits, dass Anacharsis mit der Erfindung dieser Sache nichts zu schaffen hat, andererseits, dass, wenn dies doch der Fall war, er diese Erfindung nicht als Weiser gemacht hat, wie denn der Weise so manches tut als Mensch, aber nicht als Weiser. Nimm an, der Weise sei ein besonders schneller Läufer, so wird er im Lauf alle hinter sich lassen, weil er schnellfüßig, nicht weil er weise ist. Ich möchte dem Poseidonius wohl einen Glasarbeiter vorführen, wie er durch sein Blasen dem Glas allerhand Formen gibt, die eine geübte Hand kaum zustande bringen könnte. Diese Erfindung ist gemacht worden, als die Entdeckung der Weisheit längst vorüber war. „Demokrit“, sagt er, „soll die Kunst der Torwölbung erfunden haben, durch die ein Bogen von Steinen, die seitwärts gegeneinander geneigt sind, durch den Mittelstein [Schlussstein] zu fester Verbindung zusammengefügt werden.“ - Das ist falsch, wie ich behaupte. Denn bereits vor Demokrit hat es Brücken und Tore gegeben, die oben gewölbt sind. Ihr habt ferner übersehen, dass derselbe Demokrit die Kunst erfunden hat, Elfenbein zu erweichen, einen ausgekochten Stein in einen Smaragd zu verwandeln, eine Schmelzung, durch die noch heutzutage dazu geeignete Steine, die man gefunden hat, eine besondere Färbung erhalten. Mag dergleichen Dinge auch ein Weiser erfunden haben, er hat es nicht erfunden, weil er ein Weiser war; tut doch der Weise vieles, was wir auch den Unkundigsten entweder ebenso oder mit noch geübterer oder geschickterer Hand tun sehen.

Du fragst, was der Weise erforscht, was er ans Licht gezogen habe? Zunächst hat er die Wahrheit und die Naturgesetze erforscht, die er nicht wie die Tiere mit Augen betrachtet, denen die Spuren des Vernünftigen [des Naturgesetzlichen] verborgen bleiben. Sodann das Gesetz für die Lebensführung, das er nach dem Muster des Weltalls entwarf; gemäß seiner Lehre soll man den Aether-Logos nicht nur kennen, sondern ihm auch folgen und den etwaigen Schicksalen sich fügen, nicht anders als wären es Befehle von ihm [dem

Naturgesetz]. Er verbot, irrigen Meinungen zu folgen, und bestimmte genau den wahren Wert jeglicher Objekte. Über Sinnesgenüsse, die mit Reue verbunden sind, sprach er sein abweisendes Urteil aus und erteilte sein Lob nur solchen Glücks-Gütern, an denen man immer Wohlgefallen hat. Laut verkündete er, der sei der Glücklichste, der des Glückes nicht bedarf, der sei der Mächtigste, der sich selbst in der Gewalt habe. Ich spreche nicht von jener Philosophie, die den Bürger dem Vaterland entfremdet, die Götter sich nicht mit der Welt befassen lässt [wie die Epikureische Philosophie] und die Tugenden an die Lust verschenkt<sup>240</sup>, sondern von der [stoischen Philosophie], die nur das Ethischgute für ein wirkliches Glücks-Gut hält, die nicht durch Opfertgaben aus der Hand der Menschen oder durch die Gunst des Schicksals gewonnen werden kann, die in sich so wertvoll ist, dass kein [materieller] Wert imstande ist uns ihrer habhaft zu machen.

Dass es die [stoische] Philosophie schon in jenem der Geistesbildung noch fremden Zeitalter gegeben hat, wo alle künstlichen Hilfsmittel noch fehlten und das Nützliche nur gewohnheitsmäßig erlernt wurde, kann ich nicht glauben. Sie kam erst in der Folgezeit auf, erst nach diesen glücklichen Zeiten, wo alle gütigen Gaben der Natur für jedermanns Gebrauch sich von selbst darboten, wo Habsucht und Üppigkeit noch nicht die Eintracht der Menschen untergraben und sie aus einträchtigen Nachbarn zu Räubern gemacht hatte. Nein, die Menschen jener Zeit waren keine Weisen, wenn sie in ihren Handlungen auch den Weisen ähnlich waren. Was den Zustand der Menschheit anbelangt, so wird es allerdings schwerlich einen anderen geben, dem man höheren Beifall schenken möchte, und gesetzt, die Gottheit [der Aether-Logos] gestattete einem eigenmächtig das Irdische zu gestalten und die Völker zur Ethik zu erziehen, so wird dieser kein besseres Muster finden als das nach der Überlieferung von jenen Menschen gegebene, bei denen noch [Vergil, Georg. I, 125]:

*„Die Flur von keinen Pächtern bebaut wurde,  
Wo es noch keine Umgrenzungen gab mit Verteilung des Bodens,  
Sondern ein jeder Erwerb der Gesamtheit diente: die Erde  
Lieferte alles in reichlichem Maß auch unaufgefordert.“*

Was konnte es Glücklicheres geben als jenes Menschengeschlecht? Man genoss gemeinsam die Gaben der Natur. Sie, die Natur, genügte als Mutter zum Schutz für alle, auf sie gründete sich der sorgenfreie Besitz aller gemeinsamen Güter. Warum sollte ich nicht dasjenige Geschlecht als das reichste in der Welt bezeichnen, in dem es keine Armut zu sehen gab? Dieser überaus glückliche Zustand fand sein Ende durch den Einbruch der Habsucht, die, begehrllich darauf bedacht alles zu trennen und zum persönlichen Eigentum zu machen, alles einander entfremdete und an die Stelle des Unermesslichen das Begrenzte setzte. Die Habsucht ließ die Armut aufkommen, und, indem sie vieles begehrte, verlor sie alles. Mag sie auch jetzt versuchen ihren Verlust wieder auszugleichen, mag sie Feldflur an Feldflur reihen, den Nachbar entweder durch die Höhe des Kaufpreises oder durch Gewalttätigkeit vertreiben, mag sie mit ihrem Bodenbesitz auch die Ausdehnung ganzer Provinzen erreichen und den Besitzenden zu einer Art Reisenden machen, der sein Gebiet besichtigt. Aber mögen wir die Grenzen unseres Besitzes noch so weit ausdehnen, wir werden nie auf den Ausgangspunkt zurückkommen. Rühren wir uns auch noch so sehr, wir werden immer nur Vieles besitzen; vor Zeiten besaßen wir alles. Die Erde selbst war noch fruchtbarer, solange sie unbearbeitet war und reichlich spendete, was die noch nicht von

<sup>240</sup> Fußnote Hrsg.: Dies ist eindeutig eine Spitze gegen die Epikureische Philosophie.



Raubsucht befallenen Völker zu ihrem Dasein bedurften. Alles, was die Natur hervorbrachte, wollte ein jeder gern nicht nur gefunden haben, sondern, wenn er es gefunden hatte, es auch dem Nachbar zeigen. Und keiner konnte zu viel oder zu wenig haben, denn alles wurde einträchtig geteilt. Noch hatte nicht der Stärkere seine Hand auf den Schwächeren gelegt, noch hatte nicht der Habgierige durch geheime Absonderung des für den eigenen Besitz Bestimmten andere auch des Unentbehrlichen beraubt: Man war ebenso besorgt für den Nachbar wie für sich selbst. Die Waffen ruhten, und die Hände, noch nicht mit Menschenblut besudelt, dienten nur zur Befriedigung des Zorns gegen die wilden Raubtiere. Jene Glücklichen, die ein dichter Hain vor den Strahlen der Sonne geschützt hatte, die vor des Winters Grimm oder des Regens Überfülle unter dem Strohdach ihrer bescheidenen Hütte sicher lebten, erfreuten sich friedlicher Nächte ohne Seufzer. Mit uns in unserem Purpurkleid treibt die Unruhe ihr Spiel und peinigt uns mit ihrem scharfen Stachel: Welch süßen Schlaf gab die harte Erde jenen Menschen! Sie wussten nichts von kunstvoll getäfelten Zimmerdecken, aber, hatten sie sich im Freien zur Ruhe hingestreckt, so durchliefen über ihnen die Sterne ihre Bahn, und das Himmelsgebäude, dies herrliche Schauspiel der Nächte, vollzog seinen unaufhaltsamen Umschwung, schweigend seinem gewaltigen Werk obliegend. Des Tages sowohl wie des Nachts ruhten ihr Augen auf diesem herrlichsten Gebäude. Nach Belieben konnte man, die Augen nach den Sternbildern wendend, zuschauen, wie sie von der Höhe des Himmels sich niederwenden, während andere aus der verborgenen Tiefe emporsteigen. Hätte man nicht seine Lust daran haben sollen, in dieser Wunderwelt mit ihren weit zerstreuten Bildern umherzuschweifen?

Aber ihr, ihr zittert beim geringsten Geräusch eurer Häuser und ergreift wie besessen die Flucht inmitten all eurer Gemälde, sobald sich ein verdächtiger Ton vernehmen lässt. Damals hatte man keine Häuser von der Größe ganzer Städte. Luftzug und freier Windeshauch über offenes Gelände, leichter Schatten eines Felsens oder Baumes, durchsichtige Quellen und Bäche, die durch keinen künstlichen Eingriff, durch keine Röhren, durch keine erzwungene Wegrichtung entstellt sind, sondern ihrem natürlichen Lauf treubleiben, dazu Wiesen von anmutender Schönheit auch ohne jede künstliche Nachhilfe und inmitten dessen die schlichte ländliche Hütte, von derber Hand sauber hergestellt: Das war ein Haus, wie die Natur es wünscht; in ihm konnte man behaglich leben, ohne Angst vor demselben oder für dasselbe. Jetzt ist es anders: Die Häuser sind [wegen der Einsturzgefahr] eine Hauptquelle unserer Beängstigungen.<sup>241</sup>

Indes, so vorbildlich auch das Leben war, das sie führten, und so fern ihnen jeder Gedanke an Trug lag, so waren sie doch keine Weisen; denn das ist eine Bezeichnung, die nur der höchsten Leistung gebührt. Doch will ich nicht leugnen, dass sie hochsinnige Menschen waren. Denn kein Zweifel: ein besseres Geschlecht hat die noch unverbrauchte Erde nicht hervorgebracht. Erfreuten sich aber auch alle einer kräftigeren Anlage und willigeren Hingabe an Anstrengungen, so hatten sie doch nicht alle die höchste Stufe der Geistesbildung erreicht. Denn nicht die Natur ist es, die die Tugenden verleiht: Es ist eine Kunst, ein ethischguter Mensch zu werden. Dieses Geschlecht suchte noch nicht nach Gold, Silber und durchsichtigen Edelsteinen in der feuchten Tiefe der Erde, es schonte auch noch die vernunftlosen Tiere. Noch war man weit davon entfernt, dass der Mensch einen Menschen, nicht etwa im Zorn, nicht etwa aus Furcht tötete,

---

<sup>241</sup> Fußnote Apelt: Eine Quelle der Furcht, deren Seneca häufig gedenkt.

sondern nur um an dem Schauspiel seine Freude zu haben.<sup>242</sup> Noch gab es keine gestickten Kleider, keine Goldgewebe, noch grub man überhaupt nach Gold. Wie steht es also damit? Ihre Unschuld war zurückzuführen auf ihre Unerfahrenheit. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man die Sünde unterlässt, weil man sie nicht will, oder weil man von der Sache überhaupt nichts weiß. Jenes glückliche Geschlecht war nicht in Besitz der [vier stoischen Tugenden]: der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Mäßigkeit und der Tapferkeit. Ihr noch bildungsloses Leben zeigte gewisse allen diesen Tugenden verwandte Züge; allein die Tugenden werden nur einer gut unterrichteten, durchgebildeten und durch anhaltende Übung zur Höhe gelangten Psyche zuteil. Dazu werden wir geboren, aber noch ohne dies Wissen und auch bei den Besten findet sich, ehe man mit ihrer Bildung beginnt, zwar die Anlage zu den Tugenden, aber noch nicht die Tugenden selber.

## 91. Brief

[Ermahnung zu Gefasstheit auch bei großem Unglück]

Unser Freund Liberalis<sup>243</sup> ist von tiefer Trauer erfüllt durch die Nachricht von der Feuersbrunst, die unsere Pflanzstadt Lugdunum<sup>244</sup> in Asche gelegt hat. Dieses Unglück, für jeden erschütternd, musste den stärksten Eindruck machen auf den seiner Vaterstadt auf das Innigste ergebenen Mann. So ist es gekommen, dass ihn seine innere Fassung völlig im Stich lässt, zu der er eben nur solchen Ereignissen gegenüber sich kräftig genug gemacht hat, die befürchten zu müssen er überhaupt für möglich hielt.

Aber dieses Unglück war so unerwartet, ja so unerhört, dass ich mich nicht wundere, dass niemand es befürchten konnte; war es doch ohne Beispiel. Feuersbrunst hat viele Gemeinden heimgesucht, aber keine hat sie vernichtet. Denn auch dort, wo von Feindeshand Feuer in die Häuser geschleudert wird, bleiben viele Stellen verschont; und obwohl der Brand sich ab und zu wieder regt, hält er doch selten eine so gründliche Ernte, dass er für das Schwert nicht noch etwas übrig ließe. Selbst was Erdbeben anbelangt, hat es doch kaum jemals eine so schwere und vernichtende Erschütterung gegeben, dass ganze Städte zugrunde gingen. Kurz, niemals hat es eine so verheerende Feuersbrunst gegeben, dass sie für eine zweite nichts mehr übrig ließ. So viele herrliche Werke, deren jedes einzelne eine Stadt berühmt machen könnte, hat eine einzige Nacht vernichtet; und mitten im Frieden spielte sich ein Ereignis ab, das alles hinter sich lässt, was selbst im Krieg zu befürchten steht. Wer sollte es glauben? Überall [im römischen Reich unter Kaiser Nero] ruhen die Waffen, der ganze Erdkreis erfreut sich voller Sicherheit, und Lugdunum [Lyon], dieser Glanzpunkt ganz Galliens, ist nicht mehr zu finden. Allen, denen in ihrer staatlichen Tätigkeit das Schicksal schwere Prüfungen auferlegte, war es vergönnt, ihr kommendes Unglück im Voraus zu befürchten. Jedes erschütternde Ereignis erfordert sonst eine gewisse Zeit zur Entwicklung seiner zerstörenden Kraft: Hier aber genügte eine einzige Nacht, um eine großartige Stadt in ein völliges Nichts zu verwandeln. Ja, dieser mein Bericht an dich über ihren Untergang nimmt mehr Zeit in Anspruch als der Untergang selbst.

<sup>242</sup> Fußnote Apelt: Anspielung auf die Unmenschlichkeiten in den Zirkusspielen.

<sup>243</sup> Fußnote Apelt: Aebutius Liberalis. Vermutlich derselbe, dem das Werk >Über die Wohltaten< gewidmet ist.

<sup>244</sup> Fußnote Apelt. Lugdunum, Lyon, wurde im Jahr 58 u. Zr. durch eine Feuersbrunst völlig eingäschert.

Dies alles wirkt lähmend auf die Psyche unseres Liberalis, das sonst fest und mutig ist bei persönlichen Verlusten. Und seine Erschütterung ist auch sehr begreiflich. Das Unerwartete drückt stärker auf uns, das Überraschende erhöht das Gewicht der Schicksalsschläge; und welcher Mensch empfindet nicht schmerzlicher den Verlust dessen, woran er mit voller Bewunderung hing? Daher müssen wir auf alles gefasst sein und unsere Gedanken nicht etwa bloß auf das richten, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, sondern was allen geschehen kann. Denn was gäbe es, was das Schicksal nicht, wenn dies in seinem Willen liegt, auch dem blühendsten Zustand entfremden könnte, was es nicht um so schärfer angriffe und erschütterte, je glanzvoller es leuchtet? Was wäre ihm unerreichbar, was schwer?

Nicht immer nur auf einem Weg erfolgt sein Angriff, nicht einmal immer auf dem ganzen Weg: Bald ruft es unsere Kraft gegen uns zu Hilfe, bald findet es, zufrieden mit der eigenen Kraft, Verderbliches ohne Anstifter. Jede Zeit ist ihm gelegen. Mitten in den Lustgenüssen finden sich Veranlassungen zum Schmerz. Im tiefsten Frieden kommt es zum Ausbruch des Krieges; und die vermeintlichen Sicherheiten werden zu Bedrohungen. Der Freund wird zum Feind, der Bundesgenosse zum Gegner. Das ruhige Sommerwetter schlägt plötzlich um in Sturm, der heftiger braust als im Winter. Ohne Feind müssen wir Feindseliges über uns ergehen lassen; und finden sich sonst keine Gründe dazu, so ist es das eigene übermäßige Glück, das den Anlass zum eigenen Sturz gibt. Auch der Maßvollste bleibt nicht von Krankheit verschont, der Stärkste nicht von Schwindsucht, der Unschuldige nicht von Strafe, der Zurückgezogene nicht von verwirrendem Lärm. Der böse Zufall weiß irgend etwas Unerhörtes zu finden, wodurch er die Vergesslichen an seine Kraft erinnert. Was eine lange Reihe von Geschlechtern unter mancherlei Anstrengungen, doch von der Huld des Schicksals begünstigt, aufgerichtet hat, das lässt ein einziger Tag in alle Winde verfliegen. Derjenige gewährt dem heraneilenden Unglück eine lange Frist, der von einem Tag spricht: Eine Stunde schon, ja ein Augenblick genügt, um große Reiche zu zerstören.

Unsere Schwäche und unser Unvermögen fänden einigen Trost, wenn alles für seinen Untergang ebenso viel Zeit bräuchte wie für seine Entstehung; tatsächlich aber wächst der Aufbau langsam empor, während es mit dem Untergang überraschend schnell geht. Weder der Einzelne noch der Staat hat einen festen Halt. Menschen wie ganze Gemeinden verfallen der Macht des Schicksals. Mitten in der tiefsten Ruhe erklingt der Schreckensruf und ohne dass von außen störende Ursachen einwirken, bricht Unheil herein von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Ohne sichtbaren Anlass stürzen Reiche zusammen, die innere und auswärtige Kriege glücklich überstanden hatten. Welcher Staat hat sich auf Dauer mit dem Glück abzufinden vermocht? Man muss also alle Möglichkeiten überdenken und sich innerlich wappnen gegen alles, was da kommen kann: Verbannung, Folter, Krankheit, Krieg, Schiffbruch - nichts halte für unmöglich. Ein Zufall kann dich dem Vaterland, kann das Vaterland dir entreißen, kann dich in die Einsamkeit treiben. Eben die Stätte, wo man im Gedränge fast erstickt, kann zur Einöde werden. Jede denkbare menschliche Lebenslage muss man sich vor Augen stellen und dabei nicht auf die Häufigkeit des Vorkommens, sondern auf den höchsten Grad desselben sich im Voraus gefasst machen, wenn wir nicht unterliegen und uns nicht durch das Außergewöhnliche, als wäre es etwas Unerhörtes, betäuben lassen wollen.

Man muss das Schicksal in seiner vollen Gewalt dem Geist gegenwärtig

halten. Wie oft sind Städte Asiens, wie oft Städte Achaias [Griechenlands] durch ein einziges Erdbeben zertrümmert worden. Wie viele Städte Syriens und Mazedoniens sind versunken, wie oft ist Zypern von diesem Unglück heimgesucht worden, wie oft ist Paphos in sich zusammengestürzt. Oft genug wurde uns der Untergang ganzer Städte gemeldet; und wir, die wir so häufig davon Nachricht erhalten haben, müssen wir denn immer eine Ausnahme sein? Machen wir uns also kampfbereit gegen die Heimsuchungen des Schicksals; und sagen wir uns, dass, was auch sich ereignet haben mag, nicht so gewaltig ist als es gerüchteweise erscheint. Eine blühende Stadt [wie Lyon], die Zierde der Provinzen, zu denen sie gehörte und von denen sie sich zugleich abhob durch ihre Herrlichkeit - sie ist in Asche gelegt, obwohl sie nur auf einer einzelnen, nicht besonders ausgedehnten Anhöhe lag. Blick hin auf all die Städte, die jetzt als großartig und herrlich gepriesen werden: Selbst die letzten Spuren derselben wird die Zeit verwischen. Siehst du nicht, wie in Achaia die Fundamente auch der namhaftesten Städte bereits verschwunden sind und dass es keine Überreste noch irgendwelche Kunde davon gibt, dass sie zumindest einmal dagewesen sind. Und nicht nur was durch Menschenhand errichtet wurde sinkt dahin, nicht nur was durch Menschenkunst und Menschenfleiß entstanden ist, rafft die Zeit hinweg: Ganze Bergrücken bröckeln ab, ganze Erdteile senken sich und Gegenden, die meilenweit vom Meer entfernt lagen, sind jetzt von seinen Fluten bedeckt. Die unbändige Kraft des Feuers hat ganze Hügel, die von seinem Widerschein erleuchtet waren, in sich zusammensinken lassen, ja selbst himmelhohe Berggipfel, den Seefahrern ein Trost und Wegweiser, sind bereits geborsten. Also auch was die Natur selbst geschaffen hat, bleibt nicht verschont; und darum müssen wir uns mit Gleichmut damit abfinden, dass auch Städte zugrunde gehen. Sie stehen nur, um dereinst zu fallen. Allen steht dies Ende bevor, sei es, dass eine verhaltene Gewalt und die aus ihrem Verschluss hervorbrechende Windsbraut die Fesseln sprengen, von der sie gehalten werden; sei es, dass die im Verborgenen nur um so verheerendere Kraft der Sturzbäche sich hervordrängt, oder dass die Gewalt der Flammen das Gefüge des Bodens zerrüttet hat, oder dass das Alter, vor dem nichts bewahrt bleibt, sich Stück für Stück dieses Bodens bemächtigt hat, oder dass bösartiges Klima die Völker fortgetrieben und das Land in verwarlostem Zustand zurückgelassen hat. Alle Anschläge des Schicksals aufzuzählen, das würde zu weit führen; dies eine aber, weiß ich, ist sicher: Alles Menschenwerk ist zur Vergänglichkeit verurteilt, wir leben inmitten einer Umgebung, der keine Dauer beschieden ist.

Mit diesen und ähnlichen Trostgründen versuche ich unserem Liberalis beizukommen, der von einer unglaublichen Liebe zu seiner Heimat durchdrungen ist. Und doch, wer weiß? Vielleicht ist seine Heimat nur untergegangen, um desto schöner wieder zu erstehen? Oft hat gewaltsames Unrecht nur Platz gemacht für eine bessere Lebenslage. Vieles ist zu Fall gekommen, um sich um so höher zu erheben. Timagenes, der für das Glück unserer Stadt [Rom] nichts übrig hatte, pflegte zu sagen, die Brände in Rom bereiteten ihm nur deshalb Schmerz, weil er wüsste, dass aus den Trümmern des Brandes Besseres erstehen werde. So darf man denn auch in unserem Fall - bei diesem Brandunglück von Lugdunum - annehmen, dass alle wetteifern werden, das Verlorene durch Besseres und Sichereres zu ersetzen. Möge der Neugründung eine längere Dauer beschieden sein, möge sie unter glücklichen Wahrzeichen einer längeren Zukunft entgegensehen! Denn diese Pflanzstadt hat seit ihrem Ursprung erst hundert Jahre hinter sich, ein Alter, das selbst für den Menschen noch nicht das äußerste ist. Von

Munatius Plancus gegründet, entwickelte sie sich infolge der günstigen Ortslage zu einer so zahlreichen Gemeinde. Und doch! Wie viele schwere Schläge musste sie über sich ergehen lassen im Verlauf eines langen Menschenalters. Daher soll man darauf bedacht sein, seine Psyche heranzubilden zum Verständnis und zur Ertragung des ihr beschiedenen Loses und soll sich sagen, dass das Schicksal vor keinem Wagnis zurück schreckt, dass es gegen jedes Reich ebenso viel Macht hat wie gegen jeden Herrscher, dass es gegen Stadtgemeinden ebenso viel vermag wie gegen einzelne Menschen; das alles darf uns keinen Anlass zum Unwillen geben. Die Welt, in die wir eingetreten sind, fordert den Gehorsam gegen ihre Gesetze. Bist du einverstanden, so gehorche. Bist du nicht einverstanden, so schaff dir einen Ausgang ganz nach deinem Belieben. Widerfährt dir eine nur dir allein persönlich geltende Ungerechtigkeit, so mache deinem Unwillen Luft; aber handelt es sich um die wohlbekannte, Hoch- wie Niedrigstehende unter ihr Joch beugende Notwendigkeit, so schließe deinen Frieden mit dem Schicksal, von dem alles ins Gleiche gebracht wird. Du darfst die Menschen nicht einschätzen nach ihren Grabhügeln und Monumenten, die, einer vom anderen sich abhebend, der Landstraße zum Schmuck gereichen: Der Tod macht alle gleich. Als Ungleiche treten wir ins Leben ein, als Gleiche verlassen wir es.

Was ich von den Bewohnern der Städte sage, das gilt auch von den Städten selbst. Ardea wurde erobert, ebenso gut wie Rom. Jener Begründer des Menschenrechts [der Aether-Logos, alias das Naturgesetz] hat uns nach Herkunft, Stand und klangvollem Namen nur solange unterschieden als wir leben. Ist es mit unserem sterblichen Teil zu Ende gegangen, so heißt es: „Nun, Ehrgeiz, lebe wohl. Über allem, was auf Erden läuft, waltet das eine und gleiche Gesetz.“ Wir gleichen uns darin, dass wir alles über uns ergehen lassen müssen: Keiner ist hinfälliger, keiner seiner Sache sicherer für den folgenden Tag als der andere.

Alexander, der Makedonierkönig, nahm Unterricht in der Geometrie; zu seinem Unglück, denn er sollte dadurch zu der Erkenntnis gelangen, wie klein die Erde ist, von der er nur einen winzigen Teil seiner Herrschaft unterworfen hatte. Damit will ich sagen: Unglücklich war er deshalb, weil er einsehen musste, dass er mit Unrecht seinen Beinamen „der Große“ führt. Denn wer kann groß sein im kleinen? Was ihm in diesem Unterricht gelehrt wurde, war von scharfsinniger Art und erforderte die volle Aufmerksamkeit, war also wenig geeignet für einen in wahnwitzigen Vorstellungen schwelgenden Geist, der mit seinen Gedanken über den Ozean hinüber schweifte. „Lehre mich Dinge, die leicht sind“, sagte er zu seinem Lehrer. Dieser antwortete: „Sie sind für alle gleich schwer“. - So spricht, wie du dir denken musst, auch die Natur zu dir: „Das, worüber du klagst, ist für alle das Gleiche. Ich kann niemandem zu etwas Leichterem verhelfen; wohl aber kann jeder, wenn er nur will, es sich selbst leichter machen.“ - Und wie? Durch die gleichmütige Stimmung der Psyche. Du musst Schmerz, Durst, Hunger und Altersbeschwerden, wenn dir ein längeres Verweilen unter den Menschen vergönnt ist, über dich ergehen lassen; auch Krankheit, Verlust und Untergang. Doch von all diesen Erscheinungen, die dich umschwirren, darfst du nichts weiter halten als: Nichts von alledem ist ein Unglück, nichts unerträglich oder hart. Die Furcht davor ist nur das Resultat der allgemeinen Ansichten.

So steht es auch mit dem Tod: Du fürchtest ihn in gleichem Maße wie das Gerede darüber. Was ist aber törichter als ein Mensch, der sich vor Worten fürchtet? Treffend pflegt unser Demetrius<sup>245</sup> zu sagen, für ihn hätten die Äußerungen ungebildeter Leute keine andere Bedeutung als die dem Bauch

<sup>245</sup> Fußnote Apelt: Demetrius war ein zeitgenössischer Kyniker. Siehe auch den 20. und 62. Brief.

entfahrenden Geräusche. „Denn was“, sagt er, „macht es mir aus, ob sie in hohem oder tiefem Ton entweichen?“

Was für eine Torheit ist es auch zu fürchten, dass man von einem Verleumder [einem Delator] angezeigt wird? Wie ihr das böse Gerede fürchtet ohne Grund, so auch das, was ihr überhaupt nicht fürchten würdet, wenn das Gerede nicht euch selber betreffen würde. Würde etwa ein tugendhafter Mensch irgend welchen Schaden erleiden, wenn er von einem üblen Verleumder verfolgt wird?<sup>246</sup>

Auch dem Tod soll übles Gerede bei uns [Stoikern] nicht zum Nachteil gereichen: Er steht in schlechtem Ansehen. Niemand von allen, die Klage gegen den Tod erheben, hat ihn an sich selbst bereits erfahren. Es ist aber doch eine Unbedachtsamkeit, etwas zu verurteilen, was man nicht kennt. Dagegen weißt du doch, wie vielen Menschen er [der Tod] nützlich war, wie viele er von Qualen, von Armut, von Klagen, von Martern, von Überdruß befreit hat. Wir [Stoiker] befinden uns in keines Menschen Macht, denn der Tod befindet sich in unserer Macht.

## 92. Brief

[Die Tugenden allein bewirken das glückliche Leben]

Wir sind wohl einverstanden darüber, dass aller äußere Erwerb dem Körper, und die Sorge für den Körper dem würdigen Gedeihen des Geistes gilt, dass die Psyche aber zum Zweck unserer Bewegungsfähigkeit und Ernährung gewisse Teile in sich birgt, die im Dienst des herrschenden Teiles [des Hegemonikons] stehen. Dieser herrschende Teil zerfällt in einen vernünftigen und einen unvernünftigen Teil. Der letztere ist dem ersteren, der Vernunft, untergeordnet. Die Vernunft allein hat nichts Höheres über sich, sondern macht alles von sich abhängig. Ist doch auch die gottgleiche Vernunft [die vom Aether-Logos stammt] über alles gesetzt, während sie selbst von nichts abhängig ist: Diese unsere Vernunft aber ist von der gleichen Art, da sie aus ihm [dem Aether-Logos] her stammt.

Wenn wir darüber einig sind, so folgt daraus, dass wir auch darüber einig sein müssen, das glückliche Leben beruhe einzig und allein darauf, dass die Vernunft in uns vollkommen ist. Denn sie allein lässt nicht zu, dass die Psyche niedergebeugt wird, sie hält dem Schicksal stand, denn die Tugenden erhalten sich in jeder Lage der Dinge. Das allein ist gut, was niemals einen Abbruch erleidet. Nur der, behaupte ich, ist glücklich, den nichts kleiner macht; er nimmt die höchste Stellung ein und stützt sich auf nichts, als auf sich selbst. Denn wer sich durch fremde Hilfe aufrecht hält, kann fallen. Wenn es so ist, wird vieles, was nicht unser ist, über uns Gewalt haben. Wer aber will durch Zufall bestehen, oder welcher vernünftige Mensch bewundert sich wegen etwas, das nicht sein ist? Was ist ein glückliches Leben? - Freisein von Leid und fortwährende Ruhe der Psyche. Dies aber wird uns durch Stärke und Beharrlichkeit der Psyche verliehen, die an dem, was sie für gut erkannt hat, festhält.

<sup>246</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca dachte hier wahrscheinlich an den Prozess des Suillius, eines berüchtigten Delators, der vom römischen Senat angeklagt war. Bei diesem Prozess versuchte Suillius Seneca zu verleumden. Und zwar beschuldigte er Seneca, er wäre im Haus des Germanicus ein Ehebrecher gewesen. Das heißt, er beschuldigte ihn, mit Julia Livilla, der Schwester der Kaiserin Agrippina, ein ehebrecherisches Verhältnis gehabt zu haben. Siehe dazu ausführlich L. Baus >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, XII. erw. Aufl. 2016 und L. Baus >Kaiserin Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<, II. Aufl. 2016.

Wie gelangt man dazu? - Wenn man die Wahrheit ganz durchschaut hat, wenn man im Tun Ordnung, Mäßigkeit, Anstand und wohlmeinenden Willen bewahrt hat, der immer auf die Vernunft gerichtet und sich nie von ihr entfernend lebens- und bewunderungswürdig zugleich ist. Kurz, um es dir in einer bündigen Formel zu schreiben: Die Psyche des Weisen muss so beschaffen sein, wie es einem [gedachten] göttlichen Wesen geziemen würde.

Was kann der vermissen, dem alles Ethischgute zuteil wurde? Denn könnte das Nichtethische zum vollkommenen Zustand etwas beitragen, so würde das glückliche Leben auf Dingen beruhen, mit denen es unvereinbar ist. Was aber ist törichter und schimpflicher, als das Glücks-Gut des vernünftigen Geistes an das Unvernünftige zu knüpfen?

Einige meinen jedoch, das höchste Glücks-Gut lasse sich vermehren, weil es, wenn ihm Zufälliges widerstreite, nicht vollständig sei. Selbst Antipatros, einer der größten Lehrer der [stoischen] Schule, sagte, er gestehe den äußeren Dingen etwas zu, jedoch nur sehr Weniges. Siehst du aber nicht, was es hieße, mit dem Sonnenlicht nicht zufrieden zu sein, falls nicht noch ein Kerzenflämmchen mit leuchtet? Welche Bedeutung kann bei der Helligkeit des Sonnenlichts ein Kerzenlicht haben? Bist du mit den Tugenden alleine nicht zufrieden, so musst du auch wünschen, dass entweder die Gemütsruhe, die die Griechen Unbeschwertsein oder Unbelästigtsein nennen, oder die Sinnenlust hinzukomme. Ersteres von diesen Dingen, die Gemütsruhe, lässt sich allenfalls noch behaupten, denn eine von Beschwerden freie Psyche ist ungehindert im Anschauen des Weltalls, und nichts zieht es von der Betrachtung der Natur ab; das andere aber, die Sinnenlust, ist ein Gut des Tieres. Wir fügen dem Vernünftigen das Unvernünftige, dem Ethischguten das Unmoralische bei. Ein Kitzel des Körpers gibt dem Leben großen Reiz; wie könnt ihr aber behaupten, einem Menschen sei wohl, wenn seinem Gaumen wohl ist? Und derjenige, dessen höchstes Gut in wohlschmeckenden Dingen, in Farben und in Tönen besteht, rechnest du, denke ich, nicht unter die Weisen, sondern unter die Masse. Er scheidet aus der Zahl der edelsten Geschöpfe aus; er gesellt sich zu den unvernünftigen Tieren, die sich nur ihres Futters freuen.

Der unvernünftige [animalische] Trieb der Psyche besteht aus zwei Teilen: der eine ist Sitz des Muts, des Ehrgeizes, der Unbändigkeit, der heftigen Erregungen, der andere ist dem Niedrigen, Erschlaffenden, der Lustbegierde zugewandt. Jenen ersteren unbändigen, aber edlen, wenigstens tapferen und eines Menschen würdigen Trieb, lassen sie auf sich beruhen, wogegen sie den anderen für unentbehrlich halten zu einem glücklichen Leben, trotz seiner Kraftlosigkeit und Verwerflichkeit. Diesem soll ihrer Weisung zufolge die Vernunft dienstbar sein, und so erniedrigen sie das höchste Glücks-Gut des edelsten Geschöpfes und machten es verächtlich, überdies zu einer unnatürlichen Mischung aus schlechterdings nicht zueinander passenden Bestandteilen. Denn wie unser Vergil von der Scylla sagt [Aeneas, III, 426]:

*„Vorn ist menschlich gestaltet und schön von Busen die Jungfrau,  
Bis an den Schoß; doch weiter unten ein grausiges Seeungeheuer,  
Hinten verbindend des Seewolfs Leib mit dem Schwanz  
des Delphins.“*

Allein bei dieser Scylla sind es doch wenigstens wilde Tiere, die ihr angefügt sind, Wesen von furchtbarer und schnellfüßiger Art; aber die Weisheit, aus was für unnatürlichen Bestandteilen soll sie jenen Leuten zufolge zusammengesetzt sein? Die vornehmsten Errungenschaften des Menschen sind

die Tugenden an sich selbst; ihnen wird das verderbliche und weichliche Fleisch angefügt, das zu nichts anderem taugt als zur Aufnahme der Nahrung, wie Poseidonius sagt. Jene gottgleichen Tugenden verlieren sich ins verführerisch Schlüpfrige, und mit ihren oberen, Ehrfurcht gebietenden und gleichsam himmlischen Teilen verbindet sich ein Wesen von träger und schlaffer Art. Jene Ruhe aber, die zur Not als zweites Element zugelassen wurde [gemeint ist wohl: die Freiheit von Belästigung], gibt an sich der Psyche keinen [positiven] Zuwachs, sondern räumt nur etwaige Hindernisse weg. Die Lust aber wirkt geradezu zerstörend und lässt jede Kraft erschlaffen. Wo findet sich sonst eine so zwiespältige Verbindung von Körpern? Dem tatenfrohesten Wesen gesellt sich das trügste, dem ernsthaftesten das jeden Ernstes bare, dem heiligsten das bis zur Blutschande Unzüchtige bei.

„Wie aber“, erwidert man, „wenn gute Gesundheit, wenn Ruhe und Freisein von Schmerz den Tugenden nicht hinderlich sein werden, wirst du dann dein Streben nicht auch auf diese Dinge richten?“ - Warum sollte ich es nicht? Aber nicht, weil sie wirkliche Glücks-Güter, sondern weil sie der Natur gemäß sind und weil ich sie mit gutem Urteil wähle. Was wird also daran gut sein? Nur dies, dass die Wahl eine gute ist. Denn wenn ich ein mir wohl anstehendes Kleid anlege, wenn ich mit Anstand spazieren gehe, wenn ich mich bei meiner Mahlzeit in den richtigen Grenzen halte, so wird nicht die Mahlzeit oder der Spaziergang oder das Kleid gut sein sondern mein wohlüberlegtes Benehmen dabei, indem ich da überall das vernunftgemäße Maß einhalte. Dem füge ich noch folgendes bei: Der Mensch muss bedacht sein auf die Wahl eines anständigen Kleides, denn von Natur ist der Mensch ein auf Sauberkeit und Anstand bedachtes Wesen. Daher ist ein sauberes Kleid nicht etwas an und für sich Gutes, sondern die Wahl eines sauberen Kleides. Denn das Gute liegt hier nicht im Gegenstand sondern in der Art und Weise der Wahl. Unsere Handlungen sind tugendhaft, nicht die Dinge selbst, auf die sich die Handlungen beziehen. Was ich vom Kleide gesagt habe, das musst du auch für den Körper gelten lassen. Denn auch mit diesem hat die Natur den Geist wie mit einem Gewand umgeben, er ist die Hülle desselben. Wer aber hat je die Kleidung nach dem Schrank geschätzt? Die Scheide macht ein Schwert weder tauglich noch untauglich. Dementsprechend lautet denn meine Antwort auch hinsichtlich des Körpers so: wird mir die Wahl gelassen, so werde ich mich für Gesundheit und Kraft entscheiden; aber als das eigentlich Gute dabei wird mir mein Urteil gelten, nicht die Dinge selbst.

„Der Weise“, heißt es weiter, „ist zwar glücklich, allein jenes höchste Glücks-Gut erreicht er nicht, wenn ihm nicht auch natürliche Hilfsmittel zu Gebote stehen. So kann zwar, wer im Besitz der Tugenden ist, nicht unglücklich sein; aber im vollsten Sinne glücklich ist er doch nicht, wenn er Verzicht leisten muss auf die natürlichen Güter wie z. B. Gesundheit und volle Gliederkraft.“ - Was hierbei als das Unglaublichere erscheint, das gibst du zu, nämlich dass einer bei heftigstem und anhaltendem Schmerz nicht unglücklich, ja sogar glücklich ist; das weniger Unglaubliche dagegen lässt du nicht gelten, nämlich dass er vollkommen glücklich ist. Und doch: wenn die Tugenden bewirken können, dass einer nicht unglücklich ist, so wird es für sie leichter sein zu bewirken, dass er vollkommen glücklich ist. Denn es ist ein geringerer Abstand vom Glücklichen zum Glücklichsten als vom Unglücklichen zum Glücklichen. Ist eine Kraft groß genug, einen dem Unglück zu entreißen und unter die Glücklichen zu versetzen, kann diese dann nicht auch das noch Fehlende hinzusetzen und einen zum Glücklichsten machen? Soll diese Kraft oben auf der Höhe versagen? Es gibt im



Leben Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, beide außerhalb unseres Machtbereichs. Ist der Tugendhafte nicht unglücklich, mag auch alles Ungemach ihn treffen, muss er dann nicht der Glückliche sein, auch wenn ihm einige Annehmlichkeiten fehlen? Denn wie er durch die Last des Ungemachs nicht herabgedrückt wird bis zum Zustand des Unglücklichen, so wird er durch den Mangel einiger Annehmlichkeiten nicht zum Verzicht auf den Zustand des Glücklichen genötigt; vielmehr ist er auch ohne diese Annehmlichkeiten der Glückliche, ebensogut wie er unter der Last des Ungemachs nicht unglücklich ist. Ist dem nicht so, dann kann ihm sein Glücks-Gut auch entrissen werden, falls es vermindert werden kann.

Kurz vorher bemerkte ich, dass ein kleines Kerzenlicht das Sonnenlicht nicht zu verstärken vermag. Denn durch die Helligkeit des Sonnenlichtes wird alles verdunkelt, was ohne jenes leuchten würde. „Aber es gibt Dinge“, erwidert man, „die sich auch der Sonne entgegenstellen.“ - Aber die Sonne bleibt völlig im Besitz ihrer Kraft trotz allem, was sich ihr entgegenstellt; sie verharrt in ihrer Tätigkeit, auch wenn sich etwas vor sie schiebt, das uns ihren Anblick entzieht: sie lässt sich in ihrem Lauf nicht irre machen. Wenn sie zwischen Wolken hervorleuchtet, ist sie nicht kleiner als bei heiterem Himmel, ja auch nicht einmal langsamer. Denn es ist ein großer Unterschied, ob etwas sich bloß entgegen stellt, oder ob es ein Hemmnis bildet. Ebenso steht es mit dem, was sich den Tugenden entgegenstellt: Es tut ihnen keinen Eintrag, sie werden nicht kleiner, sie glänzen nur weniger. Uns erscheint und erglänzen die Tugenden vielleicht nicht in der gleichen Weise, in sich aber sind sie dieselben und lassen nach Art der verdunkelten Sonne im Verborgenen ihre Kräfte walten. Schicksalsschläge, Verluste, Gewalttätigkeiten haben also gegenüber den Tugenden keine andere Bedeutung als der Nebel im Verhältnis zur Sonne.

Es gibt wohl Leute, die behaupten, ein körperlich unzureichend ausgestatteter Weiser sei weder unglücklich noch glücklich. Auch diese Behauptung ist irrig; sie setzt Zufallsgüter den Tugenden gleich und legt den ethisch wertlosen Dingen den gleichen Wert bei wie den ehrenwerten. Was aber ist schnöder, was unwürdiger als Ehrfurcht erweckende Dinge mit verächtlichen zu vergleichen? Denn Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Treue, Tapferkeit, Einsicht sind Ehrfurcht erweckende Dinge, wogegen solche Dinge wertlos sind, die häufig in höherem Maße den Nichtswürdigen zufallen, wie feste Beine, Arme, Zähne und gesundem Muskelbestand. Wenn ein Weiser, der mit seinem Körper zu kämpfen hat, weder für unglücklich gilt noch für glücklich, sondern die Mitte zwischen beiden innehält, so wird man auch seine Lebensweise weder begehrenswert noch verwerflich finden. Gibt es aber eine ungereimtere Behauptung als die, dass des Weisen Leben nicht begehrenswert sei? Oder was entbehrt so sehr aller Glaublichkeit als die Behauptung, dass irgend ein Leben weder begehrenswert sei noch zu meiden? Wenn ferner körperliche Gebrechen den Weisen nicht unglücklich machen, so hindern sie auch nicht an seinem Glück. Denn was seinen Zustand nicht verschlimmern kann, das kann auch seinem Glück keinen Verlust bereiten.

„Es gibt“, wendet man ein, „Kaltes und Warmes, zwischen beiden steht das Lauwarme. So gibt es denn auch einen, der glücklich ist, einen, der unglücklich ist, und einen, der weder glücklich noch unglücklich ist.“ - Ich will dieses uns Stoikern entgegengehaltene Bild genau aufs Korn nehmen. Gieße ich dem lauwarmen Wasser mehr kaltes zu, so wird es kalt werden. Gieße ich ihm mehr Warmes zu, so wird es schließlich warm werden. Aber was den weder

Unglücklichen noch Glücklichen betrifft, so wird er, mag ich sein Leid auch noch so sehr vermehren, nicht unglücklich sein, wie ihr behauptet; also ist euer Bild nicht zutreffend. Ferner führe ich euch einen Menschen vor, der weder unglücklich ist noch glücklich. Ich lege ihm auch noch Blindheit bei: er wird nicht unglücklich. Ich lege ihm ferner Gebrechlichkeit bei: er wird nicht unglücklich. Ich lege ihm andauernde und heftige Schmerzen bei: er wird nicht unglücklich.

Wem so viel Ungemach das Leben nicht unglücklich macht, den kann es auch aus dem glücklichen Leben nicht verdrängen. Wenn der Weise, wie ihr zugebt, nicht von einem Glücklichen zu einem Unglücklichen werden kann, so kann er auch nicht zu einem werden, der nicht glücklich ist, denn wer einmal ins Fallen geraten ist, wie könnte der irgendwo innehalten? Was ihn nicht in den Boden hinabfallen lässt, hält ihn oben auf der Höhe fest. Warum wäre es unmöglich, dass ein glückliches Leben unzerstörbar sei? Duldet es doch nicht einmal ein Nachlassen, und eben deshalb sind die [vier stoischen] Tugenden für den Weisen genug.

„Ist also der Weise“, könnte man fragen, „der länger gelebt hat, den nie ein Schmerz gestört hat, nicht glücklicher, als einer, der stets mit Missgeschick zu kämpfen hatte?“ - Ich entgegne: Ist er auch besser und moralisch veredelter? Wenn nicht, so ist er auch nicht glücklicher. Um glücklicher zu leben, muss man tugendhafter leben; kann man dies nicht, so lebt man auch nicht glücklicher. Die Tugend lässt sich nicht steigern, also auch nicht das glückliche Leben, das aus ihr entsteht. Denn die Tugenden sind so großes Glücks-Güter, dass sie jene geringfügigen Anhängsel, wie kürzeres Leben, Schmerzen und Gebrechen des Körpers gar nicht bemerken. Sinnenlust ist nicht wert, von ihnen bemerkt zu werden.

Was ist das Vorzüglichste an den Tugenden? Dass sie des Zukünftigen nicht bedürfen und ihre Tage nicht zählen; auch in dem noch so kleinen Zeitraum bringen sie ihr höchstes Glücks-Gut zur Vollendung. Dies scheint uns unglaublich und über die menschliche Natur hinauszugehen: Denn wir messen die Hoheit der Tugenden nach unserer Schwäche und legen unseren Fehlern die Namen der Tugenden bei. Und scheint es nicht ebenso unglaublich, dass einer mitten unter den größten Qualen spricht: Ich bin glücklich! Epikur rief, als ihn einerseits Harndrang, andererseits unheilbare Schmerzen des vereiterten Unterleibs quälten: „Ich verbe jetzt meinen glücklichsten und meinen letzten Tag.“

Warum also sollte das unglaublich sein bei denen, die den Tugenden huldigen, da sie selbst bei denen sich finden, bei denen die Lust die maßgebende Rolle spielt?<sup>247</sup> Auch diese aus der Art geschlagenen Leute niedrigster Denkungsart behaupten, der Weise werde auch im höchsten Schmerz, im schwersten Unglück weder unglücklich sein noch glücklich. Allein auch das ist unglaublich, ja noch unglücklicher, Denn mir scheint es unmöglich, dass die Tugenden, wenn sie einmal von ihrer eigentlichen Höhe abgestürzt sind, nicht auf den tiefsten Grund hinabsinken. Sie müssen den Menschen entweder glücklich machen, oder sie werden, wenn sie davon abgebracht worden sind, nicht verhindern, dass er unglücklich wird. So lange die Tugenden aufrecht stehen, kann man ihnen nicht den Abschied geben: sie müssen entweder die Überwundenen oder die Sieger sein.

„Nur den unsterblichen Göttern“, heißt es [im Volksmund], „sind Tugenden und glückliches Leben beschieden, uns Menschen nur eine Art Schatten jener Glücks-Güter und eine gewisse Ähnlichkeit. Wir nähern uns ihnen, gelangen aber

---

<sup>247</sup> Fußnote Hrsg.: Gemeint sind wiederum die Epikureer.

nicht wirklich zu ihr.“ - Die Vernunft ist dem Aether-Logos und den Menschen gemeinsam; ersterer besitzt sie in aller Vollkommenheit, bei uns ist die Vernunft [nur begrenzt, d. h. menschenmöglich] der Vollendung fähig. Was uns an der Erreichung der Vollkommenheit verzweifeln lässt, das sind unsere Laster. Denn jener andere [der Nichtweise] steht in zweiter Reihe als ein Mensch, der nicht selbständig genug ist, um sein Bestes wohl zu behüten, dessen Urteil noch schwankend und unsicher ist. Er mag der Schärfe von Augen und Ohren ermangeln, auch der vollen Gesundheit und eines leidlichen und sich gleichbleibenden körperlichen Aussehens, zudem auch noch einer längeren Lebensdauer. In dieser Lebenszeit kann ein Leben geführt werden, das man nicht zu bereuen hat; aber diesem noch nicht zur inneren Ruhe gelangten Menschen wohnt eine gewisse Macht des Bösen inne, weil er eine zum Bösen erregbare Psyche hat, obwohl jene offensichtliche und lebhaft tätige Böswilligkeit sich nicht bei ihm findet. Er ist noch nicht tugendhaft, aber er ist in der Heranbildung zu den Tugenden begriffen: wem aber noch etwas zu den Tugenden fehlt, der ist lasterhaft. Vergil sagt im >Aeneas<, V, 363:

„*Wem Kraft innewohnt und wer großen Mut im Herzen hat*“,

der kommt dem Aether-Logos gleich und strebt, eingedenk seines Ursprunges, unermüdlich zu ihm nach oben. Niemand tut Unrecht daran, wenn er versucht, die Höhe zu ersteigen, von der er herabgekommen war. Warum sollte man aber nicht einen vernünftigen Zug in demjenigen anerkennen, der ein Teil des Aether-Logos ist? Der Kosmos, der uns umgibt, ist der Aether-Logos: Wir sind seine Genossen und zugleich seine Glieder. Unsere Psyche ist der Aufgabe gewachsen, sie gelangt zu jenem Ziel, wenn ihre Gebrechen sie nicht in der Tiefe halten. Wie unser Körper nach oben gerichtet ist und zum Kosmos hinauf blickt, so ist unsere Psyche, die ihren Machtbereich beliebig ausdehnen kann, von Natur dazu bestimmt, mit ihrer Willenskraft etwas Vernünftiges zu erstreben. Und nützt sie ihre Kräfte zweckmäßig aus und öffnet sie sich den gehörigen Spielraum, so hat sie den richtigen Weg getroffen, der zum Höchsten [zum Aether-Logos und zur Vernunft] hinaufführt. Es ist eine gewaltige Leistung, den Kosmos zu erklimmen: Es ist eine Rückkehr, die die Psyche damit vollzogen hat. Hat sie diesen Weg gefunden, so verfolgt sie ihn mutigen Herzens, alles andere verachtend. Das Gold ist ihr gleichgültig. Gold und Silber, das der Finsternis, in der es verborgen lagerte, durchaus würdig ist, schätzt sie nicht nach dem Glanz, mit dem es die Augen der unkundigen Weltkinder blendet, sondern nach dem alten Erdschmutz, aus dem unsere Habgier es ausgegraben und zutage gefördert hat. Ja, ich behaupte, sie weiß, dass unser wahrer Reichtum anderswo liegt, als da, wo man ihn aufhäuft. Die Psyche weiß, dass sie selber angefüllt werden muss, nicht die Geldkiste. Sie, die Psyche, kann man zum Herren von allem erheben, sie kann man zum Besitzer des ganzen Naturreiches machen, so dass sie nach Osten und Westen die Grenzen bestimmt und nach Art des Aether-Logos alles besitzt. Dabei blickt sie mit Verachtung herab auf die mit ihren Schätzen prunkenden Reichen, von denen keiner soviel Freude hat an dem, was ihm gehört, als Ärger an dem, was noch ein anderer hat. Hat der Stoiker sich zu dieser Höhe erhoben, dann ist er auch nicht mehr in seinen Körper verliebt, der ja nur eine uns aufgenötigte Last ist, vielmehr ist er der Beaufsichtiger desselben und unterwirft sich nicht dem, dem er vorgesetzt ist. Niemand ist frei, der dem Körper dient. Denn um von anderen Gebietern zu schweigen, auf welche die übertriebene Sorge für den Körper verfallen ist, so ist dieser als Herrscher seinerseits selbst launenhaft und der Wollust ergeben. Von ihm trennt sich der Weise mit Gleichmut, ja hat unter

Umständen Mut genug, sich mit einem einzigen Sprung von ihm loszumachen, ohne sich darüber Gedanken zu machen, was aus dem von ihm verlassenem Körper werden wird. Wie wir das durch das Scheermesser uns abgeschnittene Bart- und Kopfhair für nichts achten, so ist es der vom Aether-Hauch durchdrungenen Psyche, die dem Körper entweichen will, völlig gleichgültig, wohin man seinen Körper, seine frühere Behausung, schafft, ob man ihn dem Feuer übergibt oder mit Erde bedeckt oder ob ihn die wilden Tiere zerreißen, alles das kümmert ihn ebensowenig, wie die Nachgeburt nach der Geburt eines Kindes. Ob die Vögel diese Überreste nach allen Winden verschleppen oder ob sie, wie Vergil im >Aeneas<, IX, 438, sagt [mit Abwandlung von *latinis in marinis*]:

„*Seehunden zur Nahrung gereichen*“

was macht das für den Körper aus, der ein Nichts ist? Aber auch dann, wenn er [der Stoiker] noch unter den Lebenden weilt, fürchtet er nichts Bedrohliches nach dem Tod, wie es bei denen der Fall ist, denen es nicht genügt den Tod zur Grenze ihrer Befürchtungen zu machen. Ich habe keine Furcht, sagt er [der Stoiker], vor dem Halseisen, so wenig wie vor der Zerfleischung meines jeder Beschimpfung preisgegebenen Leichnams, diesem für den gewöhnlichen Zuschauer so grässlichen Schauspiel. Niemand bitte ich um die Erfüllung des letzten Dienstes, niemandem empfehle ich die Sorge für meine Überreste. Die Natur hat dafür gesorgt, dass niemand unbegraben bleibt. Treffend sagt [auch] Maecenas:

„*Fort mit der Sorge ums Grab, die Natur sorgt für das Begräbnis.*“

Das Wort lässt auf einen Mann von starker innerer Haltung schließen. Denn es steckt in ihm ein hoher und mannhafter Geist, nur dass die Fülle des Glückes [der irdischen Genüsse] diesen Geist erschlaffen ließ.

### 93. Brief

[Trosts Schreiben an Lucilius aus Anlass des Todes des Philosophen Metronax]

In dem Brief, in dem du den Tod des Philosophen Metronax<sup>248</sup> beklagst, als hätte ihm ein längeres Leben nicht nur beschieden werden *können*, sondern auch *müssen*, vermisse ich deine Gerechtigkeit, die du sonst bei jeder Betätigung, bei jedem Geschäft so ausgiebig bewährst, nur in diesem einen Punkt nicht, in dem du allerdings nur dem Beispiel aller folgst. Täglich ergehen wir uns in Vorwürfen wider das Schicksal: „Warum musste uns dieser Mann mitten in seiner Laufbahn entrissen werden? Warum wird uns jener nicht entrissen? Warum nimmt sein ihm selbst wie anderen beschwerliches Greisenalter kein Ende?“ Mit Verlaub: Hältst du es für gerechter, dass du der Natur oder dass die Natur dir gehorcht? Was kommt aber darauf an, wie früh du aus diesem Dasein scheidest, aus dem du doch unter allen Umständen scheiden musst? Nicht darauf muss unsere Sorge gerichtet sein, lange zu leben sondern nur darauf, genügend lange zu leben; denn um lange zu leben, bedarf es der Gunst des Schicksals, um genügend lange zu leben, der Regsamkeit des Geistes. Das Leben ist lang, wenn es seinen vollen Inhalt hat<sup>249</sup>. Diesen erhält es, wenn der Geist das ihm eigene Glücks-Gut voll herausgebildet und sich zum Herrn über sich selbst gemacht hat. Was helfen einem Menschen achtzig in Untätigkeit verbrachte Jahre? Das war kein Leben, nein, nur ein müßiges Verweilen im Leben; sein Sterben ist nicht spät erfolgt sondern hat nur

<sup>248</sup> Fußnote Apelt: Siehe 76. Brief. Er könnte ein Stoiker gewesen sein.

<sup>249</sup> Fußnote Apelt: Siehe 22. und 70. Brief.

eine lange Zeit für sich in Anspruch genommen. Achtzig Jahre hat er gelebt; es kommt darauf an, von welchem Tag an du seinen Tod zählst. Dagegen ist jener [Metronax] in jüngeren Jahren gestorben. Aber er hat die angemessenen Handlungen<sup>250</sup> eines guten Bürgers, eines guten Freundes, eines guten Sohnes erfüllt. Nirgends hat er es an sich fehlen lassen. Mag auch die Zahl seiner Jahre gering sein, sein Leben ist doch ein vollkommenes. Achtzig Jahre hat einer gelebt. Nein, achtzig Jahre ist er dagewesen, du müßtest denn unter seinem Leben ein solches verstehen, wie man von dem Leben der Bäume spricht. Ich bitte dich, Lucilius, lass uns darauf bedacht sein, es mit unserem Leben zu halten wie mit besonders kostbaren Gegenständen: nicht viel Raum soll es einnehmen, aber viel wiegen. Nach der Tatenfülle sollen wir es messen, nicht nach der Zeit. Willst du den Unterschied kennen lernen zwischen einem tatkräftigen Mann, einem Verächter des Schicksals, der sich allen schwierigen Aufgaben des Lebens gewachsen gezeigt hat und, was es als höchstes Glücks-Gut bietet, glücklich erreicht hat, und jenem, der eine lange Reihe von Jahren hinter sich hat? Der eine lebt auch nach dem Tod noch, der andere ist schon vor seinem Tod gestorben. Preisen wir also den ersteren und reihen ihn in die Zahl der Glücklichen ein, mit dem es bei aller Kürze der ihm beschiedenen Zeit doch gut bestellt war. Denn er hat das wahre Licht geschaut. Er war nicht einer von vielen. Er hat nicht nur gelebt, sondern auch gewirkt. Er hat den Kosmos in seiner vollen Herrlichkeit gesehen, dann aber auch wieder den Glanz der mächtigen Sonne nur durch trübes Gewölk durchschimmern sehen. Was fragst du, wie lange er gelebt hat? Er lebt noch jetzt; sein Dasein erstreckt sich auch auf die Folgezeit; denn er hat dafür gesorgt, dass das Andenken an ihn nicht erlischt. Das ist nicht zu verstehen, als würde ich mich dagegen wehren, wenn mir eine größere Zahl von Jahren gewährt würde; aber zu einem glücklichen Leben, behaupte ich, hat mir gleichwohl nichts gefehlt, wenn meine Lebensdauer eine Einschränkung erfährt. Noch habe ich mich [Seneca meint sich selber] nicht gerüstet für den Tag, den ich mir, meiner lebhaften Hoffnung zufolge, als den letzten vorstelle; doch habe ich jeden Tag als den möglicherweise letzten angesehen. Was fragst du mich, wann ich geboren bin, ob ich noch unter die Jüngeren zu rechnen sei? Ich habe mein mir beschiedenes Teil. Wie auch bei kleinerer Gestalt der Mensch [fast] vollkommen sein kann, so kann auch das Leben bei kleinerem Zeitmaß [fast] vollkommen sein. Die Zahl der Lebensjahre gehört zu den äußerlichen Dingen. Wie lange ich lebe, hängt nicht von mir ab; aber solange ich lebe, ist es eine angemessene Handlung, würdig zu leben. Fordere von mir, dass ich nicht ein unrühmliches und gleichsam in Finsternis gehülltes Dasein führe, sondern dass ich mein Leben mit Taten ausfülle und es nicht als eine bloße Spazierfahrt ansehe. Du fragst nach des Lebens reichlichster Entfaltung? - Es erstrecke sich bis zur Erlangung der Weisheit! Wer zu ihr gelangt ist, der hat nicht die äußerste Grenze, aber die entscheidend wichtige erreicht. Wem dies gelungen ist, der mag sich rühmen und dem Aether-Logos und neben ihm auch sich selbst dankbar sein und es der Natur hoch anrechnen, dass er gelebt hat; denn mit Recht wird er das auf ihre Rechnung setzen: Sie [die Natur] hat sein Leben zu einem besseren gemacht, als er es empfangen hat. Sie hat das Muster eines tugendhaften Menschen aufgestellt, hat gezeigt, von welcher Art und Größe er ist. Hätte sie ihm noch längere Zeit vergönnt, so wäre dieser Zuwachs nur eine Art Wiederholung der Vergangenheit

<sup>250</sup> Fußnote Hrsg.: Manche übersetzen das gr. Wort „kathekon“ mit „Pflichten“ anstatt „angemessene Handlungen“. Siehe dazu L. Baus >Die stoische Ethik – Basiswissen in 50 Minuten<, Homburg 2012, S. 39: >Über die angemessenen Handlungen<.

gewesen. Und doch, wozu diese Verlängerung des Lebens? Haben wir uns doch der Erkenntnis des Alls erfreut, kennen wir doch den Gang der Natur von den Grundlagen auf, wie sie die Welt ordnet, wie sie die Wiederkehr der Jahreszeiten bewirkt, wie sie alles, was irgendwo war, in sich schließt und sich selbst zum letzten Zweck ihrer Tätigkeit macht. Wir wissen, dass die Planeten durch ihre innere Triebkraft<sup>251</sup> ihres Weges ziehen, dass nur die Erde still steht<sup>252</sup>, während alles Übrige in unablässiger Schnelligkeit seine Bahn zurücklegt. Wir wissen, wie der Mond an der Sonne vorüberzieht und wie es kommt, dass er, der langsame, die schnellere hinter sich lässt, wie er sein Licht empfängt oder verliert, wir kennen den Grund für das Eintreten der Nacht und für die Wiederkehr des Tages. Mein Weg soll mich dahin führen, wo ich den Anblick dieses Schauspiels aus größerer Nähe genieße. Indes, so sagt der Weise, wenn ich der Ansicht bin, dass mir der Weg zu meinem Gott [dem Aether-Logos] offen steht, so ist es doch nicht diese Hoffnung, die mich mutiger macht zum Austritt aus dem Leben. Wohl habe ich es verdient zugelassen zu werden, und ich habe schon unter ihnen geweltet und geistige Fühlung mit ihnen gesucht, was ihrerseits nicht unerwidert blieb. Aber lass mich ins reine Nichts verschwinden und lass nach dem Tod nichts mehr vom Menschen übrig bleiben: ich bleibe ebenso hochgemut, auch wenn ich nach meinem Tod in kein anderes Dasein übertrete.<sup>253</sup>

Er [Metronax] hat nicht so lange gelebt, als es möglich gewesen wäre! Das Buch [des Metronax] umfasst nur wenige Zeilen und ist doch lobenswert und nützlich. Du weißt, wie inhaltsschwer die >Annalen< des Tanusius sind und welcher Bezeichnung man sie für wert hält.<sup>254</sup> Auf diese Weise und weil es dem Beispiel des Tanusius folgt, wird das Leben mancher so lang. Hältst du den etwa für glücklicher, der am letzten Tage seiner amtlichen Tätigkeit, oder den, der in der Mitte derselben ermordet wird? Hältst du einen Menschen so törichter Lebensbegierde für fähig, dass er lieber im Ankleideraum erdrosselt werden will als in der Arena? Nicht größer ist die Strecke, die bei der Lebenswanderung den einen von dem anderen trennt. Der Tod verschont niemanden: wer mordet, der folgt dem Ermordeten. Weswegen man am meisten besorgt ist, das ist gerade das Unbedeutendste. Was kommt aber darauf an, wie lange du das vermeidest, das endgültig zu vermeiden dir doch nicht möglich ist?

#### 94. Brief

[Kritik der Ansicht des Stoikers Ariston von Chios, dass die spezielle, auf Ermahnungen im Einzelfall gerichtete Ethiklehre zu verwerfen sei]

Es gibt einen Teil der Philosophie, der Vorschriften erteilt für die besonderen persönlichen Verhältnisse und sich nicht mit der allgemeinen ethischen Bildung des Menschen überhaupt befasst, sondern dem Gatten rät, wie er sich gegen seine Frau zu verhalten habe, dem Vater, wie er seine Kinder erziehen, dem Herrn, wie

<sup>251</sup> Fußnote Hrsg.: Die Entdeckung der Gravitation war noch nicht gemacht. Aber die stoische Physiktheorie, dass dem Aether-Logos eine Vernunftkraft innewohnt, ähnlich der der Gravitation, die alles in der Welt beherrscht, stand dicht davor.

<sup>252</sup> Fußnote Hrsg.: Irrtum der antiken Naturforscher. Natürlich dreht sich auch die Erde um die Sonne.

<sup>253</sup> Fußnote Hrsg.: Eine erstaunliche Erkenntnis der Stoiker. Sie hielten es nicht für unmöglich, dass ihre Psyche vollständig erlischt. Ein eindeutiges Indiz für den Materialismus der stoischen Philosophie.

<sup>254</sup> Fußnote Apelt: Damit wird auf Catulls boshafte Verse, 36, 1, angespielt, der von den >Annales Volusi< als „cacata charta“ spricht, mit durchsichtiger Abänderung des Namens.

er seine Sklaven in Zucht halten solle. Diesen Teil haben einige Philosophen allein berücksichtigt, während sie den übrigen Teil, als der Forderung nach Nützlichkeit nicht entsprechend, beiseite ließen, als ob man über einen einzelnen Teil sich zum Ratgeber aufwerfen könnte, wenn man nicht zuvor sich eine Gesamtansicht über das Leben überhaupt gebildet hat. Den entgegengesetzten Standpunkt nimmt der Stoiker Ariston [von Chios] ein. Er hält diesen Teil für wertlos, weil er nicht tief in die Psyche eindringe und Vorschriften gebe, die mehr nach Geschwätz klingen; wogegen, wie er sagt, die eigentlichen Lehrsätze der Philosophie und die begriffliche Bestimmung des höchsten Glücks-Gutes von kräftigster Wirkung seien. Wer diese Lehre vollständig verstanden und in sich aufgenommen hat, der gibt sich selbst in jedem einzelnen Fall die Vorschrift über sein angemessenes Verhalten. Wie derjenige, der das Speerwerfen erlernt hat, sich einen bestimmten Platz wählt und seine Hand gewandt macht, der Waffe die treffende Richtung zu geben, und wenn er diese Fähigkeit durch Schulung und Übung erlangt hat, beliebigen Gebrauch davon macht, denn er hat nicht etwa nur gelernt, ein bestimmtes einzelnes Ziel zu treffen sondern jedes beliebige Ziel. So bedarf der, welcher sich für das gesamte Leben unterrichtet hat, nicht der Ermahnungen im Einzelnen, denn die Lehre, mit der er sich vertraut gemacht hat, bezog sich auf das Ganze, nicht wie er mit seiner Frau oder seinem Sohn zu leben habe, sondern wie er ein ethischgutes Leben überhaupt führt; das schließt von selbst schon in sich, wie er mit Frau und Kindern zu leben habe.

Kleanthes<sup>255</sup> hält diesen Teil zwar auch für nützlich, aber für unwirksam, wenn er seinen Halt nicht im Ganzen hat und sich nicht stützt auf die eigentlichen Lehrsätze der Philosophie und ihre Hauptteile.

Es sind also zwei Fragen, um die es sich bei Erörterung dieses Teiles der Philosophie handelt, ob er nützlich oder nutzlos ist, und ob er allein imstande ist, einem Menschen zu ethischer Tüchtigkeit zu verhelfen, mit anderen Worten, ob er überflüssig ist, oder alle anderen überflüssig macht. Die ihn für überflüssig halten, machen folgendes geltend: Wenn irgend ein Hindernis vor den Augen steht, das nichts erkennen lässt, so muss man es entfernen. So lange es sich verlagert, ist es vergebliche Mühe, zu ermahnen: So musst du gehen, so die Hand ausstrecken. Ebenso steht es mit der Psyche: Wenn irgend etwas ihren Blick verschleiert und sie hindert die angemessene Handlung zu erkennen, richtet derjenige nichts aus, der mahnend ruft: So musst du mit dem Vater leben, so mit der Gattin. Denn was nützen alle Ermahnungen, solange der Irrtum noch den Geist umschleiert? Wenn dieser entfernt wird, dann wird sich klar zeigen, was jede angemessene Handlung von uns fordert. Andernfalls belehrst du ihn nur darüber, was der Gesunde zu tun hat; machst ihn aber nicht gesund. Du zeigst dem Armen, wie er den Reichen spielen soll; aber wie kann er das, solange die Armut noch andauert? Du zeigst dem Hungrigen, was er als Gesättigter zu tun habe: Befreie ihn lieber vom Hunger, der sein Innerstes durchwühlt. Das Gleiche sage ich dir von allen Fehlern: Sie muss man entfernen, und nicht Vorschriften geben, deren Erfüllung unmöglich ist, solange sie nicht gewichen sind. Die falschen Meinungen müssen beseitigt werden, an denen wir leiden, sonst wird der Geizige kein Ohr haben für die Ermahnungen über den Gebrauch des Geldes, und ebensowenig der Furchtsame für die Ermahnungen zwecks Verachtung der Gefahren. Du musst sie zu der Erkenntnis bringen, dass das Geld weder ein Glücks-Gut noch ein Übel ist, musst ihnen reiche Leute zeigen, die höchst unglücklich sind. Du musst in ihnen die Überzeugung wecken, dass das, wovor man gemeinhin Angst hat, nicht in dem

<sup>255</sup> Fußnote Apelt: Über Kleanthes siehe auch 6. und 44. Brief.

Ausmaß zu fürchten sei, wie es auf Grund des allgemeinen Geredes darüber der Fall ist; der Schmerz, das sage ihnen, habe seine Grenzen, und niemand sterbe mehr als einmal. Der Tod, den zu erleiden unerlässliches Gesetz ist, bürge in sich den großen Trost, dass er sich bei niemandem wiederhole, und was den Schmerz anbelangt, so werde der Widerstand heilsam sein, den die Psyche leistet, die sich alles leichter macht, was sie mit trotzigem Stolz über sich ergehen lässt. Von Natur habe der Schmerz das Gute an sich, dass weder der lang anhaltende Schmerz groß, noch der große Schmerz lange anhaltend sein kann.

Man müsse tapfer alles auf sich nehmen, was einem die Notwendigkeit der Weltordnung auferlege. Hast du einen durch diese entscheidenden Urteile zur Einsicht in seine Lage gebracht, hat er sich klargemacht, dass das glückliche Leben nicht das genussreiche sondern das naturgemäße ist, hat er die Tugend als das einzige Glücks-Gut des Menschen lieb gewonnen, die Schande als das einzige Übel gemieden; ist er fest überzeugt, dass Reichtum, Ehre, Gesundheit, Kraft und Herrschaft weder zu den Glücks-Gütern noch zu den Übeln gehören sondern eine Mittelstellung einnehmen, dann bedarf es für ihn keines Mahners für die einzelnen Fälle, der sagt: So halte dich im Gehen, so beim Essen, dies ist schicklich für einen Mann, dies für eine Frau, dies für einen Gatten, dieses für einen Junggesellen. Denn auch die eifrigsten Mahner dieser Art können diese ihre Anweisungen selbst nicht erfüllen. Solche Vorhaltungen macht der Erzieher dem Knaben, die Großmutter dem Enkel, und der jähzornigste Schulmeister ergeht sich in langen Reden über die unbedingte Notwendigkeit, den Zorn zu meiden. Betrittst du eine Elementarschule, so wirst du dich überzeugen, dass Dinge, über die sich Philosophen erhobenen Hauptes bedeutsam äußern, sich auch schon in den Kinderschulen als Vorschriften finden.

Und weiter: Willst du unmittelbar Einleuchtendes oder Zweifelhafte vorschreiben? Das unmittelbar Einleuchtende erfordert keinen Mahner; wer aber Zweifelhafte vorschreibt, dem glaubt man nicht. Diese Einzelvorschriften sind also überflüssig. Davon kannst du dich auch auf folgende Weise überzeugen. Gibst du eine Ermahnung, die unverständlich und zweifelhaft ist, so bedarf es der Beihilfe von Beweisen; willst du aber Beweise geben, so hat das, wodurch du beweist, mehr Geltung und genügt für sich allein. Zum Beispiel im Verkehr mit deinem Freund, mit deinem Mitbürger, mit deinem Genossen verhalte dich so und so. Warum? Weil es gerecht ist. Alles das gibt mir die Lehre von der Gerechtigkeit an die Hand. Dort finde ich, dass die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen zu erstreben sei, und dass weder Furcht uns zu ihr zwingt noch Geldgewinn uns zu ihr besticht, dass niemand gerecht ist, dem irgend etwas an der Tugend gefällt außer ihr selbst.

Ist mir dies zur ernstesten und innersten Überzeugung geworden, was nützen mir dann jene Vorschriften, die nur lehren, was ich schon weiß? Vorschriften zu geben ist einem Wissenden gegenüber überflüssig, einem Nichtwissenden gegenüber unzureichend. Denn er muss nicht nur hören, was man ihm vorschreibt, sondern auch warum. Ich frage: Sind solche Vorschriften nötig für einen, der die richtigen Vorstellungen über Güter und Übel hat, oder für einen, der sie nicht hat? Wer sie nicht hat, der findet bei dir keine Hilfe. Sein Ohr steht ganz unter der Herrschaft des gewöhnlichen Geredes, das im vollen Widerspruch steht mit deinen Ermahnungen. Wer ein sicheres Urteil hat über das, was man zu meiden und was man zu erstreben hat, der weiß, was er zu tun hat, auch wenn du schweigst. Dieser ganze Teil der Philosophie kann also beseitigt werden.

Unsere Fehlhandlungen entspringen aus zwei Quellen: Entweder leidet



unsere Psyche an einer durch verkehrte Meinungen verursachten Bösartigkeit, oder sie ist, wenn auch nicht beherrscht von falschen Vorstellungen, so doch zum Falschen geneigt und lässt sich durch äußeren Schimmer, der sie nach dem Unerlaubten ablenkt, rasch verführen. Wir müssen also unsere kranke Psyche entweder gründlich heilen und von Fehlern befreien oder die noch nicht verdorbene, aber zum Schlechten geneigte im Voraus für die gute Sache gewinnen. Beides bewirken die Lehrsätze der Philosophie. Das Erteilen von Vorschriften ist also ein unfruchtbares Verfahren. Dazu kommt noch, dass, wenn wir dem Einzelnen Vorschriften geben, wir eine unerfüllbare Aufgabe auf uns nehmen. Denn andere Vorschriften müssen wir dem Wucherer geben, andere dem Landbauer, andere dem Kaufmann, andere den Untergebenen und Dienern, andere denen, die mit Ihresgleichen, andere denen, die mit Untergebenen in Freundschaft stehen wollen. Was die ehelichen Verhältnisse anbelangt, so musst du vorschreiben, wie der Mann mit seiner Frau leben soll, die er als Jungfrau geheiratet hat, wie mit einer, die schon mit einem anderen verheiratet gewesen ist, wie mit einer reichen, wie mit einer mitgiftlosen. Und glaubst du etwa nicht, dass ein Unterschied sei zwischen einer unfruchtbaren und fruchtbaren, zwischen einer älteren und einer noch ganz jugendlichen, zwischen einer Mutter und einer Stiefmutter? Wir können nicht alle Besonderheiten umfassen, und doch erfordert eine jede ihre eigenartigen Bestimmungen.

Die Gesetze der Philosophie aber sind kurz und haben für alle bindende Kraft. Dazu kommt noch, dass die Vorschriften der Philosophie fest umgrenzt und sicher sein müssen. Sind sie nicht unzweideutig bestimmt, so haben sie mit der Philosophie nichts zu schaffen; die Weisheit kennt genau die Grenzen der Dinge. Daher ist jener auf Vorschriften berechnete Teil der Philosophie zu beseitigen, weil er, was er wenigen verspricht, nicht allen leisten kann, die Weisheit aber es mit allen zu tun hat.

Zwischen dem landläufigen Wahnsinn und dem, zu dessen Heilung man die Ärzte heranzieht, ist kein anderer Unterschied als der, dass dem letzteren eine Krankheit zugrunde liegt, während der erstere aus wirren Einbildungen besteht. Bei jenem liegt der Grund der Geistesstörung in gewissen körperlichen Zuständen, bei diesem ist er ein krankhafter Zustand der Psyche. Wollte jemand einem Verrückten Vorschriften geben, wie er reden, wie er gehen, wie er sich auf der Straße, wie zu Hause zu benehmen habe, so ist er unzurechnungsfähiger als der Wahnsinnige selbst: Die schwarze Galle [der Aufbrausende] muss geheilt, die Ursache des Wahnsinns selbst entfernt werden, und die gleiche Aufgabe muss man sich bei Behandlung der anderen Wahnsinnsarten stellen. Der Wahnsinn selbst muss geheilt sein, sonst werden alle Mahnworte in den Wind gesprochen sein.

Das sind die Gründe, die Ariston [von Chios] vorbringt. Wir werden ihm die Antwort auf alles Einzelne nicht schuldig bleiben. Zuerst auf seine Behauptung, wenn dem Auge etwas im Wege stehe und das Sehen hindere, müsse es entfernt werden. Ich gestehe, dass es da keiner Vorschriften zum Sehen bedarf sondern eines Heilmittels, wodurch das Auge gereinigt und seines Hindernisses ledig werde. Denn von Natur sind wir zum Sehen befähigt, und wer ein etwaiges Hindernis wegräumt, der verhilft ihr zu ihrem Recht. Was aber eine jede angemessene Handlung von uns fordert, das lehrt die Natur nicht. Ferner: wer vom Star befreit worden ist, der kann nicht sofort, wenn er wieder in den Besitz seiner Sehkraft gelangt ist, sie auch anderen wiedergeben; wer dagegen vom Bösen befreit ist, der ist auch fähig andere davon zu befreien. Es bedarf keiner Ermahnung, nicht einmal eines Rates, um das Auge die Besonderheiten der

einzelnen Farben erkennen zu lassen, es wird das Weiße vom Schwarzen auch ohne jede Ermahnung unterscheiden. Dagegen bedarf die Psyche vieler Vorschriften, um zu erkennen, wie sie sich im Leben zu verhalten habe. Indes auch bei Augenleiden begnügt sich der Arzt nicht mit der bloßen Heilung, sondern fügt auch Ermahnungen hinzu. Du tust nicht gut, sagt er, deine noch schwache Sehkraft zu schnell dem aufdringlichen Licht auszusetzen. Aus der Dunkelheit wage dich zuerst in schattige Umgebung vor, dann traue dir mehr zu, und allmählich erst gewöhne dich an den Anblick des vollen Lichts. Nach dem Essen darfst du geistig nicht angestrengt arbeiten, darfst den noch überreizten und geschwellenen Augen nicht zu viel zumuten. Zugluft und große Kälte musst du meiden und andere Ermahnungen dieser Art, die oft nicht weniger nützlich sind als die Arzneien. Der Arzt fügt also die Heilkunde zu den Heilmitteln hinzu.

„Der Irrtum“, sagt Ariston, „ist der Grund zu Verfehlungen. Ihn werden wir durch Vorschriften nicht los; denn diese erringen nicht den Sieg über falsche Vorstellungen von Glücks-Gütern und Übeln.“ - Ich gebe zu, dass Vorschriften für sich allein nicht imstande sind, um eine verkehrte Überzeugung aus der Psyche zu tilgen. Aber damit ist noch nicht gesagt, dass sie auch nichts nützen, wenn sie als Zusatz zu dem anderen hinzukommen. Zunächst frischen sie das Gedächtnis auf. Sodann wird, was in der Allgemeinlehre sich nur mehr oder weniger verschwommen darstellt, wenn es in seine Teile gegliedert ist, eingehender betrachtet. Könnte man doch auf diese Weise auch Trostgründe sowie Aufmunterungen für überflüssig erklären. Aber sie sind nicht überflüssig; folglich auch die Ermahnungen nicht.

„Es ist töricht“, sagt er [Ariston von Chios], „einem Kranken vorzuschreiben, was er als Gesunder tun soll, weil zuerst die Gesundheit herzustellen ist, ohne welche die Vorschriften wirkungslos sind.“ - Aber gibt es nicht manches, wovon man Kranke und Gesunde gleichermaßen warnen muss? Zum Beispiel, dass sie sich nicht gierig auf das Essen stürzen, dass sie der Abspannung vorbeugen. Gewisse Vorschriften gelten für arm und reich gemeinsam.

„Heile die Habgier“, sagt er, „hat die Begierde beim Armen und beim Reichen sich gelegt, so bedarf es für keinen der beiden weiterer besonderer Ermahnungen.“ - Wie? Ist es nicht etwas anderes, kein Verlangen zu tragen nach Geld, oder zu wissen, wie man vom Geld den rechten Gebrauch macht? Das letztere betrifft auch die Nicht-Habgierigen; die Habgierigen sind nur diejenigen, die kein Maß bei den Begierden kennen.

Weiter sagt Ariston: „Räume gründlich auf mit den irrigen Meinungen, dann sind all deine Vorschriften überflüssig.“ - Das ist nicht zutreffend. Denn nimm an, der Habsucht sei ein Dämpfer aufgesetzt, der Üppigkeit ein Damm gezogen, der Verwegenheit ein Zügel angelegt worden, und die Feigheit habe den Sporn zu fühlen bekommen; auch nach Beseitigung dieser Untugenden bleibt noch zu lernen, was und wie wir es zu tun haben.

„Gegen schwere Laster“, sagt er, „bleiben alle Ermahnungen, die man an sie richtet, wirkungslos.“ - Auch die Heilkunde kann nicht unheilbare Krankheiten besiegen; gleichwohl wird sie angewandt, teils zur Heilung, teils zur Linderung. Selbst die ganze Machtfülle der Philosophie, mag sie auch all ihre Kräfte dazu aufbieten, ist nicht imstande, ein verhärtetes und tief verwurzeltes Laster aus der Psyche zu vertreiben; aber wenn sie nicht alles heilt, so heißt das nicht, dass sie überhaupt nichts heilt.

„Was nützt es“, sagt er, „zu zeigen, was jedermann selber sieht?“ - Sehr viel.

Denn manchmal wissen wir etwas, geben aber nicht Acht. Die Ermahnung belehrt nicht, sondern macht aufmerksam, muntert auf, hält das Gedächtnis wach und verhütet, dass uns etwas entgeht. Vieles, was uns vor Augen liegt, lassen wir unbemerkt: die Ermahnung ist ein Mittel, unsere Aufmerksamkeit zu schärfen. Oft übersieht der Geist wie absichtlich selbst das, was offen zutage liegt. Man muss ihm also die Kenntnis auch der bekanntesten Dinge geradezu aufnötigen. Hier mag man sich erinnern an das treffende Wort des Licinius Calvus gegen Vatinius<sup>256</sup>: „Ihr wisst, dass hier Amterschleichung vorliegt, und jedermann weiß, dass ihr es wisst.“ Du weißt, dass Freundschaft heilig gehalten werden muss, aber du handelst nicht demgemäß. Du weißt, dass es schimpflich ist, von seiner Frau Treue zu verlangen, während man selbst die Frauen anderer verführt; du weißt, dass, wie jene sich nichts mit einem Ehebrecher, so du dir nichts mit einer Geliebten zu schaffen zu machen hast; gleichwohl handelst du nicht danach. Daher muss dir von Zeit zu Zeit das Gedächtnis geschärft werden. Denn dergleichen darf nicht beiseite geschoben werden, sondern muss immer zur Hand sein. Alles, was heilsam ist, muss häufig in Betrieb gesetzt, häufig verwendet werden, auf dass es uns nicht nur bekannt sondern auch unmittelbar nutzbar ist. Dazu kommt noch, dass selbst Deutliches in der Regel noch größerer Verdeutlichung fähig ist.

„Wenn zweifelhaft ist, was du vorschreibst“, sagt er [Ariston], „so wirst du nicht umhin können Beweise hinzuzufügen; also werden diese, nicht die Vorschriften, der Sache dienen.“ - Wie? Nützt nicht auch ohne Beweise das Ansehen des Ermahners an und für sich? So gelten ja doch die Entscheidungen der Rechtsgelehrten auch ohne ausdrückliche Begründung. Zudem haben die Vorschriften an und für sich ein starkes Gewicht, zumal wenn sie einem Gedicht einverleibt oder in prosaischer Rede in eine spruchartige Form gebracht worden sind, wie jenes Wort des Cato: „Kaufe nicht, was du gebrauchen kannst, sondern nur, was nötig ist: Was du nicht brauchst, ist um ein Ass zu teuer bezahlt.“ Von dieser Art sind auch jene Orakelsprüche oder was dem ähnlich ist, wie: „Sei sparsam mit der Zeit“, oder: „Erkenne dich selbst“. Wirst du eine Begründung fordern, wenn dir einer folgende Dichterworte sagt:

*„Ein Mittel gegen Unrecht ist: vergiss es ganz.“*

*Oder: „Wage nur frisch, es glückt; der Träge befeindet sich selber.“*

Solche Sprüche bedürfen keines Anwalts. Sie wirken unmittelbar auf das Herz und führen, weil sie die Natur selbst zu mächtigen Helfern haben, zum Ziel. In der Psyche liegen die Keime zu allem, was in ethischer Beziehung lobenswert ist, und durch Ermahnung werden sie zur Entfaltung gebracht, ganz ähnlich wie der Funke durch Mitwirkung eines leichten Lufthauchs zur Flamme entfacht wird. Die Tugenden entfalten sich mächtig, sobald sie Fühlung und Anregung gefunden haben. Dazu kommt, dass es in der Psyche gewisse, aber zunächst nicht offensichtliche Empfänglichkeiten gibt, die anfangen sich zu regen, sobald die Rede auf sie kommt. Manches liegt zerstreut an verschiedenen Stellen, was der ungeübte Verstand nicht zusammenfassen kann. Darum muss Sorge getragen werden für Verbindung und Vereinigung dieser Teilstücke, um ihre Kraft zu erhöhen und der Psyche einen größeren Schwung zu geben. Oder, wenn die Vorschriften nichts helfen, so ist die Unterweisung überhaupt aufzugeben; wir müssen uns mit der Natur selbst begnügen. Wer so spricht, der sieht nicht, dass der eine einen regen und geweckten, der andere einen trägen und stumpfen Geist besitzt, dass überhaupt die geistigen Anlagen bei den Einzelnen sehr verschieden

<sup>256</sup> Fußnote Apelt: C. Licinius Calvus klagte den berüchtigten P. Vatinius wegen Bestechung an.

sind. Die geistige Kraft erhält durch Vorschriften Nahrung und Wachstum, fügt neu erfasstes Wissensgut dem alten hinzu und verbessert, was verbesserungsbedürftig war.

„Wenn einer“, sagt er [Ariston], „nicht im Besitz der richtigen Lehrsätze ist, was sollen dem Ermahnungen helfen, der im Bann einer falschen Lehre steht?“ - Nun doch gewiss dies, dass er der letzteren ledig wird. Denn die natürliche Anlage ist in ihm nicht etwa völlig getilgt, sondern nur verdunkelt und zurückgedrängt. Auch so versucht sie wieder hoch zu kommen und stemmt sich gegen das Verkehrte; erhält sie aber Schutz und wird sie durch Vorschriften unterstützt, so gelangt sie zu Kräften, vorausgesetzt, dass die lange Dauer der Verderbnis sie nicht verunstaltet und zugrunde gerichtet hat. Ist dies nämlich der Fall, dann kann auch die philosophische Schulung trotz aller Eindringlichkeit, mit der sie zu Werke geht, sie nicht wieder herstellen; denn was für ein Unterschied besteht denn zwischen den Lehrsätzen der Philosophie und den sonstigen Vorschriften, außer dass jene allgemeine Vorschriften sind, diese besondere? Beide schreiben vor, nur dass die eine dies im Ganzen tut, die andere im Einzelnen.

„Wenn einer“, sagt er [Ariston], „die richtigen und den Tugenden entsprechenden Lehrsätze gelernt hat, so ist es überflüssig, ihn zu ermahnen.“ - Mitnichten, denn auch dieser ist zwar durch sein Wissen befähigt, seine angemessenen Handlungen zu erfüllen, kennt sie aber noch nicht hinreichend im Einzelnen; denn nicht nur durch Leidenschaften werden wir gehindert das Angemessene zu tun, sondern auch durch unsere unzureichende Geübtheit im Auffinden dessen, was jede besondere Lage erfordert. Mit unserer Psyche ist es zwar manchmal im allgemeinen ganz wohlbestellt, aber sie ist noch rückständig und ungeübt im Aufsuchen des Weges zur Erfüllung der angemessenen Handlungen; die Ermahnung ist es, die diesen uns zeigt.

„Verabschiede“, sagt er, „die falschen Meinungen über Glücks-Güter und Übel, und setze an deren Stelle die wahren, dann wird für die Ermahnung nichts zu tun übrig bleiben.“ - Allerdings: Auf diese Weise wird die Psyche in eine geordnete Verfassung gebracht, aber nicht auf diese allein. Denn obschon durch ein regelrechtes Schlussverfahren festgestellt worden ist, was gut und was übel ist, so bleibt doch für die Vorschriften noch hinreichender Spielraum. Die Einsicht und die Gerechtigkeit umfassen einen Kreis von angemessenen Handlungen. Diese erhalten durch die Vorschriften ihre gehörige Erläuterung. Zudem erhält das Urteil über Übel und Glücks-Güter selbst erst seine volle Bekräftigung durch die Erfüllung der angemessenen Handlungen, zu der die Vorschriften die Anweisung geben. Denn beide stehen in Übereinstimmung miteinander: Jene können nicht vorausgehen, ohne dass diese ihr folgen, und diese fügen sich der ihnen zukommenden Ordnung. Daraus ergibt sich klar, dass jene vorangehen.

„Vorschriften“, sagt er, „gibt es eine unendliche Zahl.“ - Das ist falsch. Denn über das Wichtigste und unbedingt Notwendige sind sie nicht unendlich. Dabei kommen allerdings unbedeutende Verschiedenheiten vor, die durch Zeit, Ort und Person gefordert werden; aber auch dafür werden allgemeine Vorschriften gegeben.

„Niemand“, sagt er, „heilt durch Vorschriften den Wahnsinn, also auch nicht die Nichtswürdigkeit.“ - Das entspricht sich nicht einander. Denn hast du den Wahnsinn beseitigt, so tritt der vernünftige Zustand wieder ein; haben wir aber den falschen Meinungen den Abschied gegeben, so folgt nicht gleich der klare Blick in das, was zu tun ist. Und gesetzt auch, er folge, so wird doch die Ermahnung die rechte Meinung über Glücks-Güter und Übel bekräftigen. Auch

das ist falsch, dass man bei Wahnsinnigen mit Vorschriften nichts ausrichte. Denn wenn sie auch für sich allein nichts nützen, so unterstützen sie doch die Heilung. Androhung und Zurechtweisung verfehlen nicht, die Wahnsinnigen in Schranken zu halten. Damit meine ich diejenigen Wahnsinnigen, denen der Verstand gestört, aber nicht geraubt ist.

„Gesetze“, sagt er [Ariston], „bewirken nicht, dass wir tun, was wir sollen, denn was sind sie anderes als mit Drohungen vermischte Vorschriften?“ - Wenn sie keine überzeugende Kraft haben, so erklärt sich das zunächst und vor allem daher, dass sie drohen, während die Vorschriften nicht zwingen, sondern zum Herzen sprechen. Sodann schrecken Gesetze vom Verbrechen ab, während Vorschriften zu angemessenen Handlungen aufmuntern. Beachte ferner, dass auch Gesetze förderlich sind für ethische Besserung, zumal wenn sie nicht nur befehlen, sondern auch belehren. In diesem Punkt bin ich nicht mit Poseidonius einverstanden, der sagt: „Ich kann es nicht billigen, dass den Gesetzen Platons noch anleitende Erklärungen beigelegt sind. Ein Gesetz muss kurz [und verständlich] sein, damit sein Sinn auch von den Laien leicht erfasst werde. Es muss gleichsam ein Ruf von oben sein; es muss befehlen, nicht begründende Reden halten. Nichts scheint mir frostiger, nichts unangebrachter als ein Gesetz mit Vorrede. Mahne mich, sage, was du von mir getan wissen willst: Ich lerne nicht, sondern ich gehorche.“ - Und doch, sie sind auch förderlich, wie du daraus ersehen kannst, dass moralisch entartete Staaten unter schlechten Gesetzen gelitten haben.

„Aber sie erweisen sich nicht bei allen förderlich.“ - Ebensovienig selbst die Philosophie; trotzdem ist sie nicht nutzlos und unwirksam für die Bildung des Geistes. Ist sie nicht geradezu das Gesetz für das Leben? Doch angenommen, dass die Gesetze nicht wirksam seien, so folgt daraus nicht, dass auch die Ermahnungen nicht wirksam seien. Oder du musst auch den Tröstungen, den Abmahnungen, den Ermunterungen, den Vorwürfen und Anerkennungen die wirkende Kraft absprechen. Dies alles sind Arten von Ermahnungen. Durch sie gelangt die Psyche zu ihrer [menschennöglichen] Vollkommenheit. Nichts schafft den Tugenden einen leichteren Eingang in die Psyche, nichts ruft die unentschiedenen und zum Schlimmen sich neigenden Gemüter wirksamer auf den rechten Pfad zurück als der Verkehr mit ethisch [fast] tadellosen Männern. Ihr häufiger Anblick, das öftere Anhören ihrer Worte macht mit der Zeit immer tieferen Eindruck auf das Herz und gewinnt die Bedeutung von Vorschriften: Ja, die bloße Begegnung mit einem Weisen ist förderlich, und selbst wenn er schweigt, kannst du daraus Gewinn ziehen. Aber so klar ich auch erkenne, dass er dir genützt habe, so wenig könnte ich doch genau Rechenschaft geben über die Art und Weise, wie dies geschah. „Gewisse winzige Tierchen“, sagt Phaedon<sup>257</sup>, „beißen uns, ohne dass wir es wahrnehmen. So zart und täuschend ist ihre bedrohliche Kraft. Das Geschwulst verrät den Biss, und darin selbst wird keine Wunde sichtbar.“ - Das Gleiche wird dir im Umgang mit weisen Männern begegnen. Du kannst nicht wahrnehmen, wie oder wann der Weise dir nützt, aber du wirst wahrnehmen, dass er dir genützt hat. „Was willst du damit sagen?“ erwidert man. - Nun, dass gute Vorschriften, wenn sie dir häufig vor die Psyche treten, dir ebenso nützlich sein werden wie gute Beispiele.

Pythagoras sagt<sup>258</sup>, es vollziehe sich eine Art Wandlung der Psyche bei

<sup>257</sup> Fußnote Apelt: Phaedon, ein Schüler des Sokrates und Begründer der elischen Schule, hat verlorene Dialoge geschrieben, in denen wohl die hier zitierte Bemerkung stand.

<sup>258</sup> Fußnote Apelt: Auf diese Äußerung des Pythagoras spielt auch Cicero an: >De legibus<, II,

denen, die in einen Tempel eintreten und die Götterbilder ganz aus der Nähe schauen, sowie bei denen, die auf einen Orakelspruch warten. Wer aber möchte leugnen, dass gewisse Ermahnungen auch auf den Ungebildetsten einen starken Eindruck machen? Nimm z. B. folgende, bei aller Kürze doch außerordentlich gewichtige Worte :

„Kein Zuwachs ist der Geldgier jemals groß genug.“

Oder:

„Was du dem anderen tust, erwarte selbst von ihm.“

Hören wir dies, so fühlen wir uns unwillkürlich getroffen, und niemand kann zweifeln oder fragen: warum? So macht sich die Wahrheit selbst auch ohne Begründung zu unserer Führerin. Wenn ehrfurchtsvolle Scheu die Psyche in Zucht hält und unserer Lasterhaftigkeit Schranken setzt, warum sollte die Ermahnung nicht dasselbe vermögen ? Wenn die Züchtigung das Schamgefühl in uns rege macht, warum sollte der Ermahnung dies nicht gelingen, auch wenn sie sich auf bloße Vorschriften beschränkt? Aber wirksamer ist sie allerdings und dringt tiefer ein, wenn sie ihre Vorschriften durch Gründe unterstützt und ergänzend dartut; warum etwas zu tun sei und welche Frucht daraus demjenigen erwächst, der diesen Vorschriften in seinen Handlungen Folge leistet. Wenn der Befehl sich nützlich erweist, dann auch die Ermahnung; nun ist das beim Befehl der Fall, also auch bei der Ermahnung.

Zu den Tugenden gehört zweierlei: die denkende Betrachtung des Wahren und das Handeln. Für die denkende Betrachtung sorgt der Unterricht, für das Handeln die Ermahnung. In den angemessenen Handlungen bewähren und offenbaren sich die Tugenden. Wenn aber dem zur Handlung Schreitenden der Berater nützt, dann auch der Ermahner. Wenn also die rechte Handlung für die Tugenden eine unerlässliche Forderung ist, zur rechten Handlung aber die Ermahnung die Anweisung gibt, dann ist auch die Ermahnung unentbehrlich. Zwei Dinge sind es, denen die Psyche vor allem ihre Kraft verdankt: Der Glaube an die Wahrheit und das Selbstvertrauen, beides bewirkt die Ermahnung. Denn sie finden Glauben, und hat sich dieser Glaube eingefunden, dann fühlt sich die Psyche mächtig gehoben und erfüllt sich mit Selbstvertrauen; eben darum ist die Ermahnung nicht überflüssig.

M. Agrippa, ein geistesgewaltiger Mann<sup>259</sup>, von allen, welche ihren Ruf und ihre Macht den Bürgerkriegen verdanken, der einzige, dessen Glück zugleich ein Glück für den Staat war, pflegte zu sagen, er verdanke viel dem Spruch [Sall. Jug. c. 10] „Durch Eintracht wächst auch das Kleine, durch Zwietracht zerfällt auch das Größte.“ - Durch diesen Spruch, sagt er, sei er der beste Bruder und Freund [des Kaisers] geworden. Wenn solche Sprüche, die der Psyche lieb und vertraut geworden sind, sie bilden, warum sollte nicht der Teil der Philosophie, der aus solchen Sprüchen besteht, das Gleiche leisten? Ein Teil der Jugend besteht in der Schulung, ein Teil in der Übung: man muss lernen und, was man gelernt hat, durch sein Handeln bekräftigen. Ist dem so, so nützen nicht bloß die Lehrsätze der Philosophie, sondern auch die Vorschriften, die unsere Leidenschaften wie durch einen Obrigkeitserlass einschränken und abweisen.

„Die Philosophie“, sagt Ariston, „umfasst zwei Teile: das Wissen und die Verfassung der Psyche. Denn wer den Lehrgang<sup>260</sup> durchgemacht und richtig

---

Kap. 11.

<sup>259</sup> Fußnote Apelt: Der Feldherr des Augustus, dessen Schwiegersohn er auch war.

<sup>260</sup> Fußnote Hrsg.: Dies ist ein Indiz, dass die Stoiker und wohl auch andere Philosophenschulen, systematische Lehrgänge über ihre Philosophie durchführten.

begriffen hat, was zu tun und was zu meiden ist, der ist noch nicht weise; und zwar nicht eher, als bis er eine innere Umwandlung durchgemacht hat, durch die seine Psyche ganz mit dem, was sie erlernt hat, verschmolzen ist. Jener dritte, auf die Vorschriften bezügliche Teil ist nichts als Ableitung aus diesen beiden, aus Lehrsätzen und Verfassung der Psyche. Er ist also überflüssig zur Erlangung der vollen Tugenden, für die jene beiden genügen.“ - Auf diese Weise wäre dann auch die Tröstung überflüssig, denn auch diese leitet sich aus beiden ab, und so auch die Aufmunterung, der gute Rat, ja sogar die Beweisführung, denn auch diese hat ihren Ausgangspunkt in einer wohlgeordneten und gesunden Verfassung der Psyche. Aber obschon jene Leistungen aus einer tadellosen Verfassung der Psyche hervorgehen, so wird diese tadellose Verfassung der Psyche doch durch den Einfluss jener gebildet: sie lässt jene entstehen und entsteht selbst aus jenen. Sodann gelten deine [Lucilius ist gemeint] Ausführungen nur für den schon vollendeten Weisen, der den Gipfel menschlichen Glücks erstiegen hat. Zu solcher Höhe gelangt man nur langsam. Inzwischen muss man dem noch Unvollkommenen, aber im Fortschreiten Begriffenen den rechten Weg anweisen für sein Handeln. Dieser wird die Weisheit vielleicht auch ohne Ermahnung selbst für sich ausfindig machen, sofern sie es schon dahin gebracht hat, dass es der Psyche unmöglich ist, sich nach einer anderen als der richtigen Seite zu bewegen. Für schwächere Geister wenigstens ist ein Führer nötig, der nicht spart mit seinen Ermahnungen: Das musst du meiden, das musst du tun. Dazu kommt noch folgendes: Wenn einer auf die Zeit wartet, wo er auf eigene Hand weiß, was das Beste zu tun ist, so wird er einstweilen irre gehen und dadurch verhindert werden, dahin zu gelangen, wo er mit sich selbst zufrieden sein kann. Er bedarf also der Leitung, bis er zu der Fähigkeit gelangt sich selbst zu leiten. Die Knaben lernen nach der Vorschrift. Man führt ihnen die Finger, und mit Hilfe der Hand eines anderen lässt man sie die Buchstabenformen beschreiben; dann müssen sie die Vorlage nachahmen und danach ihre Handschrift verbessern. So steht es auch mit unserer Psyche: Es ist nur zu ihrem Besten, wenn sie nach Vorschrift gebildet wird.

Das wären denn die Beweise dafür, dass dieser Teil der Philosophie nicht überflüssig ist. Es fragt sich nun, ob er allein ausreicht zur Bildung des Weisen. Zur Erörterung dieser Frage müssen wir einen anderen Tag ansetzen, Einstweilen wollen wir von Beweisen absehen und nur fragen: Liegt es nicht klar zutage, dass wir irgend eines Beistandes bedürfen, der uns Vorschriften gibt zur Abwehr der Ansichten der Volksmasse? Kein Wort dringt ohne Nachteil an unser Ohr. Gleichviel, ob man uns Gutes wünscht oder uns verflucht: Beides ist zu unserem Schaden. Denn die Verwünschung der Fluchenden flößt uns falsche Furcht ein, und die Liebe der ersteren gibt uns durch ihre guten Wünsche nur eine gefährliche Lehre. Denn sie verweist uns auf fernliegende Güter, die unsicher und unstet sind, während wir unser Glück aus uns selbst schöpfen können. Wir können, sage ich, nicht natürlicherweise geradeaus gehen. Durch Eltern, sogar durch Sklaven werden wir in eine falsche Richtung getrieben. Niemand geht nur zum eigenen Schaden in die Irre; sein Irrtum teilt sich auch den Nächsten mit und so auch wechselseitig. Daher finden sich die Fehler eines Volkes auch in jedem einzelnen: das Volk teilt sie ihnen mit. Jeder arbeitet daran, den anderen schlechter zu machen, und ist dabei selber schlechter geworden. Er hat das Schlimmere gelernt und es dann gelehrt, und das Ergebnis von alledem ist jene überwältigende Niederträchtigkeit, wo alles Schlechte, was einer weiß, zu einem großen Haufen zusammengetragen ist. Möge uns also ein [innerer] Wächter beistehen, der uns

mitunter am Ohr zupft, das böse Gerede verscheucht und der lobhudelnden Menge den Mund stopft. Denn du irrst, wenn du glaubst, die Laster würden mit uns geboren: Sie haben sich uns beigesellt, sind uns zugeführt worden. Daher muss durch häufige Ermahnungen das vorurteilsvolle Gerede, das uns umschwirrt, zum Schweigen gebracht werden. Die Natur befreundet uns nicht mit irgendwelchem Laster. Rein und frei sind wir aus ihrer Hand hervorgegangen. Nichts, was unsere Habsucht reizen könnte, hat sie offen vor uns ausgebreitet. Dem Gold und dem Silber hat sie einen Platz unter unseren Füßen angewiesen und alles, wegen dessen wir zu Boden getreten und gedrückt werden, uns unterstellt, auf dass wir es zu Boden treten und zerdrücken. Sie hat unser Antlitz himmelwärts gerichtet. Nach ihrem Willen sollten wir alles Herrliche und Wunderbare, was sie geschaffen, voll Andacht betrachten: Die Auf- und Niedergänge und den Umschwung des beweglichen Weltgebäudes, der uns bei Tag das Irdische, bei Nacht das Himmlische sehen lässt, die Wanderung der Sterne, die langsam ist verglichen mit der des Ganzen, doch wunderbar schnell, wenn man bedenkt, wie große Räume sie in ununterbrochener Schnelligkeit durchlaufen, die Sonnen- und Mondfinsternisse bei ihren wechselseitigen Gegenüberstellungen, samt allen bewunderungswürdigen Erscheinungen, sei es, dass sie sich ordnungsgemäß vollziehen oder dass sie durch unvorhergesehene Ursachen zu plötzlichem Ausbruch kommen, wie z. B. nächtliche Flammzüge und Feuererscheinungen [von Sternschnuppen und Kometen] ohne irgendwelchen Schlag und Schall an dem sich auftuenden Kosmos, auch Säulen und Balken und mancherlei Flammengebilde. Das alles sind Vorgänge, die von ihr, der Natur, bestimmt sind, sich zu unseren Häupten abzuspielen, wogegen sie das Gold und das Silber sowie das Eisen, diesen beständigen Friedensstörer, was es nur um jener willen ist, verborgen hat, als ob es nur zu unserem Unglück in unseren Besitz käme. Wir haben das Verborgene ans Licht gebracht, um darüber in Kampf zu geraten, wir haben nicht nur die Ursachen unserer Gefahren, sondern auch ihre Werkzeuge durch Aufwühlen der Erde ausgegraben, wir haben das Schicksal zur entscheidenden Macht über unser Unglück gemacht, und wir erröten nicht, dass bei uns für das Höchste gehalten wird, was das Unterste in der Erde gewesen war. Willst du wissen, was für ein trügerischer Schimmer deine Augen getäuscht hat? Nichts ist widerwärtiger, nichts trüber als diese Dinge, solange sie in ihrem Schmutz verborgen und verhüllt lagern. Werden sie doch erst durch endlose, finstere Grubengänge zutage gefördert.

Es gibt nichts Unschöneres als diese Objekte [Gold und Silber], so lange man es noch mit ihrer Gewinnung zu tun hat und bevor sie von ihrem Schmutz befreit sind. Schau nur die Arbeiter selbst an, durch deren Hände dieses unfruchtbare und unterirdische Erdengebilde gereinigt wird. Welcher Anblick rußbedeckter Gestalten bietet sich dir dar. Aber diese Dinge beflecken noch mehr die Psychen als die Körper, und an ihrem Besitzer haftet noch größerer Schmutz als an ihrem Bearbeiter. Es bedarf daher unbedingt eines Ermahners, eines Beistands von tadelloser Gesinnung, um in dem betäubenden und verwirrenden Lärm von Lug und Trug wenigstens eine vernünftige Stimme zu hören. Und diese Stimme, welche wird es sein? Offenbar keine andere als die, die dir, dem durch das maßlose Geschrei des Ehrgeizes Betäubten, heilsame Worte zuflüstert und sagt: Du hast keinen Grund, diejenigen zu beneiden, die das Volk groß und glücklich nennt; keinen Grund, dich durch Beifallstosen um deine wohlgeordnete und gesunde Verfassung der Psyche bringen zu lassen; keinen Grund, dir deine Ruhe verleiden zu lassen durch einen, der im Purpurgewand und von Stabträgern



begleitet einherschreitet; keinen Grund, den für glücklicher zu halten, für den Platz gemacht wird, als dich, den der Lictor von der Straße verweist. Willst du eine dir nützliche und keinem anderen lästige Herrschaft ausüben, so gib deinen Lastern den Abschied. Es finden sich viele, welche Feuer in die Städte tragen, welche Bollwerke, die Jahrhunderten trotzten und Schutz gewährten, die sich mehrere Menschenalter hindurch als sicher bewährten, zunichte machen, die burghohe Dämme aufführen und Mauern von staunenswerter Höhe durch Sturmböcke und Maschinen brechen. Es finden sich viele, die ganze Heereszüge vor sich hertreiben und dem Feinde schwer im Rücken stehen, und von dem Blut der Völker tiefend bis an das Weltmeer vordringen; aber auch diese sind, um den Feind zu besiegen, von ihrer eigenen Begierden besiegt worden. Niemand leistete ihnen Widerstand bei ihrem Anrücken, aber auch sie selbst hatten ihrem Ehrgeiz und ihrer Grausamkeit keinen Widerstand entgegengesetzt. So schienen sie andere zu treiben und waren doch selbst die Getriebenen.

Den unglücklichen Alexander trieb sein unsinniger Zerstörungseifer und ließ ihn in unbekante Fernen vordringen. Oder hältst du den für seines Verstandes mächtig, der zunächst mit der Niederwerfung Griechenlands beginnt, dem er seine Bildung verdankte? Der jedem sein Bestes entreißt, der Sparta zur Knechtschaft, Athen zum Schweigen verurteilt? Der, nicht zufrieden mit der Unterwerfung so vieler Staaten, die Philipp entweder besiegt oder durch Kauf in seine Gewalt gebracht hat, bald hier bald dort das Bestehende niederstürzt und seine Waffen über den ganzen Erdkreis trägt, ohne dass seine Grausamkeit je ermattet und zum Stillstand kommt, erinnernd an die wilden Tiere, die über den Hunger hinaus ihrer Blutgier folgen? Schon hat er viele Reiche im Handumdrehen zu einem einzigen zusammengefügt, schon fürchten ihn Griechen und Perser in gleichem Grade, schon fühlen auch die von Darius noch unabhängigen Nationen sein Joch, gleichwohl geht er über Ozean und Sonne hinaus, ist empört über die Zumutung, seinen Siegeslauf von den Spuren des Herkules und Liber abzulenken, will der Natur selbst Gewalt antun. Er will nicht gehen, sondern er kann nicht stehen, ganz ähnlich wie schwere Körper, die einen Abhang herunter rutschen, nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie unten liegen.

Auch den Gnaeus Pompeius trieben nicht Tugenden oder Vernunft zu den auswärtigen und inneren Kriegen sondern seine unsinnige Liebe zu falscher Größe. Bald machte er sich auf nach Spanien und in den Krieg mit Sertorius, bald zur Züchtigung der Seeräuber und zur Sicherung der Meere. Das waren nur Vorwände, die dazu dienten, um seine Macht zu verlängern. Was zog ihn nach Afrika, was in den Norden, was gegen Mithridates nach Armenien und in alle Winkel von Asien? Nichts anderes als die grenzenlose Großmannssucht, da er sich und zwar sich allein nicht groß genug vorkam. Was hat den Caius Caesar [Caligula] in sein und damit zugleich des Staates Verhängnis getrieben? Ruhmsucht, Ehrgeiz und das maßlose Verlangen, über die anderen emporzuragen. Er konnte nicht einen vor sich dulden, während der Staat sich zwei über sich gefallen ließ. Und wie denkst du über C. Marius, der nur ein Mal Konsul war, denn nur ein Konsulat erhielt er, die übrigen maßte er sich gewaltsam an. Glaubst du denn, als er die Teutonen und Cimbern niedermetzelte, als er den Jugurtha durch die Wüsten Afrikas verfolgte, seien es die Tugenden gewesen, die ihn angetrieben hatten, um so vielen Gefahren die Stirn zu bieten? Marius führte Armeen, der Ehrgeiz führte Marius. Diese Männer, die nichts unerschüttert ließen, wurden selbst erschüttert, ähnlich den Wirbelstürmen, die alles, was sie fortreißen, im Kreise herumschleudern, aber vorher auch selbst sich in Wirbeln umdrehen

und mit um so größerem Ungestüm hereinbrechen, weil sie sich selbst nicht in der Gewalt haben. Nachdem sie über viele Menschen Unglück gebracht haben, bekommen sie auch selbst jene vernichtende Kraft an sich zu spüren, durch die sie massenhaften Schaden angerichtet haben. Glaube doch ja nicht, dass irgend jemand durch fremdes Unglück glücklich werde. Alle jene Beispiele, die sich unseren Augen und Ohren aufdrängen, müssen in ihr Nichts zerfallen und unser mit bösem Gerede übersättigtes Innere von diesem Unrat befreit werden. An dessen Stelle müssen die Tugenden ihren Einzug halten, um Lug und Trug sowie alles, was wider die Wahrheit sich bei uns einschmeichelt, mit Stumpf und Stiel auszurotten, und um eine Trennwand zu errichten zwischen uns und der großen Masse, der wir noch viel zu sehr vertrauen, und uns wieder unseren unverfälschten Überzeugungen zurückzugeben. Denn das eben ist Weisheit: sich der Natur zuzuwenden und sich wieder in denjenigen Zustand zu versetzen, aus dem uns der allgemeine Irrtum vertrieben hat. Es ist schon ein Großteil an gesunder Vernunft, sich von den anstachelnden Beförderern der Unvernunft losgesagt und von jener sich gegenseitig verderbenden Masse entfernt zu haben.

Um dich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, brauchst du nur dein Augenmerk darauf zu richten, wie ganz anders jeder einzelne für andere lebt und für sich selbst. Die Einsamkeit ist nicht an sich die Lehrerin der Unschuld, und das Landleben keine Schule der Genügsamkeit, aber wenn Zeuge und Zuschauer sich entfernt haben, da verliert sich allmählich die Neigung zu den Fehlern, die darauf abzielen, dass man Aufsehen erregt und Bewunderung erweckt. Wer legt ein Purpurgewand an, um es niemandem zu zeigen? Wer richtet ein Essen in Goldgeschirr an für niemand sonst als für sich selbst? Wer entfaltet, ausgestreckt unter dem Schatten eines ländlichen Baumes, den Prunk seiner Üppigkeit ausschließlich für sich selbst? Niemand wirft sich in prächtige Kleider nur für seine Augen, oder auch nur für die einiger weniger oder besonders Vertrauten, sondern er entfaltet den Prunk seiner Laster nach Maßgabe der schauenden Menge. Es ist nicht anders: Der Bewunderer und Zeuge gibt den Anreiz zu all unserem unvernünftigen Begehren. Entsage dieser Sucht dich sehen zu lassen, und deine Begehrlichkeit selbst wird damit schwinden. Ehrgeiz, Üppigkeit, Zügellosigkeit erfordern eine Schaubühne: du wirst diese Gebrechen heilen, wenn du sie vor der Öffentlichkeit bewahrst. Wenn wir also mitten in den uns umschwirrenden Lärm der Städte versetzt sind, so tut es not, dass ein Mahner uns zur Seite steht, der gegen die Lobredner des verführerischen Reichtums seine Stimme erhebt, denjenigen lobt, der mit Wenigem reich ist und seinen Besitz nach seinem natürlichen Bedürfnis bemisst. Gegen jene, welche Einfluss und Macht erheben, sei er ein begeisterter Anwalt einer den Wissenschaften gewidmeten Muße und von einer Stimmung der Psyche, die sich von allem Äußeren abgekehrt und sich ganz in das eigene Innere versenkt hat. Er zeige uns die nach der Einschätzung der großen Masse Glücklichen in ihrer wahren Verfassung: Wie sie auf ihrer beneideten Höhe zittern und vor Angst beben und über sich ganz anders denken als andere es sich vorstellen. Denn was anderen erhaben erscheint, das ist für sie selbst ein Abgrund.

Daher ihre Fassungslosigkeit und ihre Angst beim Blick auf jenen Abgrund, in dem ihre Größe verschwinden wird. Denn sie denken an die vielfachen Möglichkeiten des Sturzes, der von ihrer Höhe aus besonders gefährlich ist. Dann macht ihnen ihr bisheriges Streben Angst, und das Glück, das sie bedrohlich für andere macht, liegt nun bedrohlicher auf ihnen selbst. Nun preisen sie eine schonende Muße, die sie zu Herren über sich selbst macht, aller Glanz wird ihnen

verhasst, und es drängt sie, ihrem Glück zu entfliehen, so lange es noch Bestand hat. Dann endlich siehst du, wie sie aus Angst ihre Zuflucht zur Philosophie nehmen, und wie ein falsches Glück zur heilsamen Ratgeberin wird. Denn fast scheint es, als ob Schicksalsgunst und ehrenwerte Gesinnung miteinander in Widerspruch ständen, so dass wir erst im Unglück zur Weisheit gelangen: das Glück verblendet uns.

## 95. Brief

[Die besondere Ethiklehre ist zwar unentbehrlich, ist aber nur eine Ergänzung der allgemeinen Ethiklehre]

Du bittest mich, das, wofür ein besonderer Tag angesetzt werden müsste [siehe 94. Brief], dir alsbald mitzuteilen und dir darüber nähere Auskunft zu geben, ob der Teil der Philosophie, den die Griechen den parännetischen [ermahnenden], wir den präzeptiven [Vorschriften erteilenden] nennen, hinreichend sei, um zur vollen Weisheit zu gelangen. Ich weiß, du wirst es mir zugute halten, wenn ich es dir abschlage. Um so sicherer aber halte ich mein Versprechen und trage Sorge, dass das allbekannte Wort in Ehren bleibt: „Künftig nimm dich in Acht, um etwas zu bitten, was du nicht zu erhalten wünschst.“ - Denn manchmal bitten wir dringend um Dinge, die wir zurückweisen würden, wenn sie uns jemand anböte. Mag dies nun Leichtsinn sein oder kriechende Höflichkeit, als Strafe dafür muss die ohne weiteres gewährte Zusage erfolgen.

Oft wollen wir den Schein erwecken als wollten wir etwas, was wir tatsächlich nicht wollen. Ein Vorleser tritt mit einem endlosen, so eng wie möglich auf dicht zusammengedruckten Blättern geschriebenem Vortrag auf, und, nachdem er einen ansehnlichen Teil gelesen, sagt er: „Ich will aufhören wenn ihr es wünscht.“ - Da ertönt der Ruf: „Lies nur, lies weiter!“ aus dem Mund derer, welche [innerlich] eigentlich wünschen, dass er auf der Stelle verstumme möge.

Oft wollen wir etwas anderes als wir wünschen, und nicht einmal dem Aether-Logos gestehen wir die Wahrheit, doch er erhört uns entweder nicht oder erbarmt sich unser. Was mich anbelangt, so will ich alles Mitleid beiseite setzen und dir ein wahres Ungeheuer von Brief aufdrängen.<sup>261</sup> Wenn du ihn mit Widerstreben liest, so sage: „Das habe ich mir selbst eingebrockt.“

Rechne dich zu jenen, die unter der Fuchtel einer Frau stehen, deren Hand sie nach langer Werbung endlich erlangt haben; oder zu jenen, denen der sauer erworbene Reichtum zur Plage geworden ist; oder zu jenen, die die Qual der Ehrenstellen über sich ergehen lassen, die zu erlangen sie keine Kunst und keine Mühe gespart haben; oder zu den übrigen, die selbst die Schuld an ihrem Unglück tragen.

Doch nun genug der Einleitung! Kommen wir auf die Sache selbst! „Das glückliche Leben“, sagt man, „beruht auf tadellosen Handlungen. Zu tadellosen Handlungen leiten die Vorschriften; also reichen die Vorschriften zum glücklichen Leben aus.“ - Nicht immer leiten uns die Vorschriften zu guten Handlungen sondern nur, wenn der Geist folgsam ist. Nicht selten verfehlen sie ihr Ziel, wenn die Psyche von verkehrten Vorstellungen beherrscht ist. Ferner kann man auch richtig handeln, ohne zu wissen, dass man richtig handelt. Denn nur wer die gründlichste Bildung erhalten und es in jeder Beziehung zu ethischer Reife gebracht hat, vermag allen Anforderungen zu genügen, also zu wissen, wann, wie weit, mit wem, wie und warum er etwas zu tun habe. Ein anderer kann nicht mit

<sup>261</sup> Fußnote Apelt: Dieser Brief ist in der Tat der längste aller Briefe an Lucilius.

ganzer Psyche nur immer dem Tugendhaften nachgehen, nicht einmal anhaltend und willig; er wird vielmehr rückwärts blicken, wird zaudern.

„Wenn eine tugendhafte Handlung“, sagt man, „ein Ergebnis der Vorschriften ist, so reichen Vorschriften aus zum glücklichen Leben. Nun ist aber jenes der Fall, folglich auch dieses.“ Darauf wird unsere Antwort so lauten: Tugendhafte Handlungen können allerdings *auch* auf Grund von Vorschriften erfolgen, aber nicht *nur* durch Vorschriften.

„Wenn andere Künste“, sagt man, „sich mit Vorschriften begnügen, so wird sich auch die Weisheit damit begnügen, denn auch diese ist eine Kunst, eine Kunst des Lebens nämlich. Nun wird doch der Steuermann eines Schiffes durch den ausgebildet, der ihm Anweisung gibt: so bewege das Steuerruder, so spanne die Segel aus, so nütze den günstigen Wind, so wehre dich gegen den ungünstigen, so mache dir den zweifelhaften und hälftigen Segelwind nutzbar. Auch andere Werkmeister verdanken ihre Bildung den Vorschriften, daher werden Vorschriften dasselbe auch leisten können bei diesem Künstler des täglichen Lebens.“ Alle jene Künste haben es nur mit den Werkzeugen des täglichen Lebens zu tun, nicht mit dem ganzen Leben. Daher treten ihnen viele äußerliche Hemmnisse und Hindernisse entgegen, Hoffnung, Begierde, Furcht. Aber die Lebenskunst, um die es sich hier handelt, kann durch nichts von ihrer Ausübung abgehalten werden; denn sie beseitigt die Hindernisse und weiß sich mit dem Widerstrebenden abzufinden. Willst du wissen, wie sehr sich diese Kunst von den anderen abhebt? Bei der letzteren ist es entschuldbarer, wenn einer absichtlich falsch handelt als aus Zufall, bei dieser gibt es keine größere Schuld als absichtlich falsch zu handeln. Ich meine das so: Ein Lehrer der Grammatik wird nicht über einen Fehler erröten, wenn er ihn wissentlich gemacht hat, wohl aber wird er erröten, wenn er ihn unwissentlich gemacht hat. Der Arzt, der nicht erkennt, dass es mit dem Patienten abwärts geht, lässt es, was seine Kunst anbelangt, weit mehr an sich fehlen, als wenn er sich den Anschein gibt, als erkenne er den wahren Zustand nicht. Bei der hier in Frage stehenden Kunst erhöht die Absichtlichkeit die Schuld und macht sie verwerflicher. Dazu ist weiter zu bemerken, dass auch die meisten Künste, und zwar vor allem die an Wert hervorragendsten, ihre Lehrsätze haben, wie z. B. die Heilkunde, und nicht bloße Vorschriften. Daher die verschiedenen Sekten, wie die des Hippokrates, des Asklepiades, des Themison. Auch sonst ist keine dem Gebiet der Erkenntnis angehörende Kunst ohne ihre Lehrsätze, die die Griechen „dogmata“ nennen, während wir sie entweder „decreta“ oder „scita“ oder „placita“ nennen, wie man sie in der Geometrie sowie in der Astronomie finden kann. Die Philosophie hat es sowohl mit der Erkenntnis wie mit dem handelnden Leben zu tun: in ihr vereinigen sich forschende Beobachtung und Handlung. Denn du irrst, wenn du glaubst, dass du von ihr bloß irdische Dienste zu erwarten hast: ihr Ziel liegt höher. Mein Forschungsgebiet, sagt sie, ist die ganze Welt; ich beschränke mich nicht auf die Menschengemeinschaft, zufrieden, euch zu raten und abzuraten. Hohe Aufgaben, Dinge, die weit über euch liegen, harren meiner:

*„Denn von der himmlischen Dinge Natur und dem Wesen der Götter  
Will ich dir reden und dir die Kenntnis der Stoffe eröffnen,  
Daraus die Natur erschafft jegliches Ding, es mehrt und ernährt,  
Und in was es dieselbe Natur auflöst im Tode ...“*

wie Lucretius, I, 49, sagt. Es folgt also, da die Philosophie es mit Erkenntnis zu tun hat, dass sie ihre Lehrsätze hat. Aber auch in seinen Handlungen wird kein anderer den richtigen Weg treffen als der, welcher eine gründliche Anweisung

darüber erhielt, wie er in jeglicher Lage allen Anforderungen einer angemessenen Handlung genügen könne; das wird bei demjenigen nicht der Fall sein, der nur für die gerade vorliegende Sache Vorschriften empfangen hat, aber keine allgemeine Belehrung. Die Vorschriften, welche nur für die einzelnen Fälle gegeben werden, sind schwach und sozusagen ohne Wurzel. Was uns schützt, was uns unsere Sicherheit und Ruhe verbürgt, was unser ganzes Leben und die ganze Natur zugleich umfasst, das sind die Lehrsätze. Es ist ein ähnlicher Unterschied zwischen philosophischen Lehrsätzen und reinen Vorschriften wie zwischen den Elementen und den Körpern: diese hängen von jenen ab, jene sind die Ursachen von diesen wie von allem.

„Die Weisheit der Vorfahren“, sagt man, „beschränke sich auf Vorschriften über das, was man zu tun und zu lassen habe, und damals waren die Menschen weit besser: seitdem Gelehrte aufgetreten sind, ist die Geradheit verschwunden. Denn jene einfachen und offenherzigen Tugenden haben sich in eine dunkle und künstliche Wissenschaft verkehrt, und wir lernen disputieren, nicht aber leben.“ - Gewiß, jene alte Weisheit war, zumal da sie erst im Werden begriffen war, wie man sagt, noch unbeholfen; nicht weniger als die übrigen Künste, die im weiteren Verlauf immer mehr an Freiheit gewannen. Aber es bedurfte auch noch keiner sorgfältig ausgewählter Mittel. Noch hatte die Verworfenheit nicht einen solchen Grad erreicht und sich soweit ausgebreitet. Einfache Mittel genügen zur Bekämpfung einfacher Fehler. Jetzt bedarf es umso künstlicherer Schutzmittel, je heftiger der Angriff ist, dem wir ausgesetzt sind. Die Heilkunde war anfänglich die Kenntnis einiger weniger Kräuter, durch die das fließende Blut gestillt und Wundheilung erzielt wurde. Erst allmählich entwickelte sie sich dann zu ihrer heutigen Vielseitigkeit. Und es ist durchaus begreiflich, dass sie damals weniger zu tun hatte, da die Körper noch fest und widerstandsfähig waren und die Nahrung leicht verdaulich und noch nicht durch Kunst und Genusssucht verdorben war. Seitdem man aber anfing, sie zu einem Reizmittel des Hungers zu machen, und tausenderlei Zubereitungsarten für sie erfunden wurden, die Gier zu reizen ist das, was den Hungrigen Nahrung war, den Übersättigten heutzutage eine Beschweris ist. Daher die Blässe und das Zittern der infolge des Weingenussses anschwellenden Nerven und die Magerkeit, die man sich noch eher gefallen ließe als Folge von Hunger denn als Folge von Überladung. Daher der unsichere Gang und das fortwährende Schwanken wie in der eigentlichen Trunkenheit. Daher die unter der ganzen Haut sich ansammelnde Flüssigkeit und die Spannung des Leibes, der sich schwer daran gewöhnt mehr zu fassen als er vermag. Daher das Erbrechen gelber Galle, das entstellte Antlitz, das Dahinschwinden der innerlich Vermodernden, die dürren Finger mit den starren Gelenken, die Erschlaffung der betäubten Nerven oder das Zucken der ohne Unterlass zitternden Glieder. Soll ich auch noch reden von dem Schwindel im Kopf, von den Qualen der Augen und Ohren und dem Kribbeln des erhitzten Gehirns und von den inneren Geschwüren, mit denen alle Ausgangskanäle behaftet sind? Und überdies noch von den zahllosen Fieberarten, die teils ungestüm wüten, teils pestartig schleichen, teils mit Schauer und heftigem Gliederschütteln uns heimsuchen? Was soll ich auch noch die unzähligen anderen Krankheiten anführen, diese Strafgerichte unserer Üppigkeit?

Mit solchen Übeln hatten die nichts gemeinsam, die sich noch nicht durch ihr Wohlleben um ihre Kraft gebracht hatten, die sich zu beherrschen wussten, die sich selbst dienten. Sie härteten ihre Körper durch Anstrengung und redliche Arbeit ab, indem sie sich entweder müde liefen, oder jagten, oder den Boden

bearbeiteten. Dann harrte ihrer eine Nahrung, mit der sich nur der Hungerige zufrieden geben konnte. Daher bedurfte es keines so großen ärztlichen Apparates, nicht so vieler Instrumente und Büchsen. Aus einer einfachen Ursache entstand eine einfache Krankheit: die vielen Gerichte erzeugten eine Vielheit von Krankheiten. Schau nur hin! Wie viele Dinge, die durch eine einzige Kehle gehen sollen, mischt die Üppigkeit, Land und Meer ausplündernd, durcheinander. Die unausbleibliche Folge ist, dass so Verschiedenes sich nicht miteinander verträgt und das Verschlungene schlecht verdaut wird infolge des gegenseitigen Widerstreites der verschiedenen Bestandteile. Kein Wunder, wenn aus der zwieträchtigen Nahrung ein bunter Wechsel von Krankheiten entsteht, und wenn eine einander widerstrebende Speisemasse, auf eine und dieselbe Stelle zusammengedrängt, sich wieder ihren Ausgang sucht. Daher entsprechen unsere Krankheiten an Zahl den Abwechslungen in unserem Leben.

Der größte aller Ärzte und Begründer dieser Wissenschaft<sup>262</sup> behauptete, den Frauen gehe weder ihr Haar aus noch litten sie an Fußgicht; und doch verlieren sie nicht nur ihr Haar sondern leiden auch an den Füßen. Die Natur der Frauen hat sich nicht verändert, die meisten sind im [körperlichen] Wettkampf [mit den Männern] unterlegen. Aber da sie in der Zügellosigkeit mit den Männern wetteifern, so sind sie auch hinsichtlich der Krankheiten hinter diesen nicht zurück geblieben. Sie durchschwärmen nicht weniger die Nächte, trinken nicht weniger und nehmen es im Ölverbrauch und Genuss von Wein mit den Männern auf. Sie geben ebenso, was sie den widerstrebenden Eingeweiden aufgedrängt haben, durch den Mund wieder von sich und messen allen Wein an dem Erbrochenen; sie lecken ebenso begehrllich am Eis zur Beruhigung des erhitzten Magens. An Lüsterheit geben sie auch den Männern nichts nach; von Natur der empfangende Teil, haben sie eine so widernatürliche Art von Unzucht ausgeklügelt, dass sie die Rolle der Männer übernehmen.

Ist es also zu verwundern, dass der größte Arzt und der vertrauteste Kenner der Natur mit einer Lüge ertappt wird, da es so viele an Gicht und Kahlköpfigkeit leidende Frauen gibt? Sie haben den Vorzug ihres Geschlechts durch ihre Laster verwirkt, und weil sie sich der Weiblichkeit entäußert haben, so sind sie zu männlichen Krankheiten verdammt. Die alten Ärzte verstanden sich nicht darauf, öfters Nahrung zu verordnen und durch Wein den stockenden Puls zu heben, sie verstanden sich nicht darauf, Blut abzulassen und anhaltende Kränklichkeit durch Bäder und Schwitzen zu lindern, verstanden sich nicht darauf, durch Verschnürung der Beine und Arme den verborgenen und im Innern des Körpers sitzenden Krankheitsquell auf die äußeren Teile zu leiten. Es war nicht nötig, nach vielen Arten von Mitteln sich umzusehen, da man nur sehr wenig Bedrohliches zu befürchten hatte: aber jetzt, wieviele Gesundheitsschäden haben sich entwickelt! Das sind die Zinsen, die wir zahlen für die alles Maß überschreitenden Begierden nach Sinnenlust. Dass es unzählige Krankheiten gibt, wird dich nicht wundern; du brauchst nur die Köche zu zählen. Alle ernste wissenschaftliche Arbeit ruht dagegen, und die öffentlichen Lehrer sitzen ohne irgendwelche Zuhörerschaft vor leeren Bänken. In der Schule der Rhetoren und Philosophen herrscht geradezu Einsamkeit. Aber wie besucht sind die Garküchen, wie drängt sich die Jugend um die Herde der Schlemmer! Ich übergehe die Schar der unglücklichen Knaben, auf die nach Ende des Gelages andere Misshandlungen im Schlafgemach warten. Ich übergehe die Reihen der Schandbuben, die nach Nationen und Farben abgeteilt sind; jede Abteilung soll die gleiche Glätte, die gleiche Länge des ersten Flaumes,

---

<sup>262</sup> Fußnote Apelt: Seneca meinte wohl Hippokrates.

das gleiche Haupthaar haben; keiner soll mit straffem Haar unter die Krausköpfe geraten. Ich übergehe den Schwarm der Bäcker und Aufwärter, die auf das gegebene Zeichen hierhin und dorthin rennen, um das Mahl aufzutragen. Wieviele Menschen setzt ein einziger Bauch in Bewegung! Wie? Glaubst du, dass die Pilze, dieses Gift der Wollust, keine geheime Wirkung ausüben, wenn sich dieselbe auch nicht augenblicklich zeigt? Wie? Meinst du etwa, dass jener Sommerschnee<sup>263</sup> keine Verhärtung der Leber zur Folge hat? Dass jene Austern, das unverdaulichste Fleisch, mit Kot gemästet, dir keine Schleimbeschwerden bereiten werden? Wie? Jene Brühe aus der Provinz, der hochgeschätzte Saft von Fischen,<sup>264</sup> glaubst du nicht, dass sie dir durch ihre faulende Flüssigkeit die Eingeweide entzündet? Und glaubst du, dass jene Eitermasse, die fast unmittelbar aus dem Feuer in den Mund gelangt, ohne Schaden in den Eingeweiden selbst ihr Grab findet? Was für ein widerwärtiges, pesthauchartiges Rülpsen ist die Folge davon! Und wie stark muss der Ekel an sich selbst sein beim Aushauchen eines alten Rausches! Du musst wissen, dass das Genossene verfault, nicht verdaut wird. Ich erinnere mich, dass man einst viel von einer gepriesenen Schüssel sprach, in welcher eine Garküche in schädlichem Übereifer eilfertig alles vereinigt hatte, womit vornehme Herren einen ganzen Tag zu verträdeln pflegen: Venusmuscheln, Spondylen und Austern, wohlverstanden nur mit ihren unmittelbar essbaren Teilen, waren durch dazwischen gelegte Meerigel getrennt, und darüber waren, ihrer Gräten völlig entledigt, Seebarben ausgebreitet. Man will bereits nichts mehr davon wissen, die Speisen einzeln zu essen. Alle Geschmacksreize werden in einem Gericht vereinigt. Auf der Tafel geschieht, was im Magen vor sich gehen soll. Wie lange wird es noch dauern, dann wird einem Gekautes vorgesetzt! Wenn man Schuppen und Knochen entfernt und dem Koch das Geschäft der Zähne überlässt, so ist man doch schon auf dem besten Weg dazu. Es ist eine schwere Zumutung, die Schwelgerei in einzelne Gänge zu zerlegen, es muss alles auf einmal und zu einem einheitlichen Geschmack umgewandelt vorgesetzt werden. Warum soll ich die Hand nach einer Sache ausstrecken? Mehreres komme zugleich, die Vorzüge vieler Gerichte müssen zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt werden, und denjenigen, die behaupten, es sei dabei nur auf Großtun und Prahlerei abgesehen, sei gesagt, dass dies keine Zurschaustellung ist, sondern dass damit der sicheren Sachkenntnis ein Dienst erwiesen werde. Was einzeln vorgelegt zu werden pflegt, muss zusammen auf einmal dargereicht werden, mit einer Brühe übergossen. Jeder Unterschied verschwinde! Austern, Seeigel, Spondylen, Seebarben sollen durcheinander gemischt und zusammengekocht vorgesetzt werden. Ausgespiene Nahrung könnte kaum ein schlimmeres Gemisch sein. Dies wirre Durcheinander, als welches es sich darstellt, erzeugt nicht einfache Krankheiten sondern verwickelte, verschiedenartige, vielförmige, gegen welche auch die Heilkunst durch vielerlei Behandlungsweisen, durch vielerlei Beobachtungen sich zu wappnen begonnen hat.

Dasselbe, behaupte ich, gilt auch von der Philosophie. Ehedem war sie einfacher unter Leuten, die sich nur geringerer Fehlritte schuldig machten und demgemäß zu ihrer Heilung auch nur geringerer Sorgfalt bedurften. Aber gegen einen so gewaltigen Moralverfall darf nichts unversucht bleiben. Und dass doch diese Seuche endlich ihr Strafgericht fände! Wir wüten gegeneinander, nicht nur

---

<sup>263</sup> Fußnote Hrsg.: Gletschereis wurde aus den Gebirgen nach Rom gebracht, um die Getränke zu kühlen.

<sup>264</sup> Fußnote Apelt: Eine Spezialität, die in Spanien zubereitet wurde und im ganzen römischen Reich gegessen wurde.

Mann gegen Mann, sondern auch Volk gegen Volk. Gegen Totschlag und Mord einzelner schreiten wir ein; aber wie steht es mit den Kriegen und dem verbrecherischen Ruhm, ganze Völker hingeschlachtet zu haben? Ob Habsucht, ob Grausamkeit, sie kennen kein Maß, Und solange diese Greuel von einzelnen und im geheimen verübt werden, sind sie immerhin noch weniger schädlich und weniger auffallend; aber nach Senatsbeschlüssen und Volksgeboten werden Grausamkeiten verübt, und was für den einzelnen verboten ist, wird von Staats wegen befohlen. Was heimlich begangen dem Täter den Kopf kosten würde, das loben wir, wenn es im Feldherrnmantel geschieht. Die Menschen, diese sanfteste Art von Geschöpfen, schämen sich nicht, an gegenseitigem Mord ihre Freude zu haben, Kriege zu führen und diese noch ihren Kindern zu hinterlassen, während doch selbst vernunftlose und wilde Tiere untereinander Frieden halten. Gegen eine so mächtige und weit verbreitete Geistesverirrung hat auch die Philosophie ihre Anstrengungen verdoppelt und einen Aufschwung an Kraft genommen, der dem Anwachsen dessen entspricht, wogegen sie ankämpft. Es war nicht schwierig, denen ins Gewissen zu reden, die dem Wein zu stark zusprachen und Verlangen nach leckerer Nahrung trugen; es kostete nicht viel Mühe, den Entschluss zur Genügsamkeit wieder zu wecken, von der man sich nur in geringem Maße entfernt hatte.<sup>265</sup>

„Jetzt bedarf es der schnellen Hand, der Kunst und der Erfahrung.“

Genuss ist jetzt das Schlagwort für jedes Streben; kein Laster hält sich in Grenzen. Die Üppigkeit führt Hals über Kopf zur Habsucht. Was ehrbar ist, verfällt der Vergessenheit. Nichts ist schimpflich, was durch seinen Preis Gefallen erweckt. Der Mensch, ein Heiligtum für den Menschen, wird jetzt im Spiel und zum Scherz ermordet, und was früher als Schandtat galt, die Unterweisung im Beibringen und Empfangen von Wunden, wird jetzt völlig nackt und schutzlos vorgeführt, und ein Mensch ist gut genug, durch seinen Tod ein Schauspiel zu bieten. Um diese ethische Verwilderung, um diese tief verwurzelten Übel zu beseiten, das erfordert ein außergewöhnliches Kraftmittel: Durch Lehrsätze muss man darauf hinwirken, dass die verkehrten Lebensansichten mit der Wurzel ausgerottet werde. Fügen wir dann Vorschriften, Tröstungen, Ermahnungen hinzu, so können sie etwas ausrichten; für sich allein sind sie unwirksam. Wollen wir den Leuten das Gefühl für eine angemessene Handlung beibringen und sie losreißen von den Übeln, in deren Banden sie liegen, so müssen sie lernen, was ethischschlecht und was ethischgut ist. Sie sollen zu der Überzeugung durchdringen, dass alles, außer den Tugenden, den Namen wechselt, bald ein Übel, bald ein Gut wird. Wie das erste Band des Kriegsdienstes die Gottesfurcht ist, außerdem die Liebe zur Fahne und der Abscheu vor Fahnenflucht, wonach dann den durch den Fahneneid Verpflichteten alles andere leicht abgefordert und auferlegt wird, so muss bei denen, die man einem glücklichen Leben zuführen will, der erste Grund gelegt und die Tugenden ihrem Herzen vertraut gemacht werden. Eine Art Heilighaltung muss sie daran binden; sie müssen sie lieb gewinnen, müssen mit den Tugenden leben, und ohne sie überhaupt nicht leben wollen.

„Wie? Hat es nicht manche gegeben, die ohne eingehendere Unterweisung rechtschaffene Männer geworden sind und große Fortschritte gemacht haben durch bloße Folgsamkeit gegenüber den Vorschriften?“ - Ich gebe es zu; allein sie erfreuten sich einer glücklichen Anlage, die das Heilsame wie im Fluge erfasste. Aber wie der Aether-Logos, von Haus aus mit jeglicher Tugend ausgerüstet, keine

<sup>265</sup> Fußnote Apelt: Siehe Vergil, Aen. VIII, 441 und VI, 261.



einzig erst zu erlernen brauchten, und wie es ein Teil seiner Natur ist, gut zu sein, so gelangen manche Menschen, die mit hervorragender Anlage begabt sind, ohne lange Belehrung in den Besitz dessen, was sonst nur durch den üblichen Lehrgang zugänglich ist; sie haben das Wesen der Tugenden erfasst, sobald sie davon hörten, daher sie die Tugenden wie im Raub erfassen oder sie sich selbst erschaffen! Dagegen bedarf es langer Zeit, um jenen matten und stumpfen, oder von übler Gewohnheit beherrschten Geistern den ihnen anhaftenden Rost abzureiben. Wie übrigens jene dem Guten leicht zugänglichen Geister schneller zur Höhe emporgeführt werden, so wird der Lehrer diesen schwächeren beistehen müssen, ihnen die Grundsätze der Philosophie nahebringen und sie von ihren schädlichen Vorurteilen befreien müssen. Wie notwendig diese Grundsätze sind, kannst du aus folgendem ersehen. Gewisse uns innewohnenden Anlagen machen uns für manche Aufgaben zu träge, für andere hinwiederum zu stürmisch. Und es kann weder dieser ungestüme Drang gedämpft noch jene Trägheit zur Tätigkeit geweckt werden, wenn nicht die Ursachen beseitigt werden: die falsche Bewunderung und die falsche Furcht. Solange diese noch über uns Macht haben, magst du zehnmal sagen: „Dies musst du deinem Vater zuliebe tun, dies deinen Kindern, dies deinen Freunden, dies deinen Gästen zuliebe.“ Er wird den Ansatz dazu machen, aber der Geiz wird ihn zurückhalten. Er weiß, dass man für das Vaterland kämpfen muss, aber die Furcht wird es ihm widerraten. Er weiß, dass man für Freunde keine noch so große Mühe scheuen darf, aber die Genusssucht wird es ihm verbieten. Er weiß, dass es das schwerste Unrecht gegen die Gattin ist, sich eine Geliebte zu halten, aber die Wollust wird ihn zum Gegenteil treiben. Es wird also nichts nützen Vorschriften zu geben, wenn man nicht vorher die Hindernisse entfernt hat, die sich den Vorschriften entgegenstellen, ebensowenig wie es nützen wird, einem Waffen vor seinen Augen hingelegt, also in seine unmittelbare Nähe gebracht zu haben, wenn nicht die Hände, für deren Gebrauch sie bestimmt sind, freigemacht werden. Um die Psyche fähig zu machen, den Vorschriften, die wir ihr geben, zu folgen, muss sie zu voller Freiheit gebracht werden. Lass uns auch glauben, es tue einer, was er soll, er wird es nicht anhaltend, nicht gleichmäßig tun. Denn er wird nicht wissen, warum er es tut. Manches wird durch Zufall oder durch Übung einen befriedigenden Verlauf nehmen, aber er wird die Regel nicht zur Hand haben, nach welcher es geprüft wird und welche die volle Überzeugung von der Richtigkeit seiner Handlungsweise gewährt. Wer nur durch Zufall gut ist, der verspricht keine unbedingte Dauer eines solchen Verhaltens.

Ferner werden die Vorschriften dir vielleicht dazu verhelfen, zu tun, was du sollst, aber nicht auch dazu, dass du es tust, wie du es sollst; wenn sie dies nicht tun, führen sie nicht zu den [vier stoischen] Tugenden. Wer ermahnt wird, wird tun, was er soll, ich gebe es zu. Allein das ist zu wenig; denn das Lob bezieht sich nicht auf das, was getan wird, sondern auf die Art, wie es getan wird. Was ist schändlicher als eine kostspielige, das Vermögen eines Ritters verzehrende Mahlzeit? Was verdient so sehr die Rüge des Zensors, als wenn einer, wie jene Schlemmer sich ausdrücken, sich und seinem Genius solche Huldigung bietet? Und doch haben Antrittsgelage<sup>266</sup> auch den bescheidensten Männern schon eine Million Sesterzien gekostet. Der gleiche Aufwand, wenn für den Gaumen gemacht, ist schimpflich, wenn für Ehre, dem Tadel entzogen. Denn dann ist er nicht Ausfluss der Üppigkeit sondern eine festliche Spende. Eine Seearbe von

---

<sup>266</sup> Fußnote Apelt: Mit der Übernahme eines höheren Amtes waren stets kostspielige Bewirtungen verbunden.

außergewöhnlicher Größe: warum gebe ich nicht auch das Gewicht an zum Gaumenkitzel für gewisse Leute? Sie soll vier und ein halbes Pfund gewogen haben, ließ Tiberius Cäsar, dem sie als Geschenk übermittelt worden war, zum Verkauf auf den Fischmarkt bringen. „Freunde“, sagte er, „trügt mich nicht alles, so wird entweder Apicius oder P. Octavius<sup>267</sup> diese Seebarbe kaufen.“ - Seine Vermutung bestätigte sich über alle Erwartung: die Genannten boten auf den Fisch, Octavius blieb Sieger und fand unter seinesgleichen den rühmlichsten Beifall dafür, dass er für fünftausend Sesterzien einen Fisch gekauft hatte, den der Kaiser verkauft und nicht einmal Apicius gekauft hatte. Eine solche Summe zu bezahlen war eine Schande für Octavius, nicht aber für den, der den Fisch gekauft hatte, um ihn dem Tiberius zu übersenden, obschon ich auch ihm einen Tadel nicht ersparen kann; denn er war von Bewunderung erfüllt für einen Gegenstand, dessen er nur den Kaiser für würdig hielt.

Es verweilt einer am Krankenlager seines Freundes. Sehr löblich! Aber er tut es um der Erbschaft willen, ist also ein Geier, der auf den Leichnam wartet. Dieselben Handlungen sind entweder schimpflich oder lobenswert: es kommt darauf an, warum oder wie sie vollzogen werden. Alles aber wird zu unserem Lob ausfallen, wenn wir uns ganz unter das Gebot des Ethischguten gestellt haben und dies neben allem, was daraus hervorgeht, in allem menschlichen Tun für das einzige Glücks-Gut erachten, während alles übrige nur rasch vorübergehenden Wert hat. Es muss uns also eine Überzeugung eingepflanzt werden, die für das ganze Leben ausreicht: das ist, was ich einen Lehrsatz (decretum) nenne. Dieser Überzeugung werden alle unsere Handlungen, alle unsere Gedanken entsprechen, und wie diese, so wird auch unser Leben sein. Nur stückweise Rat zu geben genügt demjenigen nicht, der sich die Ordnung des Ganzen zum Ziel setzt. Marcus Brutus gibt in seinem Buch<sup>268</sup>, dem er den Titel gab >Peri kathekontos< [Über die angemessenen Handlungen], vielerlei Vorschriften für Eltern wie für Kinder und Brüder. Diese wird niemand nach Gebühr erfüllen, wenn er nicht einen das Ganze [die ganze stoische Philosophie] beherrschenden Beziehungspunkt hat. Als Zielpunkt müssen wir das höchste Glücks-Gut vor Augen haben; ihm müssen wir zustreben, ihm muss unsererseits jede angemessene Handlung, jedes Wort entsprechen, gleichwie die Seefahrer ihren Kurs nach einem bestimmten Stern [dem Nordstern] zu richten haben. Ein Leben ohne bestimmtes Ziel gleicht einem schwankenden Zweig. Wenn man sich also unbedingt ein solches Ziel stecken muss, machen sich Lehrsätze unentbehrlich. Du wirst mir, glaube ich, zugeben, dass nichts schimpflicher ist als jene immer scheu zurückweichende Unsicherheit und Ungewissheit. Diese aber wird sich bei uns überall einstellen, wenn nicht alles entfernt wird, was die Psyche nach rückwärts zieht und festhält und nicht dazu kommen lässt, den Versuch kühn zu wagen.

Man pflegt Vorschriften darüber zu geben, wie man die Götter zu ehren habe. Lasst uns lieber Einspruch dagegen erheben, dass man am Sabbat Lichter anzünde; denn die Götter bedürfen nicht des Lichts, und auch die Menschen haben keine Freude am Qualm. Lasst uns lieber verbieten, uns in der Frühe bei ihnen zur Begrüßung einzufinden und an den Türen der Tempel zu sitzen. Menschlicher Ehrgeiz lässt sich durch solch aufdringlichen Dienstleister bestechen; die Gottheit [den Aether-Logos] verehrt, wer ihn kennt. Lasst uns lieber verbieten, dem Jupiter

<sup>267</sup> Fußnote Apelt: Die berühmtesten Feinschmecker zu damaliger Zeit.

<sup>268</sup> Fußnote Apelt: Wir kennen nur den Titel des Buches, >Peri Kathekontos<, das in griechischer Sprache geschrieben war.

Leinwand und Striegel zu bringen und der Juno den Spiegel zu halten: die Gottheit bedarf keiner Diener. Warum nicht? Dient sie [nach der stoischen Philosophie] doch selbst dem Menschengeschlecht, ist sie doch ständig und allen zur Hilfe bereit. Es mag einer hören, welches Maß er beim Opfer einzuhalten habe, wie weit er sich von den lästigen Zumutungen des Aberglaubens fern halten soll; doch wirklicher Nutzen wird nur dann zu erwarten sein, wenn er sich von der Gottheit [dem Aether-Logos] die richtige Vorstellung gemacht hat als dem Wesen, das alles hat und alles gibt und Wohltaten ausstreut ohne Entgelt. Was hat der Aether-Logos für eine Veranlassung zum Wohltun ? Es liegt in seiner Natur. Derjenige irrt, wer da glaubt, der Aether-Logos wolle nicht schaden: Er kann es gar nicht. Der Aether-Logos kann weder Unrecht erleiden noch jemandem zufügen. Denn Verletzen und Verletztwerden ist unzertrennlich voneinander: Die Natur, der an Größe und Schönheit nichts gleichkommt, hat diejenigen, die sie der Gefahr überhoben hat, auch selbst nicht gefährlich gemacht. Der Anfang aller frühen Götterverehrung ist der, dass man an die Götter glaubt; dem folgt dann, dass man ihre Majestät anerkennt und ihre Güte, ohne die es keine Majestät gibt; ferner, dass man sich dessen bewusst ist, dass sie die Lenker der Welt sind, die alles durch ihre Macht ordnen, die für den Schutz des Menschengeschlechts sorgen, zuweilen unbekümmert um die einzelnen. [Später kam die Erkenntnis der stoischen Physiktheorie: Gott gleich Aether-Logos, gleich Naturgesetz.] Schlimmes kommt nicht aus der Hand des Aether-Logos und steht nicht in seiner Hand; wohl aber bestraft er manchen und ihre Strafe besteht bisweilen in einem scheinbaren Gut. Du versuchst, den Aether-Logos dir geneigt zu machen? Sei ethischgut! Wer dem Aether-Logos als seinem Vorbild folgt, ehrt ihn genug.

Nun deine zweite Frage, wie man es mit den Menschen zu halten habe. Was ist da zu tun ? Was für Vorschriften geben wir? Dass wir Menschenblut schonen sollen? Wie wenig will es besagen, dem nicht zu schaden, dem man nützen soll. Wahrlich, ein großes Lob, wenn der Mensch gegen den Menschen sanftmütig ist.

Wollen wir ihm vorschreiben, er solle dem Schiffbrüchigen die Hand reichen, solle dem Irrenden den Weg weisen, solle mit dem Hungernden sein Brot teilen? Wie viel Zeit müsste ich verschwenden, um einem alles zu sagen, was er zu tun und was er zu lassen hat, während ich ihm in aller Kürze für seine angemessenen Handlungen gegen seine Mitmenschen folgende Formel mitteilen kann: All dies, was du siehst, ist eines. Wir sind Glieder eines großen Körpers. Die Natur<sup>269</sup> hat uns als Verwandte geschaffen, indem sie uns aus den gleichen Stoffen<sup>270</sup> und zu der gleichen Bestimmung erzeugte. Sie hat uns die gegenseitige Liebe eingepflanzt und uns zu geselligen Wesen gemacht. Sie hat Recht und Gerechtigkeit eingeführt. Seiner Anordnung zufolge ist es unheilvoller zu schaden als durch Gewalttätigkeit geschädigt zu werden. Nach seinem Gebot sollen unsere Hände bereit sein zur Hilfe für diejenigen, welche bedürftig sind. Es soll das bekannte Dichterwort uns im Herzen und auf der Zunge sein [Terent. Heaut. I, 1, 54]:

*„Ich bin ein Mensch, was menschlich ist, ist mir nicht fremd.“*

Sollen wir nach Sonderbesitz [Luxusgütern] trachten? Wir sind zur Gemeinschaft geboren. Unsere gesellige Zusammengehörigkeit hat große

<sup>269</sup> Fußnote des Hrsg.: Wiederum ein eindeutiges Indiz für den Materialismus der stoischen Philosophie: Die Natur hat uns erschaffen, kein Schöpfergott. Aether-Logos ist ein Synonym für Naturgesetz.

<sup>270</sup> Fußnote des Hrsg.: Die Elemente, aus denen die Natur, alias der Aether-Logos, die Menschen erschuf sind fünf: Erde, Wasser, Luft, irdische Feuerwärme und als fünftes Element das Aether-Feuer, alias die Vernunftkraft.

Ähnlichkeit mit einem Steingewölbe, das einstürzen würde, wenn die Steine nicht durch ihre gegenseitige Lage dies verhinderten und eben dadurch den Bau haltbar machten.

Nach diesem Blick auf den Aether-Logos und die Menschen ist es nun unsere Aufgabe, zu sehen, wie wir uns den Dingen gegenüber zu verhalten haben. Alle unsere Vorschriften sind verschwendet, wenn nicht darüber eine Belehrung vorausgegangen ist, wie wir ein jedes Ding zu beurteilen haben, Armut, Reichtum, Ruhm, Beleidigung, Vaterland, Verbannung. Hier gilt es, alles Einzelne richtig einzuschätzen ohne jede Rücksicht auf das Volksgerede, und zu fragen, was es ist, nicht was im Volksmund daraus gemacht wird.

Gehen wir zu den Tugenden über. Da wird uns einer mit Vorschriften kommen über die Einsicht, dass wir sie hochschätzen sollen, über die Tapferkeit, dass wir uns ihr weihen sollen, über die Gerechtigkeit, dass wir womöglich einen noch innigeren Bund, als mit den übrigen Tugenden, mit ihr [der Gerechtigkeit] schließen sollen; doch wird er nichts ausrichten, wenn wir nicht wissen, was die Tugenden sind, ob es nur eine oder mehrere gibt, ob getrennt oder verbunden; oder ob, wer eine hat, auch die übrigen hat, und wodurch sie sich voneinander unterscheiden. Der Handwerker hat nicht nötig über Ursprung und Verwendung seiner Kunst Untersuchungen anzustellen, so wenig wie der Ballettänzer über die Kunst des Tanzens. Alle diese Künste bedürfen keiner weiteren Umschau, es fehlt ihnen nichts; denn sie beziehen sich nicht auf das ganze Leben; die Tugenden dagegen sind eine Kenntnis sowohl anderer Dinge wie auch von ihnen selbst.

Man muss sich über die Tugenden belehren lassen, um sie zu erlernen. Eine Handlung wird nicht fehlerfrei sein, wenn der Wille nicht fehlerfrei ist; denn von ihm geht die Handlung aus. Andererseits wird der Wille nicht fehlerfrei sein, wenn die Verfassung der Psyche nicht die rechte ist; denn von ihr hängt der Wille ab. Mit der Verfassung der Psyche sodann wird es nicht aufs Beste bestellt sein, wenn sie, die Psyche, nicht die Gesetze des ganzen Lebens klar aufgefasst und untersucht hat, wie ein jedes Ding zu beurteilen ist, kurz, wenn sie nicht die Dinge auf ihren wahren Wert zurückgeführt hat. Nur wer ein unabänderliches und sicheres Urteil erlangt hat, wird der Ruhe der Psyche teilhaftig: die anderen kommen immer wieder zu Fall, richten sich wieder auf und schwanken abwechselnd hin und her zwischen dem, was sie aufgegeben haben, und dem, was sie erstreben. Und der Grund dieses Schwankens, worin liegt er? Darin, dass diejenigen, die sich nach dem Gerede der Leute, dieser unsicheren Wetterfahne, richten, jeder klaren Einsicht in die Dinge entbehren. Willst du immer dasselbe wollen, so musst du das Wahre wollen. Zur Wahrheit gelangt man nicht ohne Lehrsätze: auf ihnen beruht das Leben. Glücks-Güter und Übel, Ehrbares und Schimpfliches, Gerechtes und Ungerechtes, Tugenden und Laster, Besitz willkommener Mitgaben fürs Leben, Ansehen und Würde, Gesundheit, Stärke, Schönheit, Schärfe der Sinne, das alles verlangt einen Beurteiler. Man muss sich zutrauen, zu wissen, wie hoch man den Wert eines jeden Dinges anzusetzen habe. Denn du täuschest dich und glaubst von manchem, es sei mehr wert als es ist, und diese Täuschung geht so weit, dass, was man bei uns für das Höchste hält, Reichtum, Einfluss, Macht, kaum einen Dreier wert ist. Darüber wirst du in Unwissenheit sein, wenn du keinen Einblick erlangt hast in die gesetzesmäßige Ordnung selbst, nach der ihr gegenseitiges Wertverhältnis bestimmt ist. Gleich wie Blätter für sich nicht grünen können, sondern einen Zweig verlangen, an dem sie hängen, aus dem sie ihren Saft ziehen, so sind jene Vorschriften kraft- und saftlos, wenn sie allein sind: sie müssen einen Bestandteil unserer ganzen

Denkweise bilden.

Dazu kommt noch, dass diejenigen, welche die stoischen Lehrsätze aufheben [nicht gelten lassen], nicht einsehen, dass diese durch eben das Verfahren, durch welches sie aufgehoben werden, ihre Bestätigung erhalten. Denn was sagen sie? Dass durch die Vorschriften die Lebensführung hinreichend bestimmt werde, dass die Lehrsätze der Weisheit, also ihre Dogmen, überflüssig seien. Nun ist aber eben diese Behauptung wahrhaftig ebensogut ein Lehrsatz, als wenn ich jetzt sagte, man müsste die Vorschriften aufgeben als überflüssig, man müsste sich an die Lehrsätze halten, müsste auf diese allein seinen ganzen Wissenseifer verwenden: durch eben diese Verurteilung der Sorge um Vorschriften würde ich selbst eine Vorschrift geben.

Die Philosophie ist je nachdem auf Ermahnungen oder auf Beweise angewiesen und zwar letzteres in großem Umfang, da ihre Probleme verwickelt sind und kaum durch die größte Genauigkeit und die größte Gründlichkeit zu voller Klarheit gebracht werden können. Sind aber Beweise nötig, so sind auch Lehrsätze nötig, welche die Wahrheit durch Gründe erschließen. Manches ist klar, manches dunkel. Klar ist, was mit den Sinnen und was mit dem Gedächtnis aufgefasst wird, dunkel ist, was außerhalb dieses Gebiets liegt. Die Vernunft beschränkt sich aber nicht auf das, was zutage liegt: ihr überwiegender und schönerer Teil hat es mit dem Verborgenen zu tun.

Das Verborgene erfordert den Beweis, ein Beweis gibt es nicht ohne Lehrsätze: Lehrsätze sind also unentbehrlich. Was unwillkürlich allgemeine Zustimmung findet, ist auch in sich vollkommen, ist eine unerschütterliche Überzeugung von dem Bestand einer Sache: wenn ohne eine solche in der Psyche alles hin- und herwogt, so bedarf es der Lehrsätze, die der Psyche ein unwandelbares Urteil geben. Und schließlich, wenn wir einen ermahnen, seinen Freund ganz auf die gleiche Linie mit sich selbst zu stellen, dass er darauf denkt, aus einem Feind sich einen Freund zu machen, dass er in jenem die Liebe anfacht und in diesem den Hass dämpft, so bekräftigen wir diese Ermahnung mit den Worten: „Das ist gerecht und ehrbar“. Das Gerechte und Ehrbare bilden den leitenden Gesichtspunkt für unsere Lehrsätze; also ist dieser unentbehrlich, ohne welchen auch jenes nicht ist. Doch wir wollen beides verbinden, denn ohne Wurzel taugen die Zweige nichts, und die Wurzeln selbst werden gefördert durch das, was sie erzeugt haben. Wie großen Nutzen wir den Händen verdanken, kann keinem verborgen bleiben, ihre Hilfe ist offensichtlich; das Herz dagegen, das den Händen ihr Leben gibt, von dem sie die treibende Kraft empfangen, von dem sie in Bewegung gesetzt werden, ist verborgen. Dasselbe kann ich von den Vorschriften sagen: sie liegen zutage, während die Lehrsätze der Weisheit im Verborgenen liegen. Wie bei manchen Religionen nur die Eingeweihten die höheren Mysterien kennen, so werden auch in einigen Philosophien [wie der stoischen] die höheren Wahrheiten ausschließlich dem in den Bund des Heils Zugelassenen und Aufgenommenen offenbart, also den Laien [den Neulingen] zuerst nur die allgemeinen Lehrsätze und anderes dergleichen bekannt gemacht.<sup>271</sup>

Poseidonius erklärt nicht nur das Vorschriftgeben - praeceptio, ein Wort, dessen Gebrauch wir uns gestatten dürfen - sondern auch die Raterteilung, Tröstung und Ermahnung für notwendig. Dem fügt er noch bei die Untersuchung

<sup>271</sup> Fußnote Hrsg.: Diese Briefstelle ist ein weiteres eindeutiges Indiz, dass die stoische Philosophie eine Geheimphilosophie war. Erst der nach längerer Zeit der Prüfung in den stoischen „Bund des Heils“ Eingeweihte bekam offenbart, dass der oberste Gott der Stoiker, der Aether-Logos, eigentlich das Naturgesetz ist. Die stoische Philosophie beinhaltet eine materialistische Weltanschauung. Siehe dazu ausführlich oben >Die stoische Physiktheorie<.

der Gründe, gr. aetiologia, wie wir sie ohne Bedenken nennen dürfen, da auch die Grammatiker, die Wächter der lateinischen Sprache, mit Recht sie so nennen. Er sagt, dass auch die Schilderung jeder einzelnen Tugend sich nützlich erweisen werde. Diese nennt Poseidonius ethologia [Ethiklehre], einige nennen sie characterismus [Charakteristik], die die Merkmale jeder einzelnen Tugend sowie jedes Lasters angibt sowie die Kennzeichen für Artunterschiede, die zwischen dem einander Verwandten zu machen sind. Diese Sachbehandlung steht mit dem Vorschriftgeben auf einer Stufe. Denn wer Vorschriften gibt, sagt: „Das musst du tun, wenn du mäßig sein willst“; wer Schilderungen gibt, sagt: „Mäßig ist, wer dieses tut und von jenem sich enthält“. - „Was ist da für ein Unterschied?“ fragst du. - Der eine gibt eine Vorschrift für die Tugend, der andere ein Beispiel dafür. Dass diese Schilderungen und, um mich eines Ausdrucks der Staatspächter zu bedienen, diese Ikonismen von Nutzen sind, gestehe ich. Schildere nur recht anschaulich das Lobwürdige, dann wird sich der Nachahmer schon finden. Hältst du es für nützlich, dass die Kennzeichen gegeben werden, an welchen du ein edles Pferd erkennst, um als etwaiger Käufer nicht getäuscht zu werden und deine Mühe nicht an ein untaugliches zu verschwenden? Wieviel nützlicher noch ist es, die Merkmale einer vorbildlichen Psyche zu kennen, die man von einem anderen auf sich selbst zu übertragen befugt ist [Vergil, Georg. III, 75]:

*Früh durchschreitet die Flur das Füllen des edlen Rosses,  
Hohen Ganges und regt behend die geschmeidigen Schenkel,  
Vorzurennen den Weg und den drohenden Strom zu versuchen  
Wagt es, und sich zu vertrauen dem unbekanntem Gewässer.  
Und es scheut nicht das leere Geräusch; hoch ragt der Hals ihm:  
Fein ist der Kopf, schmal geformt der Bauch, und fest ist der Rücken,  
Strotzend von Muskeln die mutige Brust ...  
... Wenn ferne der Klang von Waffen ertönt,  
Nimmer zu stehen vermag es; auf reckt es die Ohren, die Glieder  
Zittern, es rollt in den Nüstern das kaum verhaltene Feuer.*

Mit diesen Worten hat unser Vergil, obschon von etwas anderem handelnd, die Schilderung eines heldenhaften Mannes gegeben. Ich wenigstens könnte kein zutreffenderes Bild von einem großen Mann entwerfen. Hätte ich den Cato zu schildern, wie er unerschrocken und allen voran inmitten des Getöses der Bürgerkriege gegen die schon an den Alpen stehenden Heere vordringt und sich gegen den Bürgerkrieg zur Wehr setzt: ich würde ihm keine andere Miene, keine andere Haltung geben. Höheren Hauptes konnte gewiss niemand einherschreiten als er, der sich zugleich gegen Cäsar und Pompeius erhob, und während die einen der Macht des Cäsar huldigten, die anderen der des Pompeius, beide Parteien herausforderte und zu erkennen gab, dass es auch noch so etwas gebe wie eine Partei der Republik. Ist es doch nicht genug, bei Cato zu sagen:

*„Und er scheut nicht den leeren Lärm.“*

Denn wie? Scheut er doch nicht das wirkliche und nahe. Denn wider zehn Legionen und die gallische Hilfsmacht und die den Legionen beigeesellten barbarischen Hilfstruppen lässt er seine freie Stimme erklingen und ermahnt den republikanischen Staat, den Mut für die Freiheit nicht sinken zu lassen, sondern alles zu versuchen, da es ehrenvoller sei, wegen der drohenden Knechtschaft zu sterben. Welche Frische, welches Feuer, welche Zuversicht inmitten der allgemeinen Bangigkeit! Er weiß, dass er der Einzige ist, der um sich nicht bekümmert ist; denn es frage sich nicht, ob Cato frei, sondern ob er unter Freien sei. Daher seine Verachtung vor Gefahr und Schwert. Erfüllt von Bewunderung

für die unüberwindliche Standhaftigkeit des inmitten des Zusammenbruchs des Staates nicht wankenden Mannes möchte man in die Worte ausbrechen:

„Und ihm strotzt von Muskeln die mutige Brust.“

Es wird sich lohnen, nicht nur die Eigenart tugendhafter Männer zu schildern und ihre Gestalt und kennzeichnenden Züge aufzuführen, sondern auch zu erzählen, wie sie gewesen, und eine Anschauung zu geben von jener letzten und tapfersten Wunde Catos, die seiner Psyche zur Freiheit verhalf, von der Weisheit des Lätius und seiner Eintracht mit Scipio, von den herrlichen Taten des älteren Cato daheim und auswärts, von den hölzernen Speisebänken des Tubero bei dem öffentlichen Gastmahl<sup>272</sup>, von den Bocksfellen statt der Decken und den irdenen Gefäßen, die vor der Zelle des Jupiter selbst für die Schmausenden aufgestellt wurden. Heißt das nicht der Armut auf dem Kapitol die Weihe geben? Angenommen ich wüsste nichts anderes von ihm, um ihn den Catonen beizugesellen, würde das Gesagte nicht für ausreichend befunden werden? Das war die Veranstaltung eines Zensors, kein Gastmahl. Wie wenig wissen die ruhmbegehrigen Menschen, was wahrer Ruhm und wie er zu erstreben ist. An jenem Tag sah das römische Volk das Tischgerät so mancher Bürger, aber nur eines nötigte ihnen Bewunderung ab. Das Gold und Silber von jenen allen ist zerbrochen und tausendmal umgeschmolzen, aber die irdenen Gefäße [Töpfe aus terra sigillata] des Tubero werden alle Jahrhunderte überdauern.

## 96. Brief

[Vom angemessenen Verhalten gegenüber Widerwärtigkeiten]

Du bist ungehalten und klagst, statt dir zu sagen, dass an all diesem angeblichen Leid das einzige Schlimme nur ist, dass du ungehalten bist und klagst. Wenn du mich fragst, so halte ich für einen Menschen nichts für ein Unglück, außer dass es in der Welt etwas gibt, das er für ein Unglück hält. Ich werde mir selber unerträglich sein an dem Tag, an dem ich mich außerstande sehe, etwas zu ertragen. Meine Gesundheit lässt zu wünschen übrig: so will es das Schicksal. Meine Sklaven versagen, die Schulden machen mir Sorgen, das Haus droht einzustürzen, Verluste, Wunden, Mühsal, Ängste stürmen auf mich ein: so pflegt es zu gehen, doch nein, mehr noch, so musste es gehen. Es ist Ratschluss, nicht Zufall, dass dies geschieht. Wenn du mir einigen Glauben schenkst, so enthülle ich dir in vollster Offenheit meine innersten Gefühle: Bei allem, was widerwärtig oder hart erscheint, habe ich es so gehalten: Ich gehorche nicht nur dem Aether-Logos [alias dem Naturgesetz], sondern ich stimme ihm sogar bei. Ich folge ihm von Herzen, nicht weil es unerlässlich ist. Nie wird mir etwas zustoßen, was mich traurig stimmen oder meinen Gesichtszügen einen dem entsprechenden Ausdruck geben könnte. Keinen Tribut [an die Natur] werde ich mit Widerwillen entrichten. Alles, wobei wir seufzen, wovor wir erschrecken, ist ein Tribut, der dem Leben auferlegt wird. Davon eine Ausnahme zu sein, mein Lucilius, darfst du weder erhoffen noch erstreben. Ein Blasenleiden hat dich beunruhigt, sehr beängstigende Briefe sind eingegangen, die Bedrängnisse nehmen kein Ende, und näher betrachtet, hast du für dein Leben gefürchtet.

Wie? Du wusstest nicht, dass du dir all dies selber gewünscht hast, als du dir

<sup>272</sup> Fußnote Apelt: Q. Aelius Tubero gab zu Ehren des jüngeren Scipio Africanus ein Gastmahl auf dem Kapitol, das sich durch die Schlichtheit der Bewirtung eines dauerhaften Rufes erfreute. Vgl. Val. Max. VII, 5 und Cicero pro Murena, Kap. 36. Seneca kommt noch mehrfach darauf zu sprechen. Vgl. 98. Brief.

ein hohes Alter wünschtest? All dies sind unvermeidliche Dinge im Leben, wie Staub, Schmutz und Regen auf einer langen Reise. „Aber ich wollte doch leben und dabei von all diesen Widerwärtigkeiten frei sein.“ - Eine so kindische Rede ist eines erwachsenen Menschen unwürdig. Sieh zu, wie du diesen meinen Wunsch aufnimmst, den ich dir mit hochgemutem, nicht nur mit wohlwollendem Herzen zurufe: „Möge der Aether-Logos verhindern, dass dich das Schicksal verzärtelt.“ - Frage dich selbst, wenn ein Gott dir die Entscheidung überließe, ob du lieber auf dem Fleischmarkt oder im Feldlager leben wolltest? Leben, mein Lucilius, ist eben nichts anderes als Kriegsdienst tun. Diejenigen also, die umhergeworfen werden und unter Mühsal und Beschwerlichkeit aufwärts und abwärts gehen und die gefährlichsten Unternehmungen wagen, sind tapfere Menschen und die ersten im Feldlager; diejenigen dagegen, die sich einer faulen Ruhe reichlich hingeben, während andere sich anstrengen, sind Turteltäubchen, mit Sicherheit auf Kosten ihrer Ehre.

### 97. Brief

[Schlechte Menschen wird es immer und überall geben, aber der Strafe nicht entrinnen]

Du irrst, mein Lucilius, wenn du meinst, Üppigkeit, Missachtung der Ethik und was sonst noch jeder seiner Zeit zum Vorwurf macht, sei ein besonderer Fehler unseres Jahrhunderts. Diese Gebrechen liegen in den Menschen, nicht in den Zeiten. Kein Zeitalter ist frei von Schuld. Und wenn du dich daran machst, die ethische Verwahrlosung jedes Jahrhunderts zu prüfen, so muss man sagen, so beschämend es ist: niemals wurde offener als vor den Augen des Cato gesündigt. Sollte man wohl glauben, Geld habe eine Rolle gespielt bei dem gerichtlichen Verfahren, in welchem P. Clodius der Angeklagte war wegen jenes Ehebruchs, den er heimlich mit Cäsars Gemahlin begangen hatte unter Verletzung der für jene Opferfeier gültigen heiligen Verpflichtungen, die, wie man sagt, für das ganze Volk veranstaltet wird unter Ausschluss jedes Mannes aus dem Festraum, in welchem sogar die Bilder männlicher Wesen sorgfältig verdeckt werden? Gleichwohl ließen sich die Richter durch Geld bestechen, ja, was noch schmäherlicher ist als dieser Schacher, es wurde überdies die Buhlschaft mit vornehmen Damen und mit Knaben edler Geburt an Soldes statt ausbedungen. Das Verbrechen war weniger schuldvoll als die Freisprechung: der des Ehebruchs Angeklagte machte sich zum freigebigen Spender von Ehebrüchen und hielt seine Freisprechung nicht eher für gesichert, als bis er seine Richter sich gleich gemacht hatte.

Das ereignete sich bei einem Gerichtsverfahren, in dessen Verlauf, um nichts anderes zu erwähnen, ein Cato Zeugnis abgelegt hatte. Ich will die Worte aus Ciceros Brief selbst hersetzen (Ad Atticum I 16, 5): „Er beschied die Richter zu sich, versprach, sagte gut, gab. Und dann erhielten, Welch ein moralischer Abgrund, einige Richter als Zugabe zum Sündenlohn noch Nächte bei bestimmten Frauen und Verkehr mit vornehmen Jünglingen zugesagt.“ Es lohnt sich nicht über den Preis zu klagen, die Zugaben waren mehr wert. „Begehrt du die Frau jenes strengen Mannes? - Du sollst sie durch mich haben. Begehrt du die Frau dieses Reichen? - Ich werde sie dir willig machen. Verdamme den Ehebruch, wenn du ihn nicht selbst begangen hast. Jene Schöne, nach welcher du verlangst, wird kommen. Von jener verspreche ich dir eine Nacht und zwar ohne Verzug; noch ehe der letzte Termin kommt, wird mein Versprechen erfüllt.“



Es will noch mehr besagen, ein Spender von Ehebrüchen zu sein als sie selbst zu begehen; es heißt soviel als Hausherrinnen Befehle erteilen. Diese Clodianischen Richter hatten den Senat um eine Schutzwache gebeten, die sie nur für den Fall eines Schuldspruchs nötig hatten, und sie erhielten sie. Daher sagte Catulus<sup>273</sup> nach Freisprechung des Angeklagten treffend: „Wozu erbatet ihr eine Schutzwache von uns? Etwa, um euch vor dem Raub des Geldes zu sichern?“ - Diese Scherze ließ er über sich ergehen und blieb straflos, er, der vor dem Prozess ein Ehebrecher und während desselben ein Kuppler war, und der die Verurteilung auf schlimmere Weise von sich abwendete als er sie verdiente. Kannst du dir einen schlimmeren Moralverfall denken als diesen, wo die Wollust weder an der Heiligkeit des Opfers noch an den Gerichten eine Schranke fand, und wo bei dem gerichtlichen Verfahren, das auf Senatsbeschluss ausnahmsweise gehalten wurde, Schlimmeres begangen wurde als das, was Gegenstand der Anklage war? Bei letzterer handelte es sich um die Frage, ob man nach einem Ehebruch noch sicher sein könne. Und was kam schließlich heraus? Dass man ohne Ehebruch nicht sicher sein könne. Das geschah unter den Augen eines Pompeius, eines Cäsar, eines Cicero und eines Cato, ja, jenes Cato, in dessen Beisein das Volk es sich nicht erlaubt haben soll, am Floralienfest<sup>274</sup> die Entblößung der Freudenmädchen, einen der ausgelassenen Scherze an diesen Festtagen, zu fordern, was aber nicht zu dem Glauben berechtigt, die Menschen seien damals im Theater als Zuschauer strenger gewesen denn als Richter in einer Klagesache.

Dergleichen wird nach wie vor geschehen, und die Zuchtlosigkeit der Städte wird wohl ab und zu durch Strenge und Furcht, niemals aber von selbst nachlassen. Du hast also keinen Grund zu glauben, wir hätten der Zügellosigkeit die freieste Bahn gelassen, den Gesetzen aber den Weg versperrt. Denn die heutige Jugend ist weit genügsamer als die damalige, wo der Angeklagte den Ehebruch vor den Richtern leugnete, die Richter aber vor dem Angeklagten sich dazu bekannten<sup>275</sup>, wo Ehebruch begangen wurde zugunsten der richterlichen Entscheidung, wo Clodius, zu Macht und Einfluss gelangt durch dieselben Laster, durch welche er auf die Anklagebank kam, sich auf Kupplerkünste warf zu nichts anderem als eben zu seiner gerichtlichen Verteidigung. Sollte man es glauben? Er, der verurteilt werden sollte wegen eines Ehebruchs, wurde freigesprochen durch viele.

Jede Zeit wird Männer wie Clodius hervorbringen, nicht jede Zeit Männer wie Cato. Zu verwerflichen Handlungen sind wir eher geneigt, weil es weder an einem Führer noch einem Begleiter fehlen kann, ja die Sache selbst nimmt auch ohne Führer, ohne Begleiter ihren Fortgang, und zwar an einem, der nicht bloß dazu das Signal gibt, sondern kopfüber voran stürzt, wozu sich noch als ein Fehler, der die meisten unverbesserlich macht, der gesellt, dass, während in allen anderen Künsten etwaige Fehler den Künstler mit Scham erfüllen und dem Irrenden leid sind, die Fehler des Lebens besonders reizvoll sind. Der Steuermann freut sich nicht, wenn sein Schiff zugrunde geht, der Arzt freut sich nicht, wenn von seinen Patienten einer beerdigt wird, der Redner freut sich nicht, wenn durch seine, des Verteidigers, Schuld der Angeklagte verurteilt wird, wogegen ein gelungenes moralisches Vergehen alle in froheste Stimmung versetzt. Da freut sich der eine über einen Ehebruch, zu dem ihn eben die Schwierigkeit gereizt hat,

<sup>273</sup> Fußnote Apelt: Der Sohn des berühmten Q. Lutatius Catulus, des Besiegers der Cimbern.

<sup>274</sup> Fußnote Apelt: Ein Frühlingsfest, das in den letzten Tagen des April der Frühlingsgöttin Flora zu Ehren mit großer Ausgelassenheit gefeiert wurde. Unter anderem traten nackte Freudenmädchen als Tänzerinnen auf.

<sup>275</sup> Fußnote Apelt: Was sie durch die Art, wie sie sich bestechen ließen, taten.

ein anderer über Betrug und Diebstahl, und an seiner Schuld empfindet er erst dann Missfallen, wenn etwaige schlimme Folgen eintreten, Dazu führt die verwerfliche Gewöhnung. Übrigens kannst du überzeugt sein, dass auch in den verdorbensten Gemütern sich noch eine Regung zum Guten und ein Gefühl für die Schande findet, nur dass sie nichts davon wissen wollen. Und der Beweis dafür? Alle verheimlichen ihr Vergehen, und auch bei glücklichem Verlauf der Sache genießen sie die Frucht derselben, die Sache selbst halten sie geheim. Das gute Gewissen dagegen will hervortreten und sich sehen lassen. Der Verworfenheit macht schon die bloße Finsternis Angst.

Treffend sagt daher, wie mir scheint, Epikur<sup>276</sup>: „Es kann dem Schuldigen gelingen, verborgen zu bleiben, aber sichere Garantie dafür zu finden, das wird ihm nicht gelingen.“ Vielleicht lässt sich der Sinn des Spruchs besser auf folgende Weise wiedergeben: „Es nützt den Schuldigen nichts, verborgen zu bleiben, und zwar deshalb, weil, wenn es auch mit dem Verbergen glücklich abgeht, sie doch kein sicheres Vertrauen darauf haben können.“ Ja, so steht es: vor Entdeckung können Verbrechen bewahrt bleiben, aber nicht vor der Sorge einer Entdeckung.

Dass dieser Satz unserer [stoischen] Schule widerstreite, wenn er so erklärt wird, glaube ich nicht. Warum? Weil es die erste und schwerste Strafe der Schuldigen ist, gesündigt zu haben, und kein Verbrechen, mag auch das Glück mit seinen Gaben es schmücken, es schützen und behüten, ungestraft bleibt, weil die Strafe des Verbrechens im Verbrechen selbst liegt. Aber dies ist nicht die einzige Strafe. Es folgen ihr noch andere quälende Strafen: beständige Furcht, Angst und das Misstrauen in die eigene Sicherheit. Warum soll ich die Nichtswürdigkeit von dieser Strafe freisprechen? Warum soll ich sie nicht immer in der Schwebe lassen?

Abweichen von Epikur wollen wir, wenn er behauptet, nichts sei von Natur aus gerecht, und Verbrechen müssten nur deshalb gemieden werden, weil unvermeidliche Furcht damit verknüpft sei. Aber hier können wir ihm unsere volle Beistimmung geben: die bösen Taten werden durch das Gewissen geißelt, und dieses hat ein volles Maß von Qualen in sich, weil das Gewissen von beständiger Besorgnis bedrückt und gepeinigt wird und den Bürgen seiner Sicherheit nicht trauen kann. Eben dies, mein Epikur, ist der Beweis dafür, dass wir von Natur das Verbrechen verabscheuen, dass selbst in sicherer Umgebung keiner vor Furcht bewahrt bleibt. Viele hält das Glück von der Strafe frei, niemanden von der Furcht. Doch wohl nur deshalb, weil uns ein Abscheu eingepflanzt ist vor dem, was die Natur verdammt hat. Daher haben auch diejenigen, die verborgen bleiben, niemals festes Vertrauen auf diese ihre Verborgenheit, denn das Gewissen überführt sie und zeigt ihnen, wes Geistes sie sind. Die Schuldigen aber können nicht anders: sie zittern.

Es wäre schlecht um uns bestellt, da ja zahlreiche Verbrechen sich dem Gesetz und dem Rächer und den angedrohten Strafen entziehen, wenn nicht jene natürlichen und drückenden inneren Beschwerden die Schuld abtrügen, also wenn nicht an die Stelle der Strafzüchtigung die Furcht träte.

## 98. Brief

[Das Glück hat seinen Rückhalt nicht in materiellen Gütern]

Bilde dir nicht ein, dass je einer glücklich ist, der vom [materiellen] Glück abhängt. Auf brüchigem Grund steht, wer den Quell seiner Freude in dem hat, was von außen kommt; die Freude, die von außen stammt, wird vergehen. Aber was

<sup>276</sup> Fußnote Apelt: Bei Usener, Epicuri Fragm. 532.

dem Inneren [dem Geistigen] entströmt, das ist treu und fest und nimmt zu und verlässt uns nicht bis ans Lebensende. Alles übrige, woran der bewundernde Blick der Menge hängt, verliert seinen Wert mit der Zeit.

„Doch wie? Kann es nicht Nutzen und Genuss bringen?“ - Wer leugnet das? Aber nur dann, wenn die Objekte von uns abhängen und nicht wir von ihnen. Alles Materielle, was durch Gunst uns beschieden wird, ist nur dann fruchtbringend und erfreulich, wenn derjenige, der es hat, auch sich selbst hat und nicht in der Gewalt seiner Objekte ist. Denn diejenigen irren, mein Lucilius, die meinen, das Schicksal sei für uns die Geberin von irgend etwas Gutem oder Schlechtem: Es gibt nur den Stoff zum Guten und Schlechten und damit den Ausgangspunkt für die Dinge, die sich bei uns nach der schlimmen oder guten Seite hin entwickeln. Stärker als alle Schicksale ist die Psyche; sie selbst ist ihre Führerin nach zwei Seiten hin: Sie ist die Ursache eines glücklichen oder unglücklichen Lebens. Der Schlechte wendet alles zum Schlechten, auch was sich anscheinend als Bestes eingeführt hatte; der Rechtschaffene und Untadlige gleicht die Unbilden des Schicksals aus, lindert seine Härten und Schärpen durch einsichtsvolle Geduld, und wie er das Erwünschte dankbar und bescheiden aufnimmt, so auch das Widerwärtige standhaften und tapferen Sinns. Mag er übrigens auch noch so einsichtsvoll sein, mag er an alles mit klarem Urteil herantreten, mag er auch nichts in Angriff nehmen, was über seine Kräfte geht: Des vollendeten und über alle Schicksalsdrohungen erhabenen Glücks-Gutes wird er nicht habhaft werden, wenn er nicht dem Ungewissen Selbstgewissheit entgegengesetzt. Magst du nun nach eigener Wahl andere beobachten, denn über andere urteilt man freier, oder dich selbst mit Hintansetzung jeder Selbstliebe; du wirst erkennen und eingestehen, dass von all diesen wünschenswerten und schätzbaren Dingen nichts nützlich ist, wenn du dich nicht wappnest gegen die Unbeständigkeit des Zufalls und der vom Zufall abhängigen Dinge, und bei jedem Schicksalsschlag sagst [Vergil, Aen. II, 428]:

„*Anders wollten es die Götter [alias der Aether-Logos].*“

Doch weit besser noch wäre dir ein anderer, kraftvollerer und gerechterer Spruch zu empfehlen, um dich innerlich zu festigen, wenn dir etwas ganz Unerwartetes zustößt:

„*Besser meinten es die Götter [alias der Aether-Logos].*“

Bei solcher Gefasstheit wird man von nichts überrascht. Diese Fassung aber gewinnt man nur, wenn man in Gedanken sich den möglichen Wechsel der menschlichen Dinge klar gemacht hat, ehe man ihn zu fühlen bekommt, wenn man Kinder, Gattin, Hab und Gut als einen Besitz ansieht, den man nicht unter allen Umständen immer haben wird, und dessen möglicher Verlust uns nicht unglücklich machen wird. Traurig steht es um diejenige Psyche, die sich um die Zukunft ängstigt und bereits vor dem Unglück unglücklich ist; und voll Besorgnis, ob das, woran sie ihre Freude hat, auch bis zuletzt Bestand haben wird: Denn niemals wird sie zu voller Ruhe kommen und wird in Erwartung des Kommenden das Gegenwärtige, das sie genießen könnte, verlieren. Der Schmerz über den Verlust einer Sache und die Furcht, sie zu verlieren, stehen auf gleicher Linie.

Das will nicht besagen, dass ich die Sorglosigkeit empfehle. Beuge vielmehr allem möglichen Unheil vor. Was durch Umsicht vorausgesehen werden kann, das sehe voraus. Was irgend dir Schaden bringen kann, das fasse, schon lange bevor es eintritt, scharf ins Auge und wende es ab. Eben dazu wird deine Zuversicht und deine gefestigte innere Widerstandskraft sich außerordentlich behilflich erweisen. Der kann sich vor dem Schicksal hüten, der es ertragen kann. Wenigstens kommt

es in einer ruhigen und gefassten Psyche nicht zu einem Sturm. Nichts ist folgenschwerer und törichter, als sich im voraus zu fürchten. Welche Torheit, seinem Unglück vorauszuweichen! Endlich, um dir meine Meinung in aller Kürze vorzuführen und dir jene sich ewig Abhängstigen und sich zur Last Werdenden zu schildern: Sie wissen sich im Unglück ebensowenig zu beherrschen wie vor dem Unglück.

Mehr als nötig leidet, wer früher als es nötig ist leidet. Denn die gleiche Schwäche, die ihn blind macht gegen das kommende Leid, hindert ihn an der rechten Einschätzung des gegenwärtigen. Derselbe Mangel an maßvoller Besonnenheit verführt ihn zu der Einbildung einer festen Dauer des Glücks und zu dem Wahn, was ihm zuteil geworden ist, müsse nicht nur dauern, sondern auch wachsen. Er vergisst, dass es nur schwankende Bretter sind, auf denen alles Menschliche sich abspielt, und hält für sich allein die Beständigkeit der Zufallsgüter für verbürgt. Vortrefflich erscheint mir daher der Ausspruch des Metrodorus<sup>277</sup> in dem Brief, in dem er seine Schwester tröstet nach dem Verlust eines hochbegabten Sohnes: „Sterblich ist jedes Gut der Sterblichen“. Damit meint er die Objekte, denen die Menge nachläuft. Denn jene wahren Glücksgüter, die Weisheit und die Tugenden, sterben nicht, sie sind jedem Schwanken, jeder Unbeständigkeit entrückt: Sie sind das einzige Unsterbliche, das den Sterblichen zuteil wird.

Aber die Menschen sind so unbelehrbar und vergessen so sehr, wohin sie ihr Weg führt und wohin sie der Wechsel der Tage treibt, dass sie, die an einem Tag alles verlieren können, sich wundern, wenn sie ein Verlust trifft. Was es auch ist, als dessen Besitzer du giltst: Es ist nur bei dir, nicht dein. Nichts Festes gibt es für den Wankenden, nichts Unvergängliches und Unerschütterliches für den Hinfälligen. Es ist ebenso unvermeidlich, aus dieser Welt zu scheiden, als etwas zu verlieren, und eben in dem rechten Verständnis hierfür liegt der Trost: Wer selber dem Untergang geweiht ist, der muss mit Gleichmut verlieren können.

Was verhilft uns dazu, solche Verluste zu ertragen? - Wenn wir das Verlorene im Gedächtnis behalten und das Gute, das uns daraus erwachsen ist, nicht vergessen. Das Haben wird uns entrissen, das Gehabthaben niemals. Sehr undankbar ist, wer nach einem Verlust sich nicht verpflichtet fühlt für das Empfangene. Eine Sache [einen Menschen] entreißt uns der Zufall, den Nutzen und das Gute davon lässt er uns, deren wir selbst uns durch ungerechtfertigte Sehnsucht verlustig machen. Sage dir: Von all diesen Dingen, die so furchtbar erscheinen, ist nichts unüberwindlich. Gehe sie nur alle durch: Jedes hat schon mehr als einmal seinen Überwinder gefunden. Das Feuer an einem Mucius, die Kreuzesqual an einem Regulus, das Gift an einem Sokrates, die Verbannung an einem Rutilius, der Tod durchs eigene Schwert an einem Cato; auch wir sollen etwas zu bezwingen haben. Jene [materiellen] Dinge, die als verlockend und beglückend so hohe Anziehungskraft für die Masse haben, sind von vielen und auch oft verachtet worden. Fabricius wollte als Feldherr nichts von Reichtum wissen und belegte ihn als Zensor mit dem amtlichen Tadel. Tubero erachtete die Armut für würdig seiner selbst und des Kapitols, indem er durch Verwendung von Gefäßen aus Ton [terra sigilata] bei einem öffentlichen Gastmahl keinen Zweifel darüber ließ, dass die Menschen zufrieden sein müssen mit dem, womit die Götter auch jetzt noch sich zufrieden geben. Sextius<sup>278</sup>, der Vater, wies Ehrenstellen

<sup>277</sup> Fußnote Apelt: Metrodorus von Lampsacus, Schüler und Freund des Epikur.

<sup>278</sup> Fußnote Apelt: Die Sextii, Vater und Sohn, waren den Stoikern nahestehende Philosophen, die von Seneca sehr geschätzt wurden.

zurück; durch seine Geburt zur Bewerbung um Staatsstellen berufen, nahm er doch den breiten Purpurstreifen, den ihm der verstorbene Julius [Caesar] anbot, nicht an. Sagte er sich doch, dass, was gegeben werden könne, auch wieder genommen werden könne. Lassen wir es auch unsererseits an einer mutigen Tat nicht fehlen! Machen wir uns zum Muster für andere! Warum verzagen wir, warum verzweifeln wir? Nichts, was früher geschah, ist auch jetzt unmöglich, sorgen wir nur für Reinheit der Psyche und folgen wir der Natur, von der man nicht abirrt, ohne sich zum Sklaven von Begierden, Beängstigungen und vielen Zufälligkeiten zu machen. Es steht uns frei, auf den rechten Weg zurückzukehren; es steht uns frei, in den vorigen Stand wieder eingesetzt zu werden; mögen wir uns dazu bereit zeigen, um uns fähig zu machen, jeden Schmerz, mag er den Körper auch noch so sehr heimsuchen, zu ertragen und dem Schicksal mit den Worten zu begegnen: „Du hast es mit einem Stoiker zu tun; such dir einen anderen, den du besiegen kannst.“

[Nach Apelt Textverlust]

Durch solche und ähnliche Reden wird die Qual eines Geschwürs gelindert, von der ich wahrlich wünschte, dass sie gemildert werde und dass entweder Heilung oder wenigstens Stillstand eintrete, sowie Beruhigung, den zunehmenden Jahren entsprechend. Doch er macht mir weiter keine Sorge. Um unseren Verlust handelt es sich, denen der treffliche Greis entrissen wird. Denn nach eigener Einschätzung hat er lange genug gelebt; ein weiteres Leben wünscht er nicht seinetwegen sondern nur derentwegen, denen es nützlich ist. Wenn er weiter lebt, so ist das ein Akt der Hochherzigkeit gegen uns. Ein anderer hätte solchen Qualen bereits ein Ende gemacht; doch er hält es für ebenso schimpflich, den Tod zu meiden, als zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. „Wie? Wird er nicht, wenn die Umstände es raten, dem Leben entsagen?“ - Warum sollte er es nicht, wenn er niemandem mehr nützen kann? Wenn er seine ganze Kraft nur auf seinen Schmerz verwenden muss? Das heißt, mein Lucilius, sich werktätig der Philosophie befleißigen und ihrem wahren Vorbild nachstreben: Zu sehen, welchen Mut ein einsichtsvoller Mensch hat wider den Tod und wider den Schmerz, wenn jener an ihn herantritt und dieser ihn peinigt. Wie zu handeln ist, muss von dem Handelnden gelernt werden. Bisher haben wir durch Gründe erwiesen, ob einer dem Schmerz widerstehen, ob der nahe Tod auch große Geister beugen könne. Was bedarf es der Worte? Halten wir uns an das unmittelbar vor Augen liegende Vorbild. Weder macht der Tod diesen Mensch tapferer gegen den Schmerz, noch der Schmerz tapferer gegen den Tod. Gegen beide vertraut er auf sich selbst. Wenn er den Schmerz geduldig über sich ergehen lässt, so hofft er nicht auf den Tod, und wenn er gerne stirbt, so geschieht dies nicht aus Widerstreben gegen den Schmerz: diesen [den Schmerz] erträgt er, jenen [den Tod] erwartet er.

## 99. Brief

[Trosts Schreiben an einen Vater, der einen Sohn in jungen Jahren verloren hat]

Ich übersende dir den Brief, den ich an Marullus schrieb aus Anlass des Todes seines Söhnleins, bei dessen Verlust er, wie es hieß, jede Männlichkeit vermissen ließ. Dabei schlug ich nicht den gewöhnlichen Ton an und glaubte nicht ihn sanft behandeln zu müssen, da er eher Vorwürfe als Trost verdient. Wohl muss man einem, den das Schicksal seine ganze Härte hat fühlen lassen, einige Nachsicht gönnen, wenn er sich ungebärdig anstellt bei Ertragung einer Wunde: er

mag sich sättigen und wenigstens den ersten Ansturm sich austoben lassen. Aber diejenigen, die sich vorsätzlich der Trauer hingeben, müssen sofort auf das strengste zurechtgewiesen werden, und es muss ihnen zu verstehen gegeben werden, dass Tränen mitunter zur Albernheit werden. So lies denn:

[Senecas Brief an Marullus]

*Trost erwartest du? Empfange Vorwürfe! Es ist unmännlich, wie du dich beim Tod deines Sohnes gebärdest: wie hättest du dich angestellt, wenn du einen Freund verloren hättest? Es starb dir ein Sohn noch im zartesten Alter; ob ein hoffnungsvoller, bleibt dahingestellt. Eine winzige Spanne von Zeit ist mit ihm dahingeschwunden. Wir bemühen uns förmlich, Ursachen des Schmerzes aufzusuchen, und wollen dem Schicksal auch noch ungerechterweise Klagen anheften, als ob es nicht schon genug gerechten Anlass zu Klagen geben würde. Aber wahrhaftig, ich traute dir schon hinreichende Stärke der Psyche zu, selbst gegen wirkliche Übel, geschweige gegen jene Schattengebilde von Übeln, über welche die Menschen seufzen, weil es die Sitte so will. Hättest du den größten aller Verluste, nämlich den eines [wahren] Freundes, zu beklagen, so hättest du zur Erkenntnis kommen müssen, dich mehr darüber zu freuen, dass du ihn gehabt hast, als darüber zu trauern, dass du ihn verloren hast. Aber die meisten bedenken nicht, was sie besessen haben und wie sehr sie sich dessen erfreut haben. Dieser Art von Schmerz haftet unter anderem auch folgendes Übel an: Er ist nicht nur überflüssig sondern undankbar. Also, dass du einen Freund gehabt hast, wäre verlorene Mühe gewesen? In so vielen Jahren, durch so enge Lebensgemeinschaft, durch so vertraute Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen wäre nichts erreicht worden? Begräbst du mit dem Freund auch die Freundschaft? Und was trauerst du, ihn verloren zu haben, wenn es dir nicht von Nutzen ist, ihn besessen zu haben? Glaube mir, diejenigen, die wir geliebt haben, lassen erhebliche Spuren von sich bei uns zurück, auch wenn das Schicksal sie dahingerafft hat. Uns gehört auch die Zeit, die verflossen ist; und nichts ist sicherer verwahrt, als was gewesen ist. Wir sind undankbar gegen das Genossene in Hoffnung auf das Zukünftige, als ob nicht das Zukünftige, wenn es glücklich eingetroffen ist, sich unverweilt in Vergangenheit verwandeln würde. Man setzt dem Genuss der Dinge eine zu enge Grenze, wenn man nur am Gegenwärtigen seine Freude hat: sowohl Zukunft wie Vergangenheit sind ein Quell der Freude, die eine durch die Erwartung, die andere durch die Erinnerung; nur dass die erstere [die Zukunft] ungewiss ist und auch möglicherweise nicht eintreten kann, während die andere [die Vergangenheit] uns nicht verloren gehen kann. Was für ein Wahnsinn also ist es, sich des Gewissesten verlustig zu machen! Seien wir zufrieden mit dem, was wir bereits geschöpft haben, sofern wir es nicht mit durchlöcherter Psyche schöpften, so dass sie durchließ, was sie aufgenommen hatte.*

*Unzählig sind die Beispiele derjenigen, die ihre Söhne als Jünglinge ohne Tränen zu Grabe trugen, die vom Scheiterhaufen in den Senat oder zu irgendwelcher Amtshandlung zurückkehrten und ohne zu zögern etwas anderes vornahmen. Und das mit vollem Recht. Denn erstens ist es überflüssig zu trauern, wenn man durch Trauern nichts ausrichtet. Sodann ist es ungerecht über das zu klagen, was einem begegnet ist, aber allen droht. Ferner ist die der Sehnsucht Ausdruck gebende Klage töricht, da zwischen dem Verlorenen und dem von Sehnsucht Erfüllten doch nur eine so geringe Zeitspanne liegt. Wir müssen also um so größeren Gleichmut bewahren, weil wir demjenigen bald folgen, den wir verloren haben. Blick nur hin auf die Schnelligkeit der so reißend*

dahinstürzenden Zeit, bedenke die Kürze dieses Raumes, die wir in eiligem Schritt durchlaufen, betrachte diesen Schwarm von Menschengeschlechtern, die nur durch winzige Zwischenräume getrennt, auch wenn sie noch so groß scheinen, demselben Ziel zustreben. Wie dann? Der verloren Geglaubte ist nur vorausgeschickt. Was ist aber sinnloser, als denjenigen zu beweinen, der vorangegangen ist, wenn du den selben Weg zurückzulegen hast? Weint einer über ein Ereignis, von dem er wusste, dass es kommen wird? Wenn er bei einem Mensch nicht an den Tod gedacht hat, so hat er sich selbst Sand in die Augen gestreut. Weint einer über ein Ereignis, von dem er sich sagte, dass es unvermeidlich ist? Wer darüber klagt, dass einer gestorben ist, der klagt darüber, dass eben dieser ein Mensch gewesen ist. Alle sind an dasselbe Gesetz gebunden. Wer das Schicksal gehabt hat geboren zu werden, den erwartet auch der Tod. Durch Zwischenräume sind wir unterschieden, durch den Ausgang wird der Unterschied ausgeglichen. Alles, was zwischen dem ersten und dem letzten Tage liegt, ist wechselhaft und ungewiss, nach den Beschwerden gemessen lang, selbst für einen Knaben, nach der Schnelligkeit gemessen kurz, selbst für einen Greis. Nichts, was nicht schlüpfrig und trügerisch wäre, und wechselhafter als jedes Unwetter. Alles wird hin- und hergeworfen und geht in sein Gegenteil über auf Geheiß des Schicksals, und in diesem Wirbel der menschlichen Dinge ist keinem etwas sicher, außer der Tod. Gleichwohl klagen alle über ihn, über dies einzige, worin keiner getäuscht wird.

„Aber er ist als Knabe gestorben.“ - Noch sage ich nicht, dass es besser um den steht, der frühzeitig aus dem Leben scheidet; wir wollen uns zunächst demjenigen zuwenden, der ein hohes Alter erreicht hat. Wie wenig hat er vor dem Kind voraus. Stell dir die Unendlichkeit der unergründlichen Zeit vor und umfasse das Ganze, sodann vergleiche das sogenannte menschliche Lebensalter mit dieser Unendlichkeit, so wirst du sehen, wie verschwindend klein das ist, was wir uns wünschen, was wir in die Länge ziehen. Und wieviel davon wird von Tränen, wieviel von Kümernissen ausgefüllt! Wieviel davon nimmt der Tod in Anspruch, den man wünscht, ehe er kommt, wieviel die Kränklichkeit, wieviel die Furcht, wieviel die entweder in geistiger Verwahrlosung oder nutzlos verbrachten Jahre! Die Hälfte davon wird verschlafen. Dazu kommen Drangsale, Trauerfälle, Gefahren, und so wirst du dir sagen, dass auch bei dem längsten Leben es nur ein verschwindender Teil ist, der wirklich gelebt wird. Aber wer wird dir zugeben, dass es nicht besser bestellt sei um den, der bald umkehren darf, der vor der Ermüdung den Weg zurückgelegt hat? Das Leben ist weder ein Glücks-Gut noch ein Übel, es ist nur die Stätte für das Gute und das Üble. Jener hat also nichts verloren als ein Spiel, das mehr Aussicht auf Verlust als auf Gewinn bietet. Er konnte heranwachsen zu einem bescheidenen und einsichtigen Menschen, konnte unter deiner leitenden Fürsorge zum Besseren gebildet werden, konnte aber auch aus der Art schlagen wie die Mehrzahl unserer jungen Leute. Sieh sie dir nur an, diese Jünglinge aus den vornehmsten Häusern, die ihr großer Übermut zu Fechtern [Gladiatoren] im Zirkus gemacht hat; sieh sie dir nur an, wie sie in gegenseitiger Unzucht ihrer Wollust miteinander fröhnen, wie ihnen kein Tag ohne Trunkenheit, kein Tag ohne irgendwelche Schandtät vergeht; dann wird jeder Zweifel schwinden, dass die Furcht berechtigter war als die Hoffnung. Du darfst also nicht Gründe für den Schmerz an den Haaren herbeiziehen und nicht glimpfliches Ungemach durch unwirsches Verhalten aufbauschen. Ich mahne dich nicht, dich zusammenzunehmen und dich aufzurichten; ich denke nicht so schlecht von dir, dass ich meine, du müßtest deine ganze Tugendkraft gegen diese

*Versuchung aufbieten. Es ist dies kein Schmerz, es ist vielmehr ein bloßer Hieb: du machst ihn zum Schmerz. Ohne Zweifel hat die Philosophie schon viel erreicht, wenn du den Verlust eines Knaben, der noch der Amme bekannter war als dem Vater, tapferen Mutes über dich ergehen lässt.*

*Wie? Rate ich dir damit etwa Hartherzigkeit an, und sollst du, wenn es nach mir geht, bei der Beerdigung selbst keine Miene verziehen, soll dein Herz keine Rührung empfinden? Durchaus nicht! Es wäre Unmenschlichkeit, nicht Tugend, die Leichen der Seinigen mit denselben Augen wie sie selbst anzusehen und bei der ersten Trennung von seinen Angehörigen von jeder Rührung freizubleiben. Nimm aber an, ich verböte es dir: gewisse Dinge stehen nur unter ihrem eigenen Machtgebot. Tränen entfallen auch denen, die uns davon zurückhalten, und werden sie reichlich vergossen, so erleichtern sie das Herz. Wie steht es also? Wir wollen ihnen erlauben hervorzquellern, aber nicht gebieten: mögen sie sich ergießen, soweit der innere Drang sie hervortreibt, nicht aber, soweit es der nachahmende Anstand fordert. Fern sei es von uns, die Trauer künstlich zu steigern und sie nach dem Beispiel anderer zu vermehren. Die Zurschaustellung des Schmerzes verlangt mehr als der Schmerz. Wie wenige sind für sich selbst traurig! Man seufzt lauter, wenn man gehört wird, und Leute, die in der Einsamkeit still und ruhig sind, brechen, sobald sie jemanden sehen, aufs neue in Tränen aus. Dann fuchteln sie mit ihren Händen gegen den Kopf, was sie viel ungenierter hätten tun können, als niemand sie hinderte, dann wünschen sie sich den Tod, dann wälzen sie sich auf ihrem Lager. Ohne Zuschauer macht sich der Schmerz nicht bemerklich. Wie bei anderen Anlässen, so stellt sich auch hierbei die Unsitte ein, dass wir uns nach dem Beispiel der Mehrzahl richten und nicht achten auf das, was sich gehört, sondern auf das, was der Gewohnheit entspricht. Wir trennen uns von der Natur und schließen uns der großen Masse an, deren Vorbild nie zum Guten führt und die in diesem Punkt wie in allen übrigen so unbeständig wie möglich ist. Sieht sie einen mannhaft und aufrecht in seiner Trauer, so nennt sie ihn lieblos und verwildert; sieht sie ihn tief gebeugt und wie er sich über den Leichnam wirft, so nennt sie das weibisch und kraftlos.*

*In allen Dingen also hat man auf die Stimme der Vernunft zu hören. Nichts dagegen ist törichter als in den Augen der Masse traurig erscheinen zu wollen und seine Tränen beifallswert zu machen, die meines Erachtens dem Weisen teils mit seiner Zustimmung entfallen, teils von selbst herabrieseln. Ich will den Unterschied angeben. Bei der ersten erschütternden Nachricht von einem herben Todesfall, wenn wir den Leichnam umfasst halten, der aus unseren Armen dem Feuer übergeben werden soll, presst uns die Natur mit Gewalt Tränen aus, und Lebenshauch, angeregt durch den Schmerzenschlag, durchschüttelt den ganzen Körper und somit auch die Augen, deren angesammelte Feuchtigkeit er herauspresst und entfliehen lässt. Diese Tränen ergießen sich durch inneren Druck wider unseren Willen. Es gibt andere, denen wir den Austritt nicht verwehren, wenn die Erinnerung an diejenigen, die wir verloren, wieder wachgerufen wird; es mischt sich da mit der Trauer ein gewisses wohlthuendes Gefühl, wenn uns ihre anziehenden Gespräche, ihre heitere Art des Umgangs, ihre dienstbereite Ergebenheit wieder vor die Psyche tritt: dann erleichtern sich die Augen wie bei freudigen Anlässen. Diesen letzteren geben wir nach, von den ersteren werden wir überwältigt. Es hat also keine Berechtigung, in Rücksicht auf einen, der neben mir steht oder sitzt, die Tränen sei es zurückzuhalten oder herauszupressen. Mag der Tränenenerguss ruhen oder in Fluss sein, er ist niemals so schimpflich als wenn ihm Absicht zugrunde liegt. Von selbst mögen die Tränen*



*fließen. Sie können aber auch bei ruhiger und gesetzter Verfassung der Psyche fließen. Oft sind sie, ohne der Hoheit des Weisen Eintrag zu tun, vergossen worden mit solcher Mäßigung, dass ihnen weder die Menschlichkeit noch die Würde fehlte. Es steht uns frei, behaupte ich, der Natur ihren Lauf zu lassen, wenn die Würde dabei bewahrt wird. Ich habe Männer gesehen, die bei Beerdigung der Ihrigen Ehrfurcht erweckten: aus ihrem Antlitz leuchtete die Liebe ohne jede Spur künstlicher Aufmachung der Trauer, ohne irgend etwas, was nicht der wahren Empfindung entsprochen hätte. Es gibt auch einen Anstand im Schmerze: diesen muss der Weise bewahren, und wie für alle übrigen Dinge, so gilt auch für die Tränen das „Bis hierher und nicht weiter“. Die Toren kennen in Freude und Leid keine Grenzen. Mit Gleichmut schicke dich in das Notwendige. War es denn etwas Unglaubliches, etwas Unerhörtes, was dir zugestoßen? Für wie viele wird doch jetzt das Leichenbegängnis bestellt, für wie viele das Totenkleid gekauft! Wie viele Nachfolger wirst du als Trauernder haben!*

*So oft du daran denkst, dass er ein Knabe war, denke doch auch daran, dass er ein Mensch war, dem nicht Sicheres verheißen wird, den das Schicksal nicht unter allen Umständen bis zum Greisenalter gelangen lässt, sondern dem es den Abschied gibt, wo es ihm gefällt. Sprich übrigens häufig von ihm und feiere sein Andenken, soviel du kannst; je weniger es mit Bitterkeit verbunden ist, um so häufiger wird es sich einstellen. Denn niemand verkehrt gern mit einem Traurigen, geschweige mit der Traurigkeit. Wenn du manche Worte, manche Scherze von ihm, so klein er auch noch war, mit Vergnügen gehört hast, so wiederhole sie öfters; versichere ohne Scheu, er hätte deine Hoffnungen erfüllt können, in denen dein väterliches Herz sich wiegte. Nur ein unmenschliches Herz kann die Seinigen vergessen und mit dem Leichnam auch die Erinnerung in das Grab senken und ganze Ströme von Tränen vergießen, mit der Erinnerung aber aufs äußerste kargen. So lieben Vögel und wilde Tiere ihre Jungen; ihre Liebe ist voll Aufregung und grenzt an Raserei, erlischt aber völlig mit ihrem Verlust. Das ziemt sich nicht für einen einsichtigen Mensch: an der Erinnerung soll man festhalten, der Trauer aber entsagen.*

[Ende des Briefauszugs]

Auf keine Weise billige ich das, was Metrodoros sagt, es gebe ein der Traurigkeit verwandtes Lustgefühl, dessen man in solcher Zeit habhaft zu werden suchen müsste. Ich führe die Stelle aus dem Brief des Metrodorus Brief an seine Schwester wörtlich an: „Es gibt nämlich ein der Trauer verwandtes Lustgefühl, das man erjagen muss in solcher Zeit.“ - Wie du [Lucilius] darüber denken wirst, ist mir nicht zweifelhaft. Denn was wäre schimpflicher, als mitten in der Trauer nach Vergnügen zu haschen, ja noch mehr, nämlich im ganzen Verlauf der Trauer und auch unter Tränen der Lust nachzugehen. Das sind die Leute, die uns [Stoikern] übertriebene Strenge vorwerfen und unsere Vorschriften wegen ihrer Härte in Verruf bringen, indem sie sich dabei auf unsere Behauptung berufen, der Schmerz dürfe entweder gar nicht Zutritt finden in unsere Psyche, oder müsse schleunigst wieder daraus vertrieben werden. Ich frage: was von beiden ist denn unglücklicher oder des Menschen unwürdiger: nach Verlust eines Freundes keinen Schmerz zu empfinden, oder inmitten des Schmerzes nach Vergnügen zu haschen? Was wir vorschreiben, ist der Ehre gemäß: wenn die Gemütsregung uns einige Tränen abgenötigt hat und sozusagen verraucht ist, dürfe sich die Psyche nicht weiter dem Schmerz hingeben. Wie? Du sagst also, die Lust müsse eine Mischung eingehen mit dem Schmerz selbst? So trösten wir die Knaben mit einem Stück Kuchen und beschwichtigen die Tränenflut der Kinder durch Zuführung von

Milch. Selbst dann, wenn dein Sohn auf dem Scheiterhaufen zu Asche wird oder dein Freund seinen Geist aufgibt, lässt du die Lust nicht ruhen und willst selbst den Schmerz anreizen? Was von beiden ist ehrenwerter? Dass der Schmerz aus der Psyche entfernt werde oder dass die Lust zum Schmerz Zutritt finde? „Zutritt finde“, sage ich? Nein, sogar Lust wird, und zwar aus dem Schmerz selbst.

„Es gibt eine Lust,“ erwidert unser Gegner, „die der Traurigkeit verwandt ist.“ Dies zu sagen, ist uns [den Stoikern] erlaubt, euch [Lucilius ist ein Epikureer] aber ist es nicht erlaubt. Ihr kennt nur ein Glücks-Gut, die Lust, und nur ein Übel, den Schmerz. Welche Verwandtschaft kann bestehen zwischen einem Glücks-Gut und einem Übel? Doch nimm eine solche an: wird sie gerade jetzt [im Trauerzustand] ausfindig gemacht? Untersuchen wir den Schmerz selbst, ob er etwas Angenehmes oder Vergnügliches an sich hat: Gewisse Heilmittel, die einigen Teilen des Körpers heilsam sind, können als widerlich und unziemlich für andere Teile nicht in Verwendung kommen, und was an anderer Stelle nützen würde, ohne Verletzung der Schamhaftigkeit, das wird unanständig durch den Ort der Wunde. Schämst du dich nicht, Trauer durch Lust zu heilen? Diese Wunde erfordert eine strengere Art der Behandlung. Erwinnere dich vielmehr daran, dass kein Gefühl des Übels den erreicht, der verstorben ist; denn erreicht es ihn, so ist er nicht untergegangen. Nichts kann demjenigen, behaupte ich, etwas anhaben, der nicht mehr ist; erreicht ihn das Leid, so lebt er noch. Was glaubst du, dass für ihn schlimm sei? Dass er nicht mehr ist oder dass er noch irgend ein Wesen ist? Es kann ihm keine Qual sein, dass er nicht ist, denn wie kann einer, der nicht mehr ist, irgend ein Gefühl haben?

Auch das wollen wir einem Mensch sagen, der einen in zartem Alter Verstorbenen beweint und sehnsüchtig vermisst: was die Kürze des Lebens anbelangt, so stehen wir alle, verglichen mit der Unendlichkeit der Zeit, ob jung oder alt, alle auf gleicher Stufe. Denn von der gesamten Zeit ist der auf uns kommende Teil noch weniger als das, was man als das Wenigste bezeichnet; denn das Wenigste ist doch immerhin noch ein Teil, während unsere Lebensspanne so gut wie ein Nichts ist. Und doch, welche Torheit, ist sie ein weites Feld voller Pläne.

Ich schreibe dir [Lucilius] dies, nicht als ob du ein so spätes Heilmittel von mir erwarten würdest, denn ich zweifele nicht, dass du dir selbst alles gesagt hast, was du von mir zu lesen bekommst, sondern um dir einen Denkkzettel zu geben für deine kurze Untreue von dir selbst, und um dich zu ermahnen, dem Schicksal mit mutiger Stirn entgegenzutreten und all seiner Geschosse gewärtig zu sein, nicht als könnten sie kommen, sondern als müssten sie unter allen Umständen kommen.

## 100. Brief

[Über den Stil des Papirius Fabianus]

Du schreibst, du habest die Bücher des Fabianus Papirius<sup>279</sup>, die politischen Schriften, wie ihr Titel lautet, mit lebhaftem Verlangen gelesen, sie hätten aber deiner Erwartung nicht entsprochen; aber du vergisst ganz, dass es sich um einen Philosophen handelt und ergehst dich daher in Einwendungen gegen seine Darstellungsweise. Angenommen deine Kritik sei berechtigt und seine Worte zeigten kein festes Gepräge, sondern ergössen sich wie ein Fluss, so hat diese

<sup>279</sup> Fußnote Apelt: Ein von Seneca öfters erwähnter und geschätzter Philosoph. Siehe 11. und 40. Brief an Lucilius, außerdem die Werke >Ad Marciam< 23, 3 und >Quaest. Nat.< III, 27. Nach Plinius, >Hist. Nat.< XXXVI, 15, 24 war er auch Verfasser naturwissenschaftlicher Schriften.

Besonderheit doch schon an sich einen gewissen Reiz; der sanfte Fluss der Ausführungen hat etwas eigenartig Anmutendes. Denn es ist meines Erachtens ein großer Unterschied, ob eine Ausführung herausstürzt oder fließt. Sodann liegt auch in dem, was ich jetzt sagen will, ein großer Unterschied: der Stil des Fabianus macht auf mich nicht den Eindruck des sich überstürzenden Ausströmens sondern des Strömens; so ergiebig ist er und in seiner Gangart ohne Ungestüm, aber doch nicht ohne kräftige Bewegung. Aufs deutlichste merkt man dem Stil sofort an, dass er nicht das Ergebnis bedächtiger Behandlung und langen Drechselns ist. Aber nehmen wir an, deine Ansicht sei die richtige: bei seinen Ausführungen kam es ihm nicht auf Worte sondern auf Charakterbildung an, seine Schriften sind für die Psyche, nicht für das Ohr geschrieben. Zudem: hättest du ihn persönlich gehört, so hättest du gar nicht die Zeit gefunden, das Einzelne genau ins Auge zu fassen; so sehr hätte das Ganze dich hingerissen, und es ist nichts Ungewöhnliches, dass das, was beim ersten Eindruck gefällt, bei näherer Betrachtung weniger Stand hält. Aber es will schon etwas heißen, gleich beim ersten Anblick die Augen zu fesseln, selbst wenn eine nähere Betrachtung manches finden sollte, woran man etwas auszusetzen hat. Wenn du mich fragst, so ist derjenige der größere, der sich des unmittelbaren Beifalls zu versichern weiß, als der, welcher durch sorgsame Vorbereitung ihn verdient hat; auch weiß ich, dass der letztere sich zu sicher vorkommt, weiß, dass er sich von der Zukunft zu viel verspricht.

Eine ängstlich gepflegte Wortwahl ziemt sich nicht für den Philosophen. Wo wird derjenige sich als tapfer und standhaft bewähren, wo wird derjenige sich der Gefahr aussetzen, der ängstlich ist in der Wahl seiner Worte? Fabianus war nicht nachlässig im Stil, aber sicher. So wirst du denn bei ihm nichts Gemeines finden. Sein Ausdruck ist gewählt, nicht gesucht, in der Wortstellung nicht nach der Manier unseres Jahrhunderts unnatürlich verzerrt und verdreht; dabei ist er doch glänzend, obschon der allgemein gültigen Sprache entnommen. Du findest bei ihm herrliche und große Gedanken, nicht in sinnspruch artig gedrängter Form sondern in breiterer Ausführung. Wir werden manches bemerken, was nicht knapp genug gehalten, was nicht recht gefügt ist, was die moderne Glätte vermissen lässt; aber lass dein Auge überall umherschauen, du wirst keine nichtigen Kleinlichkeiten erspähen. Mag auch der bunte Marmorschmuck fehlen und die Rinne für das die Gemächer durchrieselnde Wasser und die Zelle der Armen<sup>280</sup> und alles, was sonst noch die Üppigkeit, nicht zufrieden mit einfachem Schmuck, in mancherlei Gestalt aufbringt: mit dem Haus ist es doch, wie man zu sagen pflegt, gut bestellt.

Dazu kommt noch, dass man über die Anforderungen an die Schreibweise nicht einig ist. Einige wünschen sie jeder Rauheit sorgfältig entkleidet und wohlgeglättet, andere sind dermaßen in das Starre verliebt, dass sie auch, was der Zufall weicher gestaltet hat, absichtlich zerstören und den Satzschluss sprengen, um ihn nicht der Erwartung entsprechen zu lassen. Lies den Cicero: sein Stil ist einheitlich, ist geschmeidig und weich im besten Sinne des Wortes. Dagegen ist der des Asinius Pollio holperig, sprunghaft und lässt einen, gerade wo man es am wenigsten erwartet, im Stich. Kurz bei Cicero findet alles seinen gehörigen Abschluss, bei Pollio kommt es zu Fall mit Ausnahme von wenigen Perioden, die nach einem bestimmten Schema und nach einem Muster geformt sind.

Du sagst ferner, es erscheine dir alles niedrig und schwunglos, ein Fehler,

---

<sup>280</sup> Fußnote Apelt: Mit der „Zelle der Armen“ ist nach Lipsius vermutlich das Zimmer gemeint, in das sich ein Reicher ab und zu zurückzog, um sich in einfacher Lebensweise zu üben.

von dem er nach meinem Dafürhalten frei ist. Denn sein Stil ist nicht niedrig, sondern gelassen und einer ruhigen und wohlgeordneten Verfassung der Psyche gemäß geformt, nicht gedrückt, sondern gleichmäßig eben. Was ihm fehlt, das ist das rednerische Feuer und die Stacheln, die du suchst, und die überraschenden Geistesfunken. Was aber den ganzen Körper betrifft, so siehe zu, wie es mit seiner Schönheit bestellt ist; lobenswert ist er sicherlich. Seine Rede hat keine eigene Würde, aber der Gegenstand gibt sie ihr. Wer wäre dem Fabianns vorzuziehen? Nenne mir ihn. Nenne den Cicero, dessen philosophische Schriften fast ebenso zahlreich sind wie die des Fabianus. Ich werde es zugeben; aber wenn etwas kleiner ist als das Größte, so ist es darum nicht auch sogleich unansehnlich. Nenne den Asinius Pollio: ich werde es zugeben, und wir wollen antworten: in einer so großen Sache nur hinter zweien zurückzustehen ist schon etwas Hervorragendes. Nenne mir noch den T. Livius, denn er hat nicht nur Dialoge geschrieben, die man ebenso gut zur Geschichte wie zur Philosophie rechnen kann, sondern auch Bücher, die ausgesprochenermaßen philosophischen Inhalts sind: auch diesen werde ich gelten lassen; doch bedenke, wie viele der hinter sich lässt, der nur drei Vormänner hat und zwar die drei beredtesten.

Aber er leistet nicht alles: seine Rede ist nicht nervig, so gehoben sie auch ist; sie ist nicht ungestüm, nicht brausend, wenn sie auch strömt; sie ist nicht durchsichtig, aber doch rein. „Es wäre doch wünschenswert“, sagst du, „dass gegen das Laster die Rede einen herben, gegen Gefahren einen mutigen, gegen das Schicksal einen stolzen, gegen den Ehrgeiz einen wegwerfenden Ton anschlägt. Die Üppigkeit soll, wenn es nach mir geht, auf das strengste gerügt, die Wollust dem öffentlichen Spott preisgegeben, der Zügellosigkeit ihr Treiben gründlich gelegt werden. Es soll nicht fehlen an rednerischem Feuer, an tragischer Erhabenheit, an komischer Niedrigkeit.“ Du wünschst, dass er seine Mühe auf Unbedeutendes, auf bloße Worte verwende: nein, er hat sich der Größe der Sache geweiht; auf Beredsamkeit hat er es nicht abgesehen, sie ist ihm nur der Schatten, der ihm folgt. Gewiß, es wird nicht alles Einzelne genau aufs Korn genommen sein und keiner Ergänzung bedürfen, es wird nicht jedes Wort eine erweckende und anstachelnde Kraft haben, ich gestehe es. Es wird manches Wort fallen, das nicht zündet, und zuweilen wird die Rede eindrucklos verlaufen; aber nirgends wird es an Licht fehlen, und die Bahn mag noch so weit sein, sie bringt keinen Überdruß mit sich. Kurz, seine Leistung wird keine geringe sein: er wird dich klar erkennen lassen, er habe wirklich gefühlt, was er geschrieben. Du wirst einsehen, dass sein Absehen darauf gerichtet gewesen ist, dich erkennen zu lassen, was ihm gefalle, nicht darauf, dass er dir gefalle. Alles ist abgelegt auf ethische Förderung, auf löbliche Gesinnung; um Beifall ist es ihm nicht zu tun.

Dass seine Schriften so beschaffen seien, bezweifle ich nicht, obschon ich sie mehr in der Erinnerung als in den Händen habe, und mein Urteil, das sich nicht auf neuerliche eingehende Lektüre, sondern auf den mir gebliebenen Gesamteindruck ihrer Eigenart gründet, wie unter diesen Umständen selbstverständlich, nur ein summarisches ist. Damals wenigstens, als ich ihn härte, schienen sie mir von solcher Art, nicht durchweg von gleichem Wert, aber doch in seiner Art vollgehaltig und geeignet, einen wohlveranlagten Jüngling emporzuheben und zur Nachahmung aufzumuntern ohne Verzicht auf die Hoffnung, es selbst vielleicht noch besser zu machen, worin ich den wirksamsten Sporn sehe. Denn nur abschreckend wirkt der, welcher die Lust zur Nachahmung erweckt, die Hoffnung aber benimmt. Übrigens gebot er über eine reiche Wortfülle. großartig im Ganzen, ohne besonderes Hervorstechen der einzelnen

Teile.

### 101. Brief

[Betrachtungen über den Tod aus Anlass des plötzlichen Todes des Cornelius Senecio]

Jeder Tag, jede Stunde führt uns unsere Nichtigkeit vor Augen und mahnt uns durch irgend einen neuen Beweis an unsere Gebrechlichkeit, die wir nur zu leicht vergessen; und während wir Entwürfe für die fernste Zukunft machten, zwingt sie uns nun, an den Tod zu denken. Du fragst: „Worauf willst du hinaus mit dieser Einleitung?“ - Du kanntest den Cornelius Senecio, diesen ausgezeichneten und dienstbereiten römischen Ritter. Aus dürftigen Verhältnissen hatte er sich emporgearbeitet und seinem weiteren Fortkommen bereits die Wege geebnet. Denn das Schwerste beim Streben nach würdevoller Stellung ist der Anfang; der weitere Fortgang ergibt sich leichter.

Auch was das Geld anbelangt, so macht einem die Armut am längsten zu schaffen, um aus ihr endlich herauszukommen. Auch Senecio war sehr eifrig auf Reichtum bedacht, zu dem ihm zwei äußerst wirksame Eigenschaften verhalfen, seine Vertrautheit mit der Kunst, einerseits zu erwerben andererseits zu bewahren, von denen schon die eine ihn hätte reich machen können. Dieser äußerst mäßige, nicht weniger sorgsam über sein Vermögen als über seinen Körper wachende Mann hatte mich noch am Morgen seiner Gewohnheit gemäß besucht, sodann den ganzen Tag einem schwer leidenden und hoffnungslos daliegenden Freund bis in die Nacht hinein zur Seite gesessen; als er dann heiter seine Mahlzeit einnahm, wurde er von einer plötzlich ihn überfallenden Krankheit, der Bräune, ergriffen und konnte nur noch bis zum Tagesanbruch mit größter Anstrengung das Atmen durch den verengerten Schlund ermöglichen. Wenige Stunden also, nachdem er noch allen Handlungen eines gesunden und kräftigen Menschen genügt hatte, musste er aus dem Leben scheiden. Er, der seine Geldgeschäfte zu Wasser und zu Lande betrieb, der keine Erwerbsquelle unversucht ließ und auch öffentliche Geschäfte übernommen hatte, wurde mitten im Treiben seiner glücklich verlaufenden Geschäfte, mitten im glänzenden Aufschwung seiner Vermögenslage dahingerafft.

*„Jetzt, Meliböus, die Birnen gepfropft, jetzt die Reben geschnitten!“<sup>281</sup>*

Welche Torheit, über seine Lebensdauer verfügen zu wollen, wenn man nicht einmal Herr des morgigen Tages ist! Welche Verschwendung, sich auf weit ausgreifende Hoffnungen einzulassen: kaufen will ich, bauen, Geld ausleihen und eintreiben, Ehrenstellen bekleiden; dann erst will ich mein müdes und keines weiteren Erfolges bedürftiges Alter der Ruhe überlassen. Alles, glaube mir, ist zweifelhaft, auch für die Glückskinder. Niemand soll sich etwas von der Zukunft versprechen; auch das, was wir in der Hand haben, entgleitet ihr, und selbst die Stunde, die wir ängstlich hüten, schneidet ein Zufall uns ab. Die Zeit rollt dahin nach unverbrüchlichem Gesetz, aber im Dunkeln. Was kümmert es mich, ob es für die Natur keine Ungewissheit gibt, wenn es für mich nichts Gewisses gibt? Was nehmen wir uns nicht alles vor: lange Seefahrten, Umherirren an fernen Küsten und späte Heimkehr ins Vaterland, Kriegsdienst und den Lohn für die Dienste im Feld, der lange auf sich warten lässt, Verwaltung von Provinzen und die ganze Stufenleiter der staatlichen Ämter, während bei alledem der Tod uns zur Seite steht. Da wir uns aber immer nur bei anderen an ihn erinnert fühlen, so werden

<sup>281</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, Ecl. I, 73.

uns von Zeit zu Zeit Beispiele der Sterblichkeit vor Augen gerückt, deren Eindruck aber mit unserer Verwunderung darüber wieder erlischt. Was aber ist törichter als sich zu verwundern, dass an irgend einem Tag geschieht, was an jedem geschehen kann? Zwar ist der Endpunkt für uns fest bestimmt an der Stelle, wo die unerbittliche Notwendigkeit des Schicksals ihn festgelegt hat, allein niemand von uns weiß, wie nahe bei diesem Endziel er sich befindet. Sorgen wir also für eine Stimmung der Psyche, die uns das Ende als unmittelbar bevorstehend erscheinen lässt. Dulden wir keinen Aufschub! Rechnen wir täglich mit dem Leben ab! Der größte Fehler des Lebens ist der, dass es immer unvollendet ist, dass es immer etwas zu verschieben gibt. Wer täglich die letzte Hand an sein Lebenswerk legt, der bedarf der Zeit nicht. Aus diesem Bedürfnis entspringt die Furcht vor dem Zukünftigen, sowie die Begierde nach demselben, die an der Psyche nagt. Nichts ist nachteiliger als die Angst, wie das Kommende ablaufen werde.

Solange die Psyche sich noch abquält mit dem Gedanken, wie groß oder von welcher Art das Bevorstehende sei, wird sie von unentwirrbarer Angst heimgesucht. Wie entgehen wir dieser Folter? Nur ein Mittel gibt es: unser Leben darf nicht an der Zukunft hängen, es muss innerlich gesammelt sein; denn derjenige hängt von der Zukunft ab, der mit der Gegenwart nichts anzufangen weiß. Wenn ich aber, was ich mir schuldig bin, pünktlich abbezahlt habe, wenn die seiner selbst gewisse Psyche weiß, dass kein Unterschied ist zwischen einem Tag und einem Jahrhundert, dann schaut sie von ihrer Höhe ruhig hinaus auf alles, was weiter noch an Tagen und Ereignissen kommen wird, und überschaut in Gedanken heiter lächelnd die Folge der Zeit. Denn was kann der bunte Wechsel zufälliger Begebenheiten dir anhaben, wenn du in dir sicher bist gegen alles Unsichere? Darum eile, mein Lucilius, um zu leben, und sieh jeden einzelnen Tag so an, als wäre er ein einzelnes Leben. Wer sich so gewappnet hat, wem sein Leben an jedem Tag so gut wie abgeschlossen ist, der ist frei von Sorgen: wer sein Leben von der Hoffnung abhängig macht, dem zerrinnt immer die ihm zunächst liegende Zeit; es tritt eine Art Heißhunger ein und die nachteiligste Furcht, die alles zur Hölle macht: die Todesfurcht. Daher jener schändliche Wunsch des Maecenas, dem zufolge er Gebrechlichkeit, Missgestaltung, ja schließlich sogar die Qual einer Kreuzigung nicht von sich weist, wenn ihm nur unter all diesem Ach und Weh das Lebenslicht nicht ausgeblasen werde:

*Lass die Hand mir gelähmt auch sein,  
Lass auch hinken den Fuß mir,  
Einen Höcker setze mir auf,  
Schlag die Zähne mir wacklig,  
Nur das Leben erhalte mir,  
Mag am Kreuz ich auch hängen.  
Alles duld' ich ums Leben.*

Schlimmeres kann man sich nicht wünschen: die Verlängerung der Todesqual wird hier begehrt, als wäre das noch Leben. In meinen Augen würde er der verächtlichste Mensch sein, wenn er bis zur Kreuzigung leben wollte. „Du magst mich“, sagt er, „zum Krüppel machen, wenn nur in dem gelähmten und unnützen Körper der Atem erhalten bleibt. Du magst mich verunstalten, du magst mich zum Scheusal und Schreckbild machen, wenn mir nur noch ein Stückchen Zeit gegönnt wird; du magst mich ans Kreuz schlagen und den spitzen Kreuzesnagel<sup>282</sup> mir zum Sitz anweisen.“

<sup>282</sup> Fußnote Apelt: Eine schmerzhafteste Ruhevorrichtung für die Gepeinigten.

Hat es denn irgendwelchen Sinn, seine eigene Wunde noch zu verschärfen und gespannten Leibes am Kreuz zu hängen, nur um das Ende der Qual, das doch beim Leiden das Erwünschteste ist, noch weiter hinauszuschieben? Ist es wünschenswert, um des Lebens willen so in den letzten Zügen zu liegen? Was könnte man einem Solchen anderes wünschen, als dass ihm sein Wunsch erfüllt wird? Ist es nicht eine Schande, was dieses Gedicht fordert? Was erbettelt sich die wahnwitzige Furcht? Was soll diese ehrlose Bettelei um das Leben? Hat er wohl je von Vergil den Vers zu hören bekommen [Aeneas, XII, 646]:

„Ist denn sogar unglücklich der Tod?“

Er wünscht sich die weitere Fortsetzung und Ertragung entsetzlicher und schwerster Leiden; um welchen Preis? Um den eines längeren Lebens. Was für ein Leben ist es aber, lange zu sterben? Es findet sich also ein Mensch, der unter Todesmartern langsam dahinschwinden, Glied für Glied umkommen und lieber tropfenweise sein Leben verlieren will, als es auf einmal auszuhauchen. Es findet sich einer, der an jenes Marterholz geschlagen, zuvor schon gebrechlich, verunziert und durch einen hässlichen Höcker an Schultern und Oberkörper entstellt, der also auch abgesehen von einer Kreuzigung schon vielerlei Gründe zum Sterben hatte, sein Leben noch verlängern will, um es noch möglichst lange diese Qualen erdulden zu lassen. Da leugne noch einer, dass die Notwendigkeit zu sterben eine große Wohltat der Natur sei.

Viele sind bereit, sich auf noch Schlimmeres einzulassen: auch den Freund zu verraten, um länger zu leben, ja ihre Kinder der Unzucht auszuliefern, nur um noch weiterhin das Tageslicht zu schauen, das Zeuge so vieler Schandtaten ist. Man muss sich der Begierde nach dem Leben entäußern und lernen, dass es gleichgültig ist, wann man erleidet, was man doch irgend einmal erleiden muss. Wie ehrenhaft man lebt, das ist es, worauf es ankommt, nicht wie lange: oft liegt die Ehrenhaftigkeit des Lebens darin, dass man nicht zu lange lebt.

## 102. Brief

[Ist der Nachruhm ein Glücks-Gut?]

Der Anfang deines Briefes stellt in Abrede, dass ich die betreffende Frage in vollem Umfang erledigt hätte. Es handelte sich um meinen Versuch, zu beweisen, dass der einem Menschen nach dem Tod zuteil werdende Ruhm ein Glücks-Gut sei, eine Ansicht, zu der wir Stoiker uns bekennen. Denn ich hätte, sagst du, den Einwand nicht berücksichtigt, der uns entgegengehalten wird. Er lautet so: „Kein Glücks-Gut besteht aus Getrenntem, dieser Ruhm aber besteht aus Getrenntem.“ - Deine Frage, mein Lucilius, betrifft allerdings die gleiche Untersuchung, gehört aber an eine andere Stelle, und deshalb hatte ich nicht nur dies sondern auch noch anderes dahin Gehörendes hinausgeschoben. Denn wie du weißt, mischt sich der Ethiklehre immer auch einiges aus der Logik bei. Daher ging ich den geraden Weg und hielt mich ausschließlich an das rein Moralische, an die Fragen nämlich, ob es töricht und überflüssig sei, mit seinen vorsorgenden Gedanken auch noch über den letzten Tag hinauszugehen, ob unsere Glücks-Güter mit uns untergehen und ob nichts mehr von dem sei, dessen Dasein erloschen ist, ob von dem, was wir, wenn es eintreten wird, nicht fühlen werden, vor seinem Eintreten irgendwelcher Gewinn zu ziehen oder zu erwarten sei. Das alles bezieht sich auf die eigentliche Moral und hat daher seine richtige Stelle erhalten. Was dagegen von den Dialektikern gegen diese Meinung vorgebracht wird, musste abgezweigt werden und ist daher beiseite gelassen. Jetzt verlangst du alles, und darum werde ich

allem, was sie vorbringen, nachgehen, sodann mich gegen das Einzelne wenden. Indes muss ich einiges vorausschicken; sonst lässt sich das, was widerlegt werden soll, nicht verstehen.

Was ist es, was ich vorausschicken will? Dass einige Körper in sich zusammenhängend sind, wie z. B. der Mensch; einige zusammengefügt, wie ein Schiff, ein Haus und so alles, dessen verschiedene Teile durch ihre Verbindung zur Einheit verknüpft worden sind, einige aus getrennten Teilstücken zusammengesetzt sind, die auch jedes für sich getrennt bestehen, wie z. B. ein Heer, ein Volk, der Senat. Denn die Personen, von denen diese Körper gebildet werden, sind durch Recht oder angemessene Handlung verbunden, von Natur sind sie getrennt und jeder für sich ein Ganzes.

Was ist es, was ich weiter noch vorausschicken will? Wir [Stoiker] glauben, dass es kein Glücks-Gut gibt, das aus Teilen [etwas Zusammengesetztem] besteht. Denn von einer Psyche muss ein Glücks-Gut zusammengehalten und geleitet werden, für ein Glücks-Gut gibt es nur eine leitende Macht. Dieses [Dogma] wird, wenn du es etwa wünschen solltest, für sich bewiesen; vor der Hand muss es vorausgesetzt werden, weil man unsere eigenen Waffen [Argumente] gegen uns kehrt.

„Ihr [Stoiker] behauptet“, heißt es, „kein Glücks-Gut bestehe aus etwas Getrenntem: der Nachruhm aber ist die günstige Meinung der Guten. Denn wie der gute Ruf nicht aus der günstigen Rede eines Einzelnen und der schlimme Ruf nicht aus dem boshafte Urteil eines Einzelnen erwächst, so auch der Nachruhm nicht daraus, dass man einem Einzigen gefällt. Der Nachruhm setzt notwendig die Übereinstimmung mehrerer ausgezeichneten und in hoher Achtung stehender Menschen in diesem Punkt voraus. Er ist das Ergebnis der Urteile einer Mehrzahl, also Getrennter; folglich ist er kein Glücks-Gut.“

„Nachruhm“, heißt es ferner, „ist ein von guten Menschen dem Guten gespendetes Lob. Lob ist eine Rede, und das Wort bezeichnet irgendeine Sache; mag aber das Wort auch aus dem Mund guter Menschen kommen, so ist es doch kein Glücks-Gut; denn nicht alles, was ein guter Mensch tut, ist auch ein Glücks-Gut. Klatscht er doch auch Beifall und zischt abfällig, aber weder sein Klatschen noch sein Zischen nennt irgendeiner, mag er auch sonst sein unbedingter Bewunderer und Lobredner sein, ein Glücks-Gut, ebensowenig wie sein Niesen oder Husten. Also ist der Nachruhm kein Glücks-Gut.“

„Außerdem sagt uns, ob der Nachruhm ein Glücks-Gut des Lobenden oder des Gelobten sein soll. Sagt ihr, er sei ein Glücks-Gut des Gelobten, so macht ihr euch damit so lächerlich, als wenn ihr versichertet, es sei mein Verdienst, dass ein anderer sich wohl befindet. Wohl aber ist es eine ehrenwerte Handlung, Würdige zu loben; folglich ist es ein Glücks-Gut des Lobenden, dessen Handlung es ist, nicht von uns, die wir gelobt werden; aber darum handelte es sich eben.“

Ich will jetzt in aller Kürze auf jeden dieser Einwürfe antworten. Erstens ist es [unter den Stoikern] noch strittig, ob ein Glücks-Gut aus etwas Getrenntem bestehen könne, und es antworten die einen mit Nein, die anderen mit Ja. Sodann, wie steht es mit dem Nachruhm? Erfordert er viele Stimmen? Er kann doch wohl auch mit dem Urteil eines einzigen tugendhaften Menschen zufrieden sein. Der Gute erklärt uns für gut. „Wie?“, entgegnet man, „soll denn der gute Ruf auf das Urteil eines einzigen Menschen sich gründen und der üble Ruf auf die böswillige Rede eines Einzigen? Auch der Ruhm fußt meines Erachtens auf einer breiteren Grundlage, er setzt offenbar die Übereinstimmung vieler voraus.“ - Die Sache steht in letzterem Falle doch anders als dort. Warum? Weil, wenn ein guter



Mensch gut von mir denkt, ich in derselben Lage bin als wenn alle Guten von mir so dächten; denn alle werden, wenn sie mit mir bekannt geworden sind, ebenso von mir denken; ihr Urteil ist das gleiche, hat die gleiche Wahrheit für sich. Sie können nicht miteinander in Widerstreit stehen, und das heißt soviel wie: sie stimmen alle miteinander überein, denn ihre Meinung kann nicht voneinander abweichen. Zum guten oder bösen Ruf dagegen reicht die Meinung eines Einzigen nicht hin. In jenem anderen Fall kommt einer einzigen Stimme dieselbe Bedeutung zu wie der aller; denn wenn man bei allen Umfrage hält, wird sie ein und dieselbe sein; hier dagegen handelt es sich um verschiedene Urteile von Leuten verschiedener Denkungsart. Du wirst schwer zugängliche Stimmungen, wirst alles zweifelhaft, schwankend, verdächtig finden. Glaubst du, all diese Leute könnten einer Meinung sein? Nicht ein Einziger hat nur eine Meinung. Jener hat Wohlgefallen an der Wahrheit, und die Wahrheit ist nur eine nach innerer Kraft und äußerem Gepräge. Bei diesen dagegen ist es hohles Gerede, dem sie beipflichten. Niemals aber bleibt das Falsche sich selbst treu: es wechselt und widerspricht sich.

„Aber das Lob“, heißt es, „ist nichts anderes als ein Laut; ein Laut aber ist kein Glücks-Gut.“ - Wenn sie sagen, der Nachruhm sei ein Lob der Guten, erteilt von den Guten, so beziehen sie dies nicht auf den Laut, sondern auf das Urteil. Denn mag ein Guter auch schweigen, so ist auch der, den er des Lobes für würdig erachtet, eben damit auch schon gelobt. Zudem ist ein Unterschied zwischen Lob und Lobrede; die letztere erfordert auch den Laut. Daher spricht niemand von einem Lob am Grab sondern von einer Lobrede, deren Leistung eben in der Rede besteht. Wenn wir einen als des Lobes würdig bezeichnen, so versprechen wir ihm nicht freundliche Worte von seiten der Menschen sondern freundliche Urteile. Daher gibt es auch ein Lob von seiten des Schweigenden, der günstig über einen denkt und einen guten Menschen innerlich lobt. Sodann beruht, wie schon gesagt, das Lob auf der Gesinnung, nicht auf Worten, die das innerlich zuerkannte Lob zutage bringen und es der Menge verkünden. Es lobt derjenige, der die Lobwürdigkeit durch sein Urteil feststellt. Wenn unser alter tragischer Dichter [wohl Cn. Naevius] sagt, es sei herrlich, „von einem gelobten Mensch gelobt zu werden“, so meint er damit von einem lebenswürdigen. Und wenn ein ebenso alter Dichter sagt, „das Lob nährt die Künste“, so meint er damit nicht die Lobrederei, welche die Künste verdirbt. Denn nichts hat der Beredsamkeit sowie jedem anderen Berufsfach, das auf Hörer berechnet ist, so sehr zum Nachteil gereicht wie der Beifall der Menge. Der Ruf erfordert immer das Wort; der Nachruhm kann auch ohne dies gesprochene Wort zur Geltung kommen; es genügt für ihn das bloße Urteil. Es geht ihm nichts ab, nicht nur unter Schweigenden, sondern auch unter Widersprechenden. Was ist der Unterschied zwischen Nachruhm und Ruhm? Ich will es sagen: der Ruhm besteht in den Urteilen vieler, der Nachruhm in dem der Guten.

„Wessen Glücks-Gut“, heißt es weiter, „ist der Nachruhm, also das Lob, welches dem Guten von den Guten erteilt wird? Gehört es dem Gelobten oder dem Lobenden?“ Es gehört beiden: mir, der ich gelobt werde, denn die Natur hat mir Liebe zu allem als Mitgabe verliehen, und es ist mir eine Freude, recht gehandelt zu haben, und eine Lust, den klaren Verkünder meiner Tugenden gefunden zu haben. Diese Dankbarkeit ist ein Glücks-Gut mehrerer, aber auch ein Glücks-Gut für mich. Denn das ist nun einmal die mir gewordene Sinnesart, dass ich anderer Menschen Glücks-Gut für das meinige halte, zumal solcher, denen ich selbst zu ihrem Glücks-Gut verholffen habe. Es ist aber auch ein Glücks-Gut der

Lobenden, denn dies Lob hat die Tugenden zur Führerin; jede Handlungen nach den Tugenden aber sind Glücks-Güter. Diese hätten ihnen nicht zuteil werden können, wenn ich ein anderer wäre als der ich bin. So ist ein gerechtes Lob ein Lob für beide, so gewiss als ein gutes Urteil ein Glücks-Gut ist für den Urteilenden sowohl wie für den, zu dessen Gunsten geurteilt worden ist. Zweifelst du etwa, dass die Gerechtigkeit ein Glücks-Gut für den ist, der sie besitzt, aber auch für denjenigen, dem sie zu seinem Recht verhilft? Den zu loben, der es verdient, ist Gerechtigkeit; also ist es ein Glücks-Gut für beide.

Damit sind diese spitzfindigen Schwätzer wohl abgetan. Aber unser Absehen darf nicht darauf gerichtet sein, Spitzfindigkeiten zu erörtern und die Philosophie aus ihrer erhabenen Höhe in diese Niederungen herabzuziehen. Wieviel ersprißlicher ist es, den offenen und geraden Weg einzuhalten, als eigensinnig in allerhand Windungen abzubiegen, die man, ärgerlich genug, dann gehen muss. Denn diese Streitreden sind nichts anderes als Spielereien von Leuten, die sich einander zu überlisten und zu fangen versuchen. Lass dich lieber darüber vernehmen, was für eine naturgemäße Forderung es ist, seinem Geist die Richtung auf das Unendliche zu geben. Eine große und edle Sache ist es um die menschliche Psyche. Sie lässt sich keine anderen Grenzen setzen, als die sie mit dem Aether-Logos gemeinsam hat. Erstens lässt sie sich kein niedriges Vaterland gefallen, Ephesus oder Alexandria, oder wenn sonst irgendwo ein Ort zu finden ist, der sich einer noch größeren Anzahl von Einwohnern und noch glänzenderer Gebäude erfreut. Ihr Vaterland ist der Raum, der das Höchste und das All in seinem ganzen Umfang in sich schließt, dies ganze Gewölbe, innerhalb dessen Meer und Land liegen, innerhalb dessen die Luft Menschen und den Aether-Logos zugleich trennt und verbindet. Sodann will sie [die Psyche] nichts wissen von beschränkenden Zeitverhältnissen: „Alle Jahre“, sagt sie, „sind mein. Kein Jahrhundert ist großen Geistern verschlossen, keine Zeit ist undurchdringlich für den Gedanken. Wenn jener Tag kommen wird, der diese Mischung von Aether-Logos und Menschlichem trennt, werde ich meinen Körper hier, wo ich ihn gefunden habe, zurücklassen, ich selbst werde dem Aether-Logos zurückgegeben. Auch jetzt schon bin ich nicht ohne ihn, aber die lastende Erdschwere hält mich zurück.“ Dies irdische Verweilen ist das Vorspiel zu dem besseren und längeren Leben. Wie uns der mütterliche Schoß zehn Monate lang festhält und uns rüstet, nicht für sich sondern für jene Stätte, in die wir entlassen werden, sobald wir fähig sind zu atmen und im Freien auszudauern, so reifen wir während des von der Kindheit bis zum Greisenalter dauernden Zeitraums für eine andere Geburt. Ein anderer Ursprung harret unser, eine andere Daseinsform. Noch können wir den Kosmos nicht anders als aus der Entfernung unserem Bewusstsein zugänglich machen. Darum schau unverzagt auf jene entscheidende Stunde: sie ist die letzte nicht für die Psyche, wohl aber für den Körper. Alles Irdische, was dich hier umgibt, betrachte nur als den Ort einer Gaststätte: du musst von ihr scheiden und die Wanderung fortsetzen.

Die Natur entlässt den [zum Aether-Logos] Rückkehrenden [den Gestorbenen] unbekleidet, wie sie ihn unbekleidet aufnimmt. Du darfst nicht mehr mitnehmen, als du mitgebracht hast, ja du musst sogar einen großen Teil dessen, was du zum Leben mitgebracht hast, ablegen. Die Haut, die als letzte Hülle um dich gelegt ist, wird dir entzogen werden; entzogen wird dir auch das Fleisch und das darunter rinnende Blut, das sich durch das Ganze verbreitet; entzogen auch die Knochen und Sehnen, durch die das Flüssige und Gleitende seinen Halt bekommt. Jener Tag, vor dem dir als dem letzten graut, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Wirf

die Last von dir. Was zauderst du, als ob du nicht schon früher den Körper, in dem du verborgen lagst, verlassen und dich von ihm getrennt hättest? Du zauderst, du widerstrebst: auch damals wurdest du unter großen Qualen der Mutter an das Tageslicht gebracht. Du seufzest, du jammerst. Auch das Weinen ist eine Begleiterscheinung bei der Geburt des Kindes, aber damals war es verzeihlich. In rein naturwüchsigem Zustand, ohne alle Kenntnisse, warst du gekommen. Nachdem du aus dem warmen und weichen mütterlichen Schoß entlassen warst, wehte dich ein freierer Lufthauch an; sodann reizte dich jede Berührung durch eine harte Hand zum Widerstand, und noch zart und ein Fremdling in dieser Welt standst du wie betäubt in der unbekanntenen Umgebung. Jetzt ist es dir nichts Neues mehr, von dem getrennt zu werden, dem du vorher als ein Teil von ihm angehörtest. Mit Gleichmut trenne dich jetzt von den überflüssigen Gliedern und lege diesen lange bewohnten Körper ab. Er wird zerstückelt, vergraben, vertilgt werden. Was macht dich traurig? So will es der Lauf der Dinge: die Hülle der Neugeborenen geht oft zugrunde. Was liebst du jene Dinge, als wären sie ein Teil von dir? Du bist nur damit bedeckt. Der Tag wird kommen, der dich davon losreißen wird und dich der Gemeinschaft mit dem hässlichen und übelriechenden Körper entheben wird. Ihm entziehe dich auch jetzt schon nach Kräften, und dich abwendend von der Lust, soweit sie nicht mit dem Notwendigen verknüpft ist, richte deinen Sinn auf Höheres und Erhabeneres. Einst werden die Geheimnisse der Natur sich dir enthüllen, jene Finsternis wird sich zerteilen, und das helle Licht wird von allen Seiten durchbrechen. Stelle dir den Glanz vor in seiner ganzen Größe, wenn die Sterne ihr Licht miteinander vereinigen. Kein Schatten wird die Heiterkeit trüben; gleichzeitig über alle Teile wird der Strahlenglanz verbreitet sein: Tag und Nacht sind nur Abwechslungen der untersten Luftregion. Dann wirst du sagen, du habest in Finsternis gelebt, wenn du das Licht in seiner ganzen Fülle und mit der Gesamtheit deiner Organe anschaust, das du jetzt durch die engen Pforten deiner Augen nur dunkel schimmern siehst, aber gleichwohl aus der Ferne bewunderst. Wie wird sich dir das Aether-Licht darstellen, wenn du es an seinem Ort sehen wirst? Der Gedanke daran lässt nichts Gemeines, nichts Niedriges, nichts Herzloses in der Psyche mehr aufkommen. Sie erklärt den Aether-Logos zum Zeugen aller Dinge. Sie gibt uns die Weisung, uns sein Wohlgefallen zu erwerben, zu seinem Dienst uns bereitzumachen und die Endlichkeit uns vor Augen zu halten. Wer diese mit seiner Psyche erfasst hat, den schreckt keine Heeresmacht, den ängstigt kein Trompetenschall, dem erwecken keine Drohungen Furcht. Wie sollte auch der nicht von Furcht frei sein, der mit voller Hoffnung am Sterben hängt? Lässt doch auch der, welcher dem Geist ein Dasein nur zuspricht, solange er noch in den Banden des Körpers liegt, ihn, wenn die Loslösung erfolgt ist, sofort, in das All sich verflüchtigen, damit er auch nach dem Tod noch nützlich sein könne. Denn mag er auch selbst den Augen entrückt sein.

*„Immer umschweben den Geist die erhabenen Tugenden des Menschen“<sup>283</sup>*

Bedenke, wieviel uns gute Beispiele nützen, und du wirst dir sagen, dass das Andenken großer Menschen ebenso nützlich ist wie ihre Gegenwart.

### 103. Brief

[Es ist leichter, sich vor der Tücke des Schicksals zu hüten als vor der der Menschen]

<sup>283</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, Aen. IV, 3.

Wozu dein ängstliches Umschauen nach dem, was dir vielleicht zustoßen, aber auch nicht zustoßen kann? Ich meine Brandunglück, Hauseinsturz und anderes dergleichen, was uns durch des Zufalls Macht trifft, nicht durch heimtückische Hinterlist. Richte dein Augenmerk vielmehr auf das und gehe dem aus dem Weg, was auf uns lauert und uns zu fangen sucht. Schwer zwar, aber doch seltener sind die Schicksalsschläge wie Schiffbruch oder Sturz mit dem Wagen: vom Menschen dagegen droht dem Menschen täglich Gefahr. Gegen diese mache dich kampfbereit, auf sie richte dein Augenmerk. Kein Übel ist häufiger, keines hartnäckiger, keines verführerischer. Das Unwetter droht, ehe es aufsteigt, die Häuser knistern, ehe sie einstürzen, der Brand kündigt sich durch Rauch an: aber plötzlich kommt das Verderben von Menschen, und wird um so sorgfältiger verdeckt, je näher es heranrückt. Du irrst, wenn du den Mienen derer vertraust, die dir entgegenkommen: sie sehen wie Menschen aus, haben aber die Psyche von wilden Tieren, nur dass bei diesen der erste Anlauf gefährlicher ist; sind sie einmal an uns vorüber, so suchen sie nicht weiter nach uns. Denn niemals reizt sie etwas anderes als der Drang der Notwendigkeit dazu, Schaden anzurichten; Hunger oder Furcht sind es, die sie zum Kampf nötigen. Beim Mensch ist es die reine Willkür, wenn er andere Menschen ins Verderben stürzt. Sei daher bei dem Gedanken an die Gefahr, die von Menschen droht, zugleich darauf bedacht, dir die Handlungen der Menschen klarzumachen. Bei dem einen nimm dich in Acht, dass du nicht verletzt wirst, bei dem anderen, dass du ihn nicht verletzt. An ihrem Wohlsein freue dich, an ihrem Ungemach nimm Anteil, und erinnere dich an das, was du zu leisten und wovor du dich zu hüten hast. Hältst du es so im Leben, was darfst du dann erwarten? - Nicht, dass sie dir nicht schaden, wohl aber, dass sie dir keine Hinterlist bereiten. So weit wie möglich aber suche Schutz bei der Philosophie. Sie wird dich in ihrem Schoß bergen, in ihrem Heiligtum wirst du sicher oder zumindest sicherer sein. Ein Zusammenstoß erfolgt nur bei denen, die auf der gleichen Straße laufen. Mit der [stoischen] Philosophie aber darfst du dich nicht brüsten. Für viele wurde sie der Anlass zu Gefahr, wenn man sie in übermütiger und herausfordernder Weise missbraucht. Sie soll dir dazu verhelfen, deine eigenen Fehler loszuwerden, nicht anderen die ihrigen vorzuhalten. Sie soll sich nicht in schroffen Gegensatz stellen zu der allgemeinen Moral, und nicht geflissentlich den Schein erwecken, als verurteile sie, was sie selbst nicht tut. Man kann weise sein, ohne Anstoß und ohne Unwillen zu erregen.

#### 104. Brief

[Ortsveränderungen können zwar auf den Körper wohltuend wirken, uns aber nicht zur Ruhe der Psyche verhelfen]

Ich bin auf mein Nomentanum<sup>284</sup> geflohen. Meinst du etwa wegen der Stadt? Nein, vielmehr wegen dem Fieber und zwar dem langsam schleichenden. Schon hatte es mich gepackt. Der Arzt erklärte, es sei erst der Anfang, der Puls sei erregt und unsicher, der natürliche Blutumlauf sei gestört. Ich ließ also sofort den Wagen in Bereitschaft setzen. Meine Paulina wollte mich nicht fortlassen, doch ich ließ mich in meinem Entschluss nicht irre machen. Mir kam das Wort des Gallio, meines Familienoberhaupt<sup>285</sup>, auf die Lippe, der beim Eintritt eines Fiebers in

<sup>284</sup> Fußnote Apelt: Dieses Landgut lag im Sabinerland, 10 Meilensteine von Rom entfernt.

<sup>285</sup> Fußnote Apelt: So nennt er achtungsvoll seinen älteren Bruder, der nach damaligem Brauch nach dem Tod des Vaters das Familienoberhaupt war. Gallio war Präfekt der Provinz Achaia (Griechenland).

Achaia sofort das Schiff bestieg mit dem Ausruf, es sei keine Krankheit des Körpers, sondern der Örtlichkeit. Dies sagte ich meiner Paulina, die mir Gesundheit wünscht. Denn da ich weiß, dass ihr Leben sich ganz um das meine dreht, so fange ich an für mich selbst zu sorgen, um für sie zu sorgen. Das Alter hat mich zwar in mancherlei Hinsicht tapferer gemacht, allein dieser Wohltat des Alters [erhöhte Tapferkeit, bzw. weniger Furcht vor dem Tod] gehe ich dadurch wieder verlustig. Denn ich muss daran denken, dass dieser Greis auch ein junges Leben mit sich umfasst, dem Schonung gebührt. Da ich es nun bei ihr nicht durchsetzen kann, dass sie mit ihrer Liebe auch höhere Tapferkeit paart, so setzt sie es bei mir durch, dass ich mich sorgsamer liebe. Denn gegen edle Empfindungen muss man nachsichtig sein, und zuweilen muss man, aller drängenden Gründe ungeachtet, zur achtungsvollen Schonung der Seinigen den Atem sogar mit quälender Gewalt zurückrufen und selbst noch auf den Lippen zurückhalten, da der Tugendhafte leben muss, nicht solange es ihm beliebt, sondern solange die angemessene Handlung es erfordert. Wer weder die Gattin noch einen Freund hoch genug achtet, um länger im Leben zu verweilen, wer auf dem Sterben besteht, der ist ein Weichling. Soviel Gewalt soll die Psyche über sich haben, wenn die Rücksicht auf die Nahestehenden es erfordert: Sie soll, und zwar nicht bloß wenn sie sterben will, sondern auch, wenn sie schon Anstalt dazu getroffen hat, davon abstehen und sich den Angehörigen weiter widmen.

Es zeugt von hoher Sinnesart, um anderer wegen zum Leben zurückzukehren, was große Männer häufig getan haben. Aber auch das ist meines Erachtens ein Zeichen edelster Herzensbildung, dass man sein Alter, in dem man sich sicherer fühlt und mit dem Leben weniger ängstlich umgeht, aufmerksamer behütet, wenn man weiß, dass dies für irgend einen der Unsrigen erfreulich, nützlich und wünschenswert ist. Zudem bringt ein solches Verhalten nicht wenig Freude und Lohn mit sich. Denn was wäre erfreulicher, als seiner Gattin so wert zu sein, dass man sich selbst dadurch werter wird? Es kann also meine Paulina mir nicht nur ihre Furcht zugute rechnen, sondern auch die meinige.

Du fragst, welche Folgen für mich der Entschluss zur Reise gehabt habe. Sobald ich der schädlichen Stadtluft entronnen war mit ihrem Geruch der rauchenden Küchen, die, einmal in Gang gesetzt, ihren verpestenden Dampf mit Staub vermischt von sich geben, spürte ich sofort eine Änderung in meinem Befinden. Von dem Zuwachs an Kraft, den ich gewann, als ich den Weinberg erreicht hatte, kannst du dir kaum eine Vorstellung machen. Auf die Weide gelassen, fiel ich über mein Futter her. Ich habe mich also schon wieder mit mir ins Gleichgewicht gesetzt. Jene Mattigkeit des unzuverlässigen und das Denken hemmenden Körpers ist von mir gewichen. Ich fange an, mich mit ganzer Psyche meinen wissenschaftlichen Bestrebungen hinzugeben. Nicht viel kommt dabei auf den Ort an, nur muss die Psyche sich völlig selbst angehören, die mitten im Drang der Geschäfte ihre Abgeschiedenheit bewahren kann, wenn sie nur will; aber der, der es auf schöne Gegenden abgesehen hat und nach Muße hascht, wird überall etwas finden, was ihn zerstreut. Wie denn Sokrates einem, der klagte, dass ihm seine Reisen nichts genützt hätten, die Antwort gegeben haben soll: „Du hast es nicht anders verdient, denn du bist mit dir selbst gereist.“ - Wie trefflich würde es doch mit so manchem bestellt sein, wenn ihn ein Irrweg von ihm selbst abführte! Jetzt sind sie es selbst, die sich in Bedrängnis bringen, beunruhigen, verführen, in Schrecken versetzen. Was nützt es, das Meer zu durchkreuzen und von einer Stadt zur anderen zu eilen? Willst du deine Bedrängnisse los werden, so darfst du nicht immer wieder woanders sein, nein, musst selbst ein anderer sein.

Nimm an, du bist nach Athen gekommen oder nach Rhodos: wähle nach Belieben die Stadt: was macht es aus, welche Gebräuche dort herrschen? Du wirst die deinigen mitbringen. Du wirst den Reichtum für ein Glücks-Gut halten, so wird die Armut, und zwar, was das Schlimmste ist, die eingebildete Armut dich quälen. Denn magst du auch noch so viel besitzen, so wirst du doch, weil irgendeiner noch mehr hat, dich für ebensoviel benachteiligt halten, als du gegen ihn im Rückstand bist. Du wirst Ehrenstellen für ein Glücks-Gut halten; so wirst du dich denn nicht darüber beruhigen können, dass dieser Konsul geworden, jener sogar es noch einmal geworden ist, und es wird dich jedesmal mit Neid erfüllen, wenn du irgend jemandes Namen öfters in den Fasten<sup>286</sup> lesen wirst. Dein blinder Ehrsuchtsdrang wird so anschwellen, dass du meinst, du hättest keinen hinter dir, wenn noch irgendeiner vor dir ist. Für das größte Übel wirst du den Tod halten, während doch an ihm nichts Schlimmes ist, als das, was vor ihm liegt, nämlich, dass er gefürchtet wird. Nicht nur Gefahren werden dich erschrecken, sondern schon der Argwohn. Immer wirst du dich von Schreckgespenstern verfolgt sehen, denn was wird dir das Wort des Dichters [Vergil, Aen. III, 282] nützen: „so vielen argolischen Stätten glücklich entflohen zu sein und gerettet zu sein von umringenden Feinden?“ - Ja auch der Friede wird dich nicht unbeängstigt lassen durch allerhand Befürchtungen. Selbst wo alles sicher ist, wird dir das Vertrauen fehlen, wenn der Geist einmal scheu geworden ist. Hat sich dieser einmal an eine unbedachte Furchtsamkeit gewöhnt, so erweist er sich auch unfähig zum Schutz seiner eigenen Wohlfahrt. Denn er weicht nicht aus, sondern flieht. Wir geben uns aber mehr den Gefahren preis, wenn wir den Rücken kehren.

Für das schwerste Unglück wirst du es halten, einen Angehörigen, den du liebst, zu verlieren, während dies Verhalten doch ebenso töricht ist als zu weinen, weil von den lieblichen, dein Haus zierenden Bäumen die Blätter abfallen. Was dir Freude macht, das sieh nicht anders an, als sähest du es noch in seiner vollen Kraft: ein düsteres Schicksal wird den einen [Mitmenschen] an diesem, den anderen am nächsten Tag dir rauben. Aber wie der Abfall des Laubes kein schwerer Schaden ist, weil es sich wieder ersetzt, so steht es auch mit denen, welche du liebst und in denen du deines Lebens Wonne siehst: Ihr Verlust kann wieder ersetzt werden, auch wenn sie nicht abermals geboren werden.

„Aber es werden nicht dieselben sein.“ - Auch du wirst nicht derselbe sein. Jeder Tag, jede Stunde verändert dich; aber wenn andere uns geraubt werden, so ist das augenfälliger, während es hier verborgen bleibt, weil es nicht offen geschieht. Andere werden uns gewaltsam entrissen, wir selbst aber werden uns selbst unbemerkt entfremdet. An das alles denkst du nicht und bemühst dich nicht um Heilung deiner Wunden, sondern streust dir selbst eine ganze Saat von Anlässen zur Bekümmernis aus bald durch Hoffen, bald durch Verzweifeln. Bist du weise, so mischst du das eine mit dem anderen, und wirst weder hoffen ohne zu zweifeln, noch verzweifeln ohne zu hoffen.

Was kann an sich das Reisen einem nützen? Es tut der Genusssucht keinen Einhalt, es zähmt nicht die Begierden, beschwichtigt nicht den Zorn, unterdrückt nicht die ungestümen Erregungen der Liebe, kurz entlastet unsere Psyche nicht von den Übeln. Es fördert weder unsere Urteilskraft, noch zerstreut es den Irrtum, sondern wirkt auf uns wie auf einen Knaben, der das Unbekannte anstaunt: Es fesselt nur kurze Zeit durch die überraschende Neuigkeit so mancher Eindrücke. Aber dieses rastlose Hin und Her steigert nur die Unbeständigkeit unserer durch und durch kranken Psyche und macht sie unsteter und oberflächlicher. Das hat zur

---

<sup>286</sup> Fußnote Apelt: In den Fasten waren die Namen der Konsuln verzeichnet.

Folge, dass es sie aus den Orten, nach denen sie das heftigste Verlangen hatte, noch heftiger wieder fortreibt: sie machen alles im Flug ab, wie die Vögel, und ziehen schneller wieder ab als sie gekommen sind. Das Reisen wird dir Völkerkenntnis verschaffen, wird dir neue Gebirgsformationen zeigen, unbekannte Ländereien, die durch nie versiegende Quellen bewässert werden, die Natur irgendeines Flusses, den man näher beobachtet; sei es, wie der Nil im Sommer steigt und anschwillt, oder wie der Tigris plötzlich dem Auge entwindet und nach Zurücklegung einer verborgenen Strecke in voller Größe wieder hervortritt; sei es, wie der Mäander, für alle Dichter reizvoll zur Übung und zum Spiel, sich in zahlreichen Windungen hin und her schlängelt und häufig seinem eigenen Bett wieder so nahe kommt, dass er erst ganz kurz vor der erwarteten Vereinigung wieder abbiegt; aber es wird dich weder besser noch gesünder machen. Die Wissenschaften sind es, mit denen wir in Verkehr treten müssen, und die Meister der Weisheit, auf dass wir lernen, was erforscht ist, und nach dem forschen, was noch nicht gefunden ist; das ist der Weg, auf dem unsere Psyche aus der traurigsten Knechtschaft in Freiheit gesetzt wird. Solange du noch nicht weißt, was zu meiden, was zu erstreben, was notwendig, was überflüssig, was gerecht, was ungerecht ist, kann nicht von Reisen die Rede sein sondern nur von einem Umherirren. Dieses hin und her wandern wird dir keine Hilfe bringen, denn deine Leidenschaften begleiten dich, und deine Fehler folgen dir. Ja, wenn sie nur wenigstens folgten. Dann wären sie doch wenigstens in einiger Entfernung von dir: so aber trägst du sie mit dir, bist aber nicht ihr Führer. Daher drücken sie dich allerorten und setzen dir hart zu mit immer unverminderter Gleichmäßigkeit. Nach Arznei muss sich der Kranke umtun, nicht nach neuen Gegenden. Hat einer ein Bein gebrochen oder ein Glied verrenkt, so besteigt er nicht einen Wagen oder ein Schiff, sondern ruft einen Arzt herbei, um den Bruch zu heilen und der Verrenkung abzuhelpen. Wie also? Glaubst du, dass die Psyche, die an so zahlreichen Brüchen und Verrenkungen leidet, durch Ortsveränderung geheilt werden könnte? Dies Übel ist zu groß, als dass es durch eine Spazierfahrt geheilt werden könnte. Niemand macht eine Reise zum Arzt, niemand zum Redner, keine Kunst wird durch den Ort erlernt. Wie also? Die Weisheit, diese allergrößte Kunst, wird sie etwa unterwegs gelernt? Glaube mir, es gibt keine Reiseroute, die dich aus dem Bereich der Begierden, der Wut und der Furcht herausführt; oder gäbe es eine, so würden die Menschen sich zusammentun, um in Reih und Glied sich auf Reisen zu begeben. Diese Übel werden dich bei deinen Reisen über Land und Meer so lange bedrücken und quälen, als du die Ursachen der Übel mit dir herumträgst. Du wunderst dich, dass die Flucht dir nichts nützt: Du lässt ja eben das nicht los, dem du zu entfliehen versuchst.

Verbessere dich selbst. Befreie dich von dem Drückenden, was auf dir lastet, und schränke deine begehrliehen Wünsche wenigstens auf ein vernünftiges Maß ein, reinige deine Psyche von jeder Art der Nichtswürdigkeit. Sollen deine Reisen dir Freude machen, so heile die Fehler, die dich begleiten. Die Habsucht wirst du nicht los werden, solange du mit einem habsüchtigen und schmutzigen Menschen zusammen lebst; die Aufgeblasenheit wirst du nicht loswerden, solange du mit einem Hochmütigen in engem Verkehr stehst.

Niemals wirst du die Grausamkeit los werden im trauten Zusammensein mit einem Henkersknecht, und deine wollüstigen Begierden werden sich steigern in Gesellschaft von Ehebrechern. Willst du deine Fehler los werden, so musst du dich fernhalten von den Beispielen der Laster. Der Geizhals, der Verführer, der Grausame, der Betrüger, die dir viel geschadet hätten, wenn sie in deiner Nähe

gewesen wären, sie sind in dir. Suche den Verkehr mit Besseren: Lebe mit den Catonen, mit Laelius, mit Tubero. Und findest du Gefallen an dem Verkehr mit Griechen, so verkehre mit Sokrates, mit Zenon. Der eine wird dich sterben lehren, wenn es nötig ist, der andere, bevor es nötig ist. Lebe mit Chrysippus, mit Poseidonius. Diese werden dir die Kenntnisse des Menschlichen und des Kosmos [des Aether-Logos] vermitteln, sie werden dich anweisen tätig zu sein und nicht bloß klug zu reden und zur Belustigung der Zuhörer mit Wortkünsten zu prangen, sondern um der Psyche Festigkeit zu verleihen und sie widerstandsfähig zu machen gegen alle Bedrohungen. Denn es gibt nur einen Hafen für dieses schwankende und stürmische Leben: Das Kommende zu verachten, zuversichtlich standzuhalten und ohne Schwanken die Pfeile des Schicksals mit unverwandter Brust zu empfangen, ohne sich zu verstecken oder ihnen den Rücken zu kehren. Die Natur hat uns zur Hochherzigkeit ausersehen; und wie sie einigen Tieren eine wilde, einigen eine verschlagene, einigen eine zaghafte Psyche gegeben hat, so uns eine ruhmbegehrende und erhabene, die danach fragt, wo man am ehrenvollsten, nicht wo man am sichersten lebt, ähnlich dem Kosmos [alias dem Aether-Logos], dessen Beispiel der Mensch folgt und es nachahmt, soweit es ihm vergönnt ist. Er will in der vordersten Reihe stehen, überzeugt, dass er dann Lob und Ansehen verdiene. Er ist Herr über alles, ist erhaben über alles; daher soll er nichts über sich anerkennen, nichts soll ihm schwer erscheinen, nichts ihm den Eindruck machen, als könne es einen Mensch beugen: „Schreckgestalten, entsetzlich zu schauen, der Tod und die Mühsal.“<sup>287</sup>

Nein, nichts von alledem, wenn einer nur dergleichen Gespenster fest ins Auge zu fassen und die Finsternis zu durchdringen vermag. Vieles, was des Nachts einen schreckhaften Eindruck machte, ließ der Tag als lächerlich erscheinen. „Schreckgestalten, entsetzlich zu schauen, der Tod und die Mühsal“, sagt unser Vergil sehr bezeichnend. Nicht in Wirklichkeit sind sie nach ihm schreckhaft, sondern nur dem Anblick nach, also nur dem Schein, nicht dem Dasein nach. Was ist daran so furchtbar, frage ich, wie das Gerede des Volkes es darstellt? Warum, ich bitte dich, Lucilius, sollte ein Mensch die Mühsal und den Tod scheuen? Wie oft begegnen mir Leute, die glauben, was sie nicht tun können, das könne überhaupt nicht geschehen, und behaupten, wir [Stoiker] nähmen den Mund zu voll, gingen mit unseren Forderungen über die Menschennatur hinaus. Aber wie viel besser denke ich von ihnen! Auch sie selbst können das machen, sie wollen nur nicht. Und wer hat sich denn je getäuscht gesehen, wenn er nur kühn zugriff? Wem ist die Sache nicht leichter erschienen, sobald er sie nur anfasste? Nicht weil sie schwer ist, wagen wir sie nicht, sondern weil wir sie nicht wagen, ist sie schwer.

Verlangt ihr aber bestimmte Beispiele, so lasst euch auf den Sokrates hinweisen, den greisen Dulder, der alles mögliche Ungemach über sich ergehen lassen musste, aber sich nicht beugen ließ, selbst nicht durch die Armut, die ihm noch durch häuslichen Druck erschwert wurde, und ebenso wenig durch die Anstrengungen, denen er sich im Felddienst als Krieger unterzog; dazu die häuslichen Störungen, magst du nun an das ungebärdige Auftreten und die zügellose Zunge seiner Frau oder an seine unbegabten, der Mutter mehr als dem Vater ähnlichen Kinder denken. Entweder stand er im Feld, oder unter dem Druck der Tyrannei, oder in einer Freiheit, die schlimmer war als Krieg und Tyrannen. Siebenundzwanzig Jahre dauerte der Krieg. Nach Beendigung des Krieges fiel der Staat zur Strafe in die Hand der Tyrannen, die Sokrates überwiegend feindlich

<sup>287</sup> Fußnote Apelt: Zitat aus Vergils >Aeneas<, VI, 277.



gesinnt waren. Die Verurteilung gründete sich auf die schwersten Anschuldigungen; es wurden ihm Verstöße gegen die Religion und Verführung der Jugend vorgeworfen, die er angeblich gegen die Götter, gegen ihre Väter, sowie gegen den Staat aufgehetzt hätte. Sodann folgten Kerker und Gift. Das erschütterte den Sokrates so wenig, dass er keine Miene darüber verzog. Bis zum letzten Augenblick bewahrte er jenen bewundernswerten und einzigartigen Vorzug: Weder heiterer noch trauriger sah irgend jemand Sokrates. Er blieb sich gleich bei aller Ungleichheit seines Schicksals.

Willst du ein anderes Beispiel? Lass dich erinnern an unseren jüngeren Marcus Cato, dem das Schicksal noch feindseliger und hartnäckiger mitspielte. Ständig und zuletzt noch im Tod hatte er sich gegen das Schicksal zur Wehr gesetzt, legte aber Zeugnis dafür ab, dass ein heldenhafter Mensch dem Schicksal zum Trotz leben, ihm zum Trotz auch sterben kann. Sein ganzes Leben verlief ihm teils in den Stürmen der Bürgerkriege, teils in einer Lage der Dinge<sup>288</sup>, die den Keim der Bürgerkriege schon in sich trug. Auch von ihm kannst du ebenso wie vom Sokrates sagen, er sei sich als Sklave vorgekommen, du müsstest denn glauben, Cnaeus Pompeius und Cäsar und Crassus seien Genossen der Freiheit gewesen. Niemand hat inmitten so häufigen Wechsels der Staatsform den Cato jemals verändert gesehen: in jeder Lage zeigte er sich als derselbe, in der Prätur, bei der Niederlage in der Amtsbewerbung, bei der Anklage, in der Provinz, in der Volksversammlung, beim Heer, im Tode. Besonders in jener verzweifelten Lage der Republik, als Cäsar auf der einen Seite stand, gestützt auf zehn kampferprobte Legionen sowie auf sämtliche auswärtige Hilfstruppen, auf der anderen Seite Cnaeus Pompeius, für sich allein schon allen Gefahren gewachsen: alle anderen neigten sich teils zum Cäsar, teils zum Pompeius; Cato allein bildete auch eine Partei: die der Republik.

Willst du dir ein umfassendes Bild jener Zeit machen, so siehst du auf der einen Seite den unteren Bürgerstand und die ganze Masse des auf den Umsturz hinarbeitenden Pöbels, auf der anderen die Optimaten neben allem, wovor man im Staat Ehrfurcht und Achtung hatte, zwei aber vereinsamt in der Mitte: die Republik und den Cato, Du wirst staunen, sage ich, wenn du bemerken wirst [Vergil, Aeneas I, 458]:

*„Priamus und den Atriden, und von beiden ergrimmt den Achilles.“*

Denn auf beide ist er übel zu sprechen, beide entwaffnet er. Folgendes Urteil fällt er über die beiden: wenn Cäsar siegt, sagt Cato, werde er sterben, wenn Pompeius, werde er in die Verbannung gehen. Welche Ursache zur Furcht hätte er gehabt, der sich selbst, sei es als Sieger oder Besiegter, ein Schicksal bestimmt hatte, wie es ihm nur von den grimmigsten Feinden beschieden werden konnte? Er ging also nach seinem eigenen Entschluss unter. Du siehst, dass Menschen schwere Not ertragen können: mitten durch die Einöden Afrikas führte er sein Heer. Du siehst, Durst lässt sich ertragen: über glühende Hügel ohne irgendwelches Gepäck die Trümmer des geschlagenen Heeres hinwegführend, ertrug er gepanzert den Mangel an Wasser; und gab es ab und zu einmal Wasser, so war er der letzte, der trank. Du siehst: Über Ehre und Ermangelung von Ehre kann man mit Verachtung hinwegsehen: am selben Tag, als Cato eine Wahlniederlage erlitt, spielte er auf dem Platz Ball. Du siehst, es ist möglich, die Macht der Stärkeren nicht zu fürchten. Den Cäsar und den Pompeius, von denen niemand den einen zu beleidigen wagte, außer um die Gunst des anderen dadurch

<sup>288</sup> Fußnote Apelt: Die Handschriften haben „aut intacta“, wofür vielleicht zu lesen ist „aut in statu“, danach habe ich übersetzt.

zu gewinnen, forderte er zugleich heraus. Du siehst: der Tod so gut wie das Exil kann verachtet werden. Er kündigte sich selbst Verbannung und Tod und davor den Krieg an.

Wir können also gegen jene Leiden viel Mut zeigen, wenn wir nur den Mut haben, unseren Hals dem Joch zu entziehen. Vor allem aber gilt es, der Sinnenlust zu entsagen: sie entkräftet uns, verweichlicht uns und fordert viel von uns; um viel Kraft aber wird man das Schicksal bitten müssen. Ferner ist der Reichtum zu verachten, er ist das Handgeld der Knechtschaft. Auf Gold, Silber und was sonst die Paläste beschwert, muss man verzichten: die Freiheit lässt sich nicht umsonst erwerben. Schätzt du die Freiheit hoch, so muss alles andere gering geschätzt werden.

### 105. Brief

[Wie wir uns gegen Gefahren von Seiten der Menschen sichern]

Lass dir von mir Ratschläge geben zur besseren Sicherung deines Daseins. Du aber, hoffe ich, hörst diese meine Belehrungen so an, wie wenn ich dir vorschriebe, wie du in der Gegend von Ardea für deine Gesundheit Sorge tragen solltest<sup>289</sup>. Erwäge die Gründe, die einen Menschen zum Verderben eines anderen anreizen können. Es sind dies, wie du finden wirst, Hoffnung, Neid, Hass, Furcht, Verachtung. Von alledem kommt der Verachtung die geringste Bedeutung zu und zwar in so auffälliger Weise, dass viele sich zu ihrer Sicherung in ihr verborgen haben. Wenn man einen Menschen verachtet, so gibt man ihm zwar einen Fußtritt, geht aber dann seines Wegs weiter. Niemand fügt einem von ihm verachteten Mensch unausgesetzt und absichtlich Schaden zu. Es wird damit gehalten wie in der Schlacht: Wer am Boden liegt, an dem geht man vorüber, mit dem Stehenden kämpft man. Du wirst dich der Begehrlichkeit der Schurken entziehen, wenn du nichts hast, was fremde und ruchlose Begierde reizen könnte, wenn du nichts Herausragendes besitzt. Die Begehrlichkeit wird auch schon durch Geringfügiges erregt, wenn einem Wegelagerer davon Kunde zugekommen ist. Dem Neid wirst du entgehen, wenn du dich den Blicken nicht aufdrängst, wenn du mit deinen materiellen Gütern nicht prahlst, wenn du dich bescheidest, dich im Stillen zu freuen. Der Hass aber ist entweder die Folge einer Beleidigung: dem wirst du aus dem Weg gehen, wenn du niemandem zu nahe trittst; oder er entsteht für nichts und wieder nichts: davor wird dich der gesunde Menschenverstand bewahren. Für viele ist das gefährlich geworden. Manche haben sich Hass zugezogen, ohne einen Feind zu haben. Vor der Gefahr, gefürchtet zu werden, wird dich deine maßvolle Lebensstellung und deine milde Sinnesart bewahren. Jedermann soll wissen, dass du dir aus Beleidigungen nichts machst. Auf Wiederversöhnung deinerseits soll man leicht und sicher rechnen können. Gefürchtet zu werden aber ist lästig, ebenso sehr im eigenen Haus wie auswärts, ebenso sehr von Sklaven wie von Freien. Es gibt niemanden, der nicht Macht genug hätte zu schaden. Dazu bedenke auch noch, dass, wer gefürchtet wird, auch selbst fürchtet. Niemand kann furchtbar sein ohne Gefährdung seiner eigenen Sicherheit. Und was schließlich die Verachtung anbelangt, so hat derjenige das Ausmaß in seiner eigenen Gewalt, der sie durch sein Verhalten sich bereitet hat, der verachtet wird, weil er es gewollt hat, nicht weil es ein Muss für ihn war. Diesem Übelstand wird einerseits die Beschäftigung mit den Wissenschaften abhelfen, andererseits die Freundschaft mit

<sup>289</sup> Fußnote Apelt: Ardea, die ehemalige Hauptstadt der Rutuler, auf einem Felsen in sonst ringsum sumpfiger Gegend gelegen, war berüchtigt wegen der ungesunden (malariaverseuchten) Luft.

Männern, die bei einem Mächtigen mächtig sind, an die sich anzuschließen förderlich ist, ohne jedoch sich an sie zu binden; sonst kann die Abhilfe teurer zu stehen kommen als die Gefahr. Nichts aber wird so nützlich sein, als sich ruhig zu verhalten und sowenig als möglich mit anderen zu reden, soviel als möglich mit sich selbst. Es liegt in der Unterhaltung [mit anderen] ein gewisser verführerischer Reiz, der sich einschleicht als wirksamer Schmeichler und ganz ähnlich wie Trunkenheit oder Liebe einem die Geheimnisse ablockt. Niemand wird verschweigen, was er gehört hat; niemand wird nur das sagen, was er gehört hat. Wer die Sache nicht verschweigt, wird auch den Gewährsmann nicht verschweigen. Ein jeder hat einen, dem er soviel vertraut als ihm selbst vertraut worden ist. Gesetzt auch, er halte seine Geschwätzigkeit in Zucht und begnüge sich mit den Ohren eines Einzigen, es wird doch bald eine Menge daraus werden: so wird, was eben noch Geheimnis war, zur Volksstimme werden.

Förderlich für die Sicherheit ist es vor allem, dass man nichts Ungerechtes tut: die Zügellosen führen ein verworrenes und unruhevolles Dasein. Sie fürchten in demselben Maße wie sie Schaden anstiften und sie sind niemals innerlich frei. Denn sie zittern nach begangener Tat und kommen nicht los von der Sache; ihr Gewissen lässt sie an nichts anderes denken und zwingt sie immer wieder sich selbst Rede zu stehen. Der erleidet schon Strafe, der sie erwartet. Der erwartet sie aber, der sie verdient hat. Bei bösem Gewissen kann einem irgendein Umstand zwar Sicherheit gewähren, aber niemals die Sorge verscheuchen: denn wird einer auch nicht entdeckt, so glaubt er doch, er könne entdeckt werden. Nicht nur im Schlaf wird er beunruhigt, auch stets, wenn er von eines anderen Verbrechen redet, denkt er an das seinige: es scheint ihm nicht hinlänglich vergessen, nicht völlig begraben. Es hat der Schuldige also bisweilen das Glück, verborgen zu bleiben, die feste Gewissheit niemals.

## 106. Brief

[Das stoische Dogma von der Körperlichkeit allen Seins]

Wenn ich deinen Brief erst so spät beantworte, so liegt der Grund nicht in einer Überhäufung mit Geschäften. Von dieser Entschuldigung musst du völlig absehen: ich habe Zeit, wie denn jedermann Zeit hat, wenn er nur will. Niemandem heftet sich die Arbeit an die Sohlen. Die Leute sind in sie verliebt und sehen in der Geschäftigkeit einen Beweis ihres Glücks.

Was war also der Grund, dass ich dir nicht sogleich antwortete? Deine Frage bezieht sich auf einen der Punkte, die in meinem größeren Werk behandelt werden sollen. Denn du weißt, ich beabsichtige eine Darstellung der gesamten [stoischen] Moralphilosophie<sup>290</sup> mit Erörterung aller darauf bezüglichen Fragen. Daher war ich in Zweifel, ob ich dich warten lassen sollte, bis ich an die eigentliche Stelle für deine Frage gekommen wäre, oder ob ich dir außerhalb der Reihenfolge Bescheid geben sollte. Ich fand es freundlicher, mit einem noch weit zurückliegenden Punkt nicht zu lange zu warten. Daher will ich nicht nur diese Frage herausgreifen, sondern auch, was sich sonst Derartiges noch finden sollte, dir auch ohne dein Ersuchen zukommen zu lassen.

Du willst gewiss gern hören, was für Fragen dies sind. Es sind solche, deren Erörterung mehr dem angenehmen Zeitvertreib als dem Nutzen dient, wie die, die

---

<sup>290</sup> Fußnote Apelt: Siehe auch 108. und 109. Brief. Das Werk ist entweder nicht vollendet worden oder nicht erhalten geblieben.

du stellst: ob ein Glücks-Gut etwas Körperliches ist.<sup>291</sup> Ein Glücks-Gut wirkt, denn es nützt. Was wirkt, ist ein Körper. Ein Glücks-Gut setzt die Psyche in Bewegung, gibt ihr Form und Halt, also Eigenschaften, die den Körpern zugute kommen. Was einem Körper als Glücks-Gut zukommt, ist auch selbst ein Glücks-Gut, also auch was der Psyche zukommt. Denn auch diese ist ein Körper [ein kleines Stück des Aether-Logos]. Das Glücks-Gut eines Menschen ist notwendigerweise körperlicher Art, da er selbst körperlich ist. Ich lüge, wenn nicht auch das, was ihn nährt, wie das, was ihm seine Gesundheit bewahrt und wiederherstellt, körperlicher Natur ist: also ist auch jedes Glücks-Gut desselben körperlich.

Ich glaube, du wirst nicht bezweifeln, dass die Leidenschaften körperlicher Art sind. Ich schiebe etwas anderes hier ein, wonach du nicht gefragt hast, wie zum Beispiel Zorn, Liebe, Trauer. Du müßtest denn auch daran zweifeln, dass sie unsere Mienen verändern, dass sie unsere Stirn in Falten legen, dass sie unser Gesicht aufhellen, dass sie Röte hervorrufen, dass sie den Blutlauf verändern können. Wie also? Können so offensichtliche Merkmale einem Körper aufgeprägt werden von etwas anderem als von körperlicher Art?

Wenn Leidenschaften körperlicher Art sind, so trifft dies auch zu auf Krankheiten der Psyche, wie Geiz, Grausamkeit, verhärtete und nicht ausrottbare Fehler: also auch die Schlechtigkeit und alle ihre Arten, wie Bosheit, Neid und Übermut. Also auch auf die Übel, erstens, weil sie das Gegenteil sind von den genannten Glücks-Gütern, sodann, weil du sie ebenso wie jene an ihren [äußerlichen] körperlichen Anzeichen erkennen kannst. Oder siehst du nicht, welches lebhaftes Feuer die Tapferkeit dem Auge mitteilt? Welche Spannung das Nachdenken? Welche Mäßigung und Ruhe die Ehrfurcht? Welche Heiterkeit die Freude? Welche Starrheit die Strenge? Welche sichere Gelassenheit die Wahrheit?

Es sind also Körper, welche die Farbe und die Beschaffenheit der Körper verändern und an ihnen ihre herrschende Kraft erweisen. Es sind aber alle genannten Tugenden Glücks-Güter mit allem, was von ihnen her stammt. Kann man zweifeln, ob das, wovon etwas berührt werden kann, ein Körper ist?<sup>292</sup>

„Nur ein Körper berührt, und lässt sich wieder berühren.“<sup>293</sup>

wie Lucrez sagt. Nun würde aber all das von mir Genannte den Körper nicht verändern, wenn es ihn nicht berührte: es handelt sich dabei um Körper. Ferner: was eine solche Kraft hat, dass es antreibt, nötigt, zurückhält und hindert, ist ein Körper. Wie nun? Hält die Furcht nicht zurück? Treibt die Kühnheit nicht an? Gibt uns die Tapferkeit nicht die Begeisterung und den stürmischen Mut zum Angriff? Wirkt die Mäßigung nicht zügelnd und zurückhaltend auf uns ein? Erhebt nicht die Freude? Macht die Trauer nicht niedergeschlagen? Kurz, alles was wir tun, verrichten wir entweder auf Befehl der Schlechtigkeiten oder der Tugenden; was dem Körper gebietet, ist ein Körper, was auf den Körper einen Druck ausübt, ist ein Körper. Ein Glücks-Gut des Körpers ist körperlich: ein Glücks-Gut des Menschen ist auch ein Glücks-Gut des Körpers, daher ist es körperlich.

<sup>291</sup> Fußnote Hrsg.: Dieses stoische Dogma ist der materialistischen Weltanschauung der Stoiker geschuldet. Geist ohne Materie ist undenkbar. Die Psyche des Menschen besteht aus einem winzigen Aether-Logos-Teilchen, das sich in der linken Herzkammer befindet. Siehe dazu ausführlich oben >Die stoische Physiktheorie<.

<sup>292</sup> Fußnote Apelt: Das stoische Dogma von der Körperlichkeit des Geistes, begründet durch die Unmöglichkeit der Einwirkung von etwas Unkörperlichem auf den Körper, stellt sich geschichtlich dar als eine Art Vorspiel zu der seit Cartesius viel verhandelten Frage nach der Möglichkeit der Beeinflussung des Körpers durch den Geist. Siehe auch 113. Brief.

<sup>293</sup> Fußnote Apelt: Aus Lucrez, >De rerum natura< (dt. Über die Natur der Dinge) I, 305.

Weil ich dir deinem Wunsch gemäß zu Willen gewesen bin, will ich nun auch selbst sagen, was du voraussichtlich sagen wirst: Wir spielen mit [bunten] Steinchen. Es sind durchaus entbehrliche Dinge, auf die unser Scharfsinn verschwendet wird; all das macht uns nicht zu Tugendhelden, sondern zu Gelehrten. Klarer und einfacher steht es um die Weisheit. Eines geringen Maßes von Wissenschaft bedarf es zur Erlangung einer guten Gesinnung; wir aber lassen die Philosophie selbst sich wie alles Übrige bis ins Überflüssige hinein ausbreiten. Wie in allem, so leiden wir auch in den Wissenschaften: nicht für das Leben sondern für die Schule lernen wir.

### 107. Brief

#### [Ratschläge zur Bekämpfung von Widerwärtigkeiten]

Wo bleibst du mit deiner Klugheit? Wo mit deinem Scharfblick für eine unterscheidende Erfassung der Dinge? Wo mit deiner gehobenen Sinnesart? Schon eine solche Kleinigkeit bringt dich außer Fassung? Sklaven haben die Zeit, wo du durch Geschäfte in Anspruch genommen warst, für eine günstige Gelegenheit zur Flucht gehalten. Wären es Freunde, die dich hintergingen, denn wir wollen es bei diesem Namen bewenden lassen, den sie unserem Irrtum verdanken, um ihnen einen schlimmeren Namen zu ersparen, so würdest du in deiner ganzen Existenz geschädigt sein; so aber bist du nur um Leute gekommen, die deiner Mühe spotteten und in deiner Person eine Belästigung für andere sahen. Darin liegt nichts Ungewöhnliches, nichts Unerwartetes. Durch solche Erbärmlichkeiten sich gekränkt zu fühlen ist ebenso lächerlich als zu klagen, dass man auf der Straße bespritzt oder mit Schlamm besudelt wird. Es geht mit dem Leben ebenso wie im Bad im Gedränge, auf der Reise: das Leben geht nicht sanft mit uns um. Du hast einen weiten Weg angetreten: auf ihm musst du ausrutschen, anstoßen, fallen, müde werden, musst ausrufen: „0 Tod!“ - Das heißt, du musst der Wahrheit ins Gesicht schlagen.<sup>294</sup> Hier wirst du einen Begleiter zurücklassen, dort einen zu Grabe tragen, dort einen fürchten. Durch solche Widerwärtigkeiten muss man sich kämpfen auf diesem dornenvollen Pfad. Sterben will die Psyche? - Sie bereite sich vor gegen alles; sie weiß, dass der Platz, den sie einnimmt, dem Donner und Blitz ausgesetzt ist; die Psyche weiß, dass sie an einer Stelle weilt [Vergil, Aeneas VI, 274]:

*„Wo ihr Lager gebettet der Kummer und rächende Sorgen,  
Blass auch wohnen umher Krankheiten und trauriges Alter.“*

In solcher Lage müssen wir das Leben hinbringen. Entgehen kannst du diesen Zugaben nicht, verachten aber kannst du sie. Du wirst sie aber verachten, wenn du häufig daran denkst und dich mit dem Zukünftigen im voraus abfindest. Jedermann geht tapferer an eine Sache, auf deren Eintreten er sich lange schon innerlich vorbereitet hatte, und leistet auch wuchtigen Schlägen, wenn sie ihm nicht unerwartet kommen, Widerstand; während er unvorbereitet sich auch vor dem Leichtesten ängstigt. Nichts darf uns unerwartet sein, das sei unser Hauptstreben.

Und weil die Neuheit alles schwerer macht, so wird dies beständige Denken daran dir den Dienst leisten, dass dich kein Übel wie ein Neuling überrascht: „Sklaven sind mir entwichen.“ - Einen anderen haben seine Sklaven geplündert, einen anderen angeklagt, einen anderen ermordet, einen anderen verraten, einen anderen mit Füßen getreten, einen anderen mit Gift, einen anderen durch

<sup>294</sup> Fußnote Hrsg.: Im Sinne von: es ist nicht ernst gemeint.

Anschuldigung zugesetzt. Nenne, was du willst, es ist bereits vielen begegnet. Der Reihe nach wird alles mögliche Feindliche gegen uns gerichtet. Manche Pfeile haben uns durchbohrt, manche haben eine zitternde Bewegung und kommen trotzdem erst recht an ihr Ziel, manche, die für andere bestimmt waren, treffen uns. Wundern wir uns über nichts, wozu uns die Geburt bestimmt hat, und das eben deshalb von keinem beklagt werden soll, weil es für alle gleich ist. Ich sage mit Absicht „gleich ist“. Denn auch ein Unglück, dem man entgangen ist, hätte uns treffen können. Gleiches Recht ist nicht das, welches wir alle zu spüren bekommen haben, sondern das, welches für alle gegeben ist. Die Psyche soll sich dem Gebot des Gleichmuts unterwerfen, und ohne Klage sollen wir den Tribut der Sterblichkeit zahlen. Der Winter bringt Frost: man muss frieren; der Sommer führt uns die Wärme zurück: man muss schwitzen. Die Unbilden der Witterung setzen der Gesundheit zu: Wir müssen uns in das Kranksein fügen. Auch ein wildes Tier wird uns vielleicht in die Quere kommen, oder ein Mensch, der gefährlicher ist als alle wilden Tiere. Manches wird uns das Wasser, anderes das Feuer entreißen. Diesen Gang der Dinge können wir nicht ändern. Wohl aber steht es in unserer Macht, uns eine hohe und eines ehrenwerten Menschen würdige Gesinnung zu eigen zu machen, die uns alle Zufalls-launen mutig ertragen und mit der Natur in Übereinstimmung bleiben lässt. Die Natur aber gibt diesem, vor deinen Augen sich ausbreitenden Reich durch den Wechsel der Erscheinungen seine angemessene Ordnung: dem Gewölk folgt heiterer Himmel; das Meer wird stürmisch erregt, nachdem es geruht hat; abwechselnd wehen die Winde; der Nacht folgt der Tag; ein Teil des Himmels erhebt sich, der andere senkt sich hinab ins Meer. Im Wechsel der Gegensätze besteht die ewige Dauer der Dinge. Diesem Gesetz soll unsere Psyche sich anpassen, ihm soll sie folgen, ihm gehorchen. Und was auch immer geschehen mag, sie soll glauben, dass es hat geschehen müssen, und jedem Verlangen entsagen, der Natur Vorwürfe zu machen. Das Beste ist, zu ertragen, was man nicht besser machen kann; und sich der Führung der Natur [alias des Aether-Logos], des mächtigen Schöpfers aller Dinge, ohne Murren zu fügen. Ein schlechter Krieger ist, wer dem Feldherrn nur mit Seufzen folgt. Daher sollen wir ungesäumt und unverdrossen seine Befehle aufnehmen und nicht abbiegen von dieser Bahn seines herrlichen Werkes, in das alle Schicksale, die uns treffen, mit sicherer Hand eingewebt sind. Und zwar wollen wir den Aether-Logos, durch dessen Gesetze dieser ganze Weltenbau gelenkt wird, so anreden, wie ihn unser Kleanthes<sup>295</sup> in höchst wirkungsvollen Versen anredet, die in unsere Sprache zu übersetzen mich das Beispiel Ciceros berechtigt. Gefallen sie dir, dann gut; missfallen sie dir, so wirst du dir sagen, dass ich dem Beispiel des Cicero gefolgt bin.

*Vater [Aether-Logos], höchster Weltenlenker, führe mich,  
 Wohin du willst, ich folge gern und willig dir;  
 Denn wollt ich nicht, so müsst ich seufzend folgen dir.  
 Und litt als böse, was ich leiden konnt' als gut.  
 Wer will, der ist des Schicksals Freund, wer nicht, sein Knecht.  
 [So wollen wir leben, so sprechen: Bereit und  
 Unverdrossen soll uns das Schicksal finden.  
 Der ist ein Mensch von hochgemutem Geist, der sich ihm hingibt,  
 Wogegen kleinlich und entartet derjenige ist, der widerstrebt*

<sup>295</sup> Fußnote Hrsg. Zu dem Gedicht von Kleanthes siehe L. Baus, >Die atheistischen Werke der Stoiker<, III. erw. Auflage, Kapitel Kleanthes, S. 85: >Hymnus auf Aether-Zeus<.

*Und von der Weltenordnung übel denkt und lieber  
Den Aether-Logos bessern will als sich.*<sup>296</sup>

## 108. Brief

[Die rechte Lehr- und Lernweise der Philosophie]

Was du von mir zu wissen begehrt, das fällt in das Gebiet dessen, womit man sich nur um des Wissens willen abgibt. Gleichwohl hast du es, eben weil es dahin gehört, eilig und willst nicht auf das zusammenfassende Buch warten, mit dem ich eben beschäftigt bin und das die ganze Moralphilosophie enthalten soll. Ich werde mich sofort daran machen, doch nicht ohne dir zuvor mitzuteilen, wie du diese Lernbegierde, von der ich dich so lebhaft ergriffen sehe, zu regeln hast, damit sie nicht selbst sich im Wege stehe. Man darf weder beliebige Teile herausgreifen, noch gierig das Ganze verschlingen wollen. Stück für Stück muss man sich in den Besitz des Ganzen setzen. Die Last muss mit unseren Kräften in richtigem Verhältnis stehen, und die Besitzergreifung darf nicht über unsere Leistungsfähigkeit hinausgehen. Nicht dein Wunsch, sondern dein Fassungsvermögen muss maßgebend sein für das, was du in dich aufnimmst. Habe nur guten Mut, dann wirst du fassen, soviel du willst. Je mehr der Geist aufnimmt, um so mehr schafft er sich Raum.

Diese Lehre erhielten wir, wie ich mich erinnere, von [dem Stoiker] Attalus, als wir seine Schule belagerten. Wir erschienen da immer als die ersten und waren die letzten, die wieder gingen; wir baten ihn auch bisweilen zu belehrenden Gesprächen auf Spaziergängen, und er versagte sich den Lernenden nie, ja kam ihnen entgegen. „Das gleiche Ziel“, sagte er, „muss sich der Lehrende und der Lernende vorsetzen; jener soll von dem Willen beflügelt sein zu nützen, dieser sich zu bilden.“

Wer mit einem Philosophen verkehrt, soll täglich etwas Gutes mit nach Hause nehmen: Er soll entweder [geistig] gesünder oder leichter heilbar zurückkehren. Und dies wird der Fall sein, denn das ist die Kraft der Philosophie, dass sie nicht nur die ihr Zugeneigten, sondern auch die nur Zuhörenden fördert. Wer in die Sonne kommt, der wird gebräunt werden, auch wenn er nicht in solcher Absicht kam. Wer einen Parfümladen besucht und sich längere Zeit da aufgehalten hat, der nimmt den Geruch solcher Stätte mit sich. So bleibt auch bei denen, die einen Philosophen besucht haben, etwas haften, das ihnen förderlich ist, auch wenn sie nicht weiter darauf achten. Wohlgemerkt: ich sage, wenn sie nicht darauf achten, nicht wenn sie sich dagegen sträuben.

„Wie aber? Kennen wir nicht Leute, die viele Jahre zu Füßen eines Philosophen gesessen haben und keinen Schimmer von Farbe annahmen?“ - Wie sollte ich sie nicht kennen, sie, diese Muster von großer Sesshaftigkeit und Beharrlichkeit, die ich nicht Schüler der Philosophie nenne, sondern Hausinsassen derselben? Einige kommen, um zu hören, nicht um zu lernen, wie wir ins Theater gehen des Vergnügens wegen, um unsere Ohren durch Rede, Gesang oder Schauspiel zu erfreuen. Unter den Zuhörern eines Philosophen wirst du viele finden, denen die Schule des Philosophen nichts anderes ist als eine willkommene Stätte zum Zeitvertreib. Ihre Absicht ist nicht darauf gerichtet, sich dort dieses oder jenes Fehlers zu entledigen, irgendwelches Lebensgesetz sich geben zu lassen, das ihre ethische Bildung steigert, sondern sich eine Unterhaltung zu

<sup>296</sup> Fußnote Hrsg.: Das Gedicht ist teilweise auch erhalten in Epiktet, >Handbüchlein der stoischen Philosophie<.

bereiten. Einige jedoch kommen sogar mit Schreiftafeln, nicht um den Inhalt, sondern um die Worte festzuhalten, die sie ebenso fruchtlos für andere nachplappern. wie sie selbst sie für sich hören. Manche werden durch begeisternde Worte der Spruchweisheit angeregt und werden in eine der des Vortragenden entsprechende Stimmung versetzt, froh bewegt in Miene und Geist, und in eine innere Erregung gebracht, ähnlich der der phrygischen Halb Männer<sup>297</sup>, die durch den Ton der Flöte auf Befehl in Begeisterung geraten. Sie fühlen sich hingerissen und angespornt durch die Schönheit des Inhalts, nicht durch den Klang leerer Worte. Lässt sich ein scharfer Spruch wider den Tod oder ein Trutzwort wider das Schicksal vernehmen, da regt sich sofort die Lust, das Gehörte auch zu tun. Die Hörer werden durch solche Sprüche gepackt und sind, wie das Gesetz es verlangt, wenn diese Stimmung nur Dauer hätte und wenn nicht die große Masse des Volkes, dieses Widerpart alles Ehrbaren, sie von diesem herrlichen Anlauf wieder zurückbrächte. Nur wenige können die Gesinnung, die in ihnen aufgekeimt war, mit nach Hause bringen. Es ist leicht, in einem Hörer das Verlangen nach dem Rechten zu erregen; denn allen hat die Natur die Grundlage dazu und den Keim der Tugenden gegeben. Wir alle sind dazu geboren. Erscheint einer, der uns anzuregen versteht, dann wird dieses bessere Ich gleichsam aus seinen Fesseln befreit. Siehst du nicht, wie die Theater erdröhnen, so oft ein Spruch ertönt, der allgemeinen Anklang findet, und dem wir seine Wahrheit durch unseren Beifall bezeugen:

*Der Armut mangelt Vieles, alles fehlt dem Geiz.*

*Der Geizhals meint's mit allen schlimm, mit sich zumeist.*<sup>298</sup>

Bei solchen Versen klatscht der schmutzigste Geizhals und freut sich über die schmachvolle Züchtigung seiner Laster. Wieviel mehr muss das wohl deinem Urteil zufolge der Fall sein, wenn solche Worte aus dem Mund eines Philosophen kommen, wenn seine heilsamen Vorschriften mit dergleichen Versen gewürzt werden, die eben diese Vorschriften wirksamer eindringen lassen in die Psyche der noch unerfahrenen Hörer. Kleanthes sagte: „Wie unser Atem einen stärkeren Ton gibt, wenn die Trompete ihn durch die Enge des langen Kanals hindurch gezogen hat und schließlich durch den erweiterten Ausgang ausströmen lässt, so erhöht die knappe Form, die für den Vers geboten ist, den Eindruck, den die Worte auf uns machen.“ - Eine Ermahnung wird gleichgültig angehört und macht geringen Eindruck, wenn sie in ungebundener Rede vorgetragen wird; sobald jedoch der Rhythmus dazu kommt und die Lehrrede an ein bestimmtes Versmaß gebunden ist, wird eben der Gedanke gleichsam mit kräftigerem Schwung entsandt. Über die Verachtung des Geldes wird viel hin und her geredet und in endlosen Vorträgen die Lehre eingeschärft, die Menschen müssten ihren Reichtum in der Psyche, nicht im Geld suchen, reich sei derjenige, der sich in seine Armut zu fügen wisse und sich mit Wenigem reich mache. Doch größeren Eindruck macht es auf die Psyche, wenn Verse folgender Art vorgetragen werden [von dem Mimendichter Syrus]:

*Am wenigsten bedarf, wer wenig nur begehrt.*

*Wer wollen kann, was genug ist, hat das, was er will.*

Wenn wir diese und derartige Verse hören, werden wir zum Geständnis der Wahrheit gebracht. Sogar diejenigen, denen nichts genug ist, sind entzückt, rufen Beifall und erklären das Geld für hassenswert. Siehst du sie in dieser Stimmung, dann setze ihnen zu, lass nicht locker, darauf lege alles Gewicht unter

<sup>297</sup> Fußnote Apelt: Seneca meint wohl die sog. Galli, entmannte Priester der Kybele.

<sup>298</sup> Fußnote Apelt: Vers des Mimendichters Publilius Syrus.



Beiseitelassung aller Zweideutigkeiten, aller Folgerungskünste, aller Neckereien mit Fangschlüssen und aller sonstigen Spielereien eines richtigen Scharfsinns.

Gegen die Habsucht, gegen die Üppigkeit sei deine Rede gerichtet, und wenn du siehst, dass du damit etwas ausgerichtet und auf die Psychen der Hörer Eindruck gemacht hast, dann lass nicht locker, sondern setze ihnen noch mehr zu. Kaum sollte man glauben, welche starke Wirkung eine derartige Rede hat, die ernsthaft auf Heilung bedacht ist, und es auf nichts anderes abgesehen hat als auf das Wohl der Hörenden. Denn leicht werden jugendliche Gemüter für die Liebe zum Edlen und Rechten gewonnen, und die Wahrheit macht ihr Recht geltend auf die noch bildsamen und nur wenig verdorbenen Psychen, wenn sie einen fähigen Anwalt gefunden haben.

Ich wenigstens wurde, als ich Attalus gegen die Laster, Verirrungen und Übel des Lebens reden hörte, oft von Mitleid ergriffen mit den Menschen; und er, Attalus, wuchs in meinen Augen weit über das menschliche Maß hinaus. Attalus selbst erklärte sich für einen König, doch mir kam es vor, als stünde er noch über den Königen, dass er sich zum Richter über die Könige machen dürfte. Und wenn er anfing, der Armut das Wort zu reden und darzulegen, was für eine überflüssige und für den Tragenden beschwerliche Last alles sei, was über das Bedürfnis hinausginge, da regte sich oft der Wunsch, man möchte arm aus der Schule herausgehen. Wenn er sich daran machte, unsere Lustbegierden durchzuhecheln, einen enthaltsamen Körper, ein bescheidenes Essen, eine reine Sinnesart zu preisen, die nicht nur frei ist von unerlaubten, sondern auch von überflüssigen Lustbegierden, da wurde das Verlangen lebendig, dem Gaumen und dem Magen Schranken zu setzen. Davon ist mir einiges geblieben, mein Lucilius. Denn mit großem Eifer hatte ich mich der [stoischen] Sache angenommen. In der Folge aber habe ich, dem öffentlichen Leben wieder zugewandt, nur wenig von dem guten Anfang bewahrt. Von jener Zeit ab entsagte ich dem Genuss von Austern und Pilzen für das ganze Leben. Denn das sind keine Speisen sondern Leckerbissen, die die Satten zum Essen verführen, ein höchst erwünschter Zwang für die Vielfraße, die mehr in sich stopfen, als sie zu fassen vermögen; denn so leicht sie durch die Kehle hinuntergehen, so leicht kehren sie auch wieder zurück. Von jener Zeit ab enthalte ich mich mein Lebtag der Salbe; denn für den Körper ist es der beste Geruch, wenn er keinen hat. Von jener Zeit ab entbehrt mein Magen des Weins.<sup>299</sup> Von jener Zeit ab meide ich mein Lebtag jedes heiße Bad in der Überzeugung, dass es nicht nur unnütz sondern auch eine Verweichlichung ist, den Körper abzukochen und durch Schwitzen zu leeren. Was ich sonst noch damals abgelegt habe, ist wieder zurückgekehrt, aber doch so, dass ich Maß halte in allen Dingen, deren ich mich vordem ganz enthielt, und zwar in einem Grad, der der Enthaltbarkeit ziemlich nahe liegt und vielleicht schwerer ist als diese, weil dergleichen Begierden leichter ausgerottet als auf das gehörige Maß zurückgeführt werden können.

Weil ich mich einmal darauf eingelassen habe dir darzulegen, wieviel stärker der Drang war, mit dem ich in der Jugend an die Philosophie herantrat, als der, mit dem ich im Alter darin fortfahre, so will ich dir ohne Scheu bekennen, welche Liebe ich damals zu Pythagoras gefasst hatte. Sotion<sup>300</sup> machte mich mit

<sup>299</sup> Fußnote Hrsg.: Hier könnte nach meiner Überzeugung eine fehlerhafte Übersetzung vorliegen. Ob Seneca tatsächlich seit seiner Jugendzeit keinen einzigen Schluck Wein mehr trank, möchte ich stark bezweifeln. Dazu hat er im 83. Brief zu sehr gegen Zenon von Kition polemisiert.

<sup>300</sup> Fußnote Apelt: Sotion, der Peripatetiker, dessen Cicero auch schon im 49. Brief, Abs. 2, als seines Lehrers gedachte. Dazu siehe auch der 59. und der 64. Brief. Seneca las auch die Werke Sotions.

den Gründen bekannt, die ihn, wie später den Sextius, sich der Fleischnahrung enthalten ließen. Diese Gründe waren für beide verschieden, aber höchst ehrenvoll. Sotion glaubte, der Mensch habe unblutige Nahrung genug, und es führe nur zur Grausamkeit, wenn die Fleischnahrung dem Genuss dienen sollte. Dazu bemerkte er weiter, man müsse den Stoff zur Schwelgerei beschränken. Er versuchte zu beweisen, dass die große Vielfältigkeit der Speisen und ihr Missverhältnis zu unserem Körper der Gesundheit zuwider seien. Pythagoras dagegen behauptete, alles sei mit allem verwandt und es gebe einen Verkehr der Psychen, die sich immer wieder in neue Gestalten umwandelten. Keine Psyche, wenn du ihm glaubst, geht unter oder macht auch nur eine Pause, mit Ausnahme der kurzen Zeit ihres Überganges von einem Körper in einen anderen. Wir werden sehen, in welchem Wechsel der Zeiten und wann sie, nachdem sie durch mehrere Wohnungen umhergeirrt war, wieder zum Menschen zurückkehrt. Dabei flößte er den Menschen Furcht ein vor Verbrechen und Vatemord, da sie ahnungslos an die Psyche des Vaters geraten und diese durch Schwert oder Biss verletzen könnten, wenn irgend eine verwandte Psyche in einem solchen Körper seinen vorübergehenden Aufenthalt hätte.

Nachdem Sotion dies dargelegt und durch seine Beweisgründe vollends erhärtet hatte, sagte er: *„Glaubst du nicht, dass die Psychen immer wieder andere Körper zum Wohnsitz angewiesen erhalten, und dass, was wir Tod nennen, nichts anderes ist als eine Wanderung? Glaubst du nicht, dass in diesen zahmen oder wilden Tieren oder auch in den Wassertieren eine Psyche wohnt, die einst einem Menschen angehört hat? Glaubst du nicht, dass in dieser Welt nichts untergeht, sondern nur den Ort wechselt? Und dass nicht nur die Planeten in bestimmten Umläufen sich bewegen, sondern dass auch die lebenden Wesen einem bestimmten Wechsel unterworfen sind und dass die Psychen einen Kreislauf vollführen? Große Männer haben dies geglaubt. Daher halte mit deinem Urteil zurück, trage aber Sorge, dass du dich für alle Fälle sicherst. Entspricht dieser Glaube der Wahrheit, so bist du unschuldig, wenn du dich der tierischen Nahrung enthältst; ist er falsch, so ist er doch eine Schule der Genügsamkeit. Was kann also deine Leichtgläubigkeit für Schaden bringen? Folgst du mir, so entsagst du damit eben nur dem, wovon sich Löwen und Geier ernähren.“*

Durch solche Reden angetrieben fing ich [Seneca] an, mich der tierischen Nahrung zu enthalten, und nach Ablauf eines Jahres war mir diese Gewohnheit nicht nur leicht sondern auch angenehm. Es kam mir vor, als erhielte mein Geist einen größeren Schwung, und ich möchte dich heute nicht versichern, es sei nicht so gewesen. Du fragst, wie es kam, dass ich wieder davon abkam? Meine Jugendzeit fiel in die ersten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius. Damals wurde mit den ausländischen Göttern aufgeräumt, die Enthaltung aber von gewissen Tieren galt als Beweis des Aberglaubens. Darum kehrte ich auf Bitten meines Vaters, der nicht etwa Verleumdung fürchtete, aber die Philosophie hasste, zu meiner früheren Gewohnheit zurück, und es kostete ihn nicht viel Mühe, mich dahin zu bringen, dass ich mich wieder an kräftigeres Essen gewöhnte.

Attalus pflegte eine Matratze zu loben, die hart genug war, damit der Körper keinen Eindruck hinterlässt. Noch als Greis bediene ich mich einer solchen, die keine derartige Spur hinterlässt. Dies teilte ich dir mit, um dir zu zeigen, wie mächtig bei Anfängern der erste Drang nach allem Guten ist, wenn jemand sie nur anregt und anfeuert. Allein es fehlt weder an Fehlgriffen der Lehrer, die uns auf die Kunst der Streitrede, nicht auf das Leben einüben, noch an Schwächen der Schüler, die zu ihren Lehrern kommen, nicht mit dem Vorsatz, ihre Psyche zu

bilden sondern ihr Talent. So ist es denn dahin gekommen, das, was Philosophie war, Philologie geworden ist. Es kommt aber viel darauf an, mit welchem Vorsatz du an etwas herantrittst. Wer als künftiger Grammatiker den Vergil durchforscht, der liest jenes herrliche Wort<sup>301</sup> „die Zeit flieht unwiederbringlich“ nicht im Sinne von: wachsam gilt es zu sein; wenn wir nicht eilen, so bleiben wir zurück; es drängt uns der eilende Tag, wie er selbst auch gedrängt wird; unvermerkt werden wir fortgerissen; alles verschieben wir auf die Zukunft, und inmitten des jähen Laufes der Dinge legen wir die Hände in den Schoß. Nein! Er benutzt sie zu der Beobachtung, dass Vergil, so oft er von der Schnelligkeit der Zeit redet, sich des Zeitwortes „fugit“ [sie flieht] bedient.

*„Immer die besten Tage im Leben der armen Sterblichen  
Fliehen zuerst; es erscheinen Krankheiten und trauriges Alter,  
Mühsal rafft uns dahin, und die Strenge des grausamen Todes.“*

Wem es um die Philosophie zu tun ist, der weiß auch diesen Worten die rechte Deutung zu geben. Niemals, sagt der Philosoph, wählt Vergil den Ausdruck, „die Tage gehen“, sondern „die Tage fliehen“, weil dies die beschleunigte Art des Laufens ist. Die besten Tage, sagt er, werden uns zuerst geraubt; was also zaudern wir, uns selbst in beschleunigte Bewegung zu versetzen, um dem, was alles andere an Schnelligkeit hinter sich lässt, gleichzukommen? Das Bessere flieht vorüber, das Schlimmere tritt an seine Stelle. Wie aus einem Krug das Reinste zuerst ausfließt, während das Schwerste und Trübe sich auf den Grund senkt, so ist in unserem Leben das Beste zuerst abgeschöpft. Tun wir richtig daran, dies in fremdem Dienst<sup>302</sup> zu verbrauchen, um für uns nur den Bodensatz zu behalten? Fest präge sich unserer Psyche jenes Dichterwort ein und werde hoch gehalten wie ein Orakelspruch:

*„Immer die besten Tage im Leben der armen Sterblichen  
Fliehen zuerst ...“*

Warum die besten Tage? - Weil, was zurückbleibt, unsicher ist. - Warum die besten Tage? - Weil wir als Jünglinge lernen können. Weil wir die willige und noch fügsame Psyche dem Besseren zuwenden können. Weil diese Zeit geeignet ist für Anstrengungen, geeignet ist für wissenschaftliche Ausbildung des Geistes wie auch für körperliche Übungen und Leistungen; das weitere Leben ist träger, schlaffer und dem Ende näher. Darum gilt es, mit ganzer Psyche danach zu streben und jeder Ablenkung ausweichend auf das eine Ziel hinzuarbeiten, dass wir nicht diese Schnelligkeit der enteilenden Zeit, die wir nicht zurückhalten können, erst gewahr werden, wenn wir uns im Rückstand sehen. Jeder neue Tag werde von uns begrüßt als der beste und werde uns zu einem schätzbaren Besitz. Was flieht, muss mit raschem Griff erfasst werden.

Ganz anders denkt der, welcher jenes Gedicht mit den Augen eines Grammatikers liest. Für diesen ist nicht jeder erste Tag der beste, weil weiterhin Krankheiten sich einstellen und das Alter nachdrängt und, während wir noch von Jugend träumen, schon über unserem Haupte schwebt. Was sagt er vielmehr? „Vergil gebraucht Krankheiten und Alter in ständiger Verbindung.“ - Gewiß, eine richtige Bemerkung. Denn das Alter ist eine unheilbare Krankheit. Außerdem, sagt er, gibt er dem Alter noch einen bezeichnenden Beinamen: er nannte es traurig [Aeneas VI, 274]:

*„Es erscheinen Krankheiten und trauriges Alter ...“*

An gleicher Stelle sagt er

<sup>301</sup> Fußnote Apelt: Vergil, >Georg.<, III, 284.

<sup>302</sup> Fußnote Apelt: Nämlich im Staatsdienst.

„*Bleich wohnen ringsumher Krankheiten und trauriges Alter.*“

Es ist kein Wunder, dass sich aus demselben Stoff ein jeder das für seine Studien Passende nimmt: auf derselben Wiese sucht der Stier sein Gras, der Hund den Hasen, der Storch die Eidechse. Wenn hier ein Philologe, dort ein Grammatiker, dort ein der Philosophie Beflissener das Buch des Cicero >Über den Staat< in die Hand nimmt, so ist die Aufmerksamkeit eines jeden anderswohin gerichtet. Der Philosoph wundert sich, dass über die Gerechtigkeit soviel gesprochen werden konnte. Wenn der Philologe die gleiche Lektüre vornimmt, macht er folgende Anmerkung: Es gibt zwei römische Könige, von denen bei dem einen der Vater, bei dem anderen die Mutter unbekannt ist. Denn über des Servius Mutter ist man in Zweifel; von Ancus wird kein Vater genannt, er heißt „der Enkel des Numa“.

Außerdem merkt er an, dass derjenige, welchen wir Diktator nennen, wie er auch in den Geschichtsbüchern so genannt wird, in den alten Zeiten *magister populi* [Oberster des Volkes] genannt worden ist. Und noch heute findet sich dies in den Auguralbüchern und erhält seine Bestätigung dadurch, dass der von jenem Ernante *magister equitum* [Reiter-Oberst] heißt. Ebenso bemerkt er, dass Romulus bei einer Sonnenfinsternis umgekommen ist; Berufung an das Volk habe auch von seiten der Könige bestanden. Dass dies sich in den Pontifikalbüchern findet, glaubt neben manchen anderen auch Fenestella.<sup>303</sup> Macht sich aber der Grammatiker an die Erklärung der gleichen Bücher, so sind es zunächst besonders hervortretende Wörter, über die er seine Bemerkungen macht, so über *reapse* [wirklich = *re ipsa*], das sich bei Cicero findet, ebenso *seipse*, das *se ipse* bedeutet. Sodann geht er zu Ausdrücken über, deren Bedeutung sich im Laufe des Jahrhunderts durch den Volksmund verändert hat, wie z. B. Cicero sagt: *quoniam iam sumus ab ipsa calce eius interpellatione revocati* [weil wir durch seine Einsprache vom Ziel selbst zurückgerufen sind].<sup>304</sup> Die Linie, die wir jetzt in der Rennbahn *creta* nennen, wurde von den Alten *calx* genannt.

Sodann stellt er die Verse aus dem Ennius<sup>305</sup> zusammen und vor allem die über Africanus:

„*Cui nemo civis neque hostis  
Quiviv pro factis reddere opis pretium.*“  
[Dem weder Freund noch Feind  
Bezahlen konnte seiner Taten würd'gen Lohn.]

Hieraus, sagt er, sehe er, dass bei den Alten *ops* (*opern*) nicht nur „Hilfe“ bedeutet habe sondern auch „Mühe“ (*opera*). Denn Ennius sagt, niemand, weder Mitbürger noch Freund, habe dem Scipio den Lohn seiner Mühe bezahlen können.

Sodann schätzt er sich glücklich, dass er gefunden hat, wie Vergil auf die Worte gekommen sei [Georg. III, 260]:

„*Über ihm tönt  
Mächtig das himmlische Tor.*“

Ennius, sagt er, habe dies aus Homer sich angeeignet, Vergil aus dem Ennius. Denn es finde sich in eben den Büchern >Über den Staat< folgendes Epigramm:

„*Si fas endo pl agas caelestum aseandere cuiquam est  
Mi soli cocli maxima porta paiet.*“

<sup>303</sup> Fußnote Apelt: Lucius Fenestella war ein Geschichtsschreiber in der Zeit des Augustus und Tiberius. Seine Werke blieben nicht erhalten.

<sup>304</sup> Fußnote Apelt: Das Ziel wurde am Ende der Rennbahn durch einen weißen Strich gekennzeichnet, der mit Kalk (*calx*) oder mit Kreide (*creta*) gezogen war.

<sup>305</sup> Fußnote Apelt: Nämlich diejenigen, die sich in Ciceros Schrift >Über den Staat< finden.

*[Ist je einem vergönnt, zu ersteigen die himmlischen Räume,  
Öffnet das himmlische Tor, das hohe, sich mir allein.]*

Doch um nicht selbst, während mein Sinn auf ganz anderes steht, zum Philologen oder Grammatiker zu werden, so erinnere ich daran, dass das Hören und Lesen der Philosophen sich auf das glückliche Leben als seinem eigentlichen Zweck beziehen muss. Es gilt da nicht veraltete oder erkünstelte Worte zu erspähen, schiefe Metaphern und Redefiguren zu konstruieren, sondern Vorschriften aufzustellen, die uns zum Nutzen gereichen, herrliche und begeisternde Sprüche, die sich durch die Tat bewähren sollen. Wir sollen diese Lehrzeit so ausnutzen, dass aus den Worten Taten werden. Niemand aber, meine ich, macht sich schlechter verdient um die Menschheit, als wer die Philosophie wie eine billige Kunst erlernt hat und anders lebt, als man seinen Vorschriften zufolge leben soll.

Diese Leute machen sich selbst zu Mustern ihres unnützen Wissens, indem sie selbst Sklaven all der Laster sind, gegen die sie auftreten. Ein Lehrer dieser Sorte kann mir ebensowenig nützen wie ein Steuermann, der im Sturm seekrank wird. Es gilt, in der reißenden Flut das Steuer festzuhalten, mit dem Meer selbst zu ringen, dem Wind die Segel zu nehmen. Was kann mir ein Kapitän helfen, der von Schrecken gelähmt ist und sich übergeben muss? Wieviel gewaltiger ist doch der Sturm, von dem das Leben hin- und hergeworfen wird, im Vergleich zu irgend einem Schiff! Nicht zu reden gilt es, sondern das Steuer zu führen. Alles, was sie sagen, womit sie sich vor der Hörermenge großtun, ist von anderen geborgt. Dies hat Platon gesagt, jenes haben Zenon, Chrysippus und Poseidonius und die große Schar anderer Philosophen gesagt. Wie sie beweisen können, dass das, was sie sagen, auch ihr Eigen sei, will ich dir sagen: sie brauchen nur durch die Tat zu bezeugen, was sie vortragen.

Weil ich denn zu Ende bin mit dem, was ich an dich bringen wollte, will ich nun deinem Wunsch willfahren und die ganze von dir erbetene Erörterung zum Inhalt eines zweiten Briefes machen, damit du nicht an einen dornenvollen Gegenstand, der mit offenen und lernbegierigen Ohren angehört werden muss, in einen Zustand der Ermattung herantrittst.

## 109. Brief

[Kann der Weise dem Weisen nützen?]

Du verlangst zu wissen, ob der Weise dem Weisen nützen könne. Wir [Stoiker] behaupten doch, der Weise habe die ganze Fülle des Guten in sich und habe das Höchste erreicht: Wie kann also einer einem nützen, der bereits im Besitz des höchsten Glücks-Gutes ist? So deine Frage. - Die Guten nützen sich gegenseitig, denn sie üben sich in Betätigung der Tugenden und sorgen für Erhaltung ihres Wahrheitsbestands. Jeder von beiden bedarf einen, mit dem er sich aussprechen, den er zum Genossen seiner Forschungen machen kann.

Die bewährtesten Ringkämpfer stellen fortwährend gegenseitige Übungen an; auf den Musiker wirkt fördernd derjenige, der das Gleiche erlernt hat. Auch der Weise bedarf der regsamen Betätigung seiner Tugenden. So wird er denn, wie er selbst sich fördert, auch von einem anderen Weisen gefördert. Worin besteht nun der Nutzen, den der Weise dem Weisen gewährt? In dem Antrieb, den der eine dem anderen gibt, in dem Aufweisen von Gelegenheiten zu lobenswerten Handlungen. Außerdem wird er sich über manchen Gegenstand seines Nachdenkens äußern, wird, was er gefunden hat, zur Belehrung darbieten; denn

für den Weisen sind immer noch Fragen zu klären, die er Antworten finden muss, und auf die der Drang seines Geistes gerichtet ist.

Der Böse schadet dem Bösen, und er macht ihn noch schlechter dadurch, dass er seine Wut noch mehr anfacht, dass er seine Traurigkeit gutheißt, seine Genusssucht lobt; und am schlimmsten steht es mit dem Schlechten dann, wenn das bunte Durcheinander der Laster den höchsten Stand erreicht hat und alle Nichtswürdigkeit auf einen Haufen zusammengetragen ist. Umgekehrt wird also der Gute dem Guten nützen. „In welcher Weise“, fragst du. - Er wird ihn in eine freudige Stimmung versetzen, wird sein Selbstvertrauen stärken. Die Wahrnehmung der beiderseitigen Gemütsruhe wird die gehobene Stimmung beider steigern. Außerdem wird der eine dem anderen die Kenntnis von mancherlei Dingen mitteilen. Denn der Weise weiß nicht alles. Und auch wenn dies der Fall wäre, könnte einer doch kürzere Wege zur Erreichung des Ziels ausdenken und Mittel angeben, durch welche die ganze Sache leichter in Gang gebracht wird. Der Weise wird dem Weisen nützen, nicht sowohl durch seine eigenen Kräfte als durch die Kräfte dessen, dem er hilft. Es kann der Weise auch allein gelassen seiner Aufgabe gerecht werden. Er wird seine eigene Schnelligkeit nicht ungenützt lassen; gleichwohl nützt ihm der, der ihn im Laufen ermuntert. Der Weise nützt nicht dem Weisen, sondern er nützt sich selbst. Das lass dir gesagt sein: Nimm dem einen die eigene Kraft, und der andere wird nichts ausrichten. Die Sache so genommen, könnte man auch sagen, es sei im Honig keine Süßigkeit, denn eben der, der ihn genießen soll, muss eine Zunge und einen Gaumen haben, die für einen solchen Geschmack empfänglich sind, widrigenfalls er nur Missbehagen empfinden wird. Denn es gibt Leute, bei denen infolge einer Krankheit der Honig einen bitteren Geschmack hat.

Man sagt: „Wenn für das, was den höchsten Grad von Wärme erreicht hat, es überflüssig ist, weiter erwärmt zu werden, so ist es auch für den, der den Gipfel der Tugend erreicht hat, überflüssig, dass ein anderer ihm nütze. Verlangt etwa ein Bauer, der mit allem Bedarf ausgerüstet ist, von einem anderen ausgerüstet zu werden? Begehrt etwa ein Soldat, der vollständig ausgerüstet ist für den Feldzug, noch weitere Waffenstücke? Also auch der Weise nicht, denn er ist genügend ausgerüstet fürs Leben, ist genügend mit [philosophischen] Waffen versehen.“ - Meine Antwort hierauf lautet so: Auch wer in höchster Wärme ist, bedarf noch weiterer Wärme, um auf der vollen Höhe zu bleiben. - „Aber“, erwidert man, „die Wärme erhält sich selbst.“ - Zunächst ist ein großer Unterschied zwischen dem, was du vergleichst. Denn die Wärme ist etwas Einheitliches, der Nutzen etwas Vielfaches. Sodann bedarf die Wärme, um warm zu sein, keines Zusatzes von Wärme. Der Weise dagegen kann nicht in seiner Stimmung der Psyche beharren, wenn er nicht mit einigen Freunden verkehrt, die ihm ähnlich sind und mit denen er seine Tugenden teilt. Dazu kommt noch, dass alle Tugenden miteinander im Freundschaftsbund stehen. Deshalb nützt derjenige, der die Tugenden eines anderen, ihm Gleichen, liebt und die seinigen als liebenswert wirken lässt. Was ähnlich ist, macht Freude, zumal wenn es edler Art ist, und volles Verständnis hat für ausgleichende Gegenseitigkeit der Anerkennung. Sodann ist auch kein anderer kundig genug, um auf die Psyche eines Weisen Einfluss zu gewinnen, als ein Weiser; sowie auf den Menschen nichts anderes vernunftgemäß wirken kann als der Mensch. Wie also zur Wirkung auf die Vernunft Vernunft nötig ist, so bedarf es zur Wirkung auf die [menschmögliche] vollkommene Vernunft der [menschmöglichen] vollkommenen Vernunft. Das Lob, uns nützlich zu sein, wird auch denen zuerkannt, die uns mit Dingen versehen, die bloß vermittelnde

Bedeutung haben, mit Geld, mit Gunst, mit Schutz gegen Ungerechtigkeit und was sonst für das Leben wertvoll oder notwendig ist. In diesen Dingen wird man auch von einem Toren sagen können, dass er dem Weisen nützt. Nützen aber [im eigentlichen Sinne] heißt gemäß der Natur auf die Psyche wirken durch die eigenen Tugenden wie auch durch die Tugenden dessen, auf die sich die Wirkung bezieht. Das aber wird nicht geschehen, ohne auch eben dem zugute zu kommen, welcher nützt. Denn dadurch, dass er der Tugend eines anderen ein Übungsfeld gibt, verschafft er sich selbst auch ein solches. Doch sieh jetzt ab von alle dem, was entweder höchstes Glücks-Gut ist oder dessen Entstehen bewirkt: gleichwohl können die Weisen sich gegenseitig nützen. Denn einen Weisen zu finden ist dem Weisen an sich schon etwas Begehrenswertes, weil von Natur alles Gute dem Guten schätzenswert ist, und demnach ein jeder Gute einem Guten zugetan ist wie sich selbst.

Für die Erörterung des Themas ist es unerlässlich, von dieser Frage auf eine andere überzugehen. Es fragt sich nämlich, ob der Weise mit sich allein zu Rate gehen wird oder ob er einen anderen dazu zuziehen wird. Das ist für ihn unvermeidlich, wenn es sich um die bürgerlichen, häuslichen und sozusagen sterblichen Dinge handelt. In diesen Fragen bedarf er fremden Rates ebenso dringend wie eines Arztes, wie eines Steuermanns, wie eines Anwaltes und eines Prozeßleiters. Es wird also der Weise dem Weisen nützlich sein, denn er wird ihm Rat erteilen. Aber auch in jenen hohen und naturgesetzlichen Dingen wird er, wie wir [Stoiker] sagen, nützlich sein durch gemeinsame Beschäftigung mit allem, was zu den Tugenden gehört, sowie durch den Austausch ihrer Gesinnungs- und Gedankenwelt. Außerdem ist es der Natur gemäß, mit Freunden in enger Gemeinschaft zusammenzuhalten und sich an ihrem Tun wie an dem eigenen zu erfreuen. Denn unterlassen wir das, dann werden auch die Tugenden nicht bei uns verweilen wollen, die durch Sinneseindrücke gestärkt werden. Die Tugenden aber fordern uns auf, uns mit der Gegenwart gut abzufinden, für die Zukunft Sorge zu tragen, zu Rate zu gehen und den Geist in Übung zu halten. Leichter wird die Anspannung und Entwirrung dem gelingen, der sich jemandem zugesellt. Er wird entweder einen schon [fast] vollkommenen Mensch suchen oder einen, der im Fortschreiten begriffen und der Vollkommenheit nahe ist. Nützen aber wird ihm der [fast] Vollkommene, wenn er die Beratung durch mitteilende Einsicht fördert. Man sagt, die Menschen hätten ein schärferes Auge für fremde als für die eigene Sache. Dieser Fehler stellt sich bei solchen Leuten ein, welche die Selbstliebe verblendet hat und denen die Furcht vor Gefahren den Blick für das Nützliche raubt. Erst bei größerer Sicherheit und in gefahrloser Lage wird ein solcher anfangen klug zu werden. Nichtsdestoweniger gibt es Dinge, die auch ein Weiser schärfer bei anderen sieht als bei sich selbst. Zudem wird der Weise dem Weisen jene herrliche und ehrenhafte Erfüllung des Wortes leisten [Sallust, Catil. 20, 4]: „Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen“. Am gleichen Strang wird er ziehen zur Förderung des guten Werks.

Damit habe ich der Forderung, die du an mich stelltest, wohl Genüge getan, obschon der Gegenstand zu denen gehört, die in meiner Gesamtdarstellung der [stoischen] Ethik ihre Vollständigkeit finden soll. Was dergleichen besondere Fragen anbelangt [wie die hier behandelte], so denke an das, was ich dir so häufig sagte, dass sie zu nichts weiterem als zur Übung unseres Scharfsinns dienen. Denn immer wieder kehre ich zu der Frage zurück: was nützt mir dieser [spitzfindige] Plunder? Wird er mich tapferer, wird er mich gerechter, wird er mich genügsamer machen? Noch ist es nicht Zeit zu dergleichen Übungsspielen; noch bedarf es des

Arztes. Was verlangst du von mir ein unnützes Wissen: Du hast Großes verheißen, ich sehe nur Kleines. Du sagtest, ich würde unerschrocken sein, auch wenn die Schwerter rings um mich blitzten, auch wenn die Schwertschärpe mir an der Kehle stände. Du sagtest, ich würde unbekümmert sein, auch wenn die Flammen rings um mich loderten, auch wenn ein plötzlicher Wirbelwind mein Schiff rings auf dem Meere umherwürfe: leiste mir zunächst den Dienst, mich zu einem Verächter der Lust und des Ruhmes zu machen. Danach erst magst du mich lehren, knifflige Fragen zu lösen, Zweideutigkeiten klarzulegen, Dunkelheiten aufzuhellen: jetzt lehre mich, was nötig ist.

#### 110. Brief

[Der innere Frieden, auch inmitten der härtesten äußeren Bedrängnisse, ist eine Gabe der stoischen Philosophie]

Von meinem Nomentanum aus begrüße ich dich und wünsche dir eine Stimmung bester Art, das heißt die Gunst der Natur, die jedem befreundet und hilfreich ist, der mit sich selbst in Frieden lebt.

Sieh für jetzt einmal von dem ab, was einige [Theisten] lehren, nämlich dass einem jeden von uns ein Gott als Lenker beigegeben wurde, zwar keiner von den eigentlichen Göttern, sondern einer von untergeordnetem Rang, die Ovid<sup>306</sup> „de plebe dei“ [Volksgötter] nennt. Wenn du davon absiehst, so soll dies doch nur unter der Bedingung geschehen, dass du dich erinnerst, unsere Vorfahren, die dies glaubten, seien [anscheinend] Stoiker gewesen; denn sie gaben jedem Menschen einen Genius und eine Juno bei. Später einmal wollen wir sehen, ob der Aether-Logos Zeit genug hat, sich der Angelegenheiten jedes Einzelnen anzunehmen. Einstweilen lass dir folgendes gesagt sein: Mögen wir seiner Obhut übergeben oder seiner Fürsorge entrückt und dem blinden Schicksal preisgegeben sein, so kannst du doch niemandem etwas Schlimmeres wünschen, als wenn du ihm wünschest, dass er auf sich selbst wütend ist. Du hast aber keinen Grund, irgend einem, den du für strafwürdig hältst, zu wünschen, dass er den Aether-Logos [alias das Naturgesetz] zum Gegner habe. Glaube mir, er hat ihn zum Gegner, auch wenn er von ihm begünstigt zu sein scheint. Lass es an Aufmerksamkeit nicht fehlen, und gib genau Acht darauf, wie es mit unseren Angelegenheiten steht, gleich welchen Namen man ihnen gibt: Du wirst finden, dass die Widerwärtigkeiten uns häufiger zum Glück als zum Unglück ausschlagen. Denn wie oft ist Anfang und Ursache eines Glücks geworden, was man Unglück nannte; und wie oft hat andererseits ein Ereignis, das mit lebhaftesten Glückwünschen begonnen wurde, nur noch eine weitere Stufe aufgesetzt zur Vertiefung des Abgrunds; und einen bereits auf der Höhe Stehenden noch weiter emporgehoben, als ob er bisher nur einen Standpunkt gehabt hätte, von wo man ohne Schaden herabfallen kann! Dieses Herabfallen an sich bringt keinerlei Leid mit sich, wenn du auf den Ausgang blickst, jenseits dessen die Natur niemanden zu Fall bringt.<sup>307</sup> Nahe ist das Ende aller Dinge, ja nahe ist sowohl für den Glücklichen die Zeit, wo er seinem Glück entrissen wird, wie für den Unglücklichen die Zeit, wo er aus seinem Leidenzustand erlöst wird. Wir dehnen beiderlei Zustände aus und machen sie lang durch Hoffnung und Furcht. Bist du aber einsichtsvoll, so misst du alles nach menschlichem Verhältnis, ziehst also die Grenzen der Freude sowohl wie der Furcht enger. Es lohnt sich aber, sich über nichts lange zu freuen, um sich

<sup>306</sup> Fußnote Apelt: Ovid, >Metamorphosen< I, 594.

<sup>307</sup> Fußnote Apelt: Nämlich den Tod.



vor nichts lange zu fürchten.

Doch was bedarf es enger Grenzen für ein Übel? Man hat überhaupt keinen Grund, irgend etwas für furchtbar zu halten. Wahngelüste sind es, die uns beunruhigen, die uns durch Schrecken lähmen. Keiner von uns hat die Wahrheit vollständig ans Licht gebracht, sondern einer hat die Furcht dem anderen mitgeteilt. Keiner hat gewagt, an das, wodurch er in Unruhe versetzt wurde, heranzutreten und sich Kenntnis zu verschaffen von der wahren Beschaffenheit seiner Furcht und dem Guten, welches ihr innewohnt. Dadurch findet etwas Nichtiges und Unbegründetes noch Glauben, weil es nicht widerlegt wird. Verstehen wir uns nur dazu die Augen anzustrengen, dann wird sich bald herausstellen: Wie kurz, wie ungewiss, wie unschädlich das ist, was man fürchtet. Es findet eine Betäubung der Psyche statt, wie sie dem Lucrez vorschwebte<sup>308</sup>:

„Denn wie die Kinder zittern und alles im Finsternen fürchten, so fürchten auch wir uns im hellen Licht des Tages.“

Wie also? Sind wir nicht törichter als der erstbeste Knabe, wir, die wir uns bei Tage fürchten? Doch du irrst, Lucrez, wir fürchten uns nicht im Licht: Alles haben wir uns zur Finsternis gemacht. Wir sehen nichts, weder was uns schaden noch was uns nützen könnte. Unser Lebtag ecken wir ständig an und bleiben trotzdem nicht stehen und nehmen uns nicht in Acht beim Weitergehen. Du siehst aber, was für eine Tollheit das Vorstürmen in der Finsternis ist. Aber wir legen es wahrhaftig geradezu darauf an, dass wir recht weit zurückgerufen werden müssen, und während wir nicht wissen, wohin die Reise geht, beharren wir doch bei dem eiligen Lauf in der eingeschlagenen Richtung. Aber wir brauchen nur zu wollen, dann wird es hell.

Nur auf eine Weise aber kann dies geschehen: Wenn man die wissenschaftliche Kenntnis der menschlichen und naturgesetzlichen Dinge [der Naturgesetze] in sich aufnimmt, wenn man sich nicht auf oberflächliche Bekanntschaft mit ihnen beschränkt, sondern sich mit ihnen völlig durchtränkt, wenn man trotz der bereits vorhandenen Kenntnis sie immer wieder vornimmt, die Beziehung auf sich selbst dabei nicht vergessend, wenn man erkundet, was Glücks-Güter, was Übel sind, und welchen Dingen falsche Namen gegeben wurden, wenn man über das Wesen von Ehrbarkeit und Schändlichkeit, sowie über die Vorsehung nachforscht. Und dabei bleibt die Spürkraft des menschlichen Geistes noch nicht stehen: Er will den Blick auch über die Welt hinaus richten, will sehen, wohin ihr Lauf geht, von wo sie ausgegangen ist, welchem Ausgang die hastige Flucht der Dinge zueilt. Von dieser gleichsam „göttlichen“ Betrachtungsweise haben wir den Geist abgelenkt und ihn in die Niederungen des Schmutzigen und Gemeinen herabgezogen, auf dass er der Habsucht dient, sich vom Weltganzen, seiner Grenzen und dem alles bewegenden Gebieter [dem Aether-Logos] abgewendet, um die Erde zu durchwühlen und nachzuforschen, welche Übel [gemeint sind: materielle Schätze wie Gold und andere Edelmetalle] er aus ihr ausgraben könne, nicht zufrieden mit dem, was sie ihm offen darbietet. Alles, was uns nützen soll, hat uns der Aether-Logos uns in unmittelbarer Nähe dargeboten. Er hat nicht gewartet, bis wir danach suchten, er hat es von selbst gegeben: Was uns schaden sollte, hat er in der Tiefe der Erde verborgen. Nur über uns selbst können wir uns beklagen: Das, was uns ins Verderben führen sollte, haben wir gegen den Willen der Natur, die es verborgen hielt, hervorgezogen. Unsere Psyche haben wir in den Dienst der Lust gestellt, der zu huldigen der Anfang alles Übels ist, haben sie dem Ehrgeiz und Ruhm preisgegeben und allen

<sup>308</sup> Fußnote Apelt: Lucrez, II, 55 f.

möglichen Scheingütern. Was hast du also jetzt meiner Ermahnung zufolge zu tun? Nichts Neues, denn es sind keine neuen Übel, für die Heilmittel gesucht werden, sondern immer nur das, dass du durch Nachdenken mit dir selbst darüber einig wirst, was notwendig und was überflüssig ist. Dem Notwendigen begegnet man überall; das Überflüssige dagegen will immer und zwar mit ganzer Kraft der Begierde gesucht sein. Du brauchst dir aber nicht viel darauf einzubilden, wenn du goldene Bettgestelle und Gerät aus Edelstein verachtest. Denn ist es etwa schon eine Tugend, Überflüssiges zu verachten? Dann erst bewundere dich, wenn du das Notwendige verachten kannst. Es hat nicht viel zu sagen, wenn du ohne königlichen Prunk leben kannst, wenn du nicht Verlangen trägst nach hundertpfundigen Ebern, oder Zungen von Rotfedern [Phönikopteren] und anderen Abenteuerlichkeiten einer Üppigkeit, die bereits Tiere als Ganzes verschmät und nur bestimmte Glieder [wie Zungen] von einzelnen Tieren auswählt: Dann erst werde ich dich bewundern, wenn du auch ärmliches Brot nicht verachtest, wenn du dich dazu bekennt, dass nötigenfalls auch Pflanzen nicht nur für das Vieh, sondern auch für den Menschen wachsen, wenn du dir sagst, dass auch die Spitzen der Baumblätter dem Magen zur Füllung dienen können, dem wir so kostbare Dinge zuführen, als wäre er [der Magen] eine Aufbewahrungsstätte für dergleichen. Ohne wählerische Verwöhntheit muss er gefüllt werden. Denn was macht es aus, was er in sich aufnimmt, da er doch alles, was er in sich aufnimmt, verlieren muss? Du hast Wohlgefallen an wohlgeordneter Darbietung von Beutestücken aus Land und Meer, das eine ist um so willkommener, wenn es frisch auf die Tafel gebracht wird, das andere, wenn es lange gemästet und zwangsweise fett geworden im eigenen Fett schwimmt und seine Fleischmasse kaum zusammenzuhalten vermag. Es entzückt dich der künstlich erzeugte Glanz dieser Dinge. Aber beim Aether-Logos, wie steht es damit? All diese sorgsam aufgespürten und auf vielfach künstliche Weise zubereiteten Dinge werden, wenn sie in den Körper gelangt sind, in die gleiche Ekel erregende Form umgewandelt. Willst du den Lustreiz der Speisen verachten? Dann schau hin auf ihren Abgang.

Ich erinnere mich, dass Attalus unter dem lebhaftesten Beifall aller Hörer folgendermaßen sprach: *„Lange wurde ich vom Reichtum geblendet. Ich staunte, wenn mir eine Probe seines Glanzes, sei es hier, sei es dort, entgegengetreten war. Ich war des Glaubens, das dahinter Verborgene sei nicht weniger glänzend als das, was dem Auge offen dalag. Bei einem Prunkaufzug sah ich den ganzen Reichtum der Stadt [Rom] an kostbaren getriebenen Gefäßen aus Gold und Silber und anderem Metall, das an Wert noch über Gold und Silber hinausging, und eine ausgesuchte Farbenpracht und Gewänder, die von Gegenden herkommen, die nicht nur jenseits unseres Reiches, sondern auch noch jenseits von unserer Feinde Land liegen,<sup>309</sup> hier Scharen von Knaben, die durch ihre Bekleidung wie durch ihre Schönheit die Augen auf sich zogen, dort Scharen von Frauen, und was sonst noch der blühende Bestand des Reiches zur Musterung der eigenen Schätze den Augen darboten. Was heißt das anderes, frage ich, als die Begehrlichkeit der Menschen reizen, die an sich schon rege genug ist? Was soll dieses Goldgepränge? Haben wir uns zusammengefunden um in der Habsucht unterwiesen zu werden? Aber, der Kosmos sei mein Zeuge, ich nahm weniger Begehrlichkeit von da mit fort, als ich mitgebracht hatte. Ich verachtete nunmehr den Reichtum, nicht weil er überflüssig, sondern weil er kleinlich ist. Hast du*

<sup>309</sup> Fußnote Hrsg.: Indien und Chhina, woher die Römer Waren bezogen, liegen jenseits von Persien, dem Hauptfeind Roms.

*gesehen, wie innerhalb weniger Stunden jener Vorbeimarsch, obschon langsam und wohl geordnet, sich abspielte? Ist das der Inhalt unseres ganzen Lebens, was keinen ganzen Tag für sich beansprucht? Dazu kam noch die Tatsache, dass mir der Reichtum ebenso überflüssig für die Besitzer erschien wie für die Zuschauer. So oft etwas Ähnliches meine Augen blendet, so oft mein Blick auf ein glänzendes Haus fällt oder auf eine wohl gekleidete Schar von Sklaven oder eine von schönen Dienern getragene Sänfte, sage ich zu mir selbst: Was wunderst du dich? Was staunst du? Es ist eitel Tand. Diese Dinge dienen der Schaulust, sie sind kein Besitz, und mit dem Gefallen an ihnen sind sie auch verschwunden. Halte dich lieber an den wahren Reichtum. Lerne mit Wenigem dich zu begnügen und stimme hochgemut und beherzt in den Ruf ein: Lass uns Wasser haben, lass uns Graupen haben, und wir wollen mit Jupiter selbst es an Glück aufnehmen! Selbst wenn es auch daran fehlen sollte, wollen wir es, ich bitte dich, so halten. Es ist schimpflich, ein glückliches Leben auf Gold und Silber zu begründen, ebenso aber auch [wie die Kyniker es tun] auf Wasser und Graupen. Was soll ich also tun, wenn ich dies nicht habe? - Du fragst nach Abhilfe gegen den Mangel? Dem Hunger macht der Hunger ein Ende. Im übrigen, was macht es aus, ob dasjenige groß oder klein ist, was dich zum Sklavendienst nötigt? Was kommt darauf an, wie geringfügig es ist, was das Schicksal dir verweigern kann? Auch bei Wasser und Graupen bist du von fremder Willkür abhängig; frei dagegen ist nicht, wer irgendwie, wenn auch noch so wenig vom Schicksal abhängig ist, sondern wem es überhaupt nichts anhaben kann. Ja, so steht es: Du musst nichts bedürfen, wenn du Jupiter herausfordern willst, der nichts bedarf.“*

So sprach Attalus zu uns. Bist du entschlossen, dir das immer wieder durch den Kopf gehen zu lassen, so wirst du es dahin bringen, dass du wirklich glücklich bist, nicht nur scheinst; wenn du auch nicht anderen glücklich zu sein scheinst.

### 111. Brief

[Unterschied zwischen Sophistik und Philosophie]

Du fragst mich, welchen Ausdruck es im Lateinischen für *sophismata* [Sophismen] gibt. Viele haben versucht, der Sache einen Namen zu geben, aber kein Name hat sich eingebürgert. Sehr begreiflich! Fand doch die Sache selbst bei uns keine rechte Aufnahme und dauernde Verwendung; man wollte daher auch von einem Namen dafür nichts wissen. Der beste Ausdruck scheint mir indes der zu sein, dessen Cicero sich bediente: er nennt sie *cavillationes* [Fallenstellerei]. Wer sich darauf verlegt, der weiß zwar eine verfängliche Frage an die andere zu reihen, aber für das Leben gewinnt er nichts; weder tapferer wird er noch enthaltsamer noch erhabener. Derjenige dagegen, der zu seiner ethischen Gesundung sich anhaltend mit der [stoischen] Philosophie beschäftigt, wächst zusehends an Tüchtigkeit der Psyche, gewinnt volles Selbstvertrauen und wird unüberwindlich und größer in den Augen eines jeden, der ihm näher tritt. Es geht uns mit ihm wie mit großen Gebirgen, deren Höhe, aus der Ferne gesehen, sich weniger bemerklich macht; erst in unmittelbarer Nähe wird ersichtlich, wie hoch die Gipfel sind. So steht es auch, mein Lucilius, mit dem [stoischen] Philosophen, dem echten Philosophen, der sich in Taten bekundet und nicht in kunstvollen Spielereien. Er steht auf der Höhe, bewundernswert, erhaben, wahrhaft groß. Er macht sich nicht größer durch eingelegte Sohlen und geht nicht auf den Fußspitzen umher wie so manche, die ihrer Statur durch Trug etwas zusetzen und größer erscheinen wollen als sie sind: er ist zufrieden mit seiner Größe. Warum

sollte der Stoiker auch nicht zufrieden sein mit einer Größe, an welche die Hand des Schicksals nicht heranreicht? Er ist also erhaben über das Menschliche und sich selbst gleich in jeder Lebenslage, sei es, dass die Fahrt hemmungslos verläuft, sei es, dass die Wogen hochgehen und Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu überwinden sind. Diese Beständigkeit können jene neckenden Witzeleien [der Sophisten], von denen ich eben sprach, nicht gewähren. Mit ihnen spielt der Geist, ohne etwas dabei zu gewinnen; er zieht dadurch die [wahre] Philosophie nur von ihrer Höhe herab in die gleichmäßige Niederung. Doch möchte ich dich nicht abhalten, dich ab und zu auch mit diesen Dingen zu befassen, aber nur dann, wenn du sonst nichts Besseres vorhast. Der bedenklichste Übelstand dabei ist: Sie [die Spitzfindigkeiten] schmeicheln sich gleichsam ein, fesseln den durch den Schein des Scharfsinns bestochenen Geist und halten ihn auf, während eine unübersehbare Masse von Aufgaben seiner harrt und kaum das ganze Leben dazu hinreicht, um das eine zu lernen: das Leben zu verachten. „Wie?“, erwidert du, „würdest du nicht besser sagen: um das Leben zu leiten?“ - Das kommt erst an zweiter Stelle: denn um es gut zu leiten, muss man gelernt haben, es zu verachten.<sup>310</sup>

## 112. Brief

[Ein Unverbesserlicher]

Ich wünsche wahrhaftig, dass dein Freund belehrt und unterrichtet wird, worauf du so lebhaft hinstrebst; aber es ist ihm schwer beizukommen, denn er ist zu hart, oder vielmehr, was noch hinderlicher ist, zu weich und durch üble und lange Gewohnheit verdorben. Ich will dir ein Beispiel geben aus einem Arbeitsgebiet, das mir vertraut ist.<sup>311</sup> Nicht jeder Weinstock verträgt das Pfropfen; ist er alt und ausgesaugt, ist er schwach und dünn, dann wird er entweder für das Pfropfreis überhaupt unempfänglich sein oder es nicht nähren können, mit ihm nicht eins werden und nicht in die Eigenart und Natur desselben übergehen. Daher pflegen wir ihn über der Erde abzuschneiden, damit, wenn der Erfolg ausbleibt, ein zweiter, vielleicht glücklicherer Versuch gemacht werden kann, indem das Pfropfreis unter der Erde eingefügt wird. Derjenige, von dem du mir schreibst und den du mir empfiehlst, ist kraftlos: er hat sich den Lastern ergeben. Er ist zugleich welk und hart geworden. Er ist nicht fähig, Vernunft anzunehmen, nicht fähig, ihr Nahrung zu geben. - „Aber er trägt doch Verlangen danach!“ - Glaube das ja nicht. Ich sage nicht, er lügt dir etwas vor, er glaubt, dass er danach verlangt. Es hat ihn einmal Ärger überkommen über seine Schlemmerei. Nicht lange wird es dauern, so hat er sich mit ihr wieder ausgesöhnt. - „Doch er behauptet, er nehme selbst Ärger an seinem Leben.“ - Wohl möglich. Denn wem macht es nicht Ärger? Die Menschen lieben ihre Fehler und hassen sie zugleich. Wir wollen uns also unser Urteil über ihn bis dahin aufsparen, bis er uns die Überzeugung beigebracht hat, dass ihm die Schwelgerei auch wirklich verhasst ist; bis jetzt stehen beide [Ärger und Schlemmerei] bloß auf schlechtem Fuß miteinander.

<sup>310</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca will damit sagen: Die Freiheit unserer materialistischen stoischen Überzeugung müssen wir notfalls auch mit unserem Leben verteidigen wollen.

<sup>311</sup> Fußnote Apelt: Ein dem Seneca tatsächlich sehr vertrautes Gebiet. Siehe 86. Brief.

### 113. Brief

[Widerlegung der Lehre einiger Stoiker von den Tugenden als von lebenden Wesen]

Du verlangst von mir eine briefliche Stellungnahme darüber, wie ich über die bei den Stoikern viel behandelte Frage denke, ob Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit [oder Vernunft] und die übrigen Tugenden lebende Wesen seien. Diese Spitzfindigkeit, bester Lucilius, hat für uns Stoiker die Folge gehabt, dass wir in den Ruf gekommen sind, unseren Scharfsinn an nichtigen Dingen zu üben und uns mit unfruchtbaren Erörterungen die Zeit zu vertreiben. Ich will deinem Wunsch willfahren und dir die Ansicht der Stoiker darlegen. Es gibt, denke ich, so manches, das sich nur für Leute schickt, die griechisches Schuhwerk und einen griechischen Mantel tragen.

Ich werde also die Gesichtspunkte nennen, die für die alten Philosophen bestimmend waren. Die Psyche ist unleugbar ein lebendes Wesen, denn sie ist es ja, die bewirkt, dass wir lebende Wesen [animalia] sind, wie denn diese Bezeichnung daher entnommen ist. Die [vier stoischen] Tugenden zusammen sind nichts anderes als eine Psyche von bestimmter Beschaffenheit: also ist sie ein lebendes Wesen. Sodann üben die Tugenden eine Tätigkeit aus; jede Tätigkeit aber setzt notwendig einen Trieb voraus. Hat sie aber einen Trieb, den nur ein lebendes Wesen hat, so ist sie ein lebendes Wesen. „Ist eine Tugend ein lebendes Wesen“, wendet man ein, „so ist sie selbst die Inhaberin der Tugend.“ - Warum sollte sie sich nicht selbst innehaben? Wie der Weise alles durch die Tugenden verrichtet, so die Tugenden durch sich selbst. „Folglich“, so erwidert man „sind auch alle Künste lebende Wesen, ja überhaupt alles was wir denken und mit unserem Geist umfassen. Daraus folgt, dass viele tausend lebende Wesen in unserer engen Brust wohnen und dass jeder einzelne Mensch eine Vielheit lebender Wesen ist oder eine solche Vielheit in sich hat.“ - Du fragst, was hierauf geantwortet werde? - Jedes einzelne von diesen Dingen könnte ein lebendes Wesen sein, und doch werden es nicht viele lebende Wesen sein. - Warum? - Das will ich dir sagen, wenn du mir deinen Scharfsinn und deine Aufmerksamkeit zuwendest.

Jedes einzelne lebende Wesen muss seine besondere Substanz haben. Jedes Einzelne aber hat nur eine Psyche. Also können sie einzelne lebende Wesen sein, aber viele können sie nicht sein. Ich bin sowohl ein lebendes Wesen als auch ein Mensch, und doch wirst du mich nicht als zwei Wesen bezeichnen. Warum? Weil dann eine Trennung vorhanden sein müsste, das heißt es müsste der eine vom anderen abgesondert sein, damit es zwei seien. Was in dem Einen vielfältig ist, das fällt unter eine Natur. Darum ist es nur eines. Sowohl meine Psyche ist ein lebendes Wesen wie auch ich als Mensch bin ein lebendes Wesen; gleichwohl sind wir nicht zwei. Warum? Weil die Psyche ein Teil von mir ist. Nur dann kann etwas für sich allein gerechnet werden, wenn es für sich allein besteht. Ist es aber ein Teil eines anderen, so kann es nicht für etwas anderes gelten. Warum nicht? Vernimm es: weil jedes andere sein eigenes Wesen, ein besonderes, ganzes und in sich vollendetes Wesen sein muss.

Ich habe erklärt, anderer Ansicht zu sein. Denn würde man die andere Ansicht gelten lassen, so müssten nicht nur die Tugenden lebende Wesen sein, sondern auch die ihnen entgegengesetzten Laster und Leidenschaften, als da sind Zorn, Furcht, Trauer, Argwohn. Ja, man würde noch weiter greifen müssen: Alle Meinungen, alle Gedanken würden lebende Wesen sein, was doch völlig unstatthaft ist. Denn nicht alles, was im Menschen vorgeht, ist Mensch. Man wirft

ein: „Was ist die Gerechtigkeit?“ - Die Psyche in einer bestimmten Beschaffenheit. - „Also wenn die Psyche ein lebendes Wesen ist, so ist es auch die Gerechtigkeit.“ - Keineswegs. Denn diese ist ein Zustand und eine gewisse Kraft der Psyche. Die gleiche Psyche nimmt vielfache Formen an, ohne doch so oft ein anderes lebendes Wesen zu sein, als sie etwas anderes tut. Auch ist nicht das, was von der Psyche ausgeht, ein lebendes Wesen. Wenn die Gerechtigkeit, wenn die Tapferkeit, wenn die übrigen Tugenden lebende Wesen wären, hören sie dann auf, lebende Wesen zu sein, um dann von Zeit zu Zeit wieder anzufangen es zu sein, oder sind sie es immer? - Die Tugenden können nicht aufhören. Also würden viele, ja unzählige lebende Wesen in dieser Psyche sein. - „Es sind nicht viele“, erwidert man, „denn sie sind an das Eine geknüpft, dessen Teile und Glieder sie sind.“ - Demnach müssten wir uns also die Psyche vorstellen wie eine Art Hydra, die viele Köpfe hat, deren jeder für sich kämpft und Schaden anrichtet. Aber keiner dieser Köpfe ist ein lebendes Wesen, sondern Kopf eines lebenden Wesens, und was sie [die Psyche] betrifft, so ist sie ein einziges lebendiges Wesen. Noch niemand hat behauptet, dass in der Chimära der Löwe oder der Drache ein [besonderes] lebendes Wesen sei: sie waren nur Teile derselben. Teile aber sind keine lebenden Wesen.

Woraus folgerst du, dass die Gerechtigkeit ein lebendes Wesen sei? - „Sie bewirkt etwas“, heißt es, „und nützt. Was aber wirkt und nützt, hat einen Trieb; was aber einen Trieb hat, ist ein lebendes Wesen.“ - Ganz recht, sofern es der eigene Trieb ist, den es hat: es hat aber nicht seinen eigenen, sondern den der Psyche. Jedes lebende Wesen ist, bis es stirbt, das Gleiche, was es von Anfang an war: der Mensch ist, bis er stirbt, Mensch, das Pferd Pferd, der Hund Hund. Der Übergang in ein anderes ist unmöglich. Die Gerechtigkeit, das heißt die Psyche in einer bestimmten Beschaffenheit, ist ein lebendes Wesen. Lassen wir es gelten. Weiter ist auch die [Tugend der] Tapferkeit, das heißt die Psyche in einer gewissen Beschaffenheit, ein lebendes Wesen. - Welche Psyche? - Dieselbe, die eben noch Gerechtigkeit war. Sie wird festgehalten in dem früheren lebenden Wesen, kann nicht in ein anderes lebendes Wesen übergehen, sie muss in demjenigen beharren, in dem sie von Anfang an war. Zudem kann eine Psyche nicht zwei lebenden Wesen angehören, noch viel weniger mehreren. Wenn Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung und die übrigen Tugenden lebende Wesen sind, wie sollen sie dann eine Psyche haben? Sie müssten eine jede ihre besondere Psyche haben, sonst sind sie keine lebenden Wesen. Es kann nicht einen einzigen Körper für mehrere lebende Wesen geben. Das räumen sie auch selbst ein. - Was hat die Gerechtigkeit für einen Körper? - Die Psyche. Und die Tapferkeit? Was ist ihr Körper? - Die gleiche Psyche. Aber ein Körper kann nicht zwei lebenden Wesen angehören. - „Aber es nimmt doch“, sagt man, „dieselbe Psyche die Beschaffenheit der Gerechtigkeit an, sowie auch die der Tapferkeit und die der Mäßigkeit.“ - Das könnte der Fall sein, wenn zu der Zeit, in welcher die Gerechtigkeit wäre, die Tapferkeit nicht wäre, und in der Zeit, in welcher die Tapferkeit wäre, die Mäßigkeit nicht wäre. Tatsächlich aber sind alle Tugenden gleich. Wie können sie also eine jede ein lebendes Wesen sein, da die zugehörige Psyche nur eine ist, die nicht mehr als ein lebendes Wesen ausmachen kann? Endlich ist kein lebendes Wesen Teil eines anderen lebenden Wesens. Die Gerechtigkeit aber ist ein Teil der Psyche; also ist sie kein lebendes Wesen.

Sehe ich recht, so verschwende ich meine Mühe an eine anerkannte und bereits abgetane Sache. Denn man muss eher darüber seinem Ärger Luft machen als darüber streiten. Kein lebendes Wesen ist dem anderen gleich. Überschaue die

gesamte Körperwelt: Ein jeder Körper hat seine eigene Farbe, seine eigene Gestalt und Größe. Zu den anderen bewundernswerten schöpferischen Leistungen des Weltenbaumeisters rechne ich auch die, dass er nie auf dasselbe verfallen ist; auch was sich ähnlich scheint, erweist sich bei näherer Vergleichung als verschieden. So viele Arten von Blättern hat er hervorgebracht, und darunter doch kein Blatt, das nicht seine genau zu bezeichnende Eigentümlichkeit hätte; so viele lebende Wesen, deren keines an Größe völlig mit den anderen übereinstimmt, sondern immer noch einen Unterschied erkennen lässt. Er stellte an sich die Forderung, dass das, was etwas anderes ist, auch von anderem unähnlich und ungleich sein sollte. Alle Tugenden, sagt ihr, sind einander gleich; also sind sie keine lebenden Wesen. Jedes lebende Wesen wirkt etwas durch sich selbst. Die Tugenden aber bewirken nichts durch sich selbst, sondern nur mit dem Menschen. Alle lebenden Wesen sind entweder vernünftig wie die Menschen und der Aether-Logos, oder unvernünftig wie die wilden Tiere oder das Herdenvieh. Die Tugenden sind allerdings vernünftig. Allein sie sind weder Menschen noch der Aether-Logos; also sind sie keine lebenden Wesen. Kein vernünftiges Geschöpf setzt sich in Tätigkeit, ohne zuvor durch die Vorstellung einer Sache angeregt worden zu sein; dadurch wird dann der Trieb geweckt, und die Zustimmung bekräftigt daraufhin den Trieb. Was die Zustimmung anbelangt, so steht es mit ihr folgendermaßen: Ich muss mir durch Gehen Bewegung machen. Das werde ich erst dann tun, wenn ich es mir gesagt habe und meiner Meinung zugestimmt habe. Ich muss sitzen: auch hier geht der Ausführung die Zustimmung voraus. Diese Zustimmung findet sich bei der Tugend nicht. Nimm zum Beispiel an, es handle sich um die Einsicht: wie kann sie beistimmen und sagen „ich muss mir Bewegung verschaffen“. - Das ist unnatürlich. Denn die Einsicht sorgt für den, der sie besitzt, nicht für sich selbst. Kann sie doch weder gehen noch sitzen. Also kommt ihr keine Zustimmung zu, sie ist kein vernünftiges Lebewesen. Ist die Tugend ein lebendes Wesen und die Tugend ein Glücks-Gut, wäre dann nicht jedes Glücks-Gut ein lebendes Wesen? Gewiss. Dies geben die Unsrigen zu. Seinen Vater zu retten, ist ein Glücks-Gut, und in der Ratsversammlung in einsichtiger Weise seine Meinung darzulegen, ist ein Glücks-Gut; also ist sowohl die Rettung des Vaters wie die einsichtsvolle Meinungsäußerung ein lebendes Wesen. Man hat es so weit getrieben, dass ich mich des Lachens nicht erwehren kann: Einsichtsvoll zu schweigen ist ein Glücks-Gut, maßvoll zu speisen ist ein Glücks-Gut, also sind Schweigen und Speisen Lebewesen. Mich prickelt wahrhaftig in den Gliedern, und ich muss fortfahren mich lustig zu machen über diese scharfsinnigen Albernheiten. Gerechtigkeit und Tapferkeit wären, wenn sie lebende Wesen wären, zweifellos irdische Geschöpfe. Jedes irdische Geschöpf friert, hungert, dürstet: also friert die Gerechtigkeit, hungert die Tapferkeit, dürstet die Mildherzigkeit. Und weiter! Soll ich jene Philosophen nicht fragen, was für eine Gestalt diese lebenden Wesen haben? Die eines Menschen, oder eines Pferdes, oder eines wilden Tieres? Geben sie ihnen eine runde Gestalt wie der Gottheit, so werde ich weiter fragen, ob auch der Geiz, die Üppigkeit, der Wahnsinn die gleiche runde Gestalt haben? Denn auch sie wären ja lebende Wesen, wenn sie auch ihnen die runde Form zusprechen, so werde ich weiter fragen, ob ein verständiges Spaziergehen ein lebendes Wesen sei. Sie müssen es einräumen, und damit behaupten sie dann ferner, dass das Spaziergehen ein lebendes Wesen sei und zwar ein rundes.

Glaube aber nicht, dass ich der erste unter den Unseren [den Stoikern] bin, der nicht schulgerecht redet, sondern eine eigene Meinung hat. Zwischen Kleantes und seinem Schüler Chrysispos herrschte eine Verschiedenheit der

Ansicht darüber, was das Spaziergehen sei. Kleanthes sagt, es sei der Lebenshauch, der vom Hegemonikon bis in die Füße geleitet sei; Chrysippos dagegen erklärt, es sei das Hegemonikon selbst. Warum sollte also nicht nach dem Beispiel des Chrysippos ein jeder sich sein Recht sichern und sich über jene unzähligen Wesen, welche die Welt selber nicht fassen kann, lustig machen? - Es wird der Einwurf gemacht: „Es sind nicht viele lebende Wesen, gleichwohl sind es aber doch lebende Wesen. Denn so gut ein Einzelner sowohl ein Dichter wie auch ein Redner sein kann, und trotzdem nur einer ist, so sind auch Tugenden lebende Wesen, ohne doch mehrere zu sein. Die Psyche ist gleich wie die gerechte, einsichtige und tapfere Psyche, die nur bestimmte Eigenschaften der Psyche darstellen.“ - Der Streit ist zu Ende. Wir sind einig, denn auch ich gebe einstweilen zu, dass die Psyche ein lebendes Wesen ist, behalte mir aber vor, weiterhin mir meine Meinung darüber zu bilden; aber dass Handlungen der Psyche lebende Wesen seien, das stelle ich in Abrede. Sonst wären auch alle Worte und alle Verse lebende Wesen. Denn wenn eine verständige Rede ein Glücks-Gut ist, jedes Glücks-Gut aber ein lebendes Wesen ist, so ist sogar die Rede ein lebendes Wesen. Ein sinnreicher Vers ist ein Glücks-Gut, jedes Glücks-Gut aber ist ein lebendes Wesen: also wäre ein Vers ein lebendes Wesen. So wäre [Vergil, Aen. I,1]:

*„Waffen besing ich, den Mann ...“*

ein lebendes Wesen, das sie aber nicht rund nennen können, da es sechs Füße [sechs Versfüße des Hexameters] hat. - „Das ist“, sagst du, „nichts als ein Truggespinnst, mit dem man sich soviel zu schaffen macht.“ - Ich kann mich vor Lachen nicht halten, wenn ich mir vorstelle, dass ein sprachlicher Schnitzer, eine barbarische Redewendung oder ein Fangschluss lebende Wesen seien und ich ihnen wie ein Maler Gesichter aufsetzen könnte. Das sind die Dinge, über die wir mit tiefstem Ernst und faltiger Stirn hin- und herstreiten? Ich kann hier nicht jenes Wort des Caecilius<sup>312</sup> anwenden: „Welche elenden Albernheiten!“ - Sie sind vielmehr Lächerlichkeiten. Warum treiben wir daher nicht rechter etwas uns Nützlich und Heilsames und versuchen zu erkunden, wie wir zu den [vier stoischen] Tugenden gelangen können und welcher Weg uns zu ihnen führt. Statt mich zu lehren, ob die Tapferkeit ein lebendes Wesen sei, zeige mir rechter, dass kein lebendes Wesen glücklich ist ohne Tapferkeit und ohne Widerstandskraft gegen Schicksalsschläge, und ohne durch vorausschauendes Nachdenken gegen alle etwaigen Unfälle gefeit zu sein. Was ist Tapferkeit? - Eine unbezwingbare Festung der menschlichen Schwachheit, mit der sich derjenige umgeben haben muss, der sicher die Belagerung [der Übel] dieses unseres Lebens überdauern will. Denn er bedient sich seiner eigenen Kräfte, seiner eigenen Waffen. Hier ist der passende Ort, dir ein Gedenkwort unseres Poseidonius mitzuteilen: „*Glaube niemals vor den Waffen des Schicksals jemals sicher zu sein: kämpfe mit deinen eigenen! Gegen sich selbst kämpft das Schicksal nicht. Daher sind die Menschen gegen die Feinde gerüstet, gegen das Schicksal selbst aber waffenlos.*“

Alexander zog verheerend über die Länder der Perser, der Hyrkaner und Inder und aller anderen Völker des Orients bis an den Ozean; und er trieb die Bewohner zu Paaren, aber er selber versank, nach der Ermordung, nach dem Verlust eines Freundes, in düstere Traurigkeit, indem er das eine Mal sein Verbrechen, das andere Mal seine Sehnsucht schmerzlich empfand. Er, der Sieger über so viele Könige und Völker, unterlag dem Zorn und der Traurigkeit. Denn so

<sup>312</sup> Fußnote Apelt: Q. Caecilius Statius war ein beliebter Lustspiieldichter und Zeitgenosse des Ennius.



weit hatte er es gebracht, dass er alles eher in seiner Gewalt hatte als seine Leidenschaften. Von was für Wahnsinnsvorstellungen sind doch die Menschen besessen, die ihre Herrschermacht über die Meere hinüber auszudehnen bestrebt sind und sich am glücklichsten wähnen, wenn sie zahlreiche Provinzen gleichsam als Grenzwall innehaben und neue Provinzen an die alten reihen, ohne Ahnung von jenem anderen großen, ja gottgleichen Königtum: Sich selbst zu beherrschen, das ist die Herrschaft, mit der sich keine andere an Größe vergleichen kann. Lehre mich doch einer, was für eine große Sache die Gerechtigkeit ist, die Achtung hat vor dem, was andere an Besitz haben, und von sich selbst nichts verlangt als die dauernde Betätigung ihrer selbst. Nichts sei ihr gemeinsam mit Ehrgeiz und Ruhm: sie habe Wohlgefallen an sich selbst. Das vor allem sollte sich jeder zur Grundlage seiner Überzeugung machen: ich muss gerecht sein ohne Lohn. Und nun genug damit. Auch mit folgender Überzeugung durchdringe er sich: es soll mir Freude machen, mich dieser herrlichsten Tugend auch freiwillig zu opfern. All mein Sinnen und Denken stehe meinem persönlichen Vorteil so fern wie möglich. Es lohnt sich nicht, dich danach umzutun, welcher Lohn einer gerechten Handlung gebührt, denn die ungerechte sieht sich höher belohnt. Auch das lass tief in deine Psyche eindringen, was ich kurz zuvor sagte: Es kommt nichts darauf an, wie groß die Zahl derer ist, die deine gerechte Sinnesart kennen. Wer seine Tugend in weiten Kreisen bekannt zu sehen wünscht, dem ist es nicht um die Tugenden zu tun sondern um den Ruhm.

Du willst nicht gerecht sein ohne Ruhm? - Wahrhaftig, du wirst oft gerecht sein müssen mit Schande! Und dann, wenn du weise bist, sollst du auch an einem schlechten Ruf deine Freude haben, wenn er aus ehrenwertem Handeln entsprungen ist.

#### 114. Brief

[Schreibart und psychischer Zustand]

Du fragst, wie es dazu kam, dass zu gewissen Zeiten eine verschrobene Redeweise zur Herrschaft gelangte und dass sich der Menschen eine Neigung zu gewissen Fehlern bemächtigte, dergestalt, dass die Vortragsweise bald in Schwülstigkeit schwelgte, bald etwas Abgerissenes und Schleppendes hatte, wie der Vortrag einer Kantilene auf der Bühne? Warum bald kühne und über das Glaubhafte hinausgehende Gedanken, bald abgerissene und rätselhafte Sentenzen, bei denen man sich mehr dazu denken muss, als zu hören ist? Warum gab es eine Zeit, die von dem Recht des bildlichen Ausdrucks einen ganz übertriebenen Gebrauch machte? Die Antwort darauf kannst du alle Tage hören; bei den Griechen ist sie zum Sprichwort geworden, nämlich: des Menschen Redeweise gleicht seinem Leben. Wie aber die Handlungsweise jedes Einzelnen seiner Ausdrucksweise ähnlich ist, so gefällt sich die Sprechweise in der Nachahmung der öffentlichen Gewohnheiten, wenn die staatliche Zucht sich gelockert hatte und der Genusssucht gewichen war. Für die allgemeine Genusssucht legt dann die Üppigkeit der Rede Zeugnis ab; nur darf sie sich dann nicht bloß bei einem oder dem anderen finden, sondern muss allgemeine Zustimmung und Aufnahme gefunden haben. Geist und Psyche können nicht von verschiedener Art, nicht von verschiedener Färbung sein. Ist die Psyche gesund, wohlgeordnet, ernst, mäßig, so ist auch der Geist nüchtern und besonnen; ist jene verdorben, so wird auch dieser angesteckt. Siehst du nicht, dass, wenn die Psyche matt wird, auch die Glieder schläfrig werden und die Füße sich träge bewegen? Wenn sie verweichlicht ist,

dass dann im Gang selbst die Weichlichkeit zum Ausdruck kommt? Wenn sie feurig und beherzt ist, dass dann der Schritt beschleunigt wird? Wenn sie wütet oder, was der Wut ähnlich ist, wenn sie zürnt, dass dann auch der Körper in stürmischer Bewegung ist und nicht geht, sondern wie im Schwung ist? Wieviel mehr noch, das kannst du dir denken, muss dies bei dem Geist der Fall sein, der ganz mit der Psyche verschmolzen ist? Von ihr wird er gebildet, ihr gehorcht er, von ihr empfängt er sein Gesetz.

Wie Maecenas lebte, ist zu bekannt, als dass ich jetzt nötig hätte zu erzählen, wie er umherlief, wie weichlich er war, wie gern er die Blicke der Leute auf sich zog, wie fern ihm der Wunsch lag seine Fehler zu verbergen. Wie? Ist seine Rede nicht gerade so verlottert wie seine Kleidung? Sind nicht seine Worte ebenso bezeichnend für ihn wie sein Äußeres, sein Gefolge, sein Haus, seine Gattin? Er wäre ein hervorragender Kopf geworden, wenn er dies auf geraderem Weg erstrebt hätte, wenn er sich nicht absichtlich unverständlich gemacht hätte, wenn er sich nicht auch in seiner Redeweise gehen lassen hätte. Was du bei ihm findest, ist die dunkle, wirre und von Willkür strotzende Wortfülle eines Betrunkenen, [wie im Buch des] Maecenas >Über meine Lebensweise<. Darin finden sich ganz unausstehliche Wendungen wie folgende: „Da der Strom mit Laub und das Ufer mit Wäldern bedeckt ist.“ - „Sieh, wie sie das Bett mit den Kähen pflügen, und das Wasser mit den Rudern wendend die Gärten hinter sich lassen.“ - Wie steht es mit folgender Wendung? - „Wenn einer einer Frau die Locken kräuselt und mit ihren Lippen schnäbelt und zu seufzen beginnt, wie des Waldes Tyrannen [die Hirsche?], die, wenn der Nacken müde geworden ist, in Wut geraten.“ - „Die unverbesserliche Sippschaft spioniert bei der Mahlzeit und erkundet bei der Flasche [Wein] die häuslichen Verhältnisse und rechnet mit ihrer Hoffnung sicher auf den Tod.“ - „Den Genius, der kaum bei seinem Fest Zeuge ist. - Oder: „die Fäden des dünnen Wachslights und die klappernde Mühle.“ - „Den Herd bekränzen Mutter oder Gattin.“ - Muss dir nicht gleich, wenn du so etwas liest, der Gedanke kommen: das ist der Mann, der stets mit offenem Unterkleid in der Stadt umherging, denn selbst zu der Zeit, wo er den abwesenden Kaiser zu vertreten hatte, gab er die Parole im Hauskleid aus. Das ist der Mann, der auf dem Tribunal, der auf der Rednertribüne, der in öffentlicher Versammlung stets so erschien, dass der Kopf mit dem griechischen Mantel bedeckt war, nur mit Ausnahme der beiden Ohren, ganz ähnlich wie im Lustspiel die Flüchtlinge eines Reichen aufzutreten pflegen. Das ist der Mann, der mitten im Getöse der Bürgerkriege, wo die Stadt von Angst erfüllt und in Waffen war, sich auf der Straße nur von zwei Verschnittenen begleiten ließ, die indes immerhin noch mehr Männer waren als er selbst. Das ist der Mann, der tausendmal eine Frau nahm, während er nur eine hatte. Diese so ungeschlachten Satzfügungen, diese so nachlässig hingeworfenen, so gegen den gemeinen Sprachgebrauch verstoßenden Worte lassen erkennen, dass auch seine moralische Haltung nicht weniger verkehrt und eigenartig war. Als größtes Lob wurde ihm das der Milde zuteil; er ließ das Schwert ruhen, er enthielt sich des Blutes und ließ seine Macht an nichts anderem erkennen als an der Ungezwungenheit seines Auftretens. Eben dieses Lob aber untergrub er selbst durch die unnatürliche Geziertheit seiner Redeweise. Denn es zeigt sich, dass er weichlichen, nicht milden Herzens war. Darüber können diese Absonderlichkeiten im Satzbau, diese verkehrte Wortstellung, die wunderlichen, oft zwar großen, aber im weiteren Verlauf sich abschwächenden Gedanken keinen Leser in Zweifel lassen. Das übermäßige Glück war ihm zu Kopf gestiegen; ein Fehler, für den zuweilen der Mensch,

zuweilen die Zeit verantwortlich ist. Wenn das Glück weithin eine üppige Lebensweise begünstigt, so setzt zunächst eine sorgfältigere Pflege des Körpers ein. Sodann bemüht man sich um schönes Hausgerät. Die weitere Sorge gilt dann den Häusern selbst; sie sollen an Geräumigkeit einem Landgut gleichkommen, die Wände sollen von Marmor erglänzen, der von jenseits der Meere her stammt, die Decken sollen von Goldverzierungen strahlen, damit der Glanz des Fußbodens an ihnen sein Gegenstück finde. Sodann wird der Prunk auf die Mahlzeiten übertragen, und auch hier stürzt sich der Ehrgeiz auf die Neuigkeit und auf die Umkehr aller hergebrachten Ordnung, dergestalt, dass, was den Schluss der Mahlzeit zu bilden pflegt, zuerst aufgetragen, und was den Ankommenden verabreicht wurde, den Abgehenden gegeben wird. Hat sich die Psyche gewöhnt das durch die Sitte Hergebrachte zu verschmähen, und gilt das bisher Übliche ihr als verächtlich, dann sucht sie auch in der Redeweise das Neue und zieht teils veraltete und ungebräuchliche Worte wieder aus der Vergessenheit und bringt sie in Umlauf, teils legt sie sich auf Neubildungen und Umwandlungen; daneben legt man, wie dies neuerdings Mode geworden ist, ganz besonderen Wert auf gewagte und gehäufte bildliche Ausdrucksweise. Manche äußern ihre Gedanken nur in Bruchstücken und versprechen sich Gunst und Beifall, wenn der Sinn in der Schwebeliege bleibt und dem Hörenden nur eine andeutende Ahnung gibt. Andere wieder verweilen bei Ausführung ihrer Gedanken und entwickeln sie in aller Ausführlichkeit. Auch gibt es solche, die nicht dem Falschen nahekommen, denn das ist unvermeidlich für einen, der irgend etwas Großes zu schaffen versucht, sondern das Falsche selbst lieben.

Überall also, wo du bemerkst, dass man an einer verschrobenen Redeweise Gefallen findet, kannst du sicher sein, dass es auch mit der Moral nicht mehr so steht, wie es sollte. Wie die Üppigkeit der Gastmähler und der Kleidung Anzeichen eines kranken Staates sind, so ist auch die launenhafte Willkür der Redeweise, sofern sie in weiten Kreisen verbreitet ist, ein Beweis dafür, dass auch die Psychen, von denen die Worte ausgehen, einen Niedergang erfahren haben. Wundern darfst du dich nicht, dass das Verschrobene nicht nur von einem niedrigen Hörerkreis, sondern auch von der höher gebildeten Menge beifällig aufgenommen wird; denn beide unterscheiden sich nur durch ihre [standesgemäße] Kleidung [Sklaven und Freie], nicht durch ihr Urteil. Aber darüber magst du dich wundern, dass nicht nur das Fehlerhafte, sondern die Fehler selbst gelobt werden. Denn jenes ist immer geschehen. Kein Kopf hat unbedingten Beifall gefunden, irgend etwas musste man ihm verzeihen. Nenne mir irgend einen beliebigen Mann von großem Namen, und ich will dir sagen, was ihm sein Zeitalter nachsah, was es mit vollem Bewusstsein auf sich beruhen ließ. Ich will dir viele nennen, denen ihre Fehler nicht geschadet haben, manche, denen sie sogar genützt haben. Ich will dir, sage ich, Männer nennen von größtem Ruf, die man wie Wunder anstaunte; nimmt man ihnen aber ihre Fehler, so ist es um ihre Größe geschehen. Denn ihre Fehler sind derartig mit ihren Vorzügen verwoben, dass jene die letzteren mit sich nehmen würden. Dazu kommt nun noch der Umstand, dass die Rede keiner bestimmten Regelung untersteht. Das Herkommen im Staat, das niemals lange auf demselben Punkt verharrt, bringt Veränderungen für sie mit sich. Viele holen ihre Worte aus einem anderen Jahrhundert, reden in der Sprache der zwölf Tafeln. Gracchus, Crassus und Curio sind ihnen zu sehr verfeinert und zu neu, bis zu Appius und Coruncanus gehen sie zurück. Bei anderen steht es wieder umgekehrt: sie wollen nichts als das Geläufige und Gebräuchliche, und so verfallen sie in das Niedrige. Beides ist,

jedes in seiner besonderen Art, verkehrt, ebenso verkehrt, wahrhaftig, wie das Bestreben nur glänzende, hochtönende und dichterische Worte zu gebrauchen, die notwendigen und gebräuchlichen aber zu meiden. Der eine fehlt so gut wie der andere: der eine putzt sich mehr heraus als recht ist, der andere vernachlässigt sich mehr als recht ist; der eine rupft sich sogar das Haar an den Beinen aus, der andere nicht einmal unter den Achseln.

Gehen wir nun zur Darstellungsweise über. Mit wieviel fehlerhaften Arten kann ich dir da aufwarten. Einige halten es mit einem eckigen und rauhen Stil; sie zerstören absichtlich, was in ruhigerem Fluss verläuft. Kein Übergang darf ohne eine Holperigkeit sein. Für mannhaft und tapfer halten sie einen Stil, der durch seine Ungleichmäßigkeit das Ohr erschüttert. Bei manchen ist es überhaupt nicht Stil, sondern musikalischer Rhythmus: so schmeichelnd und weich fließt er dahin. Was soll ich von dem Stil reden, der auf die Worte warten lässt, so dass sie, längst erwartet, sich kaum am Schluss erst einstellen? Was von jenem, nach dem Ausgang hin gedehnten Stil, wie dem des Cicero, der abwärts verlaufend und bedächtig seiner Gewohnheit gemäß innehaltend seiner Art und Schrittweise entspricht? - Der Fehler beschränkt sich nicht auf den Gehalt der Gedanken, wenn sie etwa kleinlich und kindisch sind, oder schamlos und dreister als der Anstand es erlaubt, wenn sie blumig und übersüß sind, wenn sie ins Leere verlaufen und weiter nichts sind als wirkungsloser Schall. Diese Fehler führt irgendeiner ein, der gerade die Herrschaft inne hat im Reiche der Beredsamkeit, die übrigen ahmen ihm nach, und der eine bringt es an den anderen. So waren zur Zeit, als Sallust blühte, abgerissene Sentenzen und unerwartet abgebrochene Worte und eine dunkle Kürze stark in Mode.

L. Arruntius, ein sehr nüchterner Mann, der eine Geschichte des punischen Krieges schrieb, war Sallustianer und neigte zu dieser Stilart. Bei Sallustius findet sich die Wendung: „er machte ein Heer mit Silber“ (*exercitum argento fecit*), d. h. er schuf es durch Geld. In diese Wendung verliebte sich Arruntius, auf jeder Seite brachte er es an. Er sagt an einer Stelle: „sie machten den Unsrigen die Flucht“ (*fugam nostris fecere*). An einer anderen: „diese Nachricht machte die Panhormitaner den Römern übergeben“ (*quae audita Panhormitanos dedere Romanis fecere*). Ich wollte dir nur eine Probe geben, das ganze Buch ist durchsetzt mit solchen Wendungen. Was beim Sallust eine Ausnahme war, findet sich bei ihm häufig und wird fast zur Regel, und nicht ohne Grund, denn jener kam unwillkürlich darauf, während dieser danach suchte. Du siehst eben, was die Folge ist, wenn einer einen Fehler sich zum Muster macht. Sallustius sagte: „da das Wasser winterte“ (*aquis hiemantibus*). Arruntius sagt im ersten Buch seines punischen Krieges: „plötzlich winterte das Wetter“ (*repente hiemavit tempestas*). Und an einer anderen Stelle, wo er sagen will, dass das Jahr kalt gewesen, drückt er sich so aus: „das ganze Jahr winterte“ (*totus hiemavit annus*). Und an einer weiteren Stelle: „von da entsandte er sechzig, abgesehen von den Soldaten und der nötigen Schiffsmannschaft unbeladene Lastschiffe ab, während der Nordwind winterte“ (*inde sexaginta onerarias leves naves praeter militem et necessarios nautarum hiemante aquilone misit*). Unermüdlich bringt er dies Wort an allen möglichen Stellen an. An einer Stelle sagt Sallust: „inmitten der Bürgerkriege bemüht er sich um den Ruf gerechter und guter Gesinnung“ (*inter arma civilia aequi bonique famas petit*). Arruntius konnte sich nicht enthalten, gleich im ersten Buch anzubringen, groß sei der Ruf (*famas*) des Regulus. Diese und ähnliche Fehler, die einem der Nachahmungseifer aufgedrängt hat, sind nicht Anzeichen von Üppigkeit und verdorbener Sinnesart; denn diejenigen Merkmale, aus denen

du die Leidenschaften eines Menschen beurteilen kannst, müssen ihm eigen und aus ihm selbst entsprungen sein. Die Rede eines zornigen Menschen ist zornig, die eines stark Erregten lebhaft beschleunigt, die eines Verzärtelten sanft und fließend. Mit der letzteren Art halten es diejenigen, die ihren Bart, sei es ganz, sei es stellenweise, rupfen, die unmittelbar von den Lippen ihn entfernen und abkratzen, während sie ihn im übrigen wachsen lassen; welche Überkleider von grellster Farbe und eine durchsichtige Toga tragen, kurz nichts tun wollen, was den Blicken der Leute entgehen könnte. Sie lenken geflissentlich die Aufmerksamkeit auf sich und wollen sich sogar lieber tadeln lassen, als nicht gesehen werden. Der Art ist die Redeweise des Maecenas sowie aller anderen, die nicht aus Zufall irren, sondern mit Wissen und Willen. Das hat seinen Grund in einem großen Übel der Psyche. Wie beim Becher die Zunge nicht eher zu lallen anfängt, als bis der Geist dem Übermaß erlegen und gebeugt oder völlig preisgegeben ist, so ist diese Redeweise nichts als eine Art Trunkenheit, die niemanden belästigt, wenn die Psyche nicht wankt. Ihr also muss all unsere Sorge zugewandt werden. Von ihr gehen die Gedanken, von ihr die Werte aus; sie ist bestimmend für unsere Haltung, für unsere Miene, für unsere Art zu gehen. Ist sie gesund und kräftig, dann ist auch unsere Rede kraftvoll, mutig, männlich. Ist sie zu Fall gekommen, dann folgt auch der Einsturz des übrigen [Vergil, Georg. IV, 212]:

*„Wenn der König lebt, stimmt alles in Eintracht zusammen,  
Ist er tot, zerreißt der Bund.“*

Unser [stoischer] König ist die Psyche. Ist diese unversehrt, so beharrt das Übrige bei seinen angemessenen Handlungen, ist folgsam und gehorsam. Wankt sie auch nur ein wenig, dann verlieren auch ihre Fähigkeiten und Handlungen ihre Kraft, und alles, was sie unternimmt, zeugt von Schläffheit und Trägheit. Ich will bei dem einmal eingeführten Gleichnis bleiben. Unsere Psyche ist bald König, bald Tyrann. Solange der König nur das Ehrbare im Auge bat, trägt er Sorge für das Wohl des ihm anvertrauten Körpers und legt ihm nichts Schimpfliches, nichts Niedriges auf. Ist er aber zügellos, begehrllich, genussüchtig, so ändert sich auch seine Benennung: aus dem König wird ein Tyrann. Dann werden stattdessen die zügellosen Leidenschaften Herr und bedrängen ihn; anfangs zwar sind sie frohgemut, wie das Volk es zu sein pflegt, wenn es zu seinem Verderb überschüttet wird mit schädlichen Spenden, die sie, soweit sie sie nicht verschlingen können, wenigstens noch betasten. Hat aber die Krankheit die Kräfte mehr und mehr verzehrt und hat sich die Wollust dem Mark und den Nerven mitgeteilt, dann erfreut sie sich an dem Anblick dessen, wozu sie sich durch übertriebene Gier untauglich gemacht hat, und nimmt als Ersatz für die eigene Wollust mit dem Schauspiel fremder Lust vorlieb, als Vermittler und Zeuge von Lustbegierden, um deren vollen Genuss sie sich durch die eigene Überfüllung gebracht hat. Und es ist ihr nicht so erwünscht, an allen möglichen Annehmlichkeiten im Überfluss teil zu haben, als schmerzlich, dass sie nicht den ganzen zum Genusse bereitliegenden Vorrat durch die Kehle und den Magen wandern lassen kann, dass sie nicht mit dem ganzen Haufen der Schandbuben und Frauen sich herumwälzen kann; und sie ist traurig darüber, dass ein erheblicher Teil ihres Glückes durch die Unzulänglichkeit des Körpers zur Unwirksamkeit verurteilt ist.

Ist es nicht, mein Lucilius, geradezu Wahnsinn, dass kaum einer von uns daran denkt, dass er sterblich ist, und dass er ein schwaches Menschenkind ist? Und mehr noch, dass kaum einer von uns daran denkt, dass er nur einziger

[Mensch] ist! Schau hin auf unsere Küchen und unsere Köche, die von einem Herdfeuer zum anderen hin- und herlaufen. Und ein einziger Magen soll es sein, für den mit solchem Rummel die Mahlzeit zugerüstet wird? Sollte man das glauben?

Schau hin auf die Keller von alten Weinen und die Speicher, die mit den Ernten von vielen Jahren gefüllt sind. Hältst du es für möglich, dass es ein einziger Magen ist, für den Weine so verschiedener Jahrgänge und Gegenden in Verwahrung gehalten werden? Schau hin auf die zahlreichen Stellen, wo man das Erdreich bearbeitet, wo Tausende von Landarbeitern pflügen und graben; kannst du glauben, dass es ein einziger Magen sei, für den man in Sizilien und Afrika das Feld bestellt? Wir würden vernünftig und maßvoll in unseren Wünschen sein, wenn ein jeder sich zählen und dabei zugleich sein Körpermaß ermitteln und sich Kunde darüber verschaffen wollte, wie wenig nur und auf wie kurze Dauer er es in seinem Magen fassen kann. Nichts aber kann dir für die Maßhaltung in allen Dingen so nützlich sein als ein häufiges Erinnern an die Kürze des Menschenlebens und zugleich an seine Unsicherheit. Was du auch tun magst, bedenke das Ende!

#### 115. Brief

[Warnung vor allzu peinlicher Sorge für Glätte des Stils. Die Hauptsache bleibt immer die Bildung der Psyche, die sich im Geschriebenen kund gibt]

Du darfst es nicht allzu ängstlich nehmen, mein Lucilius, mit den Worten und mit der Darstellungsweise: es gibt Größeres, wofür du meines Erachtens Sorge zu tragen hast. Lege Gewicht darauf, *was* du schreibst, nicht *wie*. Ja, selbst nicht, dass du schreibst, sondern dass du nachdenkst und die Ergebnisse dieses Nachdenkens dir zu eigen machst, und ihnen gleichsam den eigenen Stempel aufdrückst. Findest du die Redeweise eines Menschen ängstlich und gefeilt, so ist gewiss auch seine Psyche von nicht weniger kleinlichen Objekten in Beschlag genommen. Der große Mensch spricht lässiger und ungezwungener; seine ganze Art zu sprechen zeigt mehr Zuversicht als Sorgfalt. Du kennst die jungen Modeaffen, mit glänzendem Bart und Haupthaar, wie aus dem Schmuckkästchen genommen: nichts Charakterhaftes, nichts Gediegenes kannst du von ihnen erwarten. In der Rede spiegelt sich der Stand der Bildung der Psyche. Ist sie völlig geglättet, geschminkt und künstlich zubereitet, so ist das ein Beweis, dass auch die Psyche nicht unverfälscht ist und irgendwo einen Riss hat. Die gesuchte Ebenmäßigkeit der Rede ist kein Schmuck. Wenn es uns vergönnt wäre, die Psyche eines ehrenhaften Menschen zu beschauen, welche schöne Erscheinung würde uns da entgegen treten: Wie ehrwürdig, wie strahlend von Hoheit und innerem Frieden, indem hier die Gerechtigkeit, dort die Tapferkeit, hier die Mäßigkeit und die Vernunft [die vier stoischen Tugenden] ihr Licht leuchten ließen! Nebst dem würden auch die Genügsamkeit, die Enthaltbarkeit, die Geduld, die Freigebigkeit, die Gefälligkeit und die Menschenliebe, dieses, wer sollte es glauben, unter Menschen so seltene Glücks-Gut, dazu beitragen, den Glanz jener Erscheinung zu erhöhen. Dazu kommt noch der genaue Blick in die Zukunft auf Grund der gesunden Urteilskraft und die aus alledem sich ergebende großartige Hochherzigkeit, um die Schönheit jener Erscheinung, ihr Gewicht und ihren Wert noch wer weiß wie hoch zu steigern! Welchen überwältigenden Eindruck würde sie [die Psyche eines ehrenhaften Menschen] machen im Verein

mit der Anmut. Niemand würde sie liebenswürdig nennen, ohne sie zugleich als ehrwürdig zu bezeichnen. Wenn jemand diese Erscheinung erblickte, die höher und glänzender wäre als alles, was sonst unter dem Auge sichtbar zu werden pflegt, würde er nicht, wie bei Begegnung mit einer [gedachten] Gottheit, voll Staunen innehalten und im Stillen darum beten, dass der Anblick ihm nicht als Frevel ausgelegt werde? Wenn dann der liebevoll einladende Ausdruck des Antlitzes ihn zum Nähertreten ein Herz hat fassen lassen, würde er dann nicht in tiefste Andacht versinken und nach langer Betrachtung dieser erhabenen und das gewöhnliche Maß der uns umgebenden Menschenwelt überragenden Gestalt, mit ihren von Milde zeugenden, doch gleichwohl in lebhaftem Feuer strahlenden Augen, würden dann nicht, dem von Ehrfurcht und Staunen Erfüllten, die Worte unseres Vergil auf die Lippen kommen [Aeneas I, 327]:

*„Wie red' ich dich an, Jungfrau, nicht zeigt ja dein Antlitz  
Sterbliche Züge, dem Mund entströmt nicht menschliche Rede,  
Sei uns gnädig, und wer du auch seist, erleicht're die Not uns!“*

Sie [die Psyche eines ehrenhaften Menschen] wird sich einfinden und unsere Not lindern, wenn wir ihr nur unsere Ehrfurcht bezeugen wollen. Dies geschieht aber nicht durch das Abschlachten fettleibiger Rinder [von Opfertieren], noch durch aufgehängtes Gold und Silber, noch durch Spenden, die ihrem Priesterschatz einverleibt werden, sondern durch ethischgute Gesinnung. Niemand, sage ich, würde unberührt bleiben von glühender Liebe zu ihr [zu der Psyche eines ehrenhaften Menschen], wenn es uns vergönnt sein würde, sie zu schauen; denn jetzt steht dem vielerlei im Weg und blendet uns entweder durch übermäßigen Glanz oder lässt uns im Dunkeln verweilen. Aber wie man die Sehkraft durch gewisse Heilmittel zu schärfen und zu reinigen pflegt, so können wir auch die Geistesschärfe von Hindernissen befreien und können bei ernsthaftem Willen selbst die vom Körper verdeckten Tugenden schauen, auch wenn die Armut uns hindernd im Weg steht, auch wenn Niedrigkeit und übler Ruf sich als Hemmnis vorlagert. Ja, wir werden jene Schönheit schauen, mag sie auch von Schmutz überdeckt sein. Andererseits werden wir ebenso die Schlechtigkeit und Verdorbenheit einer kümmerlichen Psyche klar erkennen, mag auch noch so starker Glanz des sie rings umstrahlenden Reichtums uns im Weg stehen und unseren Augen hier durch den falschen Glanz der Ehrenstellen, dort durch blendende Macht gestört werden. Dann können wir erkennen, welch verächtlichen Tand wir bewundern, ganz ähnlich den Knaben, denen jedes Spielzeug ein kostbares Wertstück ist; denn um wenige Groschen gekaufte Halsbänder ziehen sie ihren Eltern sowie auch ihren Brüdern vor. Was also, fragt Ariston, ist zwischen uns und ihnen für ein Unterschied? Kein anderer als der, dass wir in Gemälde und Statuen vernarrt sind, also unsere Verdrehtheit teuer bezahlen. Die Knaben haben ihr Entzücken an kleinen, glatten und in gewissen Farben schillernden Steinchen, wir an dem Farbenspiel gewaltiger Säulen, die, aus dem Sand Ägyptens oder aus den Wüsten Afrikas herbeigeschafft, irgend eine Säulenhalle oder einen Speisesaal tragen, der da Raum bietet für ein ganzes Volk. Wir bewundern die mit dünnen Marmorplatten belegten Wände und wissen doch, was sich darunter versteckt. Wir betrügen unsere Augen, und wenn wir die Decken mit reichstem Goldschmuck zieren, was tun wir anderes als uns an einer Lüge [einer Illusion] zu erfreuen? Wissen wir doch, dass unter jenem Gold sich nichts anderes verbirgt als elendes Holz. Und nicht bloß den Wänden oder den getäfelten Decken wird ein dünner Schmuck aufgelegt: das Glück all derer, die du hohen Hauptes umhergehen siehst, ist mit Blattgold überzogen. Sieh nur genau

hin, und du wirst erkennen, welches Maß von Bosheit unter dieser dünnen Decke von Würde sich verbirgt. Und der eigentliche Schadensstifter, der so viele Amtsherren, so viele Richter an sich fesselt, der Amtsherren und Richter erst erschafft, das Geld, hat, seitdem es zu Ehren gekommen ist, die wahre Ehre zu Fall gebracht. Wir sind herüber und hinüber, alle zu Krämern und käuflich geworden, und wir fragen nicht nach der Beschaffenheit sondern nach dem Preis der Dinge.

Für Geld sind wir pflichtgetreu, für Geld pflichtvergessen, das Ehrbare halten wir hoch, solange es einige [finanzielle] Hoffnung bietet, bereit, zum Gegenteil überzugehen, wenn Schurkereien [finanziell] mehr versprechen. Bewunderung von Gold und Silber haben uns schon unsere Eltern beigebracht, und die dem zarten Alter eingeflößte Begierde hat tiefe Wurzeln gefasst und ist mit uns gewachsen. Ferner ist man ohne Ausnahme im ganzen Volk in diesem Punkt einig, soviel Uneinigkeit auch im übrigen herrscht. Das Gold halten sie hoch, sie wünschen es den Ihrigen, sie weihen es den Göttern, wenn sie dankbar erscheinen wollen, als das Größte unter den menschlichen Dingen. Schließlich ist es mit der Moral dahin gekommen, dass die Armut zu Schimpf und Schande gereicht, verächtlich in den Augen der Reichen, gehasst von den Armen. Dem gesellt sich nun noch die Dichterschar bei, die in ihren Dichtungen unsere Leidenschaften anfachen und den Reichtum als einzigen Schmuck und Zierde des Lebens preisen. Ihrer Meinung zufolge können selbst Götter nichts Besseres geben und auch nichts Besseres besitzen [Ovid, Metam. II, 1]:

*„Königlich ragt auf Säulen die Burg des Sonnenbeherrschers  
Hell von schimmerndem Gold.“*

Oder schau seinen Wagen an [Ovid, Metam. II, 107]:

*„Aus Gold war Achse und Deichsel, von Gold auch des Rades  
Äußerster Kranz, von Silber die wohlverzierten Speichen.“*

Zudem nennen sie das Zeitalter, das ihren Schilderungen nach das beste sein soll, das goldene. Und auch bei den griechischen Tragikern fehlt es nicht an solchen, die Unschuld, Sicherheit, guten Ruf als Tauschmittel für Gold hingaben.<sup>313</sup>

*„Nennt immerhin mich schlecht, wenn ihr nur reich mich nennt.  
Ob einer reich sei, fragen alle, nicht ob gut.  
Man fragt nur, was du hast, nicht wie und nicht woher.  
Nach dem Besitze schätzt man jeden überall.  
Macht irgendein Besitz dem Menschen Schande? Nein.  
Reich möchte ich leben oder aber sterben arm.  
Wer sterbend noch Gewinn hat, ist beneidenswert.  
Gold, du größtes Gut des menschlichen Geschlechts,  
Dem nicht der Mutter Wonne, nicht der Tochter Reiz,  
Auch nicht der Vater gleicht trotz Ehre und Verdienst.  
Wenn soviel Anmut aus der Venus Antlitz strahlt,  
Weckt Liebe sie mit Recht im Kosmos und bei uns.“*

Als diese letzten Verse in einer Tragödie des Euripides gesprochen worden waren, erhob sich wie mit einem Ruck die gesamte Zuschauerschaft, um dem Schauspieler mitsamt dem vorgetragenen Stück die Schwelle zu weisen, bis denn Euripides selbst hervorsprang und bat, sie möchten warten und sehen, welchen

<sup>313</sup> Fußnote Apelt: Die Verse stammen von verschiedenen griechischen Tragikern. Was die letzten fünf Verse anbelangt, so scheint es ein Irrtum zu sein, wenn Seneca sie der Tragödie >Bellerophon< zuweist; nach Stobaeus gehören sie der Tragödie >Danae< an.



Ausgang der Bewunderer des Goldes nehme.

Bellerophon erlitt in jenem Stück die Strafe, die jeder in seinem eigenen Lebensdrama erleidet. Denn keine Habsucht bleibt ungestraft, ungeachtet sie selbst schon Strafe genug ist. Wieviel Tränen, wieviel Trübsal legt sie uns auf! Dazu gesellen sich die täglichen Sorgen, die nach Größe des Besitzes einen jeden peinigen. Der Besitz des Geldes ist mit größeren Qualen verbunden als sein Erwerb. Wie seufzen sie über Verluste, die schmerzlich empfunden werden, wenn sie eintreten und noch schmerzlicher scheinen! Und zu alledem ist für sie, wenn ihnen auch das Schicksal nichts raubt, sogar das ein Verlust, was nicht noch weiter dazu erworben werden kann. - „Aber die Leute nennen nun einmal einen solchen glücklich und reich, und wünschen soviel zu erlangen wie er besitzt.“ - Ich gebe es zu. Wie steht es nun? Hältst du irgend jemand für schwerer vom Schicksal benachteiligt als die, welche mit ihrem Elend auch noch den Neid verbinden? Dass doch diejenigen, die sich Reichtum wünschen möchten, mit den Reichen zu Rate gingen, und diejenigen, die nach Ehrenstellen trachten, mit den Ehrgeizigen und zu der höchsten Würdenstufe Emporgelangten! Wahrlich, sie hätten ihre Wünsche geändert, während jene sich schon wieder mit neuen tragen, nachdem sie sich von den alten losgesagt hatten. Denn wo fände sich der, dem sein Glück, auch wenn es im Laufschrift käme, genügen würde? Sie ergehen sich in Klagen über ihre Entwürfe und über ihre Erfolge und wünschen sich immer das zurück, was sie aufgegeben haben. Daher darfst du von der [stoischen] Philosophie erhoffen, was ich für das Höchste halte: Du wirst niemals Reue empfinden. Zu diesem unerschütterlichen Glück, das kein Sturm ins Wanken bringt, werden dir keine sorgsam gefügte Worte und keine sanft hinfließende Redeweise verhelfen.

Mögen diese Künste ihr Glück versuchen wie sie wollen, wenn nur die Psyche sich dauernd in guter Verfassung erhält, wenn sie nur erhaben ist über alles Kleine und unbekümmert um das Meinungsgerwirre, und gerade um dessentwillen, was anderen missfällt, mit sich selbst zufrieden und von der Art, dass sie ihren Fortschritt nach dem Leben bemisst und alles, was sie nicht begehrt und nicht fürchtet, zu wissen überzeugt ist.

## 116. Brief

[Leidenschaften müssen getilgt und nicht nur vermindert werden]

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, was besser sei, die Mäßigung der Leidenschaften oder ihre völlige Tilgung. Die Unsrigen [die Stoiker] fordern ihre vollständige Tilgung, die Peripatetiker ihre Mäßigung. Ich sehe nicht, wie irgendwelche Mäßigung einer Krankheit heilsam oder nützlich sein könnte. Wirf alle Furcht von dir: ich raube dir nichts von dem, was du dir nicht versagt wissen willst. Du wirst mich entgegenkommend und nachsichtig finden in allen Dingen, nach denen du strebst, die du entweder für notwendig hältst für das Leben oder für nützlich, oder für angenehm; nur um die Tilgung des Fehlers ist es mir zu tun. Denn wenn ich dir gebieten werde zu begehren, so werde ich dir erlauben zu wollen, damit du das Gleiche ohne Furcht tust, mit zuversichtlicher Entschlossenheit und das Erfreuliche stärker empfindest. Glaubst du nicht, dass die Lustempfindungen besseren Eingang bei dir finden werden, wenn du ihr Gebieter und nicht ihr Knecht bist? - „Aber es ist doch so natürlich“, sagst du, „dass ich unter der Sehnsucht nach dem Freund zu leiden habe; die Tränen haben ein Recht darauf zu fließen, und dies Recht musst du ihnen lassen. Es ist doch natürlich, sich von den Meinungen der Menschen beeinflussen zu lassen und,

wenn sie ungünstig sind, dadurch verstimmt zu werden. Warum willst du mir nicht die so berechtigte Furcht vor übler Meinung gestatten?“ - Keinem Fehler fehlt es an einer Entschuldigung. Immer ist der Anfang schüchtern und verzeihlich; aber die Sache greift dann weiter um sich. Hast du ihr einmal den Anfang gestattet, dann gibt es kein Aufhören mehr trotz aller Bemühungen. Am Anfang ist jede Leidenschaft schwach. Weiterhin treibt sie sich selbst an und stärkt ihre Kraft im Fortschreiten; leichter ist es, ihr den Zutritt überhaupt von vornherein zu verwehren als sie wieder auszutreiben. Wer leugnet, dass jede Leidenschaft aus einer gleichsam natürlichen Quelle fließt? Die Natur hat uns die Sorge für unseren Selbsterhalt zur angemessenen Handlung gemacht; aber diese Sorge wird zum Übel, wenn du ihr allzu sehr nachgibst. Die Natur hat die Lustempfindung zur Befriedigung unserer unumgänglichen Bedürfnisse beigemischt, nicht um der Lust nachzujagen, sondern um durch deren Beigesellung uns das, ohne welches wir nicht leben können, erwünscht zu machen. Lass solche Lust selbständig auftreten, so ist das nichts anderes als Üppigkeit. Den Regungen dazu versage den Eintritt, weil, wie gesagt, ihnen leichter der Eintritt verwehrt wird als der Austritt. - Du erwidert: „Bis zu einer gewissen Grenze gestatte die Trauer, bis zu einer gewissen Grenze die Furcht.“ - Jenes „bis zu einer gewissen Grenze“ hat einen weiten Spielraum und findet sein Ende nicht da, wo du willst. Der Weise hat es nicht nötig, sorgsam über sich zu wachen; er wird seinen Tränen sowohl wie seinen Lustempfindungen an jeder beliebigen Stelle Halt gebieten: Für uns dagegen, weil es nicht leicht ist zurückzukehren, ist es das Beste, den Leidenschaften nicht nachzugeben.

Eine treffende Antwort, scheint es mir, hat Panaetius einem Jüngling gegeben, der ihn fragte, ob der Weise sich verlieben werde. „Was den Weisen anbelangt“, erwiderte er, „so wird sich das schon finden. Was aber mich und dich anbelangt, die wir noch weit vom Weisesein entfernt sind, dürfen es nicht dahin kommen lassen, dass wir in einen leidenschaftlichen Zustand geraten, der, seiner selbst nicht mächtig, uns zum Untertan eines anderen Menschen und uns selber verächtlich macht. Denn gesetzt der Fall, dieser Mensch weist uns nicht zurück, so werden wir durch sein Entgegenkommen gereizt; gesetzt aber, er verachtet uns, so empört uns sein Hochmut. Gleich schädlich also ist bei der Liebe das Entgegenkommen wie das Zurückweisen. Ersteres macht uns zu Gefangenen [des Geliebten], letzteres zu Kämpfern. Darum wollen wir, unserer Schwäche bewusst, uns ruhig verhalten. Weder dem Wein wollen wir die schwache Psyche überlassen, noch der Schönheit, noch der Schmeichelei, noch irgendwelchen anderen verführerischen Reizen.“

Was Panaetius auf die Frage über die Liebe antwortet, das sage ich von allen Leidenschaften: Soviel wie möglich sollen wir uns von allem Schlüpfrigen fern halten; auch auf trockenem Boden halten wir nicht tapfer genug stand. Du wirst mir hier entgegenhalten, was man allgemein uns Stoikern vorwirft: „Ihr [Stoiker] macht zu große Versprechungen und stellt zu harte Forderungen. Wir sind ja nur schwache Menschen, wir können uns doch nicht alles versagen. Wir werden trauern, aber nicht lange; wir werden begehren, aber nur maßvoll; wir werden zürnen, aber uns wieder versöhnen.“ - Weißt du, warum wir alles das angeblich nicht können? Weil wir nicht glauben, dass wir es können. Wahrhaftig, es steht anders mit der Sache: Wir sind verliebt in unsere Fehler, wir verteidigen sie und wollen sie lieber entschuldigen als abschütteln. Die Natur hat dem Menschen Stärke genug gegeben; nur müssen wir sie gebrauchen, müssen unsere Kräfte sammeln und sie sämtlich für uns, nicht gegen uns in Bewegung setzen. Im

117. Brief

[Lehre der Stoiker, dass die Weisheit ein Glücks-Gut sei, das Weisesein aber nicht]

Du machst mir viel zu schaffen und, ohne dir dessen bewusst zu sein, zwingst du mir einen schweren und lästigen Kampf auf, indem du mir so müßige Fragen vorlegst, in deren Beantwortung ich von den Unsrigen [den Stoikern] weder abweichen kann, ohne mich ihrer Ungunst auszusetzen, noch ihnen beistimmen kann, ohne mich mit meinem Gewissen in Widerspruch zu setzen.

Du fragst, ob es wahr sei, was die Stoiker annehmen, dass die Weisheit ein Glücks-Gut sei, das Weisesein aber kein Glücks-Gut. Ich will zunächst darlegen, wie die Stoiker darüber denken, und dann werde ich es wagen meine Meinung darüber zu äußern.

Die Unsrigen [die Stoiker] behaupten, was ein Glücks-Gut ist, ist auch ein Körper, weil, was ein Glücks-Gut ist, wirkende Kraft besitzt; alles was bewirkt, ist ein Körper. Was ein Glücks-Gut ist, das nützt; es muss aber etwas bewirken, um zu nützen; wenn es bewirkt, so ist es ein Körper. Die Weisheit erklären sie für ein Glücks-Gut; folglich müssen sie ihr auch Körperlichkeit zusprechen.

Aber mit dem Weisesein, meinen sie [die Stoiker], stehe es nicht ebenso. Es ist unkörperlich und nur Zubehör eines anderen, d. h. der Weisheit. Daher bewirkt es weder etwas, noch nützt es. - „Warum“, fragt man, „sagen die Stoiker nicht, Weisesein sei ein Glücks-Gut?“ - Wir sagen es mit Beziehung auf das, dessen Anhängsel es ist, also mit Beziehung auf die Weisheit selbst.

Vernimm nun, was gegen dieses Dogma von anderen [den Gegnern der Stoiker] geantwortet wird, bevor ich selbst meinen abweichenden Standpunkt und meine Ketzerei darzulegen beginne. „Auf diese Art“, sagen sie, „ist auch das glückliche Leben kein Glücks-Gut. Sie mögen wollen oder nicht, sie müssen antworten, das glückliche Leben sei ein Glücks-Gut, aber glücklich zu leben sei kein Glücks-Gut.“ Ferner wird den Unsrigen [den Stoikern] auch noch folgendes entgegen gehalten: „Ihr wollt weise sein. Folglich ist das Weisesein eine erstrebenswerte Sache. Ist sie aber eine erstrebenswerte Sache, so ist sie auch gut. Die Unsrigen [die Stoiker] werden dadurch genötigt, die Worte sozusagen auf die Folter zu spannen und dem expetere (erstreben) eine Silbe einzuschieben, deren Einfügung unsere Sprache nicht zulässt. Ich will sie mit deiner Erlaubnis hinzufügen. „Erstrebenswert“, sagen die Stoiker, „ist, was gut ist; expetibile (erstrebbar ist), was uns zuteil wird, wenn wir das Glücks-Gut erlangt haben. Es wird nicht als ein Glücks-Gut erstrebt, sondern gesellt sich dem gewünschten Glücks-Gut [dem Weisesein] bei.“

Ich bin nicht dieser Ansicht und meine, die Unseren sind auf diesen Ausweg gekommen, weil sie von vornherein ihr Wort verpfändet haben und ihre Formel nicht ändern dürfen. Wir [Stoiker] legen in der Regel ein großes Gewicht auf eine allen Menschen gemeinsame Voraussetzung und sehen es als einen Beweis der Wahrheit an, wenn in irgendwelcher Sache allgemeine Übereinstimmung herrscht. So tolerieren wir den Glauben an das Dasein von Göttern unter anderem auch deshalb, weil wahrscheinlich alle Menschen eine Vorstellung davon haben und es wohl nirgends ein Volk gibt, das nicht an das Dasein irgend welcher Götter glaubt. Wenn wir uns über die Ewigkeit der Psychen zu verständigen suchen, so hat für uns nicht geringes Gewicht die Übereinstimmung der Menschen, die entweder

Furcht haben vor den Unterirdischen oder sie verehren. Ich berufe mich auch für unseren Fall auf diese allgemeine Überzeugung: Du wirst niemanden finden, der nicht glaubt, sowohl die Weisheit sei ein Glücks-Gut wie auch das Weisesein. Ich will mich nicht an das Beispiel derer halten, das die in der Arena Besiegten zu geben pflegen, ich will nicht an die Gnade des Volkes appellieren: Ich will es wagen, mit eigenen Waffen zu kämpfen.

Was einem widerfährt, ist das außerhalb dessen, dem es widerfährt, oder innerhalb dessen, dem es widerfährt? Ist es innerhalb von demjenigen, dem es widerfährt, so ist es so gut ein Körper wie das, dem es widerfährt. Denn nichts kann einem widerfahren ohne Berührung. Was berührt, ist ein Körper. Ist es nach dem betreffenden Ereignis außerhalb des Gegenstandes, so hat es sich daraus entfernt. Was sich entfernt hat, hat Bewegung. Was aber Bewegung hat, das ist ein Körper.

Du hoffst, ich werde sagen, der Lauf sei nichts anderes als das Laufen, die Wärme nichts anderes als das Warmsein, das Licht nichts anderes als das Leuchten. Ich gebe zu, dass hier ein Unterschied zu machen ist, aber nicht, dass sie verschiedenen Gebieten angehören. Wenn die Gesundheit gleichgültig ist, so ist auch das Gesundsein gleichgültig; wenn die Schönheit gleichgültig ist, so ist es auch das Schönsein.

Wenn die Gerechtigkeit ein Glücks-Gut ist, so ist es auch das Gerechthein. Wenn die Schändlichkeit ein Übel ist, so ist es auch ein Übel schändlich zu sein, so unleugbar wie, dass, wenn die Triefäugigkeit ein Übel ist, auch das Triefäugigsein ein Übel ist. Wohlgermerkt: es kann keines ohne das andere sein. Wer weise ist, der ist ein Weiser; wer ein Weiser ist, der ist weise. Dass sie der Beschaffenheit nach sich gleich sind, kann so wenig bezweifelt werden, dass manche sie für ein und dasselbe halten. Aber gern möchte ich über folgendes Auskunft haben: Da alles entweder ein Übel oder ein Glücks-Gut oder ein gleichgültiges Ding ist, wozu gehört dann das Weisesein? Ein Glücks-Gut soll es nach ihnen nicht sein, ein Übel ist es auf keinen Fall, also muss es zu den Mitteldingen gehören. Ein Mittelding oder gleichgültiges Ding [gr. adiaphoron] nennen wir aber das, was sowohl dem Bösen wie dem Guten zuteil werden kann, wie z. B. Geld, Schönheit, hohe Geburt. Dass ein Mensch weise ist, kann nur dem Ethischguten zuteil werden: also gehört es nicht zu dem Gleichgültigen. Aber auch ein Übel kann es nicht sein, da es dem Bösen nicht zugehören kann: also ist es ein Glücks-Gut. Was nur der Ethischgute haben kann, ist ein Glücks-Gut. Das Weisesein hat nur der Ethischgute, also ist es ein Glücks-Gut.

„Es ist nur ein Zusatz zur Weisheit“, erwidert man. Wie steht es also mit dem Weisesein? Ist es Bewirker oder Empfänger der Weisheit? In beiden Fällen ist es ein Körper. Denn was bewirkt wird, ist ebensogut ein Körper wie das, was wirkt; ist es aber ein Körper, so ist es ein Glücks-Gut. Denn um ein Glücks-Gut zu sein, fehlte ihm nur das Eine, dass es angeblich kein Körper ist. Die Peripatetiker leugnen den Unterschied zwischen Weisheit und Weisesein, da in jedem von beiden auch das andere ist. Denn glaubst du, dass irgend jemand weise ist, als einzig der, der im Besitz der Weisheit ist? Glaubst du, dass irgendeiner, der weise ist, nicht auch die Weisheit besitze? Es sind die alten Dialektiker, die dergleichen Unterschiede machen; von ihnen hat sich diese Unterscheidung fortgeerbt bis auf die Stoiker. Was es damit auf sich hat, will ich dir nun erklären.

Ein Acker ist etwas anderes als einen Acker besitzen. Selbstverständlich; denn das Besitzen eines Ackers bezieht sich auf den Besitzer, nicht auf den Acker. So genommen ist Weisheit etwas anderes als Weisesein. Du wirst, denke ich,

zugeben, dass das Besessene und der Besitzer zweierlei sind: die Weisheit wird besessen, der Weise besitzt. Die Weisheit ist die vollkommene, aufs höchste und beste ausgebildete Einsicht, denn sie ist die Kunst des Lebens. Was heißt Weisesein? Ich kann nicht sagen „vollendete Einsicht“, sondern das, was demjenigen zukommt, der die vollendete Einsicht besitzt. So ist das eine die gute Einsicht, das andere gewissermaßen der Besitz der guten Einsicht.

„Es gibt“, sagt man, „natürliche Körper, wie z. B. dies ein Mensch ist und dies ein Pferd. An diese schließen sich dann Körperbewegungen an, in denen sich die Regungen der Psyche kundgeben. Diese Regungen der Psyche haben etwas Eigenartiges und von den Körpern Getrenntes. Ich sehe z. B. den Cato spazieren gehen. Das zeigen mir die Sinne [die Augen] und die Psyche glaubt es. Es ist ein Körper, was ich sehe, worauf ich Augen und Geist gerichtet habe. So sage ich denn: Cato geht spazieren. Es ist nicht der Körper, sagt man, was ich da jetzt sprachlich bezeichne, sondern etwas vom Körper Ausgesagtes, was die einen einen Ausspruch nennen, andere eine Aussage, andere einen Satz. So verstehen wir, wenn wir das Wort Weisheit aussprechen, etwas Körperliches; wenn wir sagen „er ist weise“, so reden wir vom Körper [einer Person]; es ist aber ein sehr großer Unterschied, ob du ihn selbst meinst oder nur etwas auf ihn Bezügliches. Nehmen wir vor der Hand an, es seien zweierlei - denn noch halte ich mit meiner Antwort zurück - was hindert, dass es zwar ein anderes ist, aber gleichwohl ein Glücks-Gut? Kurz vorher sagte ich, etwas anderes sei ein Acker, etwas anderes, einen Acker zu besitzen. Mit Recht; denn wer besitzt und was besessen wird, sind von Natur verschieden; das eine ist ein Mensch, das andere ist Erde. Allein in dem vorliegenden Fall ist beides von derselben Natur, der, welcher die Weisheit besitzt, und die Weisheit selbst. Sodann ist in jenem das Besessene ein anderes als der, der es besitzt: in unserem Fall dagegen fallen das Besessene und der Besitzende zusammen.

Der Ackerbesitz ist an das Recht gebunden, der Besitz der Weisheit an unsere Natur. Jener kann veräußert und auf einen anderen übertragen werden, die letztere [die Weisheit] ist untrennbar von ihrem Besitzer. Du bist also auf falschem Weg, wenn du Dinge miteinander vergleichst, die einander so unähnlich sind. Ich hatte zu Anfang behauptet, dass Weisheit und Weisesein zweierlei seien und doch jedes von beiden ein Glücks-Gut sein könne, wie z. B. die Weisheit und der Weise zwei sind und, wie du zugestehst, beide ein Glücks-Gut sind. Wie nichts im Wege steht, dass sowohl die Weisheit ein Glücks-Gut ist wie der Inhaber der Weisheit, so hindert nichts, dass die Weisheit ein Glücks-Gut ist wie auch der Besitz der Weisheit, d. h. das Weisesein. Ich will ein Weiser sein in der Absicht, weise zu sein. Wie nun? Ist nicht das ein Glücks-Gut, ohne welches auch jenes kein Glücks-Gut ist? Wenigstens behauptet ihr [Epikureer] doch, dass die Weisheit nicht annehmbar wäre, wenn man keinen Gebrauch von ihr machen dürfte. Worin besteht nun der Gebrauch der Weisheit? Im Weisesein. Das ist das Wertvollste an ihr, was man ihr nicht entreißen kann, ohne sie überflüssig zu machen. Wenn die Folter ein Übel ist, so ist es ein Übel gefoltert zu werden, dergestalt, dass jene aufhört ein Übel zu sein, wenn man das abzieht, wozu sie bestimmt ist. Die Weisheit ist das Ergebnis der größtmöglichen Ausbildung der Psyche. Das Weisesein ist der Gebrauch dieser größtmöglichen Ausbildung; wie kann der Gebrauch dessen kein Glücks-Gut sein, was ohne Gebrauch kein Glücks-Gut sein kann? Ich frage dich, ob die Weisheit erstrebenswert ist: du räumst es ein. Denn du erklärst, du würdest sie nicht annehmen, wenn du verhindert würdest sie zu gebrauchen. Was erstrebenswert ist, das ist ein Glücks-Gut. Weisesein ist der

Gebrauch der Weisheit, wie das Reden der Gebrauch der Beredsamkeit und das Sehen der Gebrauch der Augen. Also ist Weisesein der Gebrauch der Weisheit, der Gebrauch der Weisheit aber ist erstrebenswert: das Weisesein ist also erstrebenswert. Ist es aber erstrebenswert, so ist es auch ein Glücks-Gut.

Schon lange tadele ich mich selbst; denn ich mache mich zum Nachahmer derer [der Sophisten], die ich anklage, indem ich Worte verschwende an eine selbstverständliche Sache. Denn wem kann es zweifelhaft sein, dass, wenn die Hitze ein Übel ist, es auch ein Übel ist, erhitzt zu sein? Wenn der Frost ein Übel ist, ist es auch ein Übel zu frieren? Wenn das Leben ein Gut ist, ist es auch ein Gut zu leben? Alle dergleichen Fragen stehen nur in äußerlicher Beziehung zur Weisheit, haben aber nichts zu schaffen mit ihrem eigentümlichen Wesen. Wir aber sollen es dauernd mit ihr selbst zu tun haben. Auch wenn wir den Kreis etwas weiter ziehen wollen, bietet sie uns weite und geräumige Fernen: da gibt es Fragen zu lösen wie die nach der Natur des Aether-Logos, nach der Materie der Planeten, nach den so verschiedenartigen Bahnen der Sterne, ob sich auch unsere menschlichen Angelegenheiten nach den Bewegungen der Sterne richten, ob von dorthin allen Körpern und Psychen ihre Triebkraft gegeben wird, ob auch das, was man gemeinhin als Zufall bezeichnet, an ein bestimmtes Gesetz gebunden ist, und nichts in dieser Welt urplötzlich und gesetzlos sich ändert. Solche Betrachtungen haben zwar unmittelbar nichts zu tun mit der ethischen Bildung, aber sie entlasten die Psyche und erheben sie zur Höhe der Dinge selbst, mit denen sie sich beschäftigt. Diejenigen Fragen dagegen, über die ich mich kurz vorher ausließ, haben nur eine die Psyche verengende und niederdrückende Wirkung, und schwächen sie anstatt sie zu schärfen. Ich bitte euch: die für höhere und bessere Fragen so unentbehrlichen Mühen verschwenden wir an eine vielleicht falsche, sicherlich aber unnütze Sache. Was soll es mir nützen, zu wissen, ob ein Unterschied besteht zwischen Weisheit und Weisesein? Was soll es mir nützen zu wissen, ob jene [die Weisheit] ein Glücks-Gut ist, dieses [das Weisesein] dagegen nicht? Ich will so leichtsinnig sein und auf gut Glück hin den bindenden Vorschlag machen: dir soll die Weisheit gehören, mir das Weisesein. Und das Ergebnis? Wir werden einander gleich sein. Lass dir lieber angelegen sein, mir den Weg zu zeigen, auf welchem ich dazu gelange. Sage mir, was ich meiden soll, was erstreben, durch welche Bemühungen ich meiner schwankenden Psyche zur Festigkeit verhelfen kann; wie ich die Widerwärtigkeiten, die mich treffen und drängen, von mir fernhalten kann, wie ich so vielen Übeln Einhalt gebieten kann, wie ich mich der Übel erwehren kann, die über mich hereingestürzt sind, sowie derer, in die ich mich selbst gestürzt habe. Lehre mich, wie ich den Kummer ohne eigenes Seufzen, das Glück ohne fremdes Seufzen ertrage, wie ich das Äußerste und Unvermeidliche nicht erwarte, sondern, wenn mir die Zeit gekommen scheint, mir selbst zu helfen weiß. Nichts scheint mir schimpflicher als sich den Tod zu wünschen. Denn wenn du leben willst, was wünschst du zu sterben? Willst du aber nicht leben, was bittest du die Götter um das, was sie dir mit der Geburt gegeben haben? Denn dass du irgendwann einmal stirbst, das ist dir auch wider deinen Willen beschieden worden; es liegt also in deiner Hand, wenn du es willst. Das erstere ist eine Sache der Notwendigkeit, das letztere steht dir frei.

Ich habe vor einigen Tagen den Anfang der Rede eines wahrhaftig beredten Mannes gelesen: „So wahr ich“, hieß es da, „sobald als möglich sterben möchte.“ - Du Tor, du wünschst etwas, was in deiner Hand liegt. „So wahr ich sobald als möglich sterben möchte.“ - Vielleicht hast du es zu einem hohen Alter gebracht und hast diese Worte immer wiederholt. Was könnte dich denn davon abhalten? Es

hält dich niemand zurück: suche dir deinen Ausweg ganz nach deinem Belieben. Wähle dir irgendein von der Natur dargebotenes Mittel, das dir den Ausgang aus dem Leben gewähren soll. Die Elemente nämlich, auf denen die Weltordnung beruht, sind Wasser, Erde, Luft [und Feuer]. All diese sind ebenso Ursachen des Lebens wie Wege zum Tod. „So wahr ich sobald wie möglich sterben möchte.“ - Was verstehst du unter diesem „sobald als möglich“? Welchen Termin bestimmst du dafür? Es kann früher geschehen, als du wünschst. Diese Worte verraten eine schwache Psyche, die durch diese Verwünschung nur Mitleid erregen will: wer wünscht, der will nicht sterben. Die Gläubigen bitten die Götter um Leben und Wohlbefinden: hast du den Wunsch zu sterben, so ist das die Frucht des Todes, dass du aufhörst zu wünschen.

Mit solchen Betrachtungen, mein Lucilius, wollen wir uns beschäftigen, durch sie wollen wir unseren Geist bilden. Das ist Weisheit, das ist Weisesein, nicht an windigen Tüfteleien einen völlig unfruchtbaren Scharfblick üben. So viele Fragen hat das Schicksal dir vorgelegt, du hast sie noch nicht gelöst, und doch hast du schon Zeit zu müßigen Gedankenspielen? Welche Torheit, mit der Waffe in der Luft herumzufuchteln, wenn das Zeichen zur Schlacht gegeben ist. Fort mit diesen spielenden Waffen [der Sophisten]; es bedarf jetzt entscheidender Waffen. Sage mir, wie ich es anzufangen habe, dass keine Traurigkeit, keine Furcht meine Psyche verwirrt, wie ich es anzufangen habe, dass ich die Last verborgener Begierden los werde.

Hier gilt es, etwas Tatkräftiges zu verrichten. „Die Weisheit ist ein Glücks-Gut, Weisesein ist kein Glücks-Gut“; so kommt es denn, dass man uns das Weisesein überhaupt abspricht, dass dies ganze Studiengebiet verlacht wird als eine Bemühung um überflüssige Dinge. Was würdest du vollends sagen, wenn du wüsstest, dass auch die Frage gestellt wird, ob auch die zukünftige Weisheit ein Glücks-Gut ist. Denn wie könnte man bezweifeln, ich bitte dich, dass weder die Scheune die zukünftige Ernte fühlt noch das Kindesalter irgendwelches Vermögen oder Kraft dazu hat, sich in das künftige Erwachsenenalter hineinzudenken? - Dem Kranken nützt für jetzt die zukünftige Gesundheit nichts, ebensowenig wie den Läufer oder Ringkämpfer die zukünftige Ruhe erfreut, die er viele Monate später genießen wird. Wer wüsste nicht, dass das, was erst zukünftig ist, eben darum kein Glücks-Gut ist, weil es erst zukünftig geschieht? Denn was ein Glücks-Gut ist, nützt unter allen Umständen. Nur was gegenwärtig ist, kann nützen; wenn es nicht nützt, so ist es auch kein Glücks-Gut, wenn es aber nützt, so ist es schon da. Ich bin ein zukünftiger Weiser: dies wird ein Glücks-Gut sein, wenn ich es sein werde; einstweilen ist es noch keines. Zunächst muss etwas da sein; dann erst kann es von irgendwelcher Beschaffenheit sein. Wie kann, ich bitte dich, etwas, das noch nicht existiert, schon ein Glücks-Gut sein? Wie aber kannst du einen stärkeren Beweis dafür erlangen, dass etwas nicht ist, als die Versicherung, dass es erst zukünftig existiert? Denn was erst kommt, das ist offenbar noch nicht da. Der Frühling wird erst kommen; daher weiß ich, zur Zeit ist noch Winter. Der Sommer wird folgen, also weiß ich, dass es nicht Sommer ist. Der schlagendste Beweis dafür, dass etwas noch nicht ist, liegt darin, dass es erst zukünftig ist. Ich werde weise sein, ich hoffe es, aber einstweilen bin ich es noch nicht. Hätte ich jenes Glücks-Gut, so wäre ich auch schon frei von vielen Übel. Es liegt in der Zukunft, dass ich weise bin; daraus kannst du entnehmen, dass ich es noch nicht bin. Ich kann nicht zu gleicher Zeit Inhaber jenes Glücks-Gutes und dieses Übels sein. Diese beiden gehen nicht Hand in Hand; Übel und Glücks-Gut sind nicht zugleich in einem.

Lass uns an diesen wohlausgetüftelten Possen vorübergehen und uns beeilen, zu dem zu gelangen, von dem wir irgendwelche Hilfe hoffen können. Niemand, der in ängstlicher Erregung die Hebamme für seine gebärende Tochter holt, liest ein Edikt und die Ordnung der Schauspiele bis zu Ende. Niemand, der nach seinem brennenden Haus läuft, heftet seinen Blick noch länger auf das Brettspiel, um herauszubekommen, wie er einen eingeklammerten Stein wieder frei bekommen kann. Nun geht es dir aber tatsächlich im Leben so, dass du alle möglichen schlimmen Botschaften erhalten kannst, von dem Brand deines Hauses, von der Gefährdung deiner Kinder, von der Belagerung deiner Vaterstadt, von der Plünderung deiner Güter, dazu füge noch Schiffbruch, Erdbeben und was man sonst noch befürchten kann: unter all diesen Umständen bleibst du müßig? Nur in Anspruch genommen von Dingen, die keinem anderen Zweck dienen als dich angenehm zu unterhalten? Du grübelst nach über den Unterschied zwischen Weisheit und Weisesein? Du knüpfst [philosophische] Knoten und löst sie, während über deinem Haupt eine so bedrohliche Last schwebt? Die Natur ist nicht so nett und freigebig im Spenden der Zeit, dass wir uns erlauben dürften, etwas davon verloren gehen zu lassen. Dazu bedenke, wieviele davon auch den Gewissenhaftesten verloren geht. Einen Teil davon raubt einem jeden die eigene Krankheit, einen weiteren die Krankheit der Seinigen; einen Teil nehmen die unabweisbaren eigenen Geschäfte in Anspruch, einen weiteren die öffentlichen Geschäfte. Der Schlaf teilt mit uns das Leben. Was hat es für einen Sinn, von dieser so beschränkten und flüchtigen und uns mit sich fortreibenden Zeit den größten Teil für nichts und wieder nichts hinzugeben? Dazu nimm noch hinzu, dass der Geist sich gewöhnt, mehr auf sein Vergnügen als auf seine Gesundheit bedacht zu sein und die Philosophie, die ein Heilmittel sein sollte, zu einem Mittel des Vergnügens zu machen. Was für ein Unterschied zwischen Weisheit und Weisesein bestehe, weiß ich nicht; aber soviel weiß ich, dass es mir ganz gleichgültig ist, ob ich es weiß oder nicht weiß.

Sage mir, werde ich weise sein, wenn ich den Unterschied zwischen Weisheit und Weisesein gelernt habe? Warum hältst du mich also hinsichtlich der Weisheit bei bloßem Wortkram fest, statt dich auf ihre Werke einzulassen? Mache mich tapferer, mache mich selbstgewisser, mache mich dem Schicksal gewachsen, mache mich ihm überlegen. Es steht aber in meiner Macht, ihm überlegen zu sein, wenn ich meine Lernkraft ausschließlich darauf verwende.

#### 118. Brief

[Der Mensch soll sich durch philosophische Bildung unabhängig machen von der Gewalt des Schicksals]

Ich soll dir häufiger schreiben, verlangst du. Vergleichen wir Rechnung mit Rechnung [Brief mit Brief], so bleibst du in meiner Schuld. Wir waren doch übereingekommen, dass du den Vortritt hättest; du solltest schreiben, ich antworten. Indes ich werde nicht schwierig sein. Ich weiß, dass du Kredit verdienst. Darum werde ich dir Vorschuss leisten und werde mich dabei nicht richten nach der Ermahnung, die der beredte Cicero dem Attikus erteilte [ad atticum, I, 12], er solle schreiben „auch wenn er nichts hätte, was ihm in den Mund käme“. Niemals werde ich Mangel an Stoff haben, auch wenn ich alles, was die Briefe des Cicero füllt, beiseite lasse: Welcher Bewerber alle seine Kraft einsetzt, wer mit fremden, wer mit eigenen Kräften kämpft, wer sich um das Konsulat bewirbt im Vertrauen auf Caesar, wer im Vertrauen auf Pompeius, wer



im Vertrauen auf den eigenen Geldsack, wie erbarmungslos der Wucherer Caecilius ist, von dem selbst seine Verwandten unter zwölf Prozent [Zinsen] keinen Pfennig bekommt. Es ist ersprießlicher, seine eigenen Gebrechen zu behandeln als fremde, sich selbst gehörig zu ermahnen und sich klar zu machen, bei wievielen man selber noch Bewerber ist, und sich nicht mit der Unterstützung anderer abzugeben. Das, mein Lucilius, ist in meinen Augen wahrhaft ehrenvoll und ein Zeichen innerer Sicherheit und Freiheit, sich um nichts [um kein Staatsamt] zu bewerben und das Schicksal nicht durch den Zufall der Wahl über sich entscheiden zu lassen. Wie vergnüglich muss es doch sein, in der Wahlversammlung, wenn die Kandidaten auf ihren erhöhten Plätzen gleichsam in der Luft schweben, der eine Geldzahlungen in Aussicht stellt, der andere durch eine Mittelsperson unterstützt wird, wieder ein anderer die Hände derer mit Küssen bedeckt, denen er, sobald er gewählt ist, jede Berührung mit der Hand strengstens untersagt, und, wenn alle in höchster Erregung die Stimme des Ausrufers erwarten, müßig dazustehen und dem Markttreiben zuzusehen, ohne etwas zu kaufen oder zu verkaufen? Wieviel größer ist die Freude dessen, der der Wahl eines Prätors oder Konsuls sorglos zusieht, ebenso jenen großen Entscheidungen, die denen gelten, die sich entweder um jährlich wechselnde Ehrenstellen bemühen, oder um dauernde Ämter, oder um glückliche Kriegserfolge und Triumphe, oder um Reichtum, oder um Eheschließungen und Kinder, oder um das eigene Wohl, oder um das ihrer Angehörigen! Welch hoher Sinn bekundet sich dadurch, dass man der Einzige ist, der nichts für sich begehrt, der keinen mit Bitten angeht, sondern sagt: „Ich habe nichts mit dir zu schaffen, Schicksal. Ich räume dir keine Gewalt über mich ein. Ich weiß, dass bei dir Männer wie Cato eine Niete erhalten, während Männer wie Vatinius das große Los ziehen. Ich verlange nichts.“ - Das heißt, sich ein selbständiges [und freies] Leben verschaffen. Daher dürfen wir beide diese Dinge in wechselseitigen Briefen besprechen und dies Thema immer wieder von neuem abhandeln im Hinblick auf die vielen Tausende ängstlich hastender Menschen, die, um irgend etwas Unheilvolles zu erlangen, sich durch einen Berg von Übel hindurch arbeiten zu neuen Übel, und ihr Streben auf Dinge richten, denen sie bald darauf wieder den Rücken kehren oder sogar ihre Verachtung bezeugen.

Denn wer dasjenige erreicht hat, was ihm, als er es erst noch wünschte, als unschätzbare Glück erschien, ist der dann auch noch damit zufrieden? Das Glück ist nicht habgierig, wie die Menschen glauben, sondern schwächlich; darum sättigt es niemanden. Du hältst jene Dinge für hoch, weil du noch fern von ihnen weilst; für den aber, der an sie herankommt ist, sind sie niedrig, und, ich müsste denn lügen, er wünscht dann noch höher zu steigen. Was du für den Gipfel hältst, ist nur eine Stufe. Allen aber bringt die Unkenntnis der Wahrheit böse Überraschungen. Sie gehen, getäuscht durch das Gerede der Leute, auf vermeintliche Glücks-Güter aus, um dann, wenn sie sie nach vielen Mühen erlangt haben, zu sehen, dass es Übel sind, oder Wahngelbte, oder Dinge, die hinter ihren Hoffnungen zurückbleiben. Die Mehrzahl aber bewundert, was aus der Entfernung täuscht, und der Mehrzahl gilt das äußerlich Große für gut.

Damit dies nicht auch uns passiert, wollen wir untersuchen, was ein Glücks-Gut ist. Die Erklärungen lauten sehr verschieden, der eine hat diese, der andere jene Formel festgestellt. Einige definieren es so: „Ein Glücks-Gut ist, was auf die Psyche einladend und anlockend wirkt.“ - Dem aber stellt sich sofort die Frage entgegen: Wie, wenn sie zwar anlockt, aber zum Verderben? Du weißt ja, welche verführerisch schmeichelnde Kraft den Lastern innewohnt. Wahrheit und

Wahrscheinlichkeit sind verschiedene Dinge. Demgemäß verbindet sich das, was wirklich gut ist, mit dem Wahren; denn wenn es nicht wahr ist, so ist es nicht gut. Was dagegen uns einlädt und an sich lockt, ist nur wahrscheinlich: Es wird an uns zum Dieb, reizt uns und zieht uns an sich. Einige haben es so erklärt: „Ein Glücks-Gut ist, was ein Verlangen nach sich erweckt, oder was den Drang der darauf gerichteten Psyche in Bewegung setzt“. - Auch dagegen gilt der gleiche Einwurf; denn Vieles setzt der Drang der Psyche in Bewegung, was den betreffenden Bewerbern nur zum Unheil gereicht. Besser jene, die folgende Erklärung aufgestellt haben: „Ein Glücks-Gut ist, was den Drang der Psyche gemäß der Natur in Bewegung setzt, und was erst dann zu erstreben ist, wenn es sich als wirklich erstrebenswert erwiesen hat.“

Dann ist es auch etwas Ethischgutes; denn dies ist im vollsten Sinne erstrebenswert. Hier ist die richtige Stelle, mich über den Unterschied zwischen dem Guten und dem Ethischguten zu äußern. Sie stehen in enger und untrennbarer Verbindung zueinander; es kann nichts gut sein, worin sich nicht etwas Ethischgutes findet, und das Ethischgute ist das unbedingt Gute. Welcher Unterschied besteht also zwischen beiden? - Das Ethischgute ist das vollendete Gute, welches dem glücklichen Leben seine Vollgültigkeit gibt, durch dessen Berührung auch andere Dinge zu Glücks-Gütern werden.

Ich meine das so: Es gibt gewisse Dinge, die weder Glücks-Güter noch Übel sind, wie der Kriegsdienst, eine Legaten- oder Richterstelle. Sind diese Obliegenheiten im Sinne des Ethischguten erfüllt worden, so ist damit der Anfang gemacht, dass sie zu Glücks-Gütern werden, und so gehen sie denn aus einem zweifelhaften Zustand in einen bestimmten über und werden zu Glücks-Gütern. Zu einem Glücks-Gut wird etwas durch die Beigesellung des Ethischguten, das Ethischgute ist an sich schon gut.

Das Gute hat seinen Ursprung im Ethischguten, das Ethischgute in sich selbst. Was gut ist, hätte auch übel werden können; was ethischgut ist, konnte nur gut werden.

Einige haben auch folgende Definition aufgestellt: „Ein Glücks-Gut ist, was der Natur gemäß ist“. Wohl gemerkt! Ich sage: was ein Glücks-Gut ist, ist auch der Natur gemäß; nicht aber ist, was der Natur gemäß ist, ohne weiteres auch ein Glücks-Gut. Vieles stimmt mit der Natur überein, ist aber so unbedeutend, dass der Name eines Glücks-Guts nicht darauf passt; denn es sind wertlose Kleinigkeiten; kein wirkliches Glücks-Gut aber ist gering zu schätzen, auch das kleinste nicht. Denn solange es geringfügig ist, ist es kein Glücks-Gut; sobald es anfängt ein Glücks-Gut zu sein, ist es nicht mehr geringfügig. Woran wird ein Glücks-Gut erkannt? Wenn es vollkommen der Natur gemäß ist. „Du gibst mir zu“, so entgegnest du, „dass, was ein Glücks-Gut ist, der Natur gemäß ist; das ist seine Eigenschaft. Du gibst mir zu, dass auch anderes der Natur gemäß ist, aber nicht gut ist. Wie kommt es also, dass ersteres ein Glücks-Gut ist, während letzteres es nicht ist? Wie kommt jenes zu einer anderen Eigenschaft, während sie doch die Hauptsache beide gemeinsam haben, nämlich der Natur gemäß zu sein?“ - Der Unterschied liegt in nichts anderem als in der Größe. Und es ist ja nichts Neues, dass manches durch Wachsen sich ändert. Es war einer ein Kind und ist ein Erwachsener geworden; damit hat sich seine Eigenart geändert. Denn das Kind ist unvernünftig, der Erwachsene vernünftig. Es gibt aber Dinge, die durch Wachstum nicht nur größer, sondern in ihrer Eigenart verändert werden. „Was größer wird“, entgegnet man, „wird in seiner Art nicht anders. Ob du eine Flasche oder ein Fass mit Wein füllst, macht nichts aus: in beiden Fällen bleibt die

Eigenart des Weines dieselbe. Eine kleine Quantität Honig und eine große unterscheiden sich nicht im Geschmack.“ - Die Beispiele, die du anführst, sind anderer Art, denn in ihnen handelt es sich um bleibende Eigenschaften; so sehr man die Stoffe auch vermehrt, ihre Eigenart ändert sich nicht. Es gibt eben gewisse Dinge, die trotz aller Vermehrung in ihrer Art und Eigentümlichkeit verharren. Daneben gibt es auch wieder Dinge, die, nachdem sie lange Zeit hindurch mehr und mehr vervollständigt worden sind, erst durch den letzten Zusatz eine Veränderung erfahren, die ihnen ein neues und gegen das frühere ein verändertes Gepräge aufdrückt. Ein Stein macht das Gewölbe, nämlich jener, der die einander zuneigenden Seiten zusammen keilt und durch seine Vermittlung sie bindet. Wie kommt es, dass der letzte, wenngleich nur geringe Zusatz so entscheidend wirkt? Weil er nicht vermehrt sondern vollendet. Gewisse Dinge streifen im weiteren Fortgang die frühere Form ab und nehmen eine neue Gestalt an. Hat die Psyche sich lange beschäftigt mit einem sich weithin erstreckenden Gegenstand, und ist sie in dieser Betrachtung müde geworden, dann spricht man von diesem Gegenstand als einem unendlichen. Damit ist dieser Gegenstand ein ganz anderer geworden als vordem, wo er groß schien, aber doch endlich. Auf dieselbe Weise haben wir vielleicht etwas für zerschneidbar gehalten: schließlich, bei wachsender Schwierigkeit der Zerschneidungsversuche, hat sich der Gegenstand als unzerschneidbar erwiesen.

Ebenso sind wir von dem, was nur mit Mühe und Not sich bewegen ließ, zu dem Begriff des Unbeweglichen gekommen. Auf dieselbe Weise war etwas naturgemäß, das durch seine Größe in eine andere Eigenart übergang und zu einem Glücks-Gut wurde.

## 119. Brief

[Die Kunst, zu wahren Reichtum zu gelangen]

So oft ich etwas gefunden habe, warte ich nicht, bis du sagst: „zu gemeinschaftlichem Gebrauch!“ Ich sage es mir selbst. Du fragst, was das sei, was ich gefunden habe? Öffne deinen Schoß: Es ist reiner Gewinn. Ich will dich lehren, wie du auf das Schnellste reich werden kannst. Du bist sehr begierig, dies zu erfahren, und nicht mit Unrecht. Ich will dich auf dem kürzesten Weg zum größten Reichtum führen.

Doch wirst du eines Gläubigers bedürfen. Um Geschäfte machen zu können, musst du ein Darlehen aufnehmen. Allein ich wünsche nicht, dass du durch einen Kreditvermittler borgst. Ich möchte nicht, dass die Kredithaie deinen Namen im Mund führen. Ich will dir einen stets bereiten Gläubiger verschaffen: Jenen Catonianischen: „Borge von dir selbst!“<sup>314</sup> Wie wenig es auch sein mag, es wird genügen, wenn wir alles, was uns fehlt, von uns selber zu erlangen versuchen. Denn es ist kein Unterschied, mein Lucilius, ob du etwas nicht entbehrst oder ob du es hast. Die Hauptsache ist in beiden Fällen dieselbe: du hast kein Verlangen danach.

Ich schreibe dir nicht vor, der Natur etwas zu versagen. Sie ist hartnäckig, sie lässt sich nicht überwinden, sie fordert das Ihrige. Doch wisse, dass alles, was über die Natur hinausgeht, erbeten und nicht notwendig ist.

Ich hungere, also muss ich essen. Ob dieses Brot einfaches oder bestes Weizenbrot ist, das ist der Natur gleichgültig. Sie will nicht, dass der Magen

<sup>314</sup> Marcus Porcius Cato (mit dem Beinamen Sapiens) gebrauchte den Spruch: quod tibi deest, a te ipso mutuare. (Was dir fehlt, borge von dir selbst.) Vgl. Seneca >De beneficiis<, V. 7.

verwöhnt, sondern gefüllt wird. Ich habe Durst. Ob es nun Wasser ist, das ich aus der nächsten Quelle schöpfe, oder solches, das mit Eis versetzt ist, damit es durch die Kälte zusätzlich erfrischt, das berührt die Natur ebenfalls nicht. Sie befiehlt nur das eine, den Durst zu löschen. Ob es ein goldener, ein kristallener oder ein porzellanener Becher ist, ob es ein Becher aus einfachem Ton oder nur die hohle Hand ist, das ist ebenfalls gleichgültig. Sieh auf den Zweck von allen Dingen und du wirst das Überflüssige verachten lernen. Der Hunger mahnt mich: die Hand streckt sich nach dem Nächstbesten aus. Er wird mir empfehlen, nach was auch immer ich greifen mag. Nichts verschmäht der Hungernde.

Was es gewesen sei, was mir so große Freude gemacht habe, wirst du fragen? Der Ausspruch: „Der Weise ist der eifrigste Liebhaber der natürlichen Reichtümer.“

Du entgegnest: du bewirtest mich aus leeren Schüsseln. Was heißt das? Ich hatte bereits meine Geldbeutel<sup>315</sup> in Bereitschaft gehalten. Ich schaute mich bereits um, auf welches Meer ich, um Handelsgeschäfte zu treiben, hinausfahren, welche Staatspacht ich übernehmen, welche Waren ich importieren sollte. Das heißt ja geradezu betrügen, wenn man die Armut lehrt, nachdem man Reichtümer versprochen hat.

Demnach hältst du wirklich den für arm, dem nichts fehlt? Es ist eine Wohltat seiner selbst und seiner Bedürfnislosigkeit, sagst du, nicht des Glücks. - Deshalb hältst du ihn nicht für reich, weil sein Reichtum nicht aufhören kann? Willst du lieber viel oder genug besitzen? Wer viel besitzt, begehrt mehr. Und das ist der Beweis, dass er noch nicht genug besitzt. Wer genug besitzt, hat das erreicht, was nie dem Reichtum zuteil werden kann: das Ziel. Oder hältst du diesen Reichtum nicht für Reichtum, weil seinetwegen noch niemand geächtet worden ist? Weil seinetwegen noch niemandem der Sohn oder die Gattin Gift verabreicht hat? Weil dieser Mensch im Krieg sicher ist und in Friedenszeiten Ruhe hat? Weil dieser Reichtum zu besitzen weder gefährlich, noch ihn zu verwalten mühevoll ist? - „Aber derjenige besitzt wenig, der nur nicht friert, nicht hungert und nicht dürstet.“ - Mehr besitzt Jupiter [alias der Aether-Logos] auch nicht.

Nie ist zu wenig, was genug ist; und niemals ist viel, was nicht genug ist. Nach der Besiegung des Darius und der Inder ist Alexander arm, oder ich bin ein Lügner: Er sucht, was er sich noch untertan machen könne, durchforscht unbekannte Meere, sendet neue Flotten in den Ozean und durchbricht sozusagen die Riegel der Welt. Was der Natur genug ist, ist es dem Menschen nicht. Es hat sich einer gefunden, nämlich Alexander der Große, der nach alledem immer noch etwas begehrt: So groß ist die Blindheit der Psyche und so groß ist bei jedem Menschen, der viel erreicht hat, das Vergessen seines Anfangs. Jener, der eben erst nicht ohne Anstrengung der Herr eines unbekanntes Winkels [der Erde] war, ist traurig, da er von der Grenze der Welt durch seine Welt zurückkehren soll. Niemanden macht Geld reich; im Gegenteil, es flößt jedem nur eine um so größere Begierde danach ein. Du fragst, was die Ursache dieses Phänomens sei? Wer mehr hat, fängt an, noch mehr haben zu können. Mit einem Satz: du darfst mir jeden von den Männern vorführen, deren Namen neben Crassus und Licinius<sup>316</sup> genannt werden. Er gebe sein Vermögen an und rechne alles zusammen, was er besitzt und was er erhofft: Er ist arm, wenn du mir glaubst. Und kann arm sein, wenn du dir selbst glaubst. Derjenige aber, der sich nach dem,

<sup>315</sup> Eigentlich „Geldkörnchen“, denn die Römer gebrauchten Körnchen (fiscos) zur Aufbewahrung des Geldes.

<sup>316</sup> Ihrer Reichtümer wegen.

was die Natur verlangt, eingerichtet hat, steht nicht bloß außerhalb des Gefühls der Armut, sondern auch der Furcht vor ihr. Doch damit du weißt, wie schwer es ist, seinen Besitz auf das natürliche Maß zu beschränken: Selbst derjenige, von dem wir sagen, er halte sich innerhalb der Grenzen der Natur und den du arm nennst, hat noch etwas Überflüssiges. Jedoch der Reichtum blendet das Volk und zieht seine Blicke auf sich, wenn viel bares Geld aus dem Hause getragen, wenn selbst die Zimmerdecke mit Gold überzogen wird, wenn eine Dienerschar entweder nach der Körperform ausgewählt oder durch Putz prächtig erscheint. Das Glück all dieser Leute sieht nach der Straße heraus. Derjenige aber, den wir der Masse des Volkes und dem Schicksal entzogen haben, ist nach innen glücklich. Denn was jene ersteren betrifft, bei denen eine vielbeschäftigte Armut sich den Namen des Reichtums fälschlich angemahnt hat, so haben sie den Reichtum ebenso, wie wenn man sagt, sie haben das Fieber. Nicht sie haben das Fieber, sondern das Fieber hat sie. Umgekehrt pflegen wir zu sagen: Das Fieber hält ihn gefangen. Auf gleiche Weise sollten wir sagen: Der Reichtum hält ihn gefangen. An nichts also möchte ich dich lieber erinnern, als an folgendes, woran niemand genug ermahnt werden kann: Messe alles nach den natürlichen Bedürfnissen ab, die entweder umsonst oder mit wenigen Mitteln befriedigt werden können. Und mische keine Laster unter die natürlichen Bedürfnisse.

Du fragst, auf welcher Tafel, auf welchem Silbergeschirr, von wie gestalteten und geputzten Sklaven die Speisen aufgetragen werden sollten? - Die Natur verlangt nichts als die Nahrung selbst.

So dichtete Horaz (Sat. I, 2, 114 ff): *„Wie? Wenn Durst dir den Schlund ausdörret, verlangst du da nach einem goldenen Becher? Verschmähst du, wenn Hunger dich quält, jegliche Nahrung, außer dem Butt und dem Pfau?“*

Der Hunger ist nicht anspruchsvoll. Er ist zufrieden, wenn er aufgehört hat. Wodurch er aufhört, das kümmert ihn sehr wenig. Das andere sind Qualen einer unglücklichen Schwelgerei: Sie sucht, wie sie selbst nach der Sättigung noch hungert; wie sie den Magen nicht füllt, sondern vollstopft; wie sie den durch den Trank gelöschten Durst wieder hervorruft. Treffend sagt daher Horaz, den Durst berührt es nicht, in welchem Becher oder von welcher zierlichen Hand ihm das Wasser gereicht wird. Denn wenn du glaubst, es berühre dich, wie schön gelockt der Sklave ist und wie durchsichtig der Becher, den er dir darreicht, so hast du keinen Durst. Unter anderem hat uns die Natur auch den Vorzug verliehen, dass sie der Notwendigkeit den Überdruß genommen hat. Das Überflüssige lässt Auswahl zu. Dieses ist nicht anständig, jenes nicht gepriesen genug, dieses beleidigt unsere Augen. Jener Urheber der Welt [der Aether-Logos], der uns die Gesetze des Lebens [der Natur] vorgeschrieben hat, sorgte dafür, dass wir wohlbehalten, nicht dass wir verwöhnt sein sollen. Für unser Wohlbefinden ist alles bereit und zur Hand; für unsere Wollust wird alles unter Plagen und Sorgen herbeigeschafft. Lasst uns daher diese Wohltat der Natur ergreifen, die unter die größten zu zählen ist. Und bedenken wir, dass sie sich in keiner Beziehung besser um uns verdient gemacht hat, als dadurch, dass wir alles, was die Notwendigkeit erfordert, ohne Ekel zu uns nehmen können.

## 120. Brief

[Ursprung der Erkenntnis des Guten und des Ethischguten]

Dein Brief schweifte durch mehrere kleine Fragen, bei einer aber blieb er stehen und wünschte sie gelöst zu sehen, nämlich: Wie die Kenntnis des Guten

und des Ethischguten uns [Stoikern] zugekommen sei. Diese beiden Begriffe sind bei anderen verschieden, bei uns [Stoikern] nur getrennt. Was das heißt, will ich dir sagen.

Für gut halten einige Philosophen dasjenige, was nützlich ist; daher legen sie diesen Namen auch dem Reichtum, einem Pferd, dem Wein, einem Schuh bei; so allgemein wird bei ihnen das Gute und so sehr steigt es selbst bis zum Unsauberen herab. Für ethischgut halten sie etwas, womit das Wesen der angemessenen Handlungserfüllung übereinstimmt, wie das sorgfältig gepflegte Greisenalter eines Vaters, die unterstützte Armut eines Freundes, einen tapferen Heeresdienst, eine verständige und gemäßigte Willensentscheidung [zum Beispiel im Senat].

Wir [Stoiker] machen dies zwar zu zwei Begriffen, [betrachten sie] aber aus einem hervorgegangen. Nichts ist gut, als was ethischgut ist; was ethischgut ist, ist immer gut. Ich halte es für überflüssig, hinzuzufügen, welcher Unterschied zwischen beiden besteht, da ich es bereits oft gesagt habe. Nur das eine will ich sagen, dass uns [Stoikern] nichts gut scheint, was jemand auch übel anwenden kann. Du siehst aber, wie viele ihren Reichtum, ihren Adel, ihre Kräfte übel anwenden. Nun kehre ich aber zu dem Gegenstand zurück, den du besprochen wünschtest: Wie uns die erste Kenntnis des Guten und Ethischguten zugekommen sei.

Dies konnte uns die Natur nicht lehren: Sie hat uns die Keime der Wissenschaft, nicht die Wissenschaft selbst verliehen. Einige sagen, wir seien zufällig zu dieser Kenntnis geraten; aber es ist unglaublich, dass das Bild der Tugend einem Menschen durch Zufall entstanden sei. Uns [Stoikern] scheint es durch die Beobachtung und Vergleichung oft eingetretener Fälle entstanden zu sein; die Unsrigen urteilen daher, das Gute und das Ethischgute sei durch Analogie erkannt worden.

Da die lateinischen Grammatiker dieses Wort mit dem Bürgerrecht beschenkt haben, so, glaube ich, dürfen wir es nicht verdammen; ich werde mich also seiner bedienen nicht bloß als eines angenommenen, sondern als eines üblichen Begriffes. Was diese Analogie ist, will ich sagen: Wir kannten die Gesundheit des Körpers: Daher dachten wir [der Analogie gemäß], dass es auch eine Gesundheit des Geistes gebe. Wir kannten die Kräfte des Körpers: Daraus schlossen wir, es gebe auch eine Stärke des Geistes. Einige wohlthätige, menschenfreundliche, tapfere Handlungen hatten uns in Erstaunen versetzt: Diese fingen wir an als vollkommen zu bewundern. Es steckten dahinter viele Fehler, die von der hellen Außenseite und vom Glanz verborgen waren: Wir taten, als wären sie nicht vorhanden. Die Natur gebietet, das Lobenswerte zu erhöhen; jedermann vergrößert den Ruhm über die Wahrheit hinaus: Hieraus also haben wir das Bild eines außerordentlich großen Glücks-Gutes entnommen. Fabricius wies das Gold des Königs Pyrrhus zurück, und hielt es für größer als ein Königreich, die Schätze eines Königs verachten zu können. Fabricius ermahnte den Pyrrhus, sich vor Nachstellungen zu hüten, just als sein Arzt ihn vergiften wollte. Es war ein Zug des selben Charakters: Sich durch Gold nicht besiegen zu lassen und durch Gold nicht zu siegen. Wir bewundern einen großen Menschen, den weder die Versprechungen eines Königs, noch solche, die gegen einen König gerichtet sind, schwanken ließen. Der beharrlich am Beispiel des Ethischguten festhielt; der, was so äußerst schwer ist, im Krieg schuldlos blieb; der auch an ein Unrecht gegen die Feinde glaubte; der in der äußersten Armut, die er sich zu einer Zierde gemacht hatte, den Reichtum nicht anders als ein Gift floh. „Lebe“, sprach er,

„durch meine Wohltat, König Pyrrhus, und freue dich darüber, was du bisher bedauerst, dass Fabricius nicht bestochen werden kann.“

Horatius Cocles verteidigte allein den Engpass einer Brücke und befahl, dass man hinter ihm die Brücke abreiße, damit den Feinden der Weg zum Vorwärtskommen abgeschnitten werde. Er leistete den lange Heranstürmenden Widerstand, bis die losgerissenen Balken in mächtigem Einsturz krachten. Nachdem er rückwärts geblickt und gesehen hatte, dass durch seine eigene Lebensgefahr die Vaterstadt außer Gefahr sei, rief er: „Wer mir folgen will, der komme!“ Damit stürzte er sich in die Tiefe. Im reißenden Fluss nicht weniger besorgt, lieber bewaffnet als nur lebend davonzukommen, kehrte er mit dem geretteten Schmuck der siegreichen Waffen ebenso sicher zurück, als wenn er über die Brücke gekommen wäre. Diese und ähnliche Taten zeigen uns ein Bild der Tugend [der Tapferkeit].

Ich möchte hinzufügen, was vielleicht wunderlich scheinen dürfte: Das Böse gab bisweilen dem Ethischguten einen Glanz, und das Gute strahlte aus seinem Gegenteil hervor. Die Fehler grenzen, wie du weißt, oft an die Tugenden; und auch das Verdorbene und Schändliche hat eine Ähnlichkeit mit dem Guten. So spielt mancher Verschwender den Freigebigen, während doch ein gewaltiger Unterschied ist, ob einer recht zu geben versteht, oder nicht zusammenzuhalten versteht. Ich nenne den nicht freigebig, der auf sein Geld wütend ist. Die Nachlässigkeit ahmt die Willfährigkeit, die Tollkühnheit die Tapferkeit nach. Diese Ähnlichkeit nötigt uns, Acht zu geben, und das dem Schein nach Benachbarte, jedoch in Wirklichkeit weit voneinander Entfernte zu unterscheiden. Indem wir diejenigen beobachteten, die eine herrliche Tat berühmt machten, fingen wir an zu bemerken, wer eine Tat aus edler Gesinnung und erhabenem Antrieb vollbrachte.

Doch einmal sahen wir einen Mann, im Krieg tapfer, auf dem Marktplatz jedoch feige; die Armut hochherzig, die Beschimpfung kleinmütig ertragend: Wir lobten die Tat und verachteten den Mann. Einen anderen sahen wir gütig gegen seine Freunde, gemäßigt gegen seine Feinde, seine öffentlichen und privaten Angelegenheiten treu und gewissenhaft verwaltend; wir sahen, dass ihm bei dem, was zu erdulden war, die Geduld, bei dem, was es zu tun gab, die Klugheit nicht fehlte; dass er, wo es etwas auszuteilen galt, mit vollen Händen gab; wo es sich abzumühen galt, sich beharrlich und willig zeigte und die Kraft des Körpers durch den Geist verstärkte. Außerdem war er stets derselbe und in jeder Handlung sich selbst gleich, schon nicht mehr mit Absicht gut, sondern durch Angewöhnung dahin geführt, dass er nicht nur recht zu handeln, sondern überhaupt nie anders als recht zu handeln vermochte. Wir [Stoiker] erkannten, dass bei ihm die höchsten menschenmöglichen Tugenden vorhanden war. Diese zerlegten wir in Teile: Es mussten die Begierden gezügelt, die Furcht unterdrückt, das zu Tuende vorgesehen, das zu Leistende einem jeden zugeteilt werden. Wir bildeten die Begriffe der Mäßigung, der Tapferkeit, der Klugheit und der Gerechtigkeit, und wiesen einer jeden [dieser Tugenden] ihre angemessene Handlung an. Woraus also schöpften wir die Erkenntnis der Tugenden? Ihre spezifische Ordnung und Würde und Beständigkeit, die Übereinstimmung all ihrer Handlungen und ihre über alles sich erhebende Größe zeigten sie uns. Daraus erkannten wir jenes glückliche Leben, das in ungestörtem Verlauf dahinfließt und ganz von seinem eigenen Willen abhängt. Auf welche Weise also wurde uns dies klar? Ich will es dir sagen: Niemals verwünschte jener [menschennmöglich] vollkommene und zu den Tugenden gelangte Mensch sein Schicksal, niemals nahm er das ihm Zugestoßene

mit Unmut auf. Indem er sich als Weltbürger und Kämpfer betrachtete, nahm er die Mühsale auf sich, als wären sie ihm sozusagen befohlen worden. Nichts, was ihn auch traf, verschmähte er als ein Übel, oder als etwas ihm durch Zufall Begegnetes, sondern ertrug es wie etwas ihm Aufgetragenes. „Wie es auch immer beschaffen sein mag“, sprach er, „es ist meine Aufgabe. Sie ist schwierig, sie ist hart: Gerade deswegen will ich mich ihr mit Mühe widmen.“

Notwendiger Weise also erschien derjenige groß, der nie über ein Unglück seufzte, nie über sein Schicksal sich beklagte. Er machte sich vielen bemerkbar, glänzte wie ein Licht in der Finsternis und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, da er ruhig und sanft und ebenso gleichmütig gegen Übermenschliches wie Menschliches war. Er besaß eine [fast] vollkommene Psyche und war zu der größten ihm erreichbaren Höhe gelangt, über welches nichts mehr ist als die Weltvernunft [alias der Aether-Logos], von welchem ein Teil auch in seine sterbliche Brust hineingeflossen ist, die nie übermenschlicher ist, als wenn sie ihre Sterblichkeit bedenkt und weiß, dass der Mensch dazu geboren ist, um das Leben [eines Tages] aufzugeben, und dass dieser Körper kein Wohnhaus ist, sondern nur eine Herberge, und zwar nur für kurze Zeit, die verlassen werden muss, wenn man dem Wirt [der Natur] überdrüssig wird. Sehen wir nicht, wie viel Ungemach uns plagt und wie wenig dieser Körper uns zusagt? Bald klagen wir über den Kopf, bald über den Magen, bald über die Brust, bald über die Kehle. Einmal quälen uns die Nerven, ein andermal die Füße, jetzt der Durchfall, dann der Schnupfen; von allen Seiten her werden wir angegriffen und [aus dem Leben] herausgetrieben. Ähnliches pflegt denen zu begegnen, die in einem fremden Haus wohnen. Menschen, denen ein so hinfalliger Körper gegeben ist, fassen dennoch Pläne wie für eine Ewigkeit, und hoffen auf eine ungekürzte Lebenszeit, auf die menschliches Leben sich ausdehnen lässt; mit keinem Geld, mit keiner Macht zufrieden. Kann es wohl etwas Unverschämteres, etwas Törichtereres als dies geben? Nichts genügt den Todgeweihten, ja den [schon] Sterbenden: Denn täglich kommen wir dem Ende näher zu stehen, jede Stunde drängt uns dahin, von wo wir herabfallen müssen. Sieh daraus, von welcher Blindheit unsere Psyche befangen ist!

Das, was ich zukünftig nenne, geschieht eben jetzt und ist zum großen Teil bereits geschehen; denn die Zeit, die wir verlebt haben, ist jetzt da, wo sie früher war, ehe wir sie durchlebten. Wir irren aber, wenn wir den letzten Tag fürchten, da jeder einzelne eben so viel zum Tod beiträgt. Jener Schritt, mit dem wir zusammensinken, bewirkt nicht die Ermattung, sondern macht sie nur offenbar. Der letzte Tag gelangt beim Tode an, jeder andere nähert sich ihm. Der Tod zerpfückt uns, rafft uns hinweg. Daher gibt sich der große Mensch, seiner besseren Natur bewusst, zwar Mühe, auf dem Posten, wohin er gestellt ist, sich ehren- und standhaft zu zeigen, jedoch hält er nichts von dem, was ihn umgibt, für sein Eigentum, sondern gebraucht es als ihm nur geliehen, wie ein Fremder und Vorübergehender.

Sehen wir einen Menschen von solcher Stärke, warum sollte uns nicht das Bild eines ungewöhnlichen Charakters vor die Augen treten, zumal wenn, wie ich sagte, die Beständigkeit zeigt, dass diese Größe eine wahre ist? Das Wahre hat dauerhaften Bestand, das Falsche hält nicht lange. Einige sind abwechselnd bald Vatinier<sup>317</sup>, bald Catone; bald ist ihnen Curius nicht streng, Fabricius nicht arm, Tubero nicht sparsam und anspruchslos genug; bald fordern sie den Licinius im

<sup>317</sup> Vatinus, gegen den Cicero die bekannte Rede hielt, war nach Vellejus II, 69 „ein Mensch, bei welchem die Hässlichkeit des Körpers mit der Schändlichkeit des Charakters konkurierte.“



Reichtum, den Apicius im Schlemmen, den Maecenas in der Weichlichkeit heraus. Der größte Beweis einer unvollkommenen Psyche ist das Schwanken und der beständige Wechsel zwischen erheuchelten Tugenden und der Liebe zu den Lastern:

*Oft hatt' er zweihundert Sklaven,  
Oft nur zehn; bald sprach er von Königen nur und Tetrarchen,  
Lauter Reichen, bald: „Mir genügt ein bescheidenes Tischchen,  
Reinliches Salz in der Muschel, ein Kleid, auch vom billigsten Stoff,  
Das vor der Kälte mich schützt. Doch schenktest du selbst Millionen,  
Diesem zufriedenen, genügsamen Mann, fünf Tage darauf schon  
Wäre die Kasse leer.“<sup>318</sup>*

Viele Menschen sind so, wie Horaz in den >Saturnalien< den Flaccus beschreibt: Er ist niemals derselbe, ja sich nicht einmal immer ähnlich; so sehr verirrt er sich nach verschiedenen Richtungen hin. Ich habe von vielen Menschen gesprochen, ja es ist nahe daran, dass es alle sind. Fast keinen gibt es, der nicht täglich seine Pläne und seine Wünsche änderte. Bald will er eine Frau haben, bald nur eine Geliebte; bald will er König sein, bald strebt er danach, dass kein Mensch ihn an Dienstbeflissenheit übertreffe; bald breitet er sich so aus, dass er Neid erregt, bald duckt er sich und bückt sich so sehr, dass er fast noch niedriger erscheint als die, die wirklich am Boden liegen; bald wirft er mit Geld um sich, bald rafft er es wieder an sich. So verrät sich am deutlichsten eine unverständige Psyche, wenn einer jedesmal anders erscheint und, was ich für das Schimpflichste halte, sich selbst ungleich ist.

Achte es für eine große Sache, nur einen Menschen darzustellen; außer dem Weisen stellt aber niemand nur einen dar; wir übrigen sind vielgestaltig. Bald werden wir dir sparsam und gesetzt, bald verschwenderisch und eitel scheinen. Wir ändern wiederholt die Maske und nehmen die entgegengesetzte der eben abgelegten vor. Dies also fordere ich von dir, dass du dich so bis zum Lebensende bewahrst, wie du dich mir zu zeigen begonnen hast. Wache darüber, dass man dich zu loben, wo nicht, wenigstens zu erkennen im Stande ist. Von manchem, den du erst gestern gesehen hast, kann es mit Recht heißen: „Wer ist das?“ - So groß ist die Veränderung.

## 121. Brief

[Haben die Tiere auch ein Bewusstsein?]

Du wirst mir böse sein, ich sehe es, wenn ich dir die heutige kleine Frage, an der ich lange genug hängen geblieben bin, mitteile. Abermals wirst du vermutlich rufen: „Was hat das mit der Ethik zu schaffen?“ - Aber rufe nur immer! Kann ich dir doch erstens andere Männer entgegenstellen, mit denen du streiten magst, den Poseidonius und Archedemus<sup>319</sup>, die werden dein Urteil über sich ergehen lassen. Sodann erkläre ich dir: Nicht alles, was sich auf die Ethik bezieht, bewirkt einen guten Ethiker. Einiges bezieht sich auf die Nahrung des Menschen, anderes auf die Körperübungen, anderes auf die Kleidung, wieder anderes auf den Unterricht und noch anderes auf das Vergnügen. Alles aber bezieht sich auf den

<sup>318</sup> Aus Horaz, Sat. I. 3,11 ff.

<sup>319</sup> Fußnote Hrsg.: Archedemus aus Tarsus, ein Stoiker, der um 140 v. Chr. lebte. Zwei seiner Werke: >Über die Stimme< (gr. peri fonis) und >Über die Elemente< (gr. peri stichion) werden von Diogenes Laertius erwähnt. Archedemus ist wahrscheinlich derselbe, den Plutarch einen Athener nennt und der, wie er sagt, zu den Parthern ging und in Babylon eine stoische Philosophenschule gründete.

Menschen, mag auch nicht alles ihn besser machen. Die Wirkungen der Dinge auf die Ethik sind je nachdem verschieden; gewisse Vorgänge wirken bessernd und regelnd auf sie ein, gewisse Beschäftigungen wiederum gelten der Erforschung ihres Wesens und ihres Ursprungs. Wenn ich frage, warum die Natur den Menschen geschaffen, warum sie ihn den übrigen Tieren vorgezogen hat, glaubst du, das habe überhaupt nichts mit der Ethik zu tun? - Das ist ein Irrtum. Denn wie kannst du wissen, welche Moral man haben soll, wenn du in Unkenntnis darüber bist, was für jeden Menschen das Beste ist? Wenn du nicht seine Natur erforscht hast? Erst dann wirst du einsehen, was du zu tun und was du zu meiden hast, wenn du gelernt hast, was du deiner Natur schuldig bist. - „Ich wünsche zu lernen“, erklärst du, „wie ich meiner Begierde, meiner Furcht Schranken setzen kann. Fege den Aberglauben weg von mir. Lehre mich, dass leer und eitel sei, was Glück genannt wird, und dass eine Silbe<sup>320</sup> sehr leicht hinzutritt.“ - Ich werde deinen Wunsch erfüllen, werde den Tugenden Mut einflößen und den Lastern gehörig mit Schlägen zusetzen. Mag mich auch der oder jener in dieser Beziehung für übereifrig und maßlos erklären, ich werde nicht aufhören, die Schlechtigkeit zu verfolgen, den verwilderten Leidenschaften Einhalt zu tun, die Lustbegierden, die in Schmerz enden werden, zu zähmen und den vielen Wünschen entgegenzutreten. Und warum auch nicht? Waren es doch die größten Übel, die wir uns gewünscht haben; und wozu man beglückwünscht wurde, das wird Anlass zum Trostspruch.

Erlaube mir jetzt, auf jenes etwas weiter entfernte Thema des Näheren einzugehen. Wir warfen die Frage auf, ob sämtliche Tiere ein Bewusstsein ihrer Konstitution hätten. Dass dem so ist, geht besonders daraus hervor, dass sie ihre Glieder zweckentsprechend und gewandt bewegen, nicht anders als ob sie darin unterwiesen worden wären.<sup>321</sup> Keinem einzigen fehlt die Gelenkigkeit seiner Glieder. Der Künstler handhabt seine Werkzeuge mit Leichtigkeit, der Schiffslenker weiß das Steuerruder geschickt zu drehen, der Maler weiß die Farben, die er zur Erzielung der Ähnlichkeit in reicher Fülle und Vielfältigkeit vor sich ausgebreitet hat, auf das Schnellste zu unterscheiden und bewegt sich zwischen dem farbigen [und erhitzten] Wachs und seinem Werk mit raschem Blick behend hin und her.<sup>322</sup> So ist das Tier für alle seine Bedürfnisse mit Beweglichkeit ausgerüstet. Wir pflegen die Tanzkünstler zu bewundern, weil die Hand dieser Künstler zur Bezeichnung jeder Art von Gegenständen und Leidenschaften dienstbereit ist und weil die Gebärde mit der Schnelligkeit der Worte Schritt hält; was hier die Kunst leistet, das leistet dort die Natur. Jedes Tier bewegt ohne Schwierigkeit seine Glieder, keines versagt sich selbst den Dienst. Gleich nach der Geburt tun sie das. Gleich von Geburt ab sind sie mit dieser Kenntnis ausgerüstet; schon unterwiesen kommen sie zur Welt.

Man erwidert: „Wenn die Tiere ihre Glieder zweckentsprechend bewegen, so tun sie das deshalb, weil, wenn sie sie anders bewegten, sie Schmerz empfinden würden. Nach eurer Auffassung werden sie gezwungen, und so ist es

---

<sup>320</sup> Fußnote Apelt: Nämlich die vor das Wort „Glück“ gesetzte Silbe „Un“, sie macht das Glück zum Unglück.

<sup>321</sup> Fußnote Hrsg.: Dass Tiere einen Instinkt haben, angeborene Fähigkeiten, die ihnen zum Überleben notwendig sind, war den antiken Naturforschern und Philosophen unbekannt.

<sup>322</sup> Fußnote Apelt: Es handelt sich hier um enkaustische Malerei. In der Vorstellung der antiken Maler wurden die eigenen materialisierten Gedanken mit Feuer unvergänglich auf der Malfläche eingebrannt. Auch das Wort Enkaustik wird bereits seit mehr als zweieinhalb Jahrtausenden verwendet und leitet sich von dem griechischen Wort *enkauston* (eingebrannt), ab, dieses wiederum von *enkaio* (einbrennen).

die Furcht, nicht der Wille, der ihre Bewegungen lenkt.“ - Das ist falsch. Denn was durch Nötigung in Bewegung gesetzt wird, erfolgt langsam, was sich von selbst bewegt, dem steht Behendigkeit zu Gebote. So wenig aber ist es die Furcht vor dem Schmerz, die sie dazu treibt, dass sie, selbst wenn der Schmerz sie hindert, doch nach der natürlichen Bewegung streben. So geht es dem Kind, das darauf bedacht ist zu stehen und sich gewöhnt, sich von der Stelle zu bewegen: sobald es anfängt, seine Kräfte zu versuchen, fällt es zu Boden und steht unter Tränen so oft wieder auf, bis es sich unter Schmerzen zu dem geübt hat, was die Natur fordert. Gewisse Tiere mit härterem Rücken, die in die umgekehrte Lage geraten sind, drehen sich und recken und krümmen ihre Füße so lange, bis sie wieder in die richtige Stellung kommen. Eine auf dem Rücken liegende Schildkröte empfindet keine Qual, ist aber doch unruhig in dem Verlangen nach der natürlichen Lage und hört nicht eher auf, sich anzustrengen und sich zu schütteln, als bis sie wieder auf ihren Füßen steht. Alle haben also ein Bewusstsein ihres Zustandes, und darum finden sie sich so leicht in den Gebrauch ihrer Glieder, und wir haben keinen schlagenderen Beweis, dass sie schon mit dieser Kenntnis in das Leben kommen als die Tatsache, dass kein Tier zum Gebrauch seiner Glieder unfähig ist.

„Die Funktion des Körpers“, wendet man ein, „ist nach eurer [der Stoiker] Behauptung das leitende Prinzip der Psyche, das in einem gewissen Verhältnis zum Körper steht. Wie kann ein Kind diese verdrehte und fein ausgeklügelte Erklärung, für die ihr selbst kaum einen verständlichen Ausdruck finden könnt, mit seinem Verstand fassen? Alle Tiere müssten dialektisch geschult zur Welt kommen, um diesen für einen großen Teil der römischen Bürger unverständlichen Begriff zu verstehen.“ - Mit dem, was du entgegnest, hätte es seine Richtigkeit, wenn ich behauptet hätte, die Tiere würden die Definition der Bildungsform verstehen, nicht die Bildungsform selbst. Die Natur wird leichter verstanden als auf erklärende Formeln gebracht. So kommt es denn, dass das Kind nicht weiß, was Bildungsform ist, wohl aber seine Bildungsform kennt. Desgleichen weiß es nicht, was ein lebendes Wesen ist; dass es aber selbst ein lebendes Wesen ist, dessen ist es sich bewusst. Zudem kennt es seine eigene Bildungsform nur in grobem Umriss, nur obenhin und undeutlich.

Auch wir wissen, dass wir eine Psyche haben; was aber die Psyche ist, wo sie ist, welcher Art sie ist oder woher sie ist, das wissen wir nicht. Wie wir ein Bewusstsein unserer Psyche haben, obschon wir ihre Natur und ihren Sitz nicht kennen, so haben alle lebenden Wesen ein Bewusstsein ihrer Körpergestalt. Denn sie müssen notwendig dasjenige wahrnehmen, was ihnen zur Wahrnehmung anderer Dinge verhilft, sie müssen notwendig dasjenige wahrnehmen, dem sie gehorchen, von dem sie geleitet werden. Jeder von uns sagt sich, dass es etwas gibt, was seine Triebe in Bewegung setzt: was es aber ist oder woher es ist, weiß er nicht. Und dass ein Betätigungsdrang in ihm ist, weiß jeder; welcher Art aber er ist und woher, weiß er nicht. So haben auch die Kinder und Tiere ein Bewusstsein von ihrem leitenden Teil, nur dass es nicht hinreichend klar und völlig entwickelt ist.

„Ihr [Stoiker] sagt“, erwidert man, „dass jedes lebende Wesen zunächst für seine eigene Organisation eingenommen ist, des Menschen Organisation aber sei eine vernünftige, und deshalb sei der Mensch mit sich vertraut; nicht als mit einem lebenden Wesen, sondern als einem vernünftigen Wesen. Denn dass, was ihn zum Menschen macht, hat für ihn auch den überwiegenden Wert. Wie kann also ein Kind mit seiner vernünftigen Organisation vertraut sein, da es doch noch

nicht vernünftig ist?“ - Ein jedes Alter hat seine besondere Organisation, eine andere das Kind, eine andere der Knabe, eine andere der Greis. Alle sind mit der Organisation vertraut, in der sie sich befinden. Das Kind ist ohne Zähne: mit dieser seiner Beschaffenheit ist es vertraut. Es hat Zähne bekommen: mit dieser Beschaffenheit ist es vertraut. Hat doch auch jenes Gewächs, das sich zur Aussaat und Frucht entwickelt, eine andere Beschaffenheit, wenn es noch zart ist und kaum aus der Furche hervorragt, eine andere, wenn es erstarkt ist und auf einem Halme dasteht, der zwar weich aber doch seiner Last gewachsen ist, eine andere, wenn es gelb wird und der Tenne entgegenreift und die Ähre sich verhärtet. Jeden Zustand, in den es eintritt, nimmt es auch in seinen Schutz und richtet sich für ihn ein. So verschieden auch das Alter des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Greises ist, ich bin gleichwohl derselbe, der ich Kind war und Knabe und Jüngling. So verschiedenartig also auch für einen jeden sein Zustand ist, so bleibt doch die Vertrautheit mit seinem Zustand immer dieselbe. Denn nicht den Knaben, oder den Jüngling, oder den Greis empfiehlt mir die Natur, nein, mich empfiehlt sie mir. Daher ist das Kind mit demjenigen Zustand vertraut, der seinem Alter zukommt, nicht mit dem künftigen Zustand des Jünglings. Denn gibt es auch einen höheren Zustand, in den es übergehen kann, so ist doch der Zustand, in dem es geboren wird, nicht etwa wider die Natur.

Ein lebendes Wesen ist zunächst für sich selbst eingenommen, denn es muss etwas geben, worauf alles andere bezogen werden kann. Ich suche Angenehmes: für wen? Für mich. Ich trage also Sorge für mich. Ich meide den Schmerz: für wen? Für mich. Ich trage also Sorge für mich. Wenn ich alles aus Sorge für mich tue, so steht alles andere hinter dieser Sorge für mich zurück. Diese Sorge wohnt allen Geschöpfen inne, sie wird ihnen nicht erst beigebracht, sie bringen sie mit auf die Welt. Die Natur leitet ihre jungen Geschöpfe und stößt sie nicht von sich. Und weil der Schutz aus der Nähe der sicherste ist, so hat jeder zunächst für sich selbst zu sorgen. Darum wissen denn, wie ich zu Anfang des Briefes sagte, auch ganz zarte und eben aus dem Mutterleib oder aus dem Ei ans Licht gekommene Tiere gleich von selbst, was ihnen gefährlich ist und meiden das Todbringende. Schon den Schatten vorüberfliegender Raubvögel fürchten die Tiere, die deren Raubgier preisgegeben sind. Kein Tier tritt ohne Furcht des Todes in das Leben ein.

„Wie kann“, fragt man dagegen, „ein Tier bei seiner Geburt schon wissen, was ihm heilsam oder todbringend ist?“ - Zunächst fragt es sich, ob, nicht wie es in den Besitz dieser Kenntnis gelangt. Dass sie aber im Besitz dieser Kenntnis sind, geht daraus hervor, dass sie aus Einsicht nichts tun könnten, was besser wäre. Wie kommt es, dass die Henne vor dem Pfau und vor der Gans nicht die Flucht ergreift, wohl aber vor dem viel kleineren und ihr nicht einmal bekannten Habicht? Dass die Küken die Katze fürchten, während sie den Hund nicht fürchten? Offenbar wohnt ihnen eine nicht erst durch Erfahrung gesammelte Kenntnis des Schädlichen bei. Denn schon ehe sie die Erfahrung machen können, sind sie auf ihrer Hut. Sodann glaube auch nicht, dass dies etwa zufällig geschehe; denn sie fürchten weder etwas anderes als sie fürchten müssen, noch vergessen sie jemals diese Fürsorge und Achtsamkeit; die Flucht vor dem Verderblichen bleibt sich bei ihnen gleich. Dazu kommt noch, dass sie auch nicht ängstlicher werden im Verlauf des Lebens. Daraus geht hervor, dass sie nicht durch Erfahrung dazu gelangen sondern durch eine natürliche Liebe zu ihrem Wohlbefinden. Was die Erfahrung lehrt, erfordert Zeit und zeigt große Vielfältigkeit; was die Natur

verleiht, gilt allen gleichmäßig und tritt sofort hervor.<sup>323</sup>

Wenn du es wünschst, so will ich dir [meine Vermutung] sagen, wie ein jedes Tier zur Erkenntnis des ihm Schädlichen zu kommen versucht. Es fühlt, dass es aus Fleisch besteht; daher nimmt es auch alles wahr, was dazu dient, das Fleisch zu zerschneiden, zu brennen, zu verderben, derartig wie es auch die Tiere erkennen, die von der Natur [als Raubtiere] dazu ausgerüstet sind, ihm zu schaden; daraus ergibt sich für die Tiere die Vorstellung des Verderblichen und Feindseligen. Beides ist miteinander verbunden, denn ein jedes Geschöpf sorgt für sein Wohlbefinden und sucht nach Hilfsmitteln, empfindet daher auch Furcht vor dem, was ihm wehtun kann. Dem Tier ist der Trieb zum Nützlichen natürlich, auch der Abscheu vor dem Gegenteil. Ohne alle Überlegung, die das etwa geböte, ohne alle wohlbedachte Absicht geschieht alles, was die Natur gebietet. Siehst du nicht, mit welchem Scharfsinn die Bienen ihre Wohnungen bauen? Wie einträchtig sie die Arbeit unter sich verteilen? Siehst du nicht, wie unnachahmlich für jeden Menschen das Gewebe einer Spinne ist? Welche Arbeit es erfordert, die Fäden zu ordnen, sie also teils in gerader Richtung zu ziehen, als Halt für das Ganze, teils im Kreis, und zwar zuerst vom Mittelpunkte ab in engem, sodann in weiterem Abstand voneinander, damit die kleineren Tiere, zu deren Verderben sie gezogen werden, wie in Netze verfangen festgehalten werden? Diese Kunst ist angeboren, nicht erlernt. Daher ist kein Tier kenntnisreicher als das andere; die Spinnewebe sind, wie du siehst, einander gleich, ebenso auch die Öffnungen aller Zellen in den Waben. Unsicher und ungleich ist dagegen alles, was die Kunst lehrt, in gleichmäßiger Form tritt alles auf, was die Natur spendet. Sie gewährt ihren Geschöpfen an erster Stelle den Selbstschutz und die Geschicklichkeit dazu; daher fängt bei ihnen das Lernen unmittelbar mit dem Leben an. Und es ist kein Wunder, dass sie mit dem auf die Welt kommen, ohne welches ihr Eintritt ins Leben keinen Sinn hätte. Dies ist das erste Werkzeug, welches die Natur ihnen verliehen hat, um sich eine gewisse Dauer zu ermöglichen, den Selbsterhaltungstrieb und die Liebe zu sich selbst.

Sie würden sich nicht erhalten können, wenn sie nicht den Willen dazu hätten. Und für sich allein würde ihnen nichts genützt haben; aber ohne diesen ihren Willen hätte ihnen überhaupt nichts genützt. Bei keinem Tier wirst du finden, dass es sich selbst verachtet oder auch nur vernachlässigt. Selbst die stummen und stumpfsinnigen Tiere, so starr sie im übrigen auch sein mögen, haben doch Geschick zum Leben. Es kann dir nicht entgehen, dass auch die, welche für andere zu nichts nütze sind, es an Sorge für sich selbst nicht fehlen lassen.

## 122. Brief

### [Über die Verwerflichkeit der Nachtschlemmerei]

Schon hat der Tag an Länge verloren; er ist im sichtlichen Rückzug begriffen, so jedoch, dass er noch reichlich Raum lässt für einen, der sozusagen

---

<sup>323</sup> Fußnote Apelt: Das wirkliche Wissen innerhalb der Sphäre ihrer Lebensregungen und Betätigungen könnte die Tiere auch nicht höher führen, als es der Sachverhalt zeigt. Also, so folgert Seneca, wissen sie, was sie für ihre Lebenserhaltung zu tun haben; ein eigentliches Wissen könnte ihre Leistungsfähigkeit nicht erhöhen. Ihr tierischer Instinkt, denn um diesen handelt es sich hier, ist ihnen ein ausreichender Ersatz des eigentlichen Wissens. Sie sind also von Anfang an gleichsam im Besitz einer Art von Wissen, das man mit kühnerem Ausdruck, einer Art Oxymoron, als ein unbewusstes Wissen bezeichnen könnte. Dies ist der Standpunkt, auf den sich Seneca in seiner Betrachtungsweise stellt.

mit dem Tag selbst sich erhebt. Noch besser ist derjenige, der den Tag schon erwartet und den Sonnenaufgang gleichsam befördert. Schande über jeden, der bei hohem Stand der Sonne noch halb im Schlaf liegt und erst um die Mittagszeit wach zu werden beginnt; ja für viele ist das sogar die Zeit vor Anbruch der Nacht. Gibt es doch Leute, die Tag und Nacht vertauschen und die vom gestrigen Rausch noch schwer belasteten Augen nicht eher aufschlagen, als bis die Nacht herankommt. Wie es mit denen stehen soll, die die Natur zu unseren Gegenfüßlern gemacht hat [Vergil, Georg. I, 250]:

*Und wenn der Morgen bereits mit schnaubenden Rossen uns anhaucht,  
Lassen die Sterne sich dort am Abendhimmel erblicken.*

So ist bei diesen zwar nicht die Gegend, wohl aber das Leben allem Üblichen entgegengesetzt. In derselben Stadt gibt es gewisse Gegenfüßler, die, wie M. Cato sagt, weder die aufgehende noch die untergehende Sonne jemals gesehen haben.

Glaubst du, dass solche Leute wissen, wie man leben soll, da sie nicht wissen, wann? Sie sind es, die den Tod fürchten, obwohl sie schon lebend dem Tod und dem Grab verfallen sind. Sie sind Unheilbringer wie die Nachtvögel. Mögen sie auch gesalbten Körpers zechend die Finsternis durchwachen, mögen sie auch mit den zahlreichen Gängen ihrer Schmauserei die ganze Zeit ihres verkehrten nächtlichen Treibens hinbringen, sie tafeln nicht, sondern bringen sich selbst die Totenopfer. Den Toten wird wenigstens bei Tag geopfert. Aber wahrhaftig, dem Tätigen ist kein Tag zu lang. Geben wir dem Leben möglichste Ausdehnung: was es fordert und zum Inhalt haben will, ist Tätigkeit. Die Nacht soll sich eine Einschränkung gefallen lassen und einen Teil von sich an den Tag abtreten. Vögel, die für die Tafel bestimmt sind, werden, um sie durch den Mangel an Bewegung leicht fett zu machen, im Dunkeln gehalten; wenn sie so ohne alle kräftigende Bewegung daliegen, schwillt ihr träger Körper an, und die Finsternis fördert das Wachstum des trägen Fettes.

So bieten die Körper derer, die sich der Finsternis hingegeben haben, einen hässlichen Anblick. Denn sie zeigen eine Farbe, die verdächtiger ist als die Blässe der Kranken, kraftlos und matt schleichen sie bleich umher, und ihr Fleisch hat bei den Lebenden schon etwas, was an den Leichnam erinnert. Und doch möchte ich sagen, dieses Übel sei nur das kleinste bei ihnen. Wieviel größer ist die Finsternis, die über ihrem Geist liegt. Dieser ist in sich selbst erstarrt, ist in Dunkel gehüllt und beneidet die Blinden. Wer hat jemals Augen gehabt um der Dunkelheit wegen? Du fragst, wie die Psyche zu dieser Verkehrtheit kommt, den Tag zu meiden und das ganze Leben in die Nacht zu verlegen? Alle Laster liegen im Kampf mit der Natur und entziehen sich der gebührenden Ordnung. Darauf eben hat es die Üppigkeit abgelegt, am Verkehrten seine Freude zu haben; nicht nur vom Rechten abzuweichen und sich so weit wie nur möglich von ihm zu entfernen, um schließlich zum Gegenteil zu werden. Scheinen dir diejenigen nicht ein widernatürliches Leben zu führen, die nüchtern dem Becher zusprechen, die den Wein in die leeren Adern aufnehmen und berauscht zu Tisch gehen? Uud doch findet man häufig schon bei Jünglingen, welche den Körperübungen obliegen, dies Laster; beinahe auf der Schwelle des Baderaums trinken sie unter Nackten, ja treiben es bis zum Zechen und entledigen sich des durch die Fülle des hitzigen Getränkes erregten Schweißes gleich darauf durch Abreiben. Nach dem Frühstück oder der Hauptmahlzeit zu trinken ist in ihren Augen niedrige Volkssitte, der die Familienväter auf dem Land huldigen, Leute, die das wahre Vergnügen nicht kennen; ein wahrer Genuss aber ist jener Edelwein, der nicht auf der Nahrung

schwimmt, der sofort in die Nerven dringt. Nur jene Trunkenheit schafft Fröhlichkeit, die in das Leere kommt. Scheinen dir diejenigen nicht naturwidrig zu leben, die Frauenkleider anziehen an Stelle der ihrigen? Leben diejenigen nicht naturwidrig, die es darauf ablegen, den blendenden Reiz des Knabenalters über seine eigentliche Zeit hinaus in Geltung zu halten? Was kann es Grausameres und Erbärmlicheres geben? Es soll einer nie ein Mann werden, um lange das Opfer der Wollust eines Mannes zu sein? Und während jenen schon sein Geschlecht dem Schimpf hätte entreißen sollen, soll ihn nicht einmal sein Alter davon befreien? Leben diejenigen nicht naturwidrig, die Rosen im Winter verlangen und durch Erwärmung mit warmem Wasser und geschicktes Erborgen der winterlichen Wärme die Blumen des Frühlings erzielen? Leben diejenigen nicht naturwidrig, die Obstgärten auf turmhohen Gebäuden anlegen? Deren Wälder uns von den Dächern und Giebeln der Häuser zuwinken, mit Wurzeln, die in einer Höhe liegen, bis zu welcher die Wipfel hinaufzutreiben sich wie ein Frevel wider die Natur ausgenommen haben würde? Leben diejenigen nicht naturwidrig, die die Fundamente ihrer warmen Bäder ins Meer legen lassen, und die nur dann die volle Annehmlichkeit eines Schwimmbads zu genießen glauben, wenn Flut und Sturm an ihr warmes Badewasser anschlagen? Haben sie einmal angefangen alles nur in Widerspruch mit der natürlichen Gewohnheit tun zu wollen, so fallen sie schließlich völlig von ihr ab. „Es ist Tag, so ist es Zeit zum Schlafen. Es wird still: jetzt ist es Zeit uns zu rühren, uns spazieren tragen zu lassen, das Frühstück zu genießen. Schon ist das Tageslicht wieder im Anzug, es wird Zeit zum Mittagmahl. Fort mit der Volkssitte, mit der herkömmlichen Lebensführung; sie ziehen uns nur ins Gemeine hinab. Überlassen wir den Tag dem gemeinen Volk, uns soll ein besonderer, nur uns gehöriger Morgen anbrechen!“ - Solche Gesellen sind in meinen Augen so gut wie tot. Denn wie gering ist bei ihnen, die bei Fackel- und Kerzenlicht leben, noch der Unterschied von einem Leichenbegängnis und zwar eines Frühverstorbenen? <sup>324</sup>

Ein derartiges Leben haben meiner eigenen Erinnerung nach viele geführt, und zwar zu gleicher Zeit. Zu ihnen gehörte auch der gewesene Prätor Acilius Buta. Als dieser, nachdem er sein ungeheures Vermögen durchgebracht hatte, dem Tiberius seine Armut gestand, erwiderte dieser: „Du bist spät erwacht!“ - Montanus Julius<sup>325</sup>, ein erträglicher Dichter und bekannt durch die Freundschaft mit Tiberius, wie nicht weniger durch die Erkaltung dieser Freundschaft, trug aus seinen Gedichten vor. Sonnenauf- und -untergang spielten dabei eine besonders hervortretende Rolle. Als denn einer seinem Unwillen darüber Luft machte, dass jener den ganzen Tag vorgelesen habe, und erklärte, seine Vorleserei sei unausstehlich, erwiderte Natta Pinarius<sup>326</sup>: „Ich kann unmöglich höflicher sein: ich bin bereit, ihn vom Aufgang [der Sonne] bis zum Untergang anzuhören.“ Als er dann die Verse gelesen hatte:

*Schon hebt Phöbus an die glühenden Flammen zu senden,  
Schon erhebt sich der Tag in rötlichem Schimmer, die Schwalbe,  
Ängstlich besorgt, bringt Futter zum Nest der geschwätzigen Jungen,  
Teilt es liebevoll aus, um bald noch einmal zu kommen.*

da brach der römische Ritter Varus, der Genosse des M. Vinicius<sup>327</sup>, ein

<sup>324</sup> Fußnote Apelt: Kinder wurden in der Nacht bei Fackelschein beerdigt.

<sup>325</sup> Fußnote Apelt: Ist der von Ovid, Pont. IV, 16, 11 f. mit Achtung erwähnte und auch von Senecas Vater, Controv. VII, 16, 27 gelobte Dichter Montanus.

<sup>326</sup> Fußnote Apelt: Natta Pinarius wird bei Tacitus, Annalen IV, 34 unter den Klienten des Seian genannt.

<sup>327</sup> Fußnote Apelt: Marcus Vinicius erwähnt von Tacitus, Annalen VI, 15, und vom Vater Senecas,

Feinschmecker und Tafeljäger, welchen Beruf ihm seine lose Zunge lohnend machte, in die Worte aus: „Jetzt beginnt Buta zu schlafen.“ Als dann jener die Verse las:

*Schon in die Ställe getrieben sind von den Hirten die Herden,  
Schon ist die Nacht im Begriff, ein träges Schweigen zu breiten  
Über die schlummernde Erde.*

da sagte derselbe Varus: „Was sagst du? Ist es schon Nacht? Dann will ich gehen und dem Buta meinen Morgengruß bringen.“ - Nichts war bekannter als diese seine Lebensweise, diese Verkehrung des Lebens in sein Gegenteil, eine Mode, wie gesagt, die damals viele mitmachten. Einige aber ergaben sich dieser Lebensweise nicht deshalb, weil sie etwa glaubten, die Nacht habe an sich etwas Angenehmes, sondern weil der Überladene an nichts Freude hat, und weil das Tageslicht dem bösen Gewissen lästig ist, und weil demjenigen, der für alles, was er begehrt oder verachtet, nur den Maßstab des hohen oder geringen Preises kennt, und dem das umsonst zu habende Licht etwas Widerwärtiges ist. Außerdem wollen die Schlemmer ihr ständig im Mund der Leute sein; denn schweigt man über sie, so scheint ihnen all ihre Mühe verloren. Daher muss immer wieder von ihrer Seite etwas geschehen, was dem Gerede über sie Nahrung gibt. Viele verzehren ihr Hab und Gut, viele halten sich eine Geliebte. Will man es unter diesen Gesellen zu einem Namen bringen, so gilt es noch über die Üppigkeit hinaus etwas Außerordentliches zu leisten: in einem so viel beschäftigten Gemeinwesen findet alltägliche Verworfenheit nicht Beachtung genug, um zum Stadtgespräch zu werden. Ich habe den Pedo Albinovanus erzählen hören, er war ein sehr gewandter Erzähler, er habe oberhalb des Hauses des S. Papinius<sup>328</sup> gewohnt. Dieser gehörte zu jener lichtscheuen Gesellschaft. „Um die dritte Stunde der Nacht“, erzählte er, „höre ich das Knallen von Peitschen. Ich frage, was er mache? - Er lässt sich Rechnung ablegen<sup>329</sup>, lautet die Antwort. - Ich höre um die sechste Stunde der Nacht ein heftiges Geschrei; ich frage nach dem Grund. - Antwort: er übt seine Stimme. - Ich frage um die achte Stunde der Nacht, was es mit jenem Geräusch von Rädern auf sich habe. - Man sagt mir, er ließe sich spazieren fahren. - Um Tagesanbruch gibt es ein Hin- und Herrennen, die Sklaven werden gerufen, die Kellner und Köche machen Lärm. - Ich frage, was vorgehe. - Man sagt mir, er habe Met und Speltsuppe verlangt, sei eben aus dem Bad gekommen. - Seine Mahlzeit dauerte nicht länger als sein Tag; denn er lebte sehr sparsam: er verbrauchte nichts als die Nacht. Daher, glaube ich, sagte er, als einige ihn einen Geizhals und Knauser nannten: „Ihr könnt ihn auch Lychnobios [bei Licht lebende Nachteule] nennen.“ - Du darfst dich nicht wundern, wenn du solche Sonderlichkeiten von Lasterhaftigkeit findest, sie sind vielfach, haben unzählige Gestalten; ihre Arten sind unerschöpflich. Die Bemühung um das Rechte ist einfach, die um das Verkehrte vielfach und allen möglichen neuen Abweichungen zugänglich. Ebenso geht es mit den Tagesabläufen: Bei denen, die der Natur folgen, sind sie gefälliger und ungezwungener Art, und sie zeigen nur geringe Verschiedenheiten; bei unseren Nachtschwärmern aber sind sie durchaus verdrehter Art und sind ebenso verschieden von allem anderen wie von sich selbst. Der Hauptgrund dieser Krankheit scheint mir der Widerwille gegen die übliche allgemeine Lebensweise zu sein. Wie sie durch ihre Kleidung sich von

---

Controv. V, 7.

<sup>328</sup> Fußnote Apelt: Über S. Papinius siehe Tacitus, Annalen VI, 40, 49.

<sup>329</sup> Fußnote Apelt: Nämlich von den Sklaven, die dabei Peitschenhiebe über sich ergehen lassen müssen.



den Übrigen unterscheiden, sowie durch die gewählte Art ihrer Mahlzeiten, durch die vornehme Form ihrer Fuhrwerke, so wollen sie sich auch als etwas Besonderes hinstellen durch ihre Zeiteinteilung. Sie wollen sich nicht auf die gewöhnlichen Verkehrtheiten verlegen, da sie auf üblen Ruf als Lohn ihrer Laster rechnen. Auf diesen haben es alle diejenigen abgelegt, die, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, rückwärts leben. Daher, mein Lucilius, wollen wir den Weg einhalten, welchen die Natur uns vorgezeichnet hat, und wollen nicht von ihm abweichen. Wer der Natur folgt, dem ist alles leicht, und alles geht ihm von der Hand; wer sich gegen sie stemmt, der lebt so, als ob er gegen den Strom rudern würde.

### 123. Brief

#### [Lob der Genügsamkeit]

Durch eine mehr beschwerliche als lange Reise erschöpft, langte ich spät in der Nacht auf meinem Albanum<sup>330</sup> an. Ich vermisse hier noch alles, was mir gut tut, außer mich selbst. Daher gönne ich meiner Müdigkeit die Bequemlichkeit des Lagers und lasse die Langsamkeit des Kochs und Bäckers ruhig über mich ergehen. Denn in einem Selbstgespräch führe ich mir vor Augen, dass nichts schwer ist, was man leicht nimmt, und dass nichts des Ärgerns wert ist, wenn man nicht selbst dem Ärger Nahrung gibt. Mein Bäcker hat kein Brot; aber mein Verwalter hat welches. „Ein elendes Brot“, sagst du. - Warte nur: es wird schon gut werden. Dieses Brot wird der Hunger verfeinern und zum Weizenbrot machen. Man darf es nur nicht eher essen als bis der Hunger es befiehlt. Ich will also warten und nicht eher essen als bis es soweit ist, dass ich entweder gutes Brot bekomme oder aufhöre meinem verwöhnten Gaumen zu huldigen. Es ist notwendig, sich an Bescheidenheit zu gewöhnen. Viele Schwierigkeiten örtlicher und zeitlicher Art werden sich auch dem Reichen und Wohlhabenden als Hemmnisse ihrer Lustbegierde entgegenstellen. Niemand kann alles haben, was er will, wohl aber kann er nicht wollen, was er nicht hat; und heiteren Sinnes genießen, was ihm [vom Schicksal] gegeben wird.

Für unsere innere Freiheit kommt sehr viel darauf an, ob wir unseren Magen in guter Zucht haben und ob er widerstandsfähig ist auch gegen starke Zumutungen. Ich kann das Vergnügen gar nicht hoch genug anschlagen, das es mir macht, meine Müdigkeit sich an sich selbst gewöhnen zu sehen; ich verlange keine Sklaven zum Salben, kein Bad, kein anderes Mittel als das der Zeit. Denn was die Anstrengung uns auferlegt hat, das macht die Ruhe wieder gut. Diese eine auch noch so erbärmliche Mahlzeit wird erfreulicher sein als ein Antrittsschmaus. Denn ich habe meine Gemütsstärke einer völlig unvermuteten Probe unterworfen. Eine solche nämlich ist einfacher und wahrer. Denn wenn die Psyche sich vorbereitet und sich die Ausdauer ausdrücklich zum Gesetz gemacht hat, so gibt sich nicht mit gleicher Sicherheit das Maß ihrer wahren Festigkeit kund. Die sichersten Beweise sind die aus dem Stegreif, wenn sie nicht nur gelassen sondern mit freundlicher Miene das Beschwerliche an sich herantreten lässt, wenn sie sich nicht ereifert, nicht hadert, wenn sie das, was man ihr hätte geben müssen, sich selbst ersetzt durch Nichtverlangen und sich mit dem Gedanken beruhigt, dass nur ihrer Gewohnheit, nicht aber ihr selbst etwas fehlt. Wie überflüssig uns vieles ist, lernen wir erst dann einsehen, wenn es uns zu fehlen beginnt. Denn wir brauchten es nicht, weil wir mussten, sondern weil wir es hatten. Wie vieles aber schaffen

<sup>330</sup> Fußnote Apelt: Das Albanum war ein weiteres Landgut Senecas im Albanergebiet.

wir uns an, nur weil andere es sich angeschafft haben, weil es in dem Besitz der meisten sich findet! Eine der Ursachen unserer Unzufriedenheit ist die, dass wir uns in unserer Lebensweise nach dem Beispiel anderer richten und uns nicht durch die Vernunft leiten lassen, sondern der Gewohnheit als Führerin folgen. Wären es nur wenige, die dies täten, dann würden wir nicht geneigt sein es ihnen nachzumachen; aber wenn die Mehrzahl sich dazu bereitfindet, als wäre es anständiger, weil es überwiegend geschieht, so schließen auch wir uns an. So gelangt an die Stelle des gesunden Urteils der Irrtum zur Herrschaft, sobald er sich der öffentlichen Meinung bemächtigt hat.

Niemand [kein Reicher] unternimmt jetzt eine Reise ohne einen Vortrab von numidischen Reitern und ohne einen Trupp von Vorläufern. Man schämt sich, wenn man keine Leute hat, welche die Entgegenkommenden aus dem Weg treiben, oder die durch den emporwirbelnden Staub das Nahen eines vornehmen Herren ankündigen. Allgemein führt man jetzt Maultiere mit sich, die kristallene, mit Myrrhe gefüllte und von der Hand großer Künstler gefertigte Gefäße tragen. Man schämt sich, wenn es so aussieht, als habe man lauter Gepäck, das ohne Gefahr geschüttelt werden könne. Ihre Lieblingsknaben sitzen jetzt durchweg mit verdecktem Gesicht im Wagen, damit die Sonne oder die Kälte ihrer zarten Haut nicht schade. Man schämt sich, wenn die Knaben im Gefolge nicht sämtlich eines künstlichen Mittels [einer Sonnencreme] bedürfen zum Schutz ihres Gesichts.

Hüten wir uns vor der Unterhaltung mit all diesen Leuten: Sie sind es, die diese Laster [durch Prahlereien] verbreiten und von einem auf den anderen übertragen. Die verruchteste Sorte von Menschen scheinen diejenigen zu sein, die mit dem Herumtragen von Worten sich zu schaffen machen; es gibt auch Leute, die sich mit dem Verbreiten von Lastern befassen. Die Unterhaltung mit ihnen wirkt sehr schädlich; denn wenn sich die Folgen auch nicht sofort zeigen, so haftet der Keim [des Lasters] doch in der Psyche, und auch wenn wir uns von jenen Leuten entfernt haben, folgt uns das Unheil, um später sich wieder zur Geltung zu bringen. Wie Leute, die ein Konzert gehört haben, die rhythmische Bewegung und den bestrickenden Zauber der Gesangsweisen, der das Nachdenken hemmt und nicht zu ernstlicher Tätigkeit kommen lässt, noch in den Ohren mit sich herumtragen, so haftet auch die Rede der Schmeichler und Lobredner des Verkehrten noch lange in uns, nachdem die Rede verklungen ist. Und es fällt der Psyche nicht leicht, sich der Schmeicheleien zu erwehren: Sie begleiten uns und dauern fort und kehren von Zeit zu Zeit wieder. Daher gilt es, unsere Ohren vor den üblen Reden zu verschließen, und zwar gleich von den ersten an. Haben sie sich einmal Eingang verschafft und Einlass gefunden, dann erlauben sie sich alsbald weit mehr. So versteigen sie sich zu Behauptungen wie den folgenden: „Tugend, Philosophie, Gerechtigkeit, das ist alles nichts als leerer Wortschwall. - Das einzige Glück ist es, sich das Leben angenehm zu machen. - Essen, Trinken, Genuss des Erbguts, das heißt leben, das heißt sich erinnern, dass man sterblich ist. - Die Tage fließen dahin, und unwiederbringlich verrinnt das Leben. Gibt es da einen Zweifel? - Was hilft es, weise zu sein und dem Alter, das nicht immer genussfähig bleibt, schon jetzt, da es noch genussfähig ist und nach Lust verlangend, Entsagung aufzuerlegen?“<sup>331</sup> - Wohlan! Eile dem Tod voraus, und lass dir alles, was er dir rauben wird, gleich jetzt zugute kommen! Du hast keine Geliebte, keinen Knaben, der die Geliebte eifersüchtig machen kann. Tag für Tag gehst du nüchtern aus, mit der Mahlzeit hältst du es so knapp, als müsstest du deinem Vater dein Ausgabenbuch vorlegen. Das heißt nicht leben, sondern

<sup>331</sup> Fußnote Apelt: Hier ist die Überlieferung schwankend und unsicher.

Zuschauer fremden Lebens sein. Welche Torheit ist es, den Erben in die Hände zu arbeiten und sich selbst alles zu versagen, nur um dir aus einem Freund einen Feind zu machen um der Erbschaft wegen. Denn dein Erbe wird sich um so mehr über deinen Tod freuen, je mehr er bekommt. Diese finsternen und dünkelfhaften Gesellen, diese Richter über fremdes Leben und Feinde ihres eigenen, diese Schulmeister des Publikums lass dir völlig gleichgültig sein und gib unbedenklich einem Wohlleben den Vorzug vor einem guten Ruf.“ - Solche Stimmen sind ebenso zu fliehen wie diejenigen [die Sirenen], an denen Odysseus nicht anders als festgebunden vorüberfahren konnte. Sie haben dieselbe Wirkung: sie locken uns von der Heimat, von Eltern, Freunden weg und trüben unser Leben, mancherlei Hoffnung uns vorgaukelnd, durch die traurigsten Wirrnisse.<sup>332</sup> Wieviel besser ist es, den rechten Weg zu verfolgen und es dahin zu bringen, dass einem nur das angenehm ist, was moralisch gut ist. Dies Ziel können wir erreichen, wenn wir uns klar machen, dass es zwei Arten von Dingen gibt: solche, die uns verführen, und solche, die uns von sich abstoßen. Verführerisch wirken Reichtum, Belustigungen, Schönheit, Ehrgeiz, und was sonst noch uns umschmeichelt und anlächelt, abstoßend wirken Anstrengung, Tod, Schmerz, Schande und knappes Auskommen fürs Leben. Es bedarf also ernsthafter Übung, um das eine nicht zu fürchten, das andere nicht zu begehren. Wir müssen eine zweifache Kampfweise einhalten, deren eine das Gegenteil der anderen ist: vor dem Verführerischen müssen wir zurückweichen, gegen das Abstoßende zum Widerstand uns aufraffen. Siehst du nicht, wie verschieden die Haltung derer ist, die herabsteigen, und derer, die hinaufsteigen? Wer bergab geht, beugt den Körper rückwärts, wer bergauf geht, nach vorn. Denn beim Absteigen sein ganzes Gewicht nach vorn zu legen, beim Aufsteigen dagegen nach rückwärts, heißt sich zum Genossen des Verkehrten machen. Bei den Genüssen der Sinne geht es abwärts, bei Bewältigung des Widrigen und Harten aufwärts; hier müssen wir uns anspornen, dort zügelnd.

Glaubst du nun, ich meine es so, dass nur diejenigen unseren Ohren verderblich sind, welche die Lust loben und vor dem Schmerz uns Angst machen als vor Dingen, die ihrem Wesen nach furchtbar seien? Nein, auch jene, glaube ich, schaden uns, welche uns unter dem Schein von angeblichen stoischen Lehren zu den Lastern ermuntern. Denn sie kommen mit Behauptungen, denen zufolge nur der Weise auch ein richtiger Liebhaber sei:<sup>333</sup> „Er besitzt allein das Wissen für diese Kunst, er ist in gleicher Weise auch der Kundigste im geselligen Trinken und Schmausen. Sollen wir untersuchen, bis zu welchem Alter man die Jünglinge lieben dürfe?“ - Das bleibe der griechischen Sitte überlassen. Wir wollen vielmehr unsere Beachtung folgenden Reden schenken: „Niemand ist durch Zufall ethisch gut. Die [stoischen] Tugenden müssen erlernt werden. Die Lust ist eine niedere und kleinliche Sache, völlig wertlos, ein Gemeingut, das wir mit den unvernünftigen Tieren teilen, und dem auch die winzigsten und verachtetsten Geschöpfe zufliegen. Der Ruhm ist etwas Eitles und Flüchtliges und beweglicher als die Luft. Die Armut ist für niemanden ein Übel, außer für den, der ihr widerstrebt. Der Tod ist kein Unglück. Du fragst, was er ist? Er steht für die

<sup>332</sup> Fußnote Apelt: Die in der Überlieferung (vitam misara ni si turpis inludunt) unverständlichen und offenbar verdorbenen Worte habe ich frei übersetzt, glaube aber der verdorbenen Überlieferung aufhelfen zu können, indem ich für ‚vitam misera nisi turpis inludunt‘ schreibe: ‚vitam miseram, si turpis, inludunt‘: „Sie (die verführerischen Stimmen) treiben ihren Spott mit unserem Leben, das, wenn schimpflich, auch elend ist“. Aus einem ‚m‘ ist ‚ni‘ geworden, ein sehr wahrscheinlicher Fehler [des Kopisten].

<sup>333</sup> Fußnote Apelt: Hier ist die Überlieferung wieder sehr unsicher.

Gleichheit des menschlichen Geschlechts.<sup>334</sup> Der Aberglaube ist ein kindlicher Irrtum; er fürchtet die, die man lieben muss; er beleidigt die, welche man verehren muss. Denn was ist es für ein Unterschied, ob du den Aether-Logos leugnest oder in Verruf bringst?

Diese Lehrsätze muss man lernen, ja sich tief einprägen. Die Philosophie darf dem Laster keine Entschuldigungen zur Verfügung stellen. Keine Hoffnung auf Genesung hat ein Kranker, den der Arzt zur Unmäßigkeit auffordert.

#### 124. Brief

[Wird das Ethischgute durch die Sinne oder den Verstand erfasst?]

*„Kann ich berichten dir doch von mancherlei Lehren der Alten,  
Wenn du nicht fliehst, abwendend den Sinn von kleinen Dingen.“<sup>335</sup>*

Du fliehst nicht und lässt dich durch keine Schwierigkeit der Forschung abschrecken. Deine vorzügliche Geistesbildung führt dich dahin, den wichtigsten Fragen dich zuzuwenden, wie ich es denn auch für richtig halte, dass du überall einen bestimmten Gewinn im Auge hast und nur dann Anstoß nimmst, wenn auch der größte Scharfsinn zu keinem Ergebnis gelangt. Dass dies auch jetzt der Fall ist, darauf soll mein ganzes Bemühen gerichtet sein.

Die Frage, um die es sich handelt, ist diese: Wird das Ethischgute durch die Sinne oder durch den Verstand erfasst? Damit steht in enger Verbindung der Satz, dass sprachlose Tiere und Kinder für das Ethischgute nicht in Betracht kommen. Alle Philosophen, welche die Lust an die Spitze stellen, [wie die Epikureer] halten das Gute für etwas sinnlich Empfindbares; wir [Stoiker] dagegen, die wir es zu einer Sache der Psyche machen, halten es für etwas dem Verstand Angehöriges. Wären die Sinne Richter über das Ethischgute, so würden wir keinerlei Lust abweisen, denn es gibt keine Lust, die nicht etwas Einladendes hat, keine, die uns nicht Freude bietet; und umgekehrt würden wir freiwillig keinen Schmerz über uns ergehen lassen; denn es gibt keinen, der nicht den Sinnen weh täte. Zudem würden diejenigen keinen Tadel verdienen, die an der Lust ein übermäßiges Wohlgefallen finden und den Schmerz mehr fürchten als sonst etwas. Nun tadeln wir aber doch diejenigen, die dem Gaumen und der Wollust ergeben sind, und verachten diejenigen, die aus Furcht vor Schmerz sich vor jedem tapferen Wagnis scheuen. Was kann man ihnen aber vorwerfen, wenn sie dem Gebot der Sinne als dem zuständigen Richter über das Ethischgute und -schlechte folgen? Denn sie [die Sinne] sind es ja, denen ihr [Epikureer] die Entscheidung über Erstreben und Fliehen anheimgestellt habt. Aber kein Zweifel besteht: die Vernunft ist es, der die Entscheidung über diese Sache zusteht. Sie gibt die Bestimmungen wie für das glückliche Leben, wie für die Tugenden und das Ethischgute, so auch für das Ethischgute und -schlechte überhaupt. Denn bei jenen [den Epikureern] wird dem niedrigsten Teil unserer Psyche das Urteil über den höheren eingeräumt, so dass den Sinnen das Bestimmungsrecht über das Ethischgute zusteht, ihnen, die so dumpf und stumpf und bei den Menschen noch träger als bei den übrigen Geschöpfen sind. Wollte man das Kleine nicht durch die Augen sondern durch Betasten unterscheiden, so würde das Ergebnis weit zurückstehen gegen das durch die ersteren. Aber auch dies schärfste sinnliche Prüfungsmittel, die Augen, würde uns für die Unterscheidung des Ethischguten und -schlechten im Stich lassen.

Du siehst, in wie schwerer Verkennung der Wahrheit derjenige befangen ist,

<sup>334</sup> Fußnote Hrsg.: Alle Menschen müssen sterben.

<sup>335</sup> Fußnote Apelt: Verse aus Vergil, Georg. I, 176.

und wie sehr er das Erhabene und das Naturgesetz in den Staub zieht, der zum Beispiel den Tastsinn [und die anderen Sinne] zum Richter macht über das höchste Glücks-Gut und Übel.

„Wie jede Wissenschaft“, entgegnet man, „und jede Kunst etwas Handgreifliches und sinnlich Wahrnehmbares haben muss, dem sie Ursprung und Wachstum verdankt, so nimmt das glückliche Leben seine Grundlage und seinen Anfang vom Sichtbaren an, und von dem, was unter die Sinne fällt. Behauptet doch auch ihr [Epikureer] selbst, das glückliche Leben nehme seinen Anfang vom Sichtbaren.“ - Wir [Stoiker] behaupten, dass dasjenige glücklich macht, was der Natur entspricht. Was aber der Natur entspricht, liegt offen und auf den ersten Blick zutage, ebenso wie das, was vollkommen ist. Was naturgemäß ist, was ohne weiteres dem Neugeborenen zuteil geworden ist, das nenne ich noch nicht ein Glücks-Gut sondern Anfang des Guten. Du [als Epikureer] teilst dein höchstes Gut, die Lust, schon der Kindheit mit, auf dass es gleich bei seiner Geburt mit dem beginnt, wozu erst der vollendete Mensch gelangt. Den Gipfel setzt du an die Stelle der Wurzel. Wollte einer behaupten, jenes sich noch im Mutterleib bergende, dem Geschlecht nach noch unbestimmte, zarte und unfertige und der gehörigen Form noch entbehrende Wesen sei schon Inhaber irgendeines Glücksgutes, so wird sein Irrtum offen zutage liegen. Und doch, wie geringfügig ist der Unterschied zwischen dem, der eben erst zur Welt kommt, und dem, was noch als verborgene Last im Mutterschoß ruht! Beide sind, was das Verständnis der Glücksgüter und der Übel anbelangt, gleich unreif, und wer noch Kind ist, hat noch ebenso wenig Empfänglichkeit für das moralisch Gute wie ein Baum oder ein Tier. Warum aber ist im Baum und im Tier nichts Gutes? Weil auch keine Vernunft in ihm ist. Darum ist auch im Kind nichts Ethischgutes, denn auch ihm fehlt noch die Vernunft. Erst dann wird es zum Ethischguten gelangen, wenn es zur Vernunft gelangt ist.

Es gibt unvernünftige lebende Wesen, es gibt solche, die noch nicht vernünftig sind, und es gibt vernünftige, aber noch unvollkommene: keines derselben ist schon im Besitz des Ethischguten, die Vernunft bringt es mit sich. Was ist also für ein Unterschied zwischen den genannten Arten von Geschöpfen? In dem vernunftlosen Lebewesen wird das Ethischgute niemals sein; in dem, welches noch nicht vernünftig ist, kann das Ethischgute einstweilen noch nicht sein; in dem dagegen, welches vernünftig, aber noch unvollkommen ist, kann das Ethischgute sein, ist es aber noch nicht. Ich meine das so, mein Lucilius: Das Ethischgute findet sich nicht in jedem Körper, nicht in jedem Alter und ist von der Kindheit so weit entfernt, wie das Letzte vom Ersten, wie das Vollendete vom Anfang. Also ist es auch nicht in dem zarten, aber erst sich formenden Körperchen. Und der Grund? Es könnte ebensowenig darin sein wie im Samenkorn. Wenn du sagst: wir kennen etwas Gutes am Baum und an der Saat, so ist das noch nicht gleich im aufkeimenden Halm, der nach oben gerichtet eben jetzt den Boden durchbricht. Es ist etwas Gutes am Weizen: Das findet sich noch nicht im milchigen Halm, noch wenn sich die weiche Ähre aus der Hülse hervordrängt, sondern wenn der Sommer und die gehörige Reife die Frucht gekocht hat. Wie jedes natürliche Gebilde sein Gutes erst hervorbringt, wenn es vollendet ist, so findet sich das Ethischgute des Menschen erst dann im Menschen, wenn seine Vernunft zur Reife gelangt ist. Was ist dieses Ethischgute? Ich will es sagen: eine freie und hochgerichtete Psyche, die alles andere sich unterwirft, sich selbst aber keinem. Dieses Glücks-Gutes wird die Kindheit so wenig teilhaftig, als das Knabenalter es nicht hofft und das Jünglingsalter es über Gebühr erhofft: Erst

das Greisenalter darf zufrieden sein, wenn es nach langem und anstrengungsvollem Streben dazu gelangt ist. Verhält es sich mit dem Guten so, dann ist es auch nur mit dem Verstand erfassbar.

„Du sagtest doch“, erwidert man, „der Baum habe etwas Gutes, der Halm desgleichen: so kann doch auch die Kindheit etwas Gutes haben.“ - Ein wahres Gut findet sich weder in den Bäumen noch in den sprachlosen Tieren; was in ihnen gut ist, trägt diese Bezeichnung nur als geborgten Namen. „Und was ist darunter zu verstehen?“ fragst du. - Dasjenige, was der Natur eines jeden gemäß ist. Das Gute kann dem sprachlosen Tier auf keine Weise zukommen. Es gehört einer glücklicheren und besseren Natur an. Nur da, wo die Vernunft ihre Stätte hat, findet sich das Gute. Es gibt vier Arten natürlicher Wesen: die Pflanzen, das Tier, der Mensch, der Aether-Logos: die beiden letzteren, welche Vernunft haben, haben die gleiche Natur und unterscheiden sich nur dadurch, dass das eine unsterblich, das andere sterblich ist. Bei dem einen von diesen ist es die Natur, die das Ethischgute vollendet, nämlich bei der Gottheit [dem Aether-Logos], bei dem anderen, dem Menschen, ist es die eigene Fürsorge. Das Übrige, dem die Vernunft fehlt, ist nur nach Maßgabe seiner eigenen Natur, nicht aber wahrhaft vollendet; denn erst das ist vollendet, was nach Maßgabe der gesamten Natur vollendet ist. Die Gesamtnatur aber ist vernünftig. Das Übrige kann in seiner Art vollendet sein. In einem Wesen, in dem kein glückliches Leben sein kann, kann auch das nicht sein, wodurch ein glückliches Leben hervorgebracht wird; ein glückliches Leben aber wird hervorgebracht durch alles, was als ein Glücks-Gut zu bezeichnen ist. Im sprachlosen Tier ist weder ein glückliches Leben noch das, wodurch ein glückliches Leben hervorgebracht wird; in einem sprachunfähigen Tier ist also nichts Ethischgutes. Das sprachunfähige Tier fasst das Gegenwärtige durch die Sinne auf. Des Vergangenen erinnert es sich nur dann, wenn es wieder auf dasjenige stößt, wodurch der Sinn aufmerksam gemacht wird, wie z. B. das Pferd sich des Wegs erinnert, wenn es an den Anfang desselben gebracht ist. Im Stall hat es keine Erinnerung an den Weg, so oft es ihn auch zurückgelegt hat. Die dritte Zeit aber, nämlich die zukünftige, hat für die sprachlosen Tiere überhaupt keine Bedeutung. Wie kann man also die Natur von Geschöpfen für vollkommen halten, denen die Verfügung über die volle Zeit etwas ganz Fremdes ist? Denn die Zeit setzt sich aus drei Teilen zusammen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Den Tieren ist nur die kürzeste Zeit im Vorübergehen verliehen, die Gegenwart. An Vergangenes denkt das Tier nur selten, und es ist nur der Anblick des Gegenwärtigen, wodurch die Erinnerung wieder wachgerufen wird. Es kann also das Ethischgute einer vollkommenen Natur nicht in einer unvollkommenen Natur sich finden, oder wenn eine solche Natur es hat, dann haben es auch die Pflanzen. Und ich leugne nicht, dass die sprachlosen Tiere zu dem, was ihrer Natur entsprechend erscheint, mächtige und heftige Triebe haben, doch diese sind ungeordnet und verworren. Niemals aber ist das Ethischgute ungeordnet oder verworren. „Wie nun?“ sagst du, „sind die Tiere in ihren Bewegungen aller Ruhe und Ordnung unfähig?“ - Ich würde sagen, dass dem so sei, wenn ihre Natur der Ordnung fähig wäre; tatsächlich aber bewegen sie sich gemäß ihrer Natur. Denn verworren ist das, was zuweilen auch nicht verworren sein kann; ängstlich ist, was auch sorglos sein kann. Nur bei dem kann von einem Fehler die Rede sein, der auch im Besitz der Tugenden sein kann. Bei den sprachunfähigen Tieren werden ihre Regungen ganz durch ihre Natur bestimmt. Aber um dich nicht lange aufzuhalten, auch das sprachlose Tier wird irgendwelches Gute, wird irgendwelche Tugend, wird irgendwelche Vollkommenheit haben, aber weder das

Ethischgute noch die Tugend, noch die Vollkommenheit in voller Unbedingtheit. Denn diese Vorzüge werden nur den vernünftigen Wesen zuteil, denen es gegeben ist, das Warum, Inwiefern und Wie zu wissen. So ist das Ethischgute nur in demjenigen Wesen, in dem Vernunft ist.

Was soll nun diese Untersuchung, und was kann sie deiner Psyche nützen? So fragst du. - Ich sage: sie übt und schärft die Psyche und hält sie, die auf alle Fälle in Tätigkeit sein will, bei einer löblichen Beschäftigung fest. Sie nützt aber auch dadurch, dass sie die einem verkehrten Ziel Zueilenden in ihrem Lauf aufhält. Und ich sage weiter: auf keine Weise kann ich dir mehr nützen als dadurch, dass ich dich auf das dir zustehende Gute hinweise, wenn ich zwischen dir und sprachlosen Tieren eine Scheidewand aufrichte, wenn ich dich an die Seite des Aether-Logos stelle. Wozu, frage ich, nährst und übst du die Kräfte des Körpers? Dem Herdenvieh ebenso wie den wilden Tieren hat die Natur diese in höherem Maße verliehen. Was machst du dir mit der Schönheit deines Äußeren zu schaffen? Wenn du es auch an nichts hast fehlen lassen, so wirst du doch von den sprachlosen Tieren an schmückender Pracht übertroffen. Warum betreibst du deine Haarpflege mit so erstaunlicher Sorgfalt? Magst du dein Haar nach Partherart herabwallen lassen, magst du es nach Germanenart aufbinden oder nach Scythenart es auseinanderscheiteln: bei jedem Pferd wird die Mähne in dichter Fülle prangen, am Nacken des Löwen wird sie in schönerer Form emporstreben. Magst du durch Übung dich zu einem Schnellläufer gemacht haben, du wirst es doch dem Hasen nicht gleichtun.

Fühlst du dich nicht getrieben, dasjenige aufzugeben, worin du, als nach Fremdartigem strebend, besiegt werden musst, und zu deinem höchsten Glücksgut zurückzukehren? Welches ist das? Eine fleckenlose und reine Psyche, die den Spuren des Aether-Logos folgt, über alles Menschliche sich erhebt und alles Ihrige in sich selbst trägt. Du bist ein vernünftiges Wesen. Was ist also Gutes in dir? Die [menschennögliche] vollkommene Vernunft. Diese rufe zu ihrem Ziel, verhilf ihr zum größtmöglichen Wachstum! Erst dann halte dich für glücklich, wenn dir aus ihr jede Freude erwächst, wenn du unter dem, was die Menschen rafften, wünschen, behüten, nichts findest, was du, ich sage nicht *auch* wolltest, sondern *überhaupt* wolltest. Ich will dir eine kurze Formel sagen, nach welcher du dich messen, nach welcher du dich beurteilen kannst, ob du bereits der Vollkommenheit nahe bist: Nämlich dann, wenn du einsiehst, dass die Unglücklichen [die Besitzlosen] eigentlich glücklich sind.

[Mindestens 20 Briefe sind verloren.]

Die Briefe Senecas endeten mit seiner Ermordung im April des Jahres 65 u. Zr. Nicht auf Befehl Kaiser Neros, siehe meine Nero-Rehabilitation >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12 erweiterte Auflage, sondern auf Befehl des ranghöchsten Putschisten der sogenannten Pisonischen Verschwörung, des Prätorianerpräfekt Faenius Rufus, wurde Seneca ermordet.





## Bibliographie-Auswahl

- Arnim, H. v.: >Stoicorum Veterum Fragmenta< (SVF), 4 Bände, Leipzig 1903-1924;
- Baus, Lothar: >Die atheistischen Werke der Stoiker – Eine Auswahl der bedeutendsten Abhandlungen der Stoiker<, II. erweiterte Auflage, Homburg 2015;
- Baus, Lothar: >Buddhismus und Stoizismus – zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre, 4. erw. Aufl., Homburg 2013;
- Baus, Lothar: >Der stoische Weise – ein Materialist< und >Über die Freiheit<, von Cicero, Epiktet und einem unbekanntem griechischen Stoiker, 2. erw. Auflage, Homburg 2010;
- Baus, Lothar: >Quo vadis Kaiser Nero? – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erweiterte Auflage, Homburg 2016;
- Baus, Lothar: >Kaiserin Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<, II. Auflage, Homburg 2015;
- Baus, Lothar: >Chronologie der kritischen Nero-Biographie – Was deutsche und französische Nero-Biographen den antiken Autoren nicht glauben<, Homburg 2015;
- Baus, Lothar: >Widerlegung der Polemik Plutarchs gegen die stoische Philosophie<, Homburg 2016;
- Baus, Lothar: >Epiktet, der Philosoph der Freiheit – Was er wirklich sagte<, Homburg 2016;
- Guckes, Barbara: >Zur Ethik der älteren Stoa<, Göttingen 2004;
- Habicht, Christian: >Athen – Die Geschichte der Stadt in hellenistischer Zeit<, München 1995;
- Hossenfelder, Malte: >Die Philosophie der Antike<, Band 3: Stoa, Epikureismus und Skepsis, in: >Geschichte der Philosophie<, hrsg. von Wolfgang Röd, 2. Aufl., München 1995;
- Hossenfelder, Malte: >Antike Glückslehren – Quellen in deutscher Übersetzung<, Stuttgart 1996;
- Hülser, Karlheinz: >Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<, zusammengestellt, ins Deutsche übersetzt und teilweise kommentiert, 4 Bände, Stuttgart 1987/8;
- Löbl, Rudolf: >Die Relation in der Philosophie der Stoiker<, Amsterdam 1986;
- Long, A.A./Sedley, D.N.: >The Hellenistic Philosophers<, 2 vol, Cambridge 1987; dt. >Die hellenistischen Philosophen - Texte und Kommentare<, ins Deutsche übersetzt von Karlheinz Hülser, Stuttgart u. Weimar 2000;
- Lucasiewicz, Jan: >Zur Geschichte der Ausagenlogik<, Leipzig 1934;
- Mücke, Rudolf, >Epiktet – was von ihm erhalten ist, nach den Aufzeichnungen Arrians<, Neubearbeitung der Übersetzung von J. G. Schulthess, Heidelberg 1926;
- Nickel, Rainer, >Epiktet, Teles und Musonius – Wege zum Glück<, Zürich und München 1987;
- Nickel, Rainer: >Stoa und Stoiker<, Auswahl der Fragmente und Zeugnisse, Übersetzung und Erläuterungen, 2 Bände, Düsseldorf 2008;
- Pohlenz, Max: >Die Stoa – Geschichte einer geistigen Bewegung<, 7. Aufl., Göttingen 1992;
- Pohlenz, Max: >Stoa und Stoiker – die Gründer, Panaitios, Poseidonios<, 2.

Aufl., Zürich 1964;

Rolke, Karl-Hermann: >Die bildhaften Vergleiche in den Fragmenten der Stoiker von Zenon bis Panaitios<, Hildesheim 1975;

Schlüter, Christoph Bernhard: >Aristoteles' Metaphysik – Eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila<, A. Russell's Verlag 1874;

Scholz, Peter: >Der Philosoph und die Politik – Die Ausbildung der philosophischen Lebensform und die Entwicklung des Verhältnisses von Philosophie und Politik im 4. und 3. Jh. v. Chr.<, Kapitel: >Die frühen Stoiker<, Stuttgart 1998;

Thrams, Peter: >Hellenistische Philosophen in politischer Funktion<, Hamburg 2001;

Toland, John: >Pantheistikon<, (In Latein geschrieben und auf eigene Kosten von John Toland im Jahr 1720 gedruckt. Im Jahr 1751 erschien eine erste englische Übersetzung. Erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt im Jahr 1897 von Ludwig Fensch. Von mir zwecks besseren Verständnisses ins Neuhochdeutsche übertragen);

Trillitzsch, Winfried: >Seneca im literarischen Urteil der Antike - Darstellung und Sammlung der Zeugnisse<, Band I: Darstellung, Band II: Quellensammlung, Amsterdam 1971;

Weinkauf, Wolfgang: >Die Stoa – Kommentierte Werkausgabe<, Augsburg 1994;